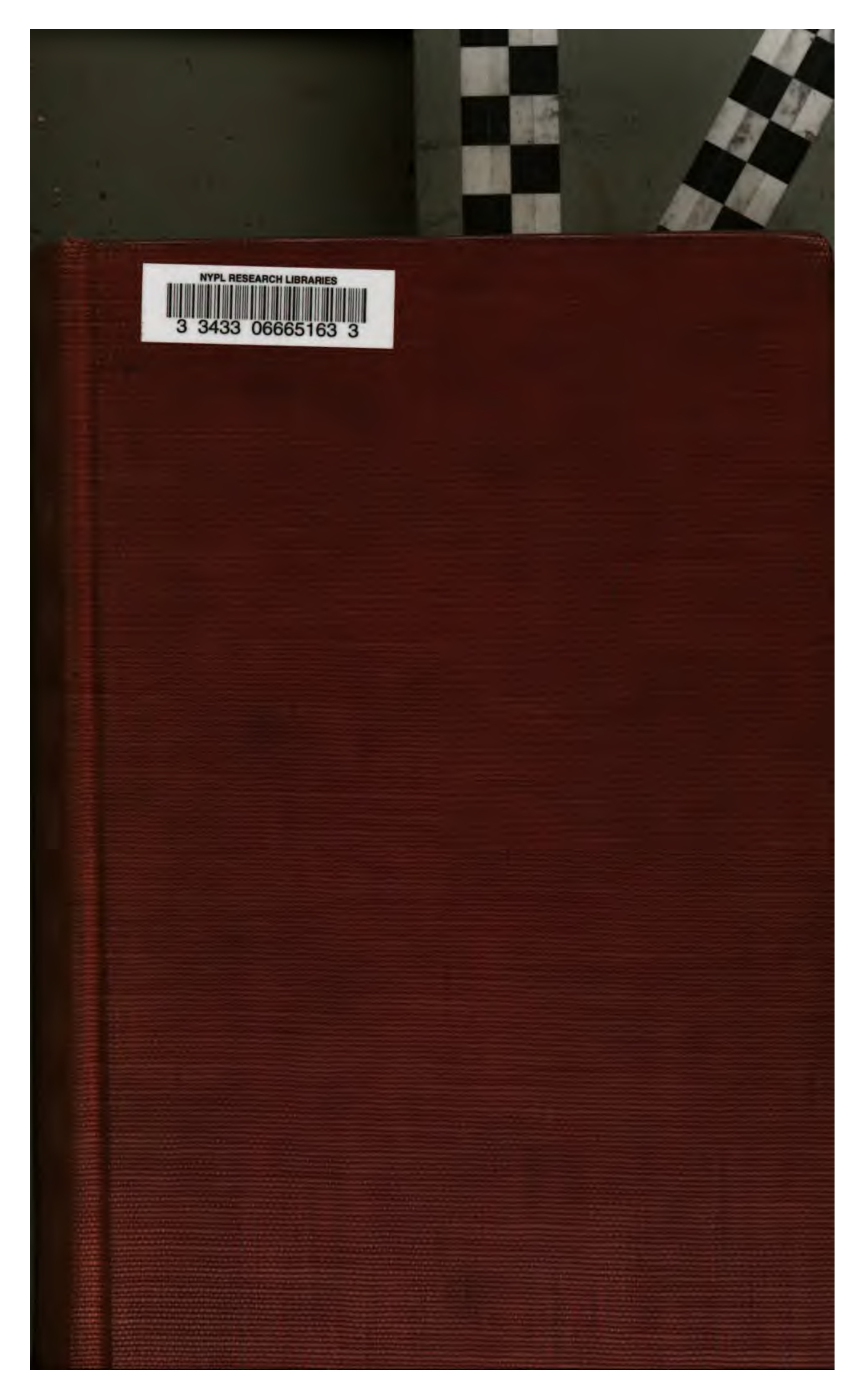
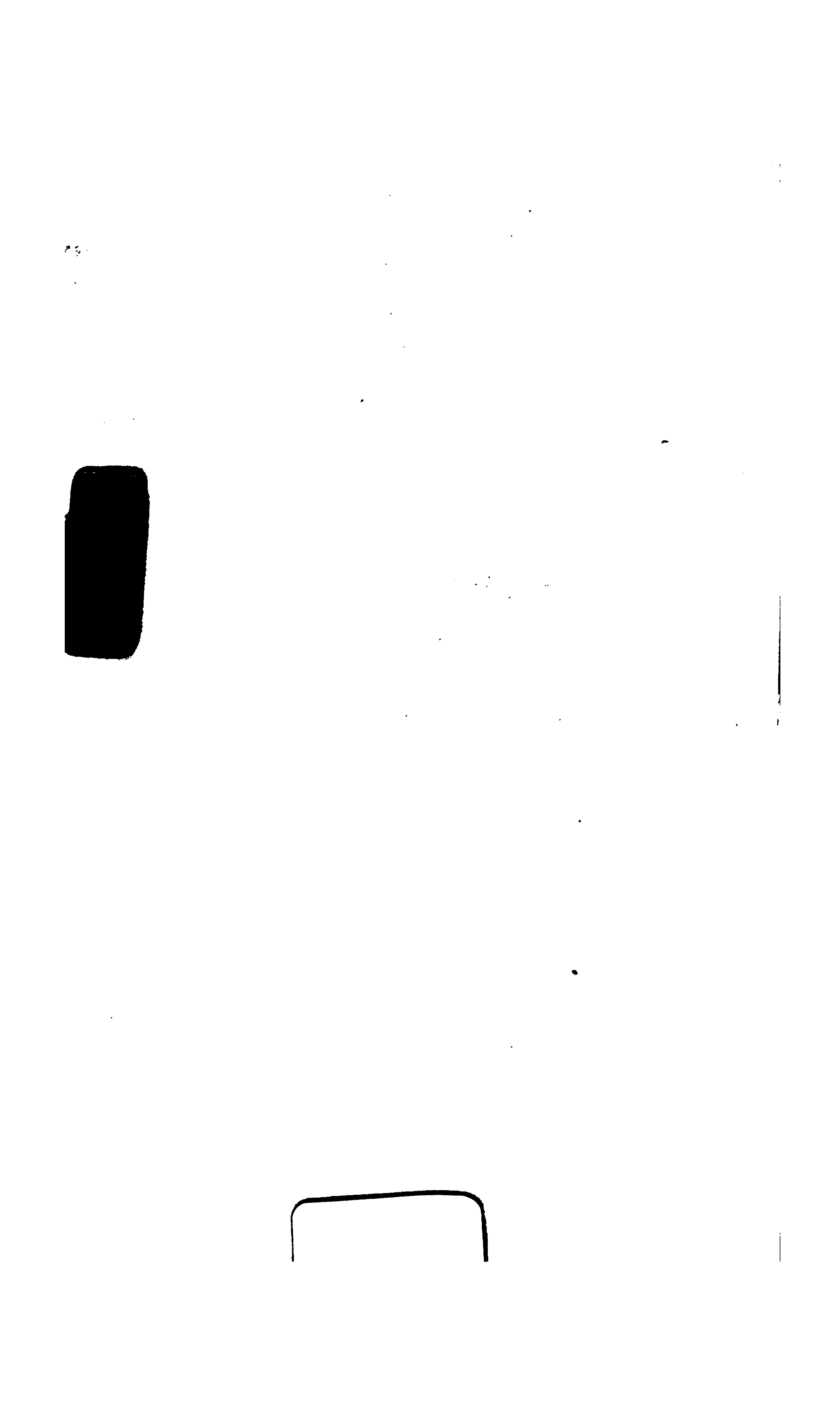


NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06665163 3



NEUE

HEIDELBERGER JAHRBÜ

HERAUSGEGEBEN

VOM

HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN VER

ZU

HEIDELBERG

JAHRGANG VIII

HEIDELBERG
VERLAG VON G. KOESTER
1898





Rosalien und Pasqua Rosa.

Ein Beitrag zur Geschichte des Kultes.

Von

H. Lämmerhirt.

Es giebt nur zwei wahre Religionen, die eine, die das Heilige, das in und um uns wohnt, ganz formlos, die andere, die es in der schönsten Form anerkennt und anbetet. Alles, was dazwischen liegt, ist Götzendienst.

Goethe, Sprüche in Prosa.

I.

In einer Predigt zu Mariä Lichtmess erzählte Papst Innocenz III. mit löblicher Unbefangenheit von der Entstehung dieses Festes. Den Fackelzug der altsizilischen Proserpinafeier hätten die „heiligen Väter" in die Kerzenprozession zu Ehren der Jungfrau Maria verwandelt, „da sie jenen Brauch nicht gänzlich ausrotten konnten". „Und auch deshalb, fügte der Papst hinzu, tragen wir die brennenden Lichter, um wie die klugen Jungfrauen mit brennenden Lampen einzugehen zur Hochzeit" [1]. Das Gleichnis warf in die gehobene Stimmung des wallfahrenden Volkes den Funken einer mystischen Glut, die zur reinigenden Flamme werden konnte.

Ähnlich wusste die Kirche zuweilen heidnischen Festgebräuchen, die sie vergeblich bekämpfte, eine christliche Seele einzuhauchen. Freilich hängte sich fortan alles in den Tiefen der Kultur fortwuchernde, innere Heidentum, alle Vergröberung und Herabziehung des christlichen Glaubens vorzugsweise an diese Erbschaft einer niederen Weltanschauung. Und unaufgelöst blieb jener Zwiespalt, der sich, seit Kaiser Konstantins Mailänder Duldungsedikt zum mindesten, durch die Geschichte

---

1) Migne, Patrol. Lat., vol. 217, col. 510.

der Kirche zieht und von Goethe einmal scharf beleuchtet worden ist mit den Worten: die ganze Christenheit gründe ihren Besitz, ihre Pracht, ihre feierlichen Lustbarkeiten auf das Elend ihrer ersten Stifter und eifrigsten Bekenner (Ital. Reise, am 6. April 1787). Indessen hat nichts — ausser der inneren Wahrheit der Lehre Jesu — die Herzen der Völker so eng an die Kirche und Religion zu fesseln vermocht, wie gerade die Lust, die erhabene Feierlichkeit oder innige Traulichkeit der christlichen Feste, deren volkstümliche Gebräuche so vielfach mit tiefen, wenn auch verborgenen Wurzeln im Heidentum ruhen.

Dies alles findet seine Anwendung auch auf die kirchlichen Rosenfeste, deren Geschichte ich hier darzulegen beabsichtige.

Gleich den grünen Maien und Tannen unserer Heimat, drangen in den romanischen Ländern die Rosen aus ländlicher Naturverehrung in den Gottesdienst der Kirche. Der Pfingstsonntag trägt danach seine heutige Benennung beim Volke als „Rosenfest“: Pasqua Rosa, rosata oder di rose in Italien[1]), Pâques aux roses in Frankreich u. s. w. Er ist der wichtigste unter einer Reihe kirchlicher Rosentage, die zwischen Ostern und Trinitatis in verschiedenen Gegenden bis in neuere Zeiten gefeiert wurden und an die Stelle heidnischer Feste getreten sind. Auch wo an unmittelbare Anknüpfung nicht zu denken ist, liefert schon die Gegenüberstellung verwandter Züge Stoff zu fruchtbaren Vergleichen. In der Unabhängigkeit vom Wechsel der Glaubensformen tritt hervor, was in den Tiefen der Seelen Bleibendes lebt, der Volkscharakter oder das Allgemein-Menschliche. Ich beginne daher mit der Sammlung von hierher gehörigen Zügen des altrömischen Festlebens.

II.

Kapitel 1. Altrömische Blumen- und Totenfeste.

Der 28. April war in Rom und sonst in Italien der Flora heilig. Die Opfernden kränzten sich das salbentriefende Haupt mit Rosen und den Leib mit Epheuranken. Mädchen und Frauen streuten aus dem Bausch ihrer Festgewänder, deren Buntheit mit den Frühlingsblumen wetteiferte, Rosen auf den Altar der Göttin. Im Cirkus der Flora, wahrscheinlich an der Stätte der heutigen Piazza Barberini, an deren Zugang von der Via del Tritone her einst ein Heiligtum der Flora stand und von wo noch in den dreissiger Jahren unseres Jahrhunderts gegen

1) Daneben in Venedig P. de mazo. Miklosich, Wiener Sitzungsberichte 1864, S. 387.

Ende April oder Anfang Mai sich ein Festzug der Erdbeerenverkäufer und -verkäuferinnen nach dem Pantheonsplatze zu begeben pflegte[1]), — dort fanden Spiele statt, Jagden auf Ziegen, Hasen und ländliche Tiere, sowie Bühnenaufführungen, bei denen sich die Tänzerinnen auf Verlangen des Volkes enthüllt zu zeigen pflegten. In der Nacht darauf waren die Strassen Roms der Flora zu Ehren mit Lichtern und Lämpchen erleuchtet. Singende und tanzende Scharen schwärmten umher, Liebende sangen weinberauscht vor den Thüren in jenen schmelzenden, südlichen Lauten, die noch heute, mit dem Rauschen der Brunnen und Wasserkünste vermischt, die Stille römischer Frühlingsnächte beleben. Solcher Nächte gedenkend, sang einst Ovid von der leichtgeschürzten Flora, die im Reden Frühlingsrosen aus dem Munde hauchte und mit jeder Kopfbewegung Blumen aus ihren Haaren schüttelte, — ein Blütenregen, dessen Vorstellung den Dichter an ein anderes, oft genossenes Schauspiel erinnerte: wie bei Gastmählern aus der Höhe gestreute Rosen auf die Tische niederzusinken pflegten[2]). Und, von der Schönheit dieses Bildes hingerissen, flehte er: „Schütte, Flora, deine Gaben in meinen Busen aus; gieb meinen Liedern unsterbliches Blühen.“ Die Göttin aber erhörte den Dichter, der sie als seine Muse anrief und ihrem Wirken so anmutige Deutung zu entlocken wusste. Die Gegensätze berühren sich: ähnlich, wie es der heidnische Sänge der Weltlust und Sinnenliebe gethan, sollte später die christliche Phantasie in übersinnlichem Schauer vom Himmel fallende Rosen als ein Symbol des höchsten geistigen Zustandes, des Enthusiasmus im griechischen Wortsinn, empfinden.

Ein anderes Fest, bei dem Rosen eine Rolle spielten, fand in und bei Rom an wechselnden Tagen des Mai, zwischen dem siebzehnten und dreissigsten alljährlich statt. Da versammelte die Dea Dia, die saatensegnende Himmelsgöttin, in ihrem Hain, fünf Miglien von Rom am rechten Tiberufer, die Opfergenossenschaft der Arvalbrüder zu dreitägigem, zeremonienreichem Dienst bei heiterem Naturgenuss und festlichen Opfermahlen. Am Schlusse jedes Festtages wurden jedem der zwölf „Brüder“ — ihre Zahl entsprach den zwölf Monaten des Jahres —

1) Näheres über den „Trionfo delle Fragole“ mitsamt dem Stich des Piranesi s. bei C. Maes in „Il Cracas“ 1894, S. 338 ff.

2) .... motis flores cecidere capillis, accidere in mensas ut rosa missa solet. Ovid, Fasti V, 359 f.; vergl. 194. 277 f. Beim Gastmahl des reichen Trimalchio weichen mit Getöse die Balken der Decke über den Speisenden auseinander, und ein mächtiger Reifen mit daran hängenden Salbenfläschchen und Kränzen, Abschiedsgeschenken für die Gäste (apophoreta) wird herabgelassen (Petron., sat. c. 60), eine plumpe Ueberbietung jenes Brauches.

Sporteln im Betrage von je 100 Denaren und lose Rosen (rosae solutae) als Gegengabe der ländlichen Göttin überreicht. Am Haupttage, dem zweiten, verteilte der „Meister", vor der Pforte des Rundtempels stehend, Rosenkränze an die Brüder. Er rief ihre Namen auf und liess einen Diener mit der Spende herumgehen. Sie weihten darauf die Kränze durch Berührung mit dem Altar der Göttin und schmückten damit die Götterbilder im Tempel[1]). — Dieser Ritus, dessen Einzelheiten uns in den marmornen Urkunden der Arval-Brüderschaft aufbewahrt sind, kann als vorbildlich gelten für eine Reihe ähnlicher sakraler Rosenausteilungen, von denen wir nur andeutende Kunde besitzen. Doch reicht das Wenige, um gewahr zu werden, dass hier ein uralter Brauch ländlicher Opferfeste sich in das Christentum hinein gerettet hat. Wir müssen dazu genauer auf die altitalischen Rosarien oder Rosalien eingehen.

Mitten in der Frühlingslust mahnten diese Feste an die Vergänglichkeit der Blütenpracht, der Jugend, des Lebens und aller irdischen Dinge. Aus hadrianischer Zeit wird uns von einem stadtrömischen Brauche berichtet, der die Flüchtigkeit der Rosenblüte zu malen bestimmt war: Wettläufer rannten durch die Strassen und streuten Rosen unter das Volk aus[2]). Das Wesentliche an den Rosalien aber war ihre Bedeutung als Totenfest. Im Gegensatz zu dem öffentlichen, mehrtägigen Ahnen-Gedenkfest im Februar, den Parentalien, wurden die Rosalien im Innern der Familien und Kollegien zu verschieden angesetzten Zeiten im Mai, hier und da auch im Juni begangen. Sie zeigten eine geheimnisvoll zwiespältige Färbung; die antike, sinnliche Lebensfreude rang in ihnen mit dem Ernst des Todes, eine Stimmung, die uns aus horazischen Frühlingsoden wohlbekannt ist:

Salbet das Haupt jetzt, schmücket die Stirn mit der Myrten grünem Kranze,
Mit Blumen von der neuverjüngten Erde;
Bringt jetzt Faunus ein festliches Opfer im kühlen Waldesschatten,
Ein Lamm, ein Böcklein, wie es ihm genehm ist;
Naht doch den Hütten der Armen, wie auch dem Palast des stolzen Königs
Der bleiche Tod, und unser kurzes Leben,
Glücklicher, lässt weitgehendem Hoffen und Sorgen keinen Spielraum:
Nacht deckt dich bald und sagenhafte Schatten.

Dasselbe, zwischen Lust und Trauer schwankende Gefühl, welches der Freund des Mäcen hier mit der verfeinernden Tondämpfung eines Mannes der besten Gesellschaft in griechischen Versmassen vorträgt,

1) Henzen, Acta fratrum Arvalium p. 13. 27. 33. 39.
2) Philostrat. Ep. 55 p. 360 K.

wird uns noch einmal mit groben, ungeschminkten Zügen und wilden, fast barbarischen Naturlauten in den Leichenfesten italienischer Alpenbewohner unserer Tage entgegentreten. Bei den altitalischen Rosalien nun versammelten sich die Feiernden an den Grabstätten ihrer Angehörigen zum Opfer und Gastmahl. Draussen vor den Thoren Roms, in der Campagna, wo zwischen den Bogenreihen der Aquädukte die Gräberstrassen sich in der Ferne verlieren, stehen noch heute an der Via Latina zerstreute Gräber des Altertums dem Besuche der Lebenden offen. Man steigt hinab aus dem Sonnenbrand in kühle Grüfte, deren Wände und gewölbte Decken mit Malereien und Stuckreliefs in einem ungemein leichten und anmutigen Stile, aus dem zweiten Jahrhundert u. Z. stammend, bedeckt sind. Ein Netz von zierlichen Leisten und lebensvollen Arabesken, verleiht den weissen Stuckflächen ein festlich heiteres Gepräge. Dazwischen ist eine Menge leicht umrahmter, eine bis einige Spannen grosser Bildchen in wohl berechneter Anordnung eingelegt. Da sehen wir das menschliche Leben in den Sagen der Heroenzeit sich spiegeln. Die dämonische Macht der Liebe im Urteil des Paris, die treue, den Tod selbst bezwingende Neigung der Gatten in Admet und Alcestis; der Schmerz des greisen Priamus um Hektors Tod; die Seligkeit des Herkules, der, um seiner Mühen willen zu den Göttern erhoben, dort in dionysischer Wonne, von Gestalten des Thiasus umgeben die Leier spielt: Bilder, wie diese, zeigen das Wirkliche zur Dichtung verklärt und das Ahnen zu symbolischem Schauen verdichtet. Dieselbe innere Harmonie und Seelenwärme, dasselbe froh durchrieselnde Lebensgefühl atmet aus einer Reihe von Landschaftsskizzen: Gebirgseinöden, wo Löwen und Panther zwischen stürzenden Bergströmen hausen; Fluss- und Strandbilder mit Fischern, Barken, kleinen Heiligtümern, Votivsäulen und Guirlanden; belebte Weidegründe und Landstrassen, — alles graziös und gleichsam spielend, doch mit der sichersten Hand entworfen. Eine der Deckenwölbungen ist übersät mit kleinen Rundbildern, die Tritonen und Nereïden auf dem Rücken von wundersam vielgestaltigen Seegottheiten und -ungeheuern gelagert, von den Klängen ihrer Saitenspiele und Flöten umrauscht zeigen. So mag den Seelen zu Mute sein, die auf den Inseln der Seligen ihren Sitz haben oder — gleich jenem verhüllten Schatten auf dem geflügelten Greifen, im mittelsten Felde der Wölbung, — zu den Himmlischen emporgetragen werden. Alles, von den heroischen und idyllischen Spiegelungen des Erdenlebens bis zu den ahnungsvollen Andeutungen des jenseitigen, ist heiter und leuchtend, — wie der südliche Himmel, wie ein seliger Kindheitstraum.

Der Tod ist kein schauererregender Abgrund, sondern eine sanfte Woge, auf der die Menschen von der schönen Erde nach dem schöneren Wunschland leicht hinübergleiten.

So ist der Anblick jener unterirdischen Räume beschaffen[1]), in denen einst an den Tagen der Rosalien Urnen, Sarkophage, Büsten und Statuen von Lampen und Ampeln beleuchtet, mit einer Fülle von Rosen, Veilchen und andern Blumen bedeckt und bekränzt standen. Näpfchen mit Salz, Eiern, Brot und Hülsenfrüchten waren dazwischen aufgestellt, und über sie wurde das Blut der Opfertiere ausgegossen, den „Schatten" zur Labung, die sich das Volk um die Gräber flatternd und schwebend dachte. Oberhalb der Gruft aber, wo heute Sonnenschein und Regen zwischen kahlen Ziegelmauern hausen, lag einst das Speisegemach, darin sich die Lebenden, mit Kränzen geschmückt, zwischen duftenden Blumen auf den Triklinien lagerten und den Leichen- oder Gedächtnisschmaus hielten. Vor dem tempelartigen Häuschen stand frei oder in ummauertem Vorhof der Altar. Dort wurden vor dem Mahle den Toten schwarzfellige Tiere geopfert. Zum Schluss liess man durch Sklaven Rosen an die Gäste verteilen, ähnlich, wie es bei den Festen der Arvalbrüder geschah. Diese Spenden, zu denen man je nach dem Vermögen Gaben in Geld und Nahrungsmitteln fügte, waren durch testamentarische Stiftungen, z. T. in perpetuum angeordnet. So war es natürlich, dass die ausgesetzten Gelder von den christlichen Nachkommen der Verstorbenen vielfach in derselben Weise weiterhin verwendet wurden.

Kapitel 2. Die Leichenmähler in christlicher Zeit.

Wirklich überdauerten die Formen des Gräberkultes mit wenigen Abänderungen das Absterben der Religion, welcher sie entstammten. Die Neubekehrten fuhren fort, die Gedenktage ihrer Toten in unmittelbarer Nähe der Bestatteten, in den Coemeterien vor den Thoren der Stadt, später auch in den Vorhöfen der Kirchen, ja in letzteren selbst mit Gastmählern (agapae), die sich an gottesdienstliche Handlungen anschlossen, zu begehen. In Wegfall kamen die Gladiatorenkämpfe und ähnliche Schauspiele, die den Verstorbenen zu Ehren und dem süssen Pöbel zulieb seit republikanischen Zeiten von reicheren Familien veranstaltet und zuweilen durch den Druck des erregten Volkswillens erzwungen worden waren. Und anstatt der städtischen Honoratioren wur-

1) Abgebildet in den Monumenti dell' Istituto di corrispondenza archeologica, VI, 43 f. 48 ff. Dazu Petersen in den Annali 1860, 356 ff.; 1861, 224 ff.

den zu den christlichen Leichenmählern die Priester und andere Geistliche, nebst allen Armen, Witwen und Waisen geladen, jene zur Erquickung nach den Beschwerden des Totenamtes, diese, um ausser der Labung oft reichliche Almosen zu erhalten. Neben dem Bestattungsmahl (Agape funeralis) blieb das Gedächtnismahl am Geburtstag des Verstorbenen (A. natalitia) bestehen, und Origenes bezeugt, dass es fromm und ernst bei diesen Liebesmählern herging. Als keine neuen Bestattungen mehr in den Katakomben vorgenommen wurden, etwa seit Beginn des 5. Jahrhunderts, blieben dennoch die Gräber der Märtyrer Stätten einer Verehrung, die immer noch zunahm und Scharen von Rompilgern anzog.

Auch die Rosalien müssen, da sie später mit antiken Zügen, z. T. sogar unter demselben Namen und als anerkannte Reste des Heidentums wieder auftauchen, während der dunklen Jahrhunderte vom vierten abwärts weiter bestanden haben. Dafür spricht auch die wichtige Rolle, welche die Rose im Totenkult zu spielen fortfuhr, nicht nur als Schmuck, nicht, um in dem epikuräischen Sinne des Heidentums an die Vergänglichkeit des leiblichen Daseins zu erinnern, — die Christen verschmähten es ja auch bei ihren weltlichen Festen, sich mit Rosen zu kränzen. Das Geschlecht, welches in der Kunst der Katakomben die ersten Versuche machte, in eigentümlich neuer, tiefsinniger Bildersprache von den ewigen Dingen zu reden, fand keine Lust an den Freuden einer innerlich wie äusserlich zerrissenen Welt; ihm ward die sinnliche Schönheit der Rose zum verheissungsvollen Abbild himmlischer Wonne. — Wir wissen, dass die Coemeterien reichlich mit Blumen, Guirlanden und Salbenfläschchen ausgeschmückt wurden; auch die Wandgemälde jener Stätten stellen oft prächtige Blumenkränze dar. Einige Male nun findet sich unter den eingeritzten Symbolen der Grabesplatten ein Rosenbusch oder -zweig[1]). Die Seltenheit solcher Fälle brachte de Rossi auf die Vermutung, dass es sich um Märtyrergräber handeln möchte. Dazu stimmt die mittelalterliche Bedeutung der verschiedenen örtlichen Rosalien: sie sind sämtlich Gedächtnisfeste der Märtyrer (s. u.). Auf Leiden oder himmlischen Lohn also, oder auf beides zugleich wies im christlichen Totenkult die Rose. — Solche Auffassung ist im Mittelalter verbreitet. Eine Vision im Leben der heiligen Perpetua zeigt uns das Paradies als einen unermesslichen Garten voll der schönsten Rosen. Der entzückte Visionär

1) S. Giov. Batt. de Rossi, Bulletino di archeol. crist., VI (1868) p. 12, fig. 5 und p. 14. Danach Ersilia Caetano Lovatelli, La festa delle rose, in der Nuova Antologia vom 1. November 1888, p. 20 = Miscellanea archeolog., Rom 1891, p. 31.

wendet sich an seine fromme Gefährtin mit den Worten: „Siehe, nun sind wir im Besitz der Verheissungen des Herrn“[1]). — Am Sonntag Laetare, dessen Messtext mit den Worten „Freue dich, Jerusalem!“ beginnt und mit dem Bilde der heiligen Stadt auf das himmlische Jerusalem hindeutet, pflegt der Papst in der vatikanischen Camera de' Paramenti einen Strauss goldener Rosen zu weihen. Die mittelste derselben enthält in einer kleinen Kapsel geweihten Balsam oder Moschus von mystischer Bedeutung und wird vom Papst als Zeichen seiner Gunst verschenkt, — es ist die geschichtlich denkwürdige „goldene Rose“. Ursprünglich trug der Nachfolger Petri sie einzeln in seiner Hand vom Lateran nach der gegenüberliegenden Basilica Sessoriana (jetzt Sa. Croce di Gerusalemme), zum Zeichen überirdischer Wonne, und aus demselben Grunde legten die Priester zu der Messe dieses Sonntags rosenrote Gewänder an[2]). Nach einer aus dem 12. Jahrhundert stammenden Erklärung indessen bedeutet die Blume in der Hand des Papstes jene andere Blume, „deren rote Farbe im Leiden und deren Duft in der Auferstehung sich kundgiebt[3]). Mit Rosen und Blutstropfen spielt die Phantasie der Trauernden; aus dem Blute Christi wächst in der Legende die dornenlose Moosrose hervor. Bis in unser Jahrhundert trugen manche Friedhöfe, auch Vorhöfe von Kirchen in Deutschland und der Schweiz die Bezeichnung als Rosengärten[4]), ein Nachklang, wenn auch nicht der südeuropäischen Rosalien, so doch lebendigeren Bewusstseins von der Sinnbildlichkeit der Rose auf Gräbern. Und wieder in anderer, doch verwandter Bedeutung erscheint die Rose bei dem Feste „del Divino Amore“, zu dem sich in den Tagen der Frühlingsgleiche die Landleute der Umgegend Roms mit Rosen in den Haaren und Flechten, wie einst bei den Palilien, versammeln[5]). — Wenngleich also die symbolische

1) De Rossi a. a. O.

2) S. die ausführliche Abhandlung über die rosa d'oro von Carlo Moroni in dessen Dizionario storico-ecclesiast., vol. 59 (1852), p. 116 und de Rossi a. a. O. Ueber die Symbolik der roten Farbe auch W. Wackernagel, Kleinere Schriften I (1872) S. 211.

3) De Rossi, S. 15.

4) S. Kraus, Real-Encykl. d. christlichen Altert., II (1886) S. 700. Der grosse Städtische Kirchhof zu Leipzig gleicht um Pfingsten einem wirklichen, unabsehbaren Rosenfelde. Sein Anblick wird in vielen dieselbe Empfindung wachgerufen haben, die sich in antiken Epigrammen und Grabschriften zuweilen sinnvoll ausspricht, wie in jener spätlateinischen: Hoc flos est corpus Flaviae Nicopolis. Mehr Beispiele giebt E. C.-Lovatelli, Misc. arch., p. 28 s.

5) Nach dem Bericht von Cav. Const. Maes in seiner periodisch erscheinenden, reichhaltigen Sammlung für Altertumskunde der Stadt Rom „Il Cracas“, Diario di Roma, 1893, n. 1 vom 21. April, S. 5.

Sprache weit entfernt ist von der Bestimmtheit der dogmatischen, so ist doch in der geistlichen Symbolik die Rose vorwiegend das Sinnbild des überwundenen Leidens, der paradiesischen Seligkeit. Als solches wird sie ständig von den Malern der Renaissance verwendet. Ich erinnere an die Madonnen im Rosenhag, an Rosenkranzfeste, wie das berühmte von Albrecht Dürer. Botticelli vor allen liebte die Rosen. Bei ihm sehen wir die Engel in ihren Reigen um Gottes Thron herum Rosen aus den Falten ihrer Gewänder schütten. In Signorellis mächtigem Wandgemälde zu Orvieto aber streuen die göttlichen Boten Rosen auf den Weg der auferstehenden Frommen. An diesen Blütenregen, der die Seligen empfängt, werden wir uns späterhin bei einem Ritus der mittelalterlichen Rosenfeste zu erinnern haben. Doch ehe wir dahin gelangen, müssen wir den christlichen Totenkultus durch die starken Umwälzungen verfolgen, die derselbe in der Zwischenzeit zu erleiden hatte.

Aufwand und Üppigkeit, zuchtloses Wesen und Aberglauben begannen seit dem 4. Jahrhundert an den Grabstätten sich einzunisten. Der neuen Religion zum Trotz verirrte sich die Scheu vor den Verstorbenen auf Abwege oder schwand aus den Seelen. Wie das möglich war? In dem allgemeinen Zustand der damaligen Sitten finden wir die Erklärung. — Der Verfall des römischen Weltreiches war von einer furchtbaren und allgemeinen Entartung begleitet. Der unaufhörliche Anblick der Gladiatorenspiele, die öffentlichen Hinrichtungen im Theater; Tragödien, deren Haupttreffer die wirkliche Verstümmlung, Verbrennung oder Abschlachtung verurteilter und zu solchem Schauspiel abgerichteter Verbrecher war; Pantomimen, die eine züchtige Matrone nicht besuchen konnte, ohne von Bildern der Verderbnis entzündet heimzukehren, — all diese täglichen, rohen oder vergifteten Lustbarkeiten vernichteten das Werk der reinen Lehre [1]). Umsonst eiferten mit oft gewaltiger Beredsamkeit die Kirchenväter gegen die Teilnahme getaufter Christen an heidnischen Aufführungen. Die Kirchen und Kapellen standen leer; oft liefen die wenigen Andächtigen dem messelesenden Priester davon, sobald sie von einem Schauspiel hörten, das irgendwo am Orte stattfand [2]). Die Verwilderung nahm die Gestalt einer unheilbaren, von

---

1) Die Thatsachen sind gesammelt z. B. von Friedländer, Darstell. aus der Sittengeschichte Roms, II⁵, 383 ff., 434 ff. u. s. w., die Stellen der Kirchenväter und Konzilienakten von Aless. D'Ancona, Origini del Teatro in Italia, Firenze 1877, I, p. 9 ff. und zum folgenden p. 46 fg.

2) Salvianus, De Gubernat. Dei VII, 7, 37 (Monum. Germ. antiq. I), ein auf

Geschlecht zu Geschlecht sich forterbenden und mehrenden sittlichen Fäulnis an, deren Nährboden die Theater und Cirkusse bildeten. Wie sollte der Glaube an etwas Heiliges in solchen Gemütern Wurzel fassen? Auch die Gräber verloren ihre Heiligkeit. Grabesschändungen waren schon in heidnischer Zeit als Zeichen des wachsenden Unglaubens häufig geworden. Nun musste Augustinus klagen, dass den Märtyrern zu Ehren nicht einmal im Jahr, sondern beinahe täglich üppige Gastmähler und Gelage abgehalten würden, selbst Grabesstätten und Bethäuser würden damit entheiligt [1]. In der Basilica von St. Peter gab es infolgedessen täglich Fälle von Trunkenheit. Oft krönte der Tanz die Lust solcher Feste. Von den Plätzen vor den Kirchen drangen die Tanzenden in die Kirchhöfe, die Vorhallen und innereren Räume, ein buchstäblicher Tanz über Gräbern. Eine Römische Synode rügte es, dass besonders die Frauen an kirchlichen Festtagen und den Geburtstagen der Heiligen heidnische Reigen aufführten und mit unziemlichen Liedern sich und andere zu verderben trachteten. Papst Leo I. in Rom, Basilius in Cäsarea, Augustinus im afrikanischen Hippo eiferten gegen die weibliche Wut, an heiligen Stätten zu tanzen. In der allgemeinen Zügellosigkeit beraubte das Weib sich selbst seiner schützenden Glorie. — Um solcher Vorgänge willen verbot um 360 das Konzil von Laodicea die Benutzung der Kirchen zu Totenmählern; mehrere Bischöfe untersagten den Geistlichen wegen der Verlockung zum Trinken die Teilnahme an diesen Festen ganz und gar.

Und selbst bei frommen Gemütern schlich sich heidnisches Wesen unter so christlicher Verbrämung ein, dass wenige seiner Anstössigkeit gewahr wurden. Die Teilnehmer einer Bestattung pflegten als Zeugnis ihres christlichen Glaubens das Abendmahl in den Katakomben oder, wo sonst das Begräbnis stattfand, zu geniessen. Man begann hier und da, dem Toten seinen Anteil an dem gesegneten Brot und Wein als eine Art Weihung gegen böse Einflüsse in die Gruft mitzugeben. Vom vierten bis zum achten Jahrhundert war diese Sitte in vielen Ländern verbreitet; vergeblich kämpften verschiedene Konzilien dagegen an [2]. An manchen Orten ferner setzte man Speisen auf die Gräber der Märtyrer und nahm sie darauf wieder weg, um sie zu essen, gleich als

---

West- und Südeuropa im ganzen bezügliches Zeugnis des 5. Jahrhunderts von einem vielgereisten Beobachter.

1) Augustin., Epist. 22; vgl. 29.

2) Bellermann, Ueber d. ältesten christlichen Begräbnissstätten, Hamburg 1839, S. 15 ff.

wären sie durch die Verdienste der frommen Verstorbenen geheiligt; auch teilte man wohl den Armen davon mit. Indessen schon im vierten Jahrhundert verbreitete sich daneben die bedenklichere Sitte, die Gräber mit duftenden Weinen, wie ehedem mit Opferblut, zu besprengen und Brei und Brot zur Speisung der Seelen hinzusetzen. Ambrosius von Mailand verbot in seinem Erzbistum nicht nur diese Totenbewirtungen, sondern die Totenmähler überhaupt, und nach seinem Beispiel kämpfte auch Augustinus in seiner heimatlichen Diözese gegen beide Missbräuche an. Seine Mutter, die fromme Frau Monica, hatte bei einem Besuch in Mailand in gewohnter Weise die Gräber der Märtyrer mit Opfern ehren wollen; der erzbischöfliche Wächter musste sie erst auf das Verbot des Ambrosius hinweisen. Augustinus selbst kam schliesslich dahin, auf dem dritten Konzil zu Karthago auch für sein Bistum die Abschaffung der Totenfestschmäuse zu beantragen. Er drang nicht durch, so wenig wie der Wille des Ambrosius nach dessen Tode Geltung behielt. Die Kirche im ganzen konnte sich nicht dazu verstehen, eine Sitte auszurotten, die so reichliche Almosen an die Armen und so klingende Spenden an die beteiligten Geistlichen mit sich brachte.

Die Agape funeralis ist noch heute in Italien im Schwange; freilich hat sie sich von den Kirchen und Grabstätten in die Häuser zurückgezogen.

Nicht weit von Rom, im Ciociaren-Lande, besteht sie noch, sogar mit vorchristlichen Spuren. Wir finden dort die Wiederholung des Gastmahls an den Tagen, die dem Begräbnis folgen, manchmal bis zum achten (vergl. die römische coena novemdialis); deklamatorische Trostreden der Freunde des Hauses zum Lobe der Verstorbenen, ähnlich den antiken laudationes (gli reconsulo); lautes Wehklagen der Verwandten und Freunde (lateinisch conclamatio), das sich von weitem wie das Girren eines ungeheuren Taubenschwarmes anhört, in der Nähe aber in herzbrechende Ausrufe und gestammelte Gelübde, unterbrochen von eintönigem Uh! uh! auflöst. Am Schlusse des letzten Bankettes erheben sich, schwankend und von den Frauen unterstützt, dieselben Männer, die noch vor wenigen Stunden sich die Haare zerrauften und wie Verzweifelte weinten, um nunmehr Liebeslieder und Ritornelle in langgezogenen, hässlichen Tönen anzustimmen[1]). — In den Canaveser Ge-

1) S. Targioni-Tozzetti in Pitrè's Curiosiotà popolari tradizionali, v. 10, p. 95 ff., Palermo 1891. Ueber die Abbruzzeser Gebräuche vergl. ebend. v. 13, p. 82 ff., über die Canaveser v. 6, p. 125 ff.

birgsdörfern zwischen Turin und Ivrea, hat sich noch ein lateinischer Name für das Leichenmahl erhalten; es heisst da la dôna (mit üblicher Verwandlung des lat. Neutr. Plur. in ein Fem. Sing.). Gleich nach dem Hinscheiden eines Angehörigen lädt dort das Familienhaupt 40 bis 50 Gäste zur Bestattungsfeier und bewirtet sie, zur Entschädigung für die oft mühsame Wanderung auf lebensgefährlichen Bergpfaden und für die verlorene Zeit, so reichlich, dass manche Familie schon dadurch zu Grunde gerichtet worden ist. Auch dagegen richteten öffentliche Verbote und Geldstrafen (wie die zu Piacenza im Jahre 1391 gegen die donia vel insenia, d. i. die Gaben- oder Belohnungsfeste erlassene von 100 Soldi) nichts aus. Die Sitte aber hat stellenweise (z. B. in Pratiglione) die dôna auf die wohlhabenden Familien beschränkt und sie zu einer wohlthätigen Einrichtung gestempelt durch Einladung aller Armen des Landes. So besonders im Val di Soana. Man durchwacht hier die Nacht bei der Leiche unter Gebeten, die dreimal von Erquickungspausen unterbrochen werden. Reis, Polenta, Brot und Käse, die landesübliche, einfache Nahrung wird gereicht. Nach dem Begräbnis versammeln sich die Leichenbegleiter im Hause oder in der Osteria zu Abspeisungen, bei denen es meist sehr fröhlich hergeht. Und doch wird die Pietät, mit der die Canavesaner an ihren verstorbenen Angehörigen zu hängen pflegen, die rührende Scheu, mit der sie z. B. die Gräber Jahrhunderte hindurch unversehrt erhalten, von der Bevölkerung irgend einer reicheren und civilisierteren Gegend schwerlich erreicht werden.

Kapitel 3. Das Totenfest der Stadt Rom im Pantheon.

Versetzen wir uns zurück in die Mitte des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung. Es hat sich gezeigt, dass der allgemeinen Entartung mit Sittenpredigten nicht beizukommen war. Ob eine Wiedergeburt möglich gewesen wäre ohne die langsam vollzogene Mischung der Völker des römischen Kulturkreises mit den unverbrauchten, nordischen Stämmen, ist oft bezweifelt worden. Die Bahnen aber, auf denen die Lebenserneuerung ihren Einzug halten konnte, bereitete die Kirche. Sie lernte das Heidentum vor allem auf dem Gebiete bekämpfen, wo dessen grösste Macht noch auf Jahrhunderte hinaus lag, in der Phantasie der Menschen. Und dazu half ihr der Kultus. Derselbe lockte die teils noch barbarischen, teils in die Barbarei zurücksinkenden Völker in den Bannkreis der kirchlichen Lehre, deren Wahrheiten er mit seinem feierlichen Prunk, seiner glänzenden und packenden Bildersprache den sinnlichen Gemütern am wirksamsten einprägte. Wenn er dabei nach

Fühlung mit dem Volksleben, nach Anlehnung an nationale Eigenart und altväterliche Gebräuche strebte, so war dies — die Notwendigkeit des versinnlichenden Verfahrens überhaupt zugegeben — ebenso klug wie verdienstlich. Die eigentümliche Begabung des Italieners nun zeigt sich nicht weniger deutlich in der umständlichen Grandezza des altrömischen Rituals, wie in der stolzen, sinnlichen Pracht der alten Tempel. Beide Eigenschaften traten auf einem gewissen Punkt der Entwicklung des Christentums in Italien wie durch innere Notwendigkeit von neuem hervor. Und heute noch nimmt ein Italiener, der das Bewusstsein seiner Rasse hat, schwerlich Anstoss an dem glänzenden, formenreichen Gepränge des katholischen Rituals, sondern, falls ihm die Entwicklung der Kirche überhaupt am Herzen liegt, beklagt er im Gegenteil die gegenwärtige Zerrüttung und Armut der Riten, die den Gottesdienst hindert, wahrer Ausdruck italienischer Religiosität zu sein. Nicht die Rückkehr zum Urchristentum, sondern eine „katholische Reform“ im Sinne des Konzils von Kostnitz „ist zu allen Zeiten der Wunsch der grossen Italiener gewesen“ (Pasqu. Villari, Savonarola, am Schluss).

Unter diesem Gesichtspunkt wird man vielleicht am ersten vermögen, dem Geist gerecht zu werden, der mitten im Verfall der alten Welt den Totenkult der Stadt Rom zu reformieren unternahm, jenem römisch-christlichen Geist, welcher der mittelalterlichen Kirche im ganzen ihr Gepräge und ihre Grösse während einiger Jahrhunderte verliehen hat. — Derselbe Papst nämlich, der das Gebäude des Pantheons zur christlichen Kirche umweihte und hierdurch wenigstens eins der grossartigsten Denkmäler klassischer Römerkunst vor Mönchen und Barbaren für die Menschheit rettete, — Bonifatius IV. gründete in dieser seiner Kirche ein Fest, dessen wichtigste Riten er den altrömischen Rosalien entlehnt und durch Umdeutung neu belebt zu haben scheint.

Es ist mehrfach überliefert, dass Papst Bonifatius im Jahre 609 (nach anderen Quellen 604, 606 oder 610) die Coemeterien der ganzen Umgegend Roms ausräumen und die gesammelten Gebeine unter dem Hochaltar des Pantheons beisetzen liess. Das Gebäude, welches seit der von Kaiser Honorius verordneten Schliessung aller heidnischen Tempel (im J. 399) leer gestanden zu haben scheint, wurde von Kaiser Phokas der Kirche überlassen; Bonifaz taufte es zur Kirche „Santa Maria ad Martyres“ um. Die beigesetzten Reste gehörten indessen schwerlich nur Märtyrern an; es heisst, dass 32 Wagen zu der Ueberführung benutzt worden seien, und aufgehört hatte zwar längst die Beisetzung neuer Leichen in den Katakomben, aber schwerlich der Besuch und die oft

wiederholte Gedächtnisfeier der altrömischen Familien an den Gräbern ihrer Ahnen. Erinnern wir uns nun der Ausschreitungen, welche im vierten und fünften Jahrhundert die Ruhestätten der Verstorbenen so vielfach in empörender Weise entweihten, so werden Absicht und Erfolg der päpstlichen Massregel keinem Zweifel unterworfen sein: mit einem Schlage beseitigte Bonifatius die gesamte Totenverehrung und -verunehrung vor den Thoren der Stadt. An eine Fortführung der einzelnen Gedächtnistage im Innern des Pantheon war nicht zu denken, da dort jetzt die Überreste vieler Geschlechter ununterscheidbar beisammenruhten. Folglich musste ein grosses, gemeinsames Totenfest aller Heiligen und vielleicht auch schon aller Seelen der Stadt Rom in der neugeweihten Kirche eingerichtet werden. Die persönliche Anwesenheit des Papstes dabei war wünschenswert, um den herrschenden Unsitten in der Kirche selbst vorzubeugen, und eine sinnlich prächtige Feier musste das „Volk der Römer“ für die Schwelgerei und Ausgelassenheit der Märtyrerfeste entschädigen. Dass wirklich ein derartiges Fest vom Papst Bonifatius gestiftet und mit den volkstümlichen Gebräuchen der Rosalien ausgestattet wurde, davon haben sich zahlreiche, noch nicht hinreichend beachtete Spuren erhalten.

Der Sonntag vor Pfingsten heisst bis in die Gegenwart in Italien „Domenica della Rosa“ [1]. An demselben fand ehedem (bis zum Jahre 1309) die wichtigste und feierlichste Messe Roms nicht in der Basilika des Laterans, wo damals die Päpste residierten, sondern im Pantheon statt. Dorthin zog der Papst wahrscheinlich durch die noch heute danach benannte „Via della Rosa“. Während der Messe wurde der Fussboden der Kirche in der Weise, wie es das Altertum bei Gastmählern liebte, von der Decke herab mit Rosen bestreut. Wer die christliche Symbolik der Rose und die Lage des „Rosensonntags“ in der Nähe antiker Rosalientage im Auge hält, wird es unmöglich finden, dieser Ceremonie einen anderen Sinn, wenigstens für die Zeit ihrer Einführung, beizulegen, als die Nachahmung des himmlischen Rosenregens, der den frommen Auferstandenen winkt. Diese Auslegung ist nicht überliefert; dass sie trotzdem stimmt, geht aus der Unzulänglichkeit der überlieferten hervor. Nach dieser nämlich bedeutet der Rosenfall die Ausgiessung des Heiligen Geistes (s. unten), was nur auf einer nachträglichen Umdeutung beruhen kann. Wie wäre man wohl sonst darauf verfallen,

---

1) Il Cracas 1894, S. 260. Die beiläufige Erwähnung der „Domenica, quae dicitur Pascha rosata“, in der Hist. mortis et miracul. S. Leonis IX, c. 21 (Migne, Patrol. L. 143, p. 578), abgefasst bald nach 1054, scheint das älteste Zeugnis zu sein.

die feurigen Zungen durch Rosen wiederzugeben? So suchte also Bonifatius auf dem Gebiete des Kultus die Forderung eines seiner nächsten Vorgänger zu erfüllen, Gregors d. Gr., welchem der Ausspruch zugeschrieben wird: Picturis eruditur populus. Die Rosenmesse malte sinnfällig, was im Munde der Prediger tote Verheissung blieb. — Zum Schluss der Messe des Rosentags erinnerte ein zweiter Gebrauch an antike Vorbilder, beim Fest der Arvalbrüder, bei den Rosalien und sonst: an die Teilnehmer der Feier, d. h. in unserem Falle, wo das Laienvolk nur Zuschauer ist, an die Kanoniker des Pantheonkapitels wurden Rosen verteilt, recht eigentliche „apophoreta". Und bis auf den heutigen Tag findet nach jener Messe jeder der acht Domherren des Pantheons in seinem Chorstuhl zwei vom Sakristan geweihte Rosen vor [1]).

Neben diesem beweglichen Maifest wurde und wird noch alljährlich ein anderes mit festem Datum im Pantheon begangen: der 13. Mai, der Dedikationstag der Kirche Sa. Maria ad Martyres. In der Wahl des Datums wurde Papst Bonifatius aller Wahrscheinlichkeit nach durch die Rücksicht auf die Rosalien geleitet. Zwar ist uns kein öffentliches römisches Rosenfest unter diesem Tage überliefert. Im vierten Jahrhundert u. Z. fiel ein solches auf den 23. Mai [2]); aber der 13te galt zur Kaiserzeit unter dem Einfluss der griechischen Astronomie als Sommersanfang [3]), und wenigstens in Campanien zeigt uns der bekannte, für die heidnisch-christliche Übergangszeit so wichtige Festkalender vom Jahr 387 auch öffentliche Rosalien am 13. Mai. Private Feste dieser Gattung wurden von Familien und Kollegien an den verschiedensten Tagen des Mai, im Juni und bis in den Juli hinein gefeiert [4]).

Bei der Lückenhaftigkeit unserer Zeugnisse über die Rosalien Alt-Roms lässt sich demnach eine bestimmte Anknüpfung für den 13. Mai vorläufig nicht geben. Für einen Zusammenhang zwischen diesem Datum und dem Rosenfest spricht aber ein schwerwiegender Grund: im benachbarten Campanien wurden die altherkömmlichen Rosentage mehrfach im Mittelalter zur Beisetzung von Märtyrerresten ausgewählt. Und die entsprechende jährliche Gedenkfeier, kurz Translation genannt, behielt Namen und Gebräuche vom Altertum bei. So wird z. B. der 9. Mai, der Tag des altrömischen Sommeranfangs nach Columella, in den handschriftlichen Synaxarien von Mailand, Turin und Clermont als Sancti

1) C. Moroni, Dizion. stor.-eccl., vol. 59 (1859), p. 149. — Il Cracas, 1894, p. 262.

2) Corp. Inscr. Lat. I, 2. Ausg. S. 318: Macellus rosa(m) sumat.

3) Ovid, Fast. V, 601, vgl. Avellino, Opuscoli (Napoli 1836) III, 251.

4) S. Th. Mommsen in den Berichten der sächs. Gesellsch. d. Wissensch. 1850, S. 67 f. Wilmanns, Exempla inscr. lat. II (1873), Indices p. 695.

Timothei ῥοδισμός bezeichnet[1]; in Neapel wurde er als Translation des heiligen Timotheus bis an unser Jahrhundert heran von der Kirche gefeiert[2]. Dort und in Capua begeht man am 11. Mai die Translation des heiligen Stephanus, des ersten Blutzeugen, unter dem Namen L'Inghirlandata. Die Benennung dieser kirchlichen Blumenfeste weist auf Gebräuche, die teilweise über die romanischen Länder hinaus verbreitet waren. Das Innere der Kirchen, besonders die Altäre und Heiligenbilder, wurde mit Blumen und Guirlanden geschmückt; bekränzten Hauptes schritten die Priester und Chorknaben in den öffentlichen Prozessionen einher und verrichteten sie ihren heiligen Dienst; Geistliche und Vorsteher der Kirche erhielten Blumenspenden, ähnlich der vom Pantheon bezeugten, nur weniger dürftig, als sie dort jetzt üblich ist. So hören wir z. B. über die Kirche des heiligen Pantaleon zu Troyes aus dem 15ten und 16. Jahrhundert Folgendes: „Am 1. Mai errichtete man einen grossen Maibaum (mai) in der Kirche. Man schmückte ihn mit einer Festkrone (chapeau de triomphe) und verteilte sechs Dutzend Blumensträusse an die Priester und ehemaligen Kirchenvorsteher, sowie vier Dutzend Blumenkränze an die letzteren“[3]. Manche dieser Bräuche gingen auf das Pfingstfest über. Die Gedächtnisfeier der Märtyrer verlor sich allmählich in weltfroher Begrüssung des Frühlings, wovon sie in den ersten Jahrhunderten jedenfalls weit entfernt war.

Ebenso wie in Italien und Frankreich, fiel auch in Griechenland das Rosenfest (τὰ Ῥουσάλια) je nach der Landschaft verschieden; und zwar finden wir es im christlichen Mittelalter dort teils als ein bewegliches, teils als ein festes[4]. Auch hier ist der ῥοδισμὸς τοῦ ἁγίου

---

1) Acta SS. Bolland., Mai tom II., p. 356 der Ausg. v. 1866.

2) Mazocchi, In vetus marmoreum S. Neapolitanae ecclesiae Kalendarium Commentarius, Neapoli 1794, I, p. 54.

3) Revue des traditions populaires, Jahrg. XII, 1897, S. 314. Eine Prozession de' Preti inghirlandati, die einst in Neapel mit der Translation des San Gennaro verbunden gewesen wäre, erwähnt Ersilia Caetano Lovatelli (Miscellanea archeol., Roma 1891, p. 35). Vgl. Mazocchi (a. a. O.): ... l'Inghirlandata. Cuius vocabuli originem inde repetunt, quod tum in eorum (S. Stephani et S. Januarii) translatione prima, tum in anniversaria memoria clerici sertis floribus redimiti occurrerent, ac passim rosae ac flores spargerentur. — Kranzschmuck der Geistlichen beim St. Paulsfest zu London und sonstigen Kirchenfesten (cum alibi tum apud Anglos) bezeugt für das Zeitalter Raphaels Polydorus Virgilius, De rerum inventoribus, lib. 2, c. 17 (Urbino 1499, London 1517 u. ö. In der Basler Ausgabe von 1570 p. 661). — Die Bollandisten haben nur Vermutungen über die Bedeutung des ῥοδισμός S. Timothei (a. a. O.) und schweigen über die Inghirlandata des San Gennaro bei dessen Translation am 1.—2. Mai (Mai, tom. I, p. 4 und p. 171).

4) Ersteres in Bulgarien nach dem Zeugnis des Erzbischofs Demetrios Chomatianus vom 13. Jahrhundert (τῇ μετα τὴν πεντεκοστὴν ἑβδομάδι!) bei Miklosich,

Τιμοθέου in vielen Synaxarien zum 9. Mai verzeichnet worden [1]. Derselbe Tag heisst anderwärts *ροσσάλια τοῦ ἁγίου Νικολάου* [2]. Im übrigen aber hatte die griechische Kirche bis ins 13. Jahrhundert hinein die Fortdauer der Rosalien im Volksleben, wie diejenige der römisch-byzantinischen Neujahrsgelübde für den Kaiser (vota, *βότα*), welche in heidnische Festlichkeiten ausarteten, zu bekämpfen. Das bulgarische Rosenfest war mit dionysisch ausgelassenen Umzügen verbunden, die oft zu Blutvergiessen führten; das epirotische mit einem Volksspiel, worin der uralte „Kampf zwischen Sommer und Winter" unter der Form eines achttägigen Krieges zwischen zwei Heeren maskierter Türken und Christen mit endlicher Gefangennahme des türkischen Paschah fortlebte [3].

Hier kreuzt sich also das Rosenfest der Märtyrer mit einem älteren heidnischen Frühlingsfest. Doch auch dem Gedächtnis der Toten scheinen die Rusalien in hellenischen Gebieten schon im Altertum gedient zu haben. Eine pergamenische Inschrift nennt unter den Ehrenbezeugungen, die dem vergötterten Hadrian von den Pergamenern geschuldet wurden, einen *ροδισμός* [4].

Doch die Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis der antiken Rosalien kann hier nicht erörtert werden. Wir begnügen uns, aus der Analogie der griechischen und campanischen Märtyrerfeste zu folgern, dass auch in Rom die Translation des Jahres 609 und die entsprechende jährliche Gedenkfeier an antike, durch die frühchristlichen Jahrhunderte fortgepflanzte Rosalien anknüpfte, deren Missbräuchen durch ein neues, grossartiges Kirchenfest abgeholfen werden sollte. Dasselbe fiel wahrscheinlich auf den 13. Mai, da dies der Dedikationstag von Sa. Maria ad Martyres ist und ein besonderer Translationstag nicht angegeben wird. Die Gebräuche des Rosenfestes aber, ursprünglich hierher gehörig, wurden später, als das Pfingstfest in diesem Teil des Kirchenjahres eine beherrschende Stellung gewann, auf den Rosensonntag versprengt, der ja in vielen Jahren mit dem 13. Mai zusammentrifft [5].

Wiener S.-B. 1864, S. 388. Letzteres in Epirus: vom 1. bis 8. Mai. Hierfür ist der älteste Zeuge der Scholiast Theodoros Balsamone vom Ende des 12. Jahrhunderts. S. Tomaschek, Wiener S.-B. 1868, S. 370.

1) Avellino, Opusculi III, p. 262.

2) Avellino a. a. O.

3) Tomaschek, S. 370, nach *Ἀραβαντηνός, Χρονογραφία τῆς Ἠπείρου*, Athen 1857, II, p. 191.

4) E. Caetano Lovatelli, Miscell. archeol., p. 30, nach einer damals noch nicht gedruckten Inschrift.

5) Nämlich, so oft Ostern auf den 1. April fällt, was im siebten bis elften

Die ursprüngliche Bestimmung von Sa. Maria ad Martyres für einen verbundenen Heiligen- und Totenkult macht sich noch in gewissen Gebräuchen geltend. An jedem 1. November widmet der Magistrat von Rom dieser Kirche einen silbernen Kelch nebst einigen wächsernen Fackeln als Geschenk[1]). Am darauf folgenden Allerseelentag zünden die Gläubigen in der „Rotonda" eine Menge Lichter an. Bis 1701 war es sogar dort üblich, am 2ten, bezw. 3. November „den Toten zum Heil und zur Ehre die beiden inneren, grossen Nischen in ihrer ganzen Rundwölbung bis zwei Uhr nachts zu illuminieren". Wegen vorgekommener Störungen verbot es in dem genannten Jahre Clemens XI. und liess die Kirche bei Sonnenuntergang schliessen. So fristet also das stadtrömische Totenfest im Pantheon bis in die Gegenwart ein freilich dürftiges Dasein.

Es bleibt nur noch zu erklären, wie jenes von Bonifaz gestiftete Fest im Mai verschwinden, und ein Teil seiner Gebräuche auf das bewegliche Fest des Rosensonntags übertragen werden und jede Beziehung zum Totenkult verlieren konnte. Wir haben dafür eine innere und eine äussere Ursache anzuführen. Indem das Totenfest des Maimonats, von dem strengen Geist des Christentums ergriffen, seine seltsame Doppelfärbung ablegte und die Lust von sich bannte, trug es einen desto schärferen Missklang in die Wochen der freudigen Erwartung zwischen Ostern und Pfingsten hinein.

Viel besser stimmt zur Totenfeier die Lage des Allerheiligenfestes. Mit diesem fasst die Kirche sämtliche Heiligentage des Jahres in einer grossen Schlussfeier zusammen und erinnert die Gläubigen beim Abschluss des kirchlichen Jahres an das Ende des irdischen Lebens in Gott[2]). Die Gründung dieses Festes wird mit Wahrscheinlichkeit auf Papst Gregor III. (731—741) zurückgeführt, der in der Peterskirche ein Oratorium „zu Ehren Christi und der Jungfrau Maria" erbaute und darin Reliquien aller „Apostel, Heiligen, Märtyrer, Bekenner und Ge-

Jahrhundert im ganzen dreizehnmal geschah (647. 652; 731. 742; 815. 826. 837. 879; 994; 1005. 1016. 1089. 1100). S. Grotefend, Zeitrechnung d. deutschen M.-A. u. s. w., I, Tafeln S. 111 ff. Übrigens ist es nicht ausgeschlossen, dass Bonifatius IV. schon ein bewegliches Fest der Toten und der Rosen, am Sonntag vor Pfingsten haftend, vorfand. Dafür könnte man vor allem anführen, dass andernfalls der Rosenritus auch in Rom — wie überall sonst — sogleich auf den Pfingstsonntag übertragen worden wäre.

1) Falls er nicht seit 1870 damit aufgehört hat. Die obige Nachricht stammt nebst den gleich folgenden aus Moroni, Dizion. stor.-eccl., vol. 12 (erschienen 1841), pag. 141.

2) Für diese Auslegung ist zu vergl. Wetzer und Welte, Katholisches Kirchenlexikon I (1885[2]) S. 556.

rechten" des ganzen Erdkreises beisetzen liess. Wir verstehen, dass die allgemein katholische Bedeutung dieses neuen Festes und seine mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des Christentums ausgesuchte Lage im Kirchenjahr das stadtrömische Märtyrerfest nach verhältnismässig kurzem Bestehen verdrängen konnte, so dass nicht einmal eine Kunde von demselben übrig blieb. Die Irrtümlichkeit der mittelalterlichen Tradition von Papst Bonifaz IV. als Stifter des Allerheiligenfestes wird durch diesen Sachverhalt zugleich von neuem bestätigt und auf ihre wahre Grundlage zurückgeführt: wo die Heiligen der Stadt Rom begraben lagen, dort konnte nur, dort musste ein stadtrömisches Heiligenfest aufkommen. — Als dieses im achten Jahrhundert mit dem Novemberfest zusammenschmolz, blieb möglicher Weise dem 13. Mai noch seine Bedeutung als Gedächtnisfest für die Toten im allgemeinen. Doch bedurfte es nur eines Anstosses, um ihm auch diesen Charakter zu nehmen. Das geschah spätestens bei der Einführung des Allerseelenfestes, welches, 994 durch Abt Odilo von Clugny für die Klöster des Benediktinerordens vorgeschrieben, sich bald ohne allgemeines Gesetz über die ganze Kirche verbreitete.

War seitdem das öffentliche Totengedächtnis aus dem Mai verbannt, so musste man mit Bedauern die zu jenem gehörige Rosenfeier verschwinden sehen. Um jene Zeit also, um die Wende des zehnten und elften Jahrhunderts, sind aller Wahrscheinlichkeit nach die Rosenriten des Pantheons auf den Sonntag vor Pfingsten verlegt und im pfingstlichen Sinne umgedeutet worden, worauf dann jener Sonntag die Bezeichnung „Domenica della Rosa" erhielt.

Und wirklich stammen die ältesten Nachrichten über die Rosenfeier aus dem elften bezw. zwölften Jahrhundert (s. Kapitel 4 zu Anf.). Auch die ausserrömischen Rosalien werden damals, soweit sie nicht — wie in Rom — abgeschafft wurden, den trauernden, weltflüchtigen Ernst der älteren Zeit eingebüsst und sich mit jener Lieblichkeit bekleidet haben, die uns in campanischen Überbleibseln überraschte. Die Ströme von Blumen, welche sich bei jenen Märtyrerfesten in die Kirchen und Kapellen ergossen, spiegelten die wiedererwachte Freude am Frühling, an Blumen, an der schönen Welt der Sinne. Ehe solches Empfinden wagen durfte, an geistlichen Stätten sich kundzugeben, musste die Kirche zum sicheren Bewusstsein ihres endlichen Triumphes über das Heidentum gelangt sein. Und das geschah in den Tagen Gregors VII., in dessen Jahrhundert zum ersten Mal die Klagen der geistlichen Autoritäten über heidnische Vergnügungen der Menge verstummen [1]). — Der

1) S. D'Ancona, Origini etc. I, p. 49.

Kultus war damit an einem neuen Wendepunkt angekommen. War etwa seine glänzende äussere Entfaltung einzig ein Notbehelf gewesen, so konnte man nun in den bekehrten Ländern sich dieses Kampfmittels begeben. Jetzt aber ward offenbar, dass inzwischen im römischen Katholizismus das Christentum wirklich und unauflösbar mit der sinnlich künstlerischen Begabung des italienischen Volkes sich vermählt hatte, und dass der alte Zwiespalt der geistigen und sinnlichen Welt dabei vorübergehend und wenigstens auf dem Gebiete des Kultus einer klassisch zu benennenden Versöhnung und harmonischen Durchdringung gewichen war. Im elften und zwölften Jahrhundert nämlich liegt gerade die reichste Entfaltung des sogen. liturgischen Schauspieles, jener freien Erweiterung der kanonischen Messtexte und -riten in mannichfachen örtlichen Spielarten, aus denen endlich die Mysteriendichtung entsprang [1]). Auch in den Riten der römischen Rosenfeier trat jene Erscheinung zu Tage, seitdem dieselben sich in ihrer Bedeutung an die freudig erhobene, ja enthusiastische Stimmung des nahen Pfingstfestes anschmiegten. Versuchen wir, uns ein Bild von dieser Feier zu machen.

Bekannt ist die einzige, unerreichte Wirkung des ungebrochenen Oberlichtes im Pantheon. Durch die runde Oeffnung der Kuppel strahlt das Himmelsblau gleich einem leuchtenden Auge geheimnisvoll und beseligend in die weite Halle hinab, wo auf Marmor und Porphyr, über korinthische Säulen und tiefe Nischen hin gedämpfte Lichter spielen. Die Wirkung haben Neuere durch einen Vergleich anzudeuten versucht: wir glauben uns in einer unterirdischen Schattenhöhle, in die sich die Strahlen einer höheren Lichtwelt niedersenken. Die ewigen Gefühle, die auch im Mittelalter durch diese Stätte wachgerufen wurden, verkörperten sich bei der päpstlichen Messe des Rosensonntags zu einem Ritus. In dem Augenblick, wo der heilige Vater seine Predigt über die Ausgiessung des heiligen Geistes mit einem Gebet um Erneuerung dieser Gnade, die Gemeinde segnend, beschloss und nun der Chor das „Veni, Creator Spiritus“, anstimmte, ergoss sich aus dem Lichtring der Kuppel ein Rosenregen, wie von unsichtbaren Händen gestreut, über die Versammelten. Er dauerte, bis die Klänge der Hymne verhallten. Über seine Bedeutung konnten die Andächtigen nicht im Zweifel sein, da sie in dem vorbereitenden Segen ausgesprochen war. Dieser lautete in der Fassung, die ihm ums Jahr 600 Gregor der Grosse gegeben hatte:

„Möge der Herr den Regen seiner Segnungen über euch ausgiessen und euch die himmlischen Schätze seiner Gnade erschliessen! Amen. Möge der

1) Ebend. p. 44.

Herr euch des ewigen Lebens teilhaftig und zu Erben des Himmelreiches machen! Amen. Möge der heilige Geist in euch eine Wohnung finden und sich seine glanzvolle Majestät sanft in eure Herzen niedersenken! Amen. Dazu leihe er selbst seinen gnädigen Beistand!“ [1])

In den Worten dieses Segens klingt neben dem Grundgedanken der Pfingstfeier nicht minder deutlich jener des Totenfestes an. Auch dieses fiel ja zu Gregors I. Zeit in unmittelbare Nähe des Sonntags Exaudi.

III.

Kapitel 4. Darstellungen des Pfingstwunders im Mittelalter und in der Renaissancezeit.

Wir haben das römische Totenfest im Allerheiligen- und Allerseelenfeste aufgehen sehen. Die Rosenfeier aber nahm in ihrer pfingstlichen Bedeutung einen neuen Aufschwung, indem sie überall, ausser in Rom selbst, ganz mit dem Pfingstfest zusammengelegt wurde. Ich will versuchen, die Geschichte ihrer weiteren Wandlungen aus bisher zerstreuten Nachrichten herzustellen, und hoffe, dass mir kein wichtiges Zeugnis entgangen ist.

Von dem Rosenregen im Pantheon berichtet uns zuerst der Kanonikus Benedetto nicht lange vor 1143 in seiner römischen Messordnung, die er dem spätern Papst Cölestin II. widmete [2]). Doch bald nach 1054 fanden wir schon die „Dominica, quae dicitur Pascha rosata“ bei einem der Kurie nahestehenden Papstbiographen erwähnt (oben S. 14, Anm. 1); und schon um 1079 begegnen wir einer Nachahmung des Rosenritus in der Normandie am Pfingstsonntag, wovon später. In dem Rosenregen des römischen Pantheons aber müssen wir das Urbild aller ähnlichen Riten erblicken. Denn für die Anordnung, ihn acht Tage vor Pfingsten auszuführen, giebt es nur eine Erklärung, nämlich, dass er ursprünglich nicht das Pfingstwunder darstellte, sondern, wie die ältere geistliche Bildersprache bestätigt, vor allem die Segnungen, die der Getreuen nach dem Tode harren. Dann aber ist er der älteste Ritus der ganzen Gruppe. Endlich sind seine Nachahmungen in mehr als einer Kirche der päpstlichen Stadt in Betracht zu ziehen.

In der Basilika des Laterans wurden einst zu Pfingsten Rosen aus der Höhe gestreut [3]). Und noch gegenwärtig findet alljährlich am 5ten

---

1) S. Gregors I. Liber Sacramentorum, Migne, Patrol. Lat. v. 78, col. 110.

2) Bei Mabillon, Museum Italicum, 1681, II, p. 148, vergl. p. 118.

3) Moroni, Dizion. stor.-eccl., v. 9, p. 40.

August in Sa. Maria Maggiore eine ähnliche Ceremonie, wenn auch im bescheidensten Massstab, statt. Am Tage der „Madonna im Schnee", der diese Basilika geweiht ist, stellt ein Regen von Hyazinthen, ursprünglich wohl von weissen Rosen [1]), aus der Kuppel der Borghesischen Kapelle herabfallend, das legendarische Wunder des Schneefalls im August dar, welches zu der 354 erfolgten Stiftung des Weihnachtsfestes in nächster Beziehung steht. Im Pantheon hörte das Rosenstreuen auf, als im Jahre 1309 der päpstliche Hof nach Avignon übersiedelte [2]). Doch inzwischen war die Sitte längst nach anderen Orten gedrungen. Zwar in ihrer ursprünglichen Gestalt finden wir sie nur selten wieder; meist traten Änderungen und Verbindungen mit anderen Bräuchen ein. Eine Ausnahme macht Capua, die Hauptstadt des seit Alters durch seine Rosenfelder berühmten Campaniens. An diesem Ort, wo noch im Jahre 387 u. Z. die reiche Amplia Afra eine Stiftung zu gunsten der Rosarien unter anderen heidnischen Festen einsetzte, wurde noch in unserem Jahrhundert während der Pfingstmesse der Fussboden des Domes mit Rosen bestreut [3]). Doch schon das älteste von allen uns bekannt gewordenen Zeugnissen für den Pfingstritus zeigt uns eine bedeutsame Abweichung von der ursprünglichen, d. h. der römischen Form desselben: Johannes, Bischof von Avranches, späterer Erzbischof von Rouen, gab in seiner ums Jahr 1079 abgefassten Messordnung folgende Vorschrift, die wir wegen ihrer Genauigkeit in den Nebenzügen vollständig hersetzen [4]): „In der dritten Morgenstunde (um neun Uhr) soll unter dem Geläute aller Glocken nach dem „Deus in adjutorium" die Hymne einsetzen, währenddessen drei Geistliche in Messmänteln (cappati) den Altar mit Weihrauch bestreuen. Die ganze Kirche soll erleuchtet, und alle Geistlichen mögen nach dem Vermögen der Kirche gekleidet sein. Und so lange die Hymne dauert, sollen mannichfarbige Blumen zum Gleichnis der Gaben des heiligen Geistes aus der Höhe gestreut und derart die ganze Stunde festlich celebriert werden." — Die Allegorik,

1) Hyazinthen nach C. Maes im „Cracas" 1894, S. 260; rose rosse insieme con rose bianche nach Moroni im Dizion., v. 59 (1852), p. 149.

2) Zeugnisse im „Cracas" a. a. O.

3) Mazocchi, In vetus etc. Commentar., 1794, I, p. 54: Ac memini me puero in Capuana dioecesi in dominica pentecostes inter missae solemnia consuevisse presbyterum ecclesiae pavimentum rosis conspergere, qui mos postea exoluit. Die Schlussworte bestreitet Avellino, Opuscoli (1836), v. III, p. 263.

4) S. Martène, Tractatus de antiqua Ecclesiae disciplina, 1706, cap. 28 § 17; auch Migne, P. L. 147, 58. Abgedruckt ist der Liber de officiis eccles. noch von Magnin im Journ. des Savants, sept. 1866.

welche sich in der Anwendung mannichfarbiger Blumen statt der klassischen Rosen kundgiebt, kennzeichnet den normannischen Brauch als eine spätere Umbildung des römischen. Im Ausspinnen dieser Allegorik sehen wir die weitere Entwicklung fortschreiten. Bald dienen die vielfarbigen Blumen, „um die Freude und die Verschiedenheit der Sprachen und der Tugenden zu bezeichnen". So erläuterte die Ceremonie gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts ein Bischof von Mende im Languedoc, Guillaume Durand (1232—96), der als „Statthalter des Erbes Petri" lange Jahre an der römischen Kurie lebte [1]). Das Glockenläuten während der Ceremonie, welches an manchen Orten durch Orgelmusik und Posaunenstösse verstärkt wurde, bezog derselbe auf das wunderbare „Brausen vom Himmel, wie eines gewaltigen Windes", und knüpfte daran die Deutung: wie ein heftiger Sturm den Staub von der Oberfläche der Erde aufwirble, so verbanne der heilige Geist aus dem Herzen des Menschen alles Irdische [2]). Wir werden sehen, wie die Ceremonie, mit dem Verlust ihrer klassischen Einfachheit und ihrer das Unbeschreibliche einzig für das Gefühl andeutenden Symbolik, immer mehr zu einer allegorischen, barocken, im besten Falle verständig sittlich ausgedeuteten Nachahmung des Pfingstwunders, „wie es wirklich war", herabsinken sollte. Die Messvorschrift von Avranches findet sich ähnlich in vielen französischen Ritualbüchern des Mittelalters [3]).

Anderswo gesellte sich dazu noch ein deutlicheres Bild der Herabkunft des heiligen Geistes: man liess eine mit Blumen bekränzte, weisse Taube, an Fäden gefesselt, von der Deckenwölbung oder vom Chor herab, zuweilen durch einen von Rosenkränzen gebildeten Ring herabflattern, während zugleich der Rosenregen niedersank. Dieses anmutige Schauspiel wurde in mehreren Kirchen von Troyes während der Terz des Pfingsttages bis ins fünfzehnte Jahrhundert aufgeführt [4]). Die Taube

1) S. Durandus, Rationale divinorum officiorum, Lib. 6, fol. 193 der Ausgabe von Hagenau 1509. Vergl. Anm. S. 26, 3.

2) . . . . in nonnullis ecclesiis clanguntur tube, dum sequentia dicitur. Venit enim spiritus sanctus in spiritu vehementi. Quia, sicut ventus vehemens proiicit pulverem a facie terre: sic spiritus sanctus eicit a corde hominis omnem terrenitatem.

3) Martène, Eccl. discipl., p. 543: Id ipsum pluribus in Ritualibus libris praescriptum repperi; sed eo praesertim tempore peragendum, quo in missa canitur Prosa. Ita in Ordinario Silvanectensi (von Senlis) et in Rituali Turonensi S. Martini (Tours).

4) Zeugnisse in der Revue des trad. pop. 12 (1897), p. 314. In einem der Berichte heisst es: Les enfants de choeur . . . jetaient des fleurs rouges pour simuler les langues de feu qui étaient descendues sur les Apôtres. Ein Schritt weiter zur Naturwahrheit!

trug dort den alten romanischen Namen coulon. In manchen Gegenden hatten die Kirchen im Gewölbe eine Öffnung, durch welche die Taube geflogen kam [1]).

Von allen Pfingstriten fand der Flug der Taube im Mittelalter die weiteste Verbreitung. Besonders volkstümlich war die santa colombina oder colombella (auch palombella) in Italien. Aus der Malerei, wo sie in Darstellungen des Pfingstwunders früh sich eingebürgert hatte, drang sie in das liturgische Schauspiel und in dessen nächste Entwicklungsform, die stumme Rappresentazione in- und ausserhalb der Kirchen. Von den alten italienischen Messbüchern sind bisher so wenige im Druck veröffentlicht, dass wir die Einführungszeit dieses Ritus nicht feststellen können. Vielleicht aber kam derselbe schon vor in einem bekannten cyklischen Pfingstspiel, das im Jahre 1298 zu Cividale in Friaul im Palasthof des Patriarchen stattfand und nach einander die Leiden Christi, die Auferstehung, die Himmelfahrt, die Ausgiessung des heil. Geistes und das jüngste Gericht vorführte [2]). Dass auch in Sa. Maria ad Martyres einst während der Pfingstmesse eine Taube durch den Kuppelring niedergelassen zu werden pflegte, darf man wohl aus dem Namen der östlich am Pantheon hinlaufenden Strasse, Via della Palombella, schliessen. — Nicht überall begnügte man sich mit einer Taube. Aus Frankreich erfahren wir, dass in dortigen Kirchen ganze Schwärme grosser und kleiner Vögel fliegen gelassen und zum Schluss (wie einst die Rosen) unter die betreffenden geistlichen Kollegien verteilt wurden, — doch wohl, um verspeist zu werden! Dieses artige Spiel muss um 1400 in voller Blüte gestanden haben; 1438 wurde es in Troyes aufgehoben [3]). In Rouen, Lisieux (Normandie) und anderswo band man sogar dem Geflügel an die Füsse eine Art Oblaten, „Wölkchen“ (nebulae) genannt [4]). Die Bilder vom Mannaregen und vom „Brod des Lebens“, das Christus ist, mischten sich hier, um das Himmelsmahl der Auserwählten (nach Ev. Matth. 22, 4; Luk. 14, 15 u. a.) anzudeuten. Der Stich ins Schlaraffenländische war dabei gewiss nicht beabsichtigt. — Die Vervielfältigung des Pfingstvogels ist merkwürdig. Eine deutsche Volkssitte stellt sich dem französischen Ritus erklärend an die Seite: In der St. Georgen-

1) Z. B. in Böhmen (Miklosich, Wiener S.-B. 1864, S. 386), Deutschland und der Lombardei (vgl. hier S. 25. 26).

2) S. Muratori, Antiquitates Ital. II (1739), p. 851.

3) Revue des trad. popul., a. a. O.

4) Ducange, Glossarium mediae et infimae latin. V, p. 582 (Ausg. von 1885), unter nebula.

vorstadt zu Eisenach feiert man oder feierte man noch vor vierzig Jahren am Sonntag Lätare den „Sommergewinn“. Neben andern natursymbolischen Gebräuchen findet sich da eine Beschenkung mit geputzten Eiern und künstlichen Vögeln. Letztere sind wie eine kleine Taube gross, in den wunderlichsten Formen aus Binsenmark geschnitzt. „Fast in jeder Stube auf dem Lande und auch teilweise in der Stadt hängt ein solches Vogelungeheuer, und fragt man, was es bedeute, so heisst es, es sei ein „heiliger Geist vom Sommergewinn““ (L. Issleib in Wolf's Zeitschr. f. deutsche Mythol., 2, S. 103 fg. vom Jahre 1855). Die Wiederkehr der Zugvögel liegt jedenfalls dieser thüringischen wie jener normannischen Sitte als Anlass zu Grunde. Spuren einer keltischen und einer germanischen Feier mag man sich aus den mehr oder minder kirchlichen Hüllen heraulesen [1]. — Die „Wölkchen“ finden sich auch in Deutschland, aber sonderbarer Weise auf Himmelfahrt übertragen. Im Weltbuch und Geschichtsspiegel des Sebastian Franck von Wörd lesen wir [2]: Am Fest der Auffahrt Christi „wirfft man Oblat vom Himmel herab, zu bedeuten das Himmelbrot. Gleich darauff über neun Tag, ist der Pfingsttag. Da hencket man einen hültzin Vogel oder Tauben under das Loch im Gewölb, das bedeutet den heiligen Geist, den Aposteln Christi zugeschickt.“ Die Oblaten vertreten hier die Stelle von „Wetterkränzeln“, die man in bairischen Dorfkirchen noch in der Gegenwart zu Himmelfahrt hie und da durch das Loch im Dachgurt wirft, um die sich dann Buben und Mädchen streiten, wahrscheinlich der Rest eines vorchristlichen Wetterorakels. Von der kleinen hölzernen Christusstatue wenigstens, die man in denselben Kirchen durch jenes Loch in die Höhe zieht [wie einst auch in Oberitalien] [3], heisst es: „Wo Christus bei der Himmelfahrt in der Kirche hinsieht, aus der Gegend kommen das Jahr über die Wetter.“ (H. Holland in Wolf's Zeitschr. 2, S. 102).

Wir sahen die Pfingstceremonie eine Wendung nehmen, die mit der gleichzeitigen Entartung der Mysterien zu Farcen verwandt ist. Mehr Würde als die Länder jenseits der Alpen bewahrte in der Messe sowohl wie im Schauspiel Italien. Zwar ging auch hier die Feierlichkeit verloren. Dem spielfrohen, naturalistischen Nachahmungstrieb des südlichen Volkes genügte die poesievolle Andeutung des mystischen Vorganges durch einen Blumenregen nicht lange. Die Italiener, die zuerst

1) Über ein winterliches Gegenstück zum „Sommergewinn“ in irischer und französischer Sitte s. J. W. Wolf, Beitr. z. deutsch. Mythol. II. (1857), S. 436 ff.

2) Erschienen 1542. S. S. 133 der Ausgabe von 1567.

3) D'Ancona, Origini, I, p. 33, not. 2.

von den europäischen Völkern das Lustfeuerwerk ausgebildet hatten, trugen es auch in den Gottesdienst, und vor allem in die Pfingstmesse hinein. Schon zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts heisst es im Ordinarium des Erzbischofs Lukas von Cosenza (1203—24)[1]: „Bei der Pfingstmesse werden während des Absingens der Sequenz — womit der Priester beginnt, dann der Dekan und zuletzt der Vorsänger ihn ablösen — aus der Höhe in den Presbyterien, im Chor und im Schiff der Kirche Rosen, Lilien und andere Blumen gestreut und zuletzt brennende Flöckchen vom feinsten Werg herabgelassen." — Hier ist mehr als das Pfingstereignis, hier ist ein doppeltes Wunder zur Darstellung gebracht. Es ist klar: die Rosen verwandeln sich in himmlische Flammen. Das antike Bild der rosenstreuenden Gottheit und die evangelische Vorstellung von den mystischen Feuerzungen sind in Eins verschmolzen. So war der Übergang zu einer treuen Nachahmung des Wunders gemacht.

In Oberitalien begegneten sich römische und gallikanische Einflüsse. Eine Messordnung von Parma beschreibt, wenn auch erst im fünfzehnten Jahrhundert, einen Ritus, dessen Hauptbestandteile auf die Blüte des liturgischen Schauspiels zurückweisen: Zur festgesetzten Stunde während der Pfingstmesse wurde von einem Baum (arbor), der im Dachgebälk des Chores befestigt und reich mit Oblaten behängt war, — also eine Art Maibaum — eine Taube zu der versammelten Menge hinabgesandt. Gleichzeitig streute man durch Löcher im Deckengewölbe eine Menge Feuerflocken und „zahllose" Oblaten nebst Laub- und Rosenblättern aus. Bei der Vesper wiederholte sich dieser Vorgang[2]. Der verbundene Blumen- und Feuerregen, in Italien seit Beginn des dreizehnten Jahrhunderts sicher bezeugt, trat bald auch jenseits der Alpen auf; Bischof Durand erwähnt ihn als verbreiteten Pfingstritus[3]. Die Vorstellung von

---

1) Martène, Eccl. Discipl. 543: .... sparguntur desuper in presbyteriis, in choro et in navi ecclesiae, rosae, liliae, et ⟨alii?⟩ flores, et ad ultimum emittuntur particulae subtilissimae stupae succensae.

2) D'Ancona, Origini I, p. 32 s. nach dem Ordinarium Eccles. Parm., ed. Barbieri. Der Baum stammt offenbar von den Maifesten her. Die altertümlichste Ausschmückung des Maibaumes bestand in Speisen. Vgl. Mannhardt, Wald- und Feldkulte, I (1875), S. 170. 172 Anm. über den mit Bändern und drei Weizenähren behängten arbor majalis im mittelalterlichen Lucca und den albero della cuccagna d. i. Baum des Überflusses bei den Kirchweihen der Gegenwart in Wälschtirol. Vielleicht spielt zu Parma auch die verbreitete, allegorische Auffassung des Kreuzes als Maibaum mit. Vgl. ebend. S. 242 f.

3) Rationale, Lib. 6, nach der vorhin gebrachten Stelle: Tunc etiam ex alto ignis proiicitur, quia spiritus sanctus descendit in discipulos in igneis linguis. Et

einer Verwandlung der Rosen in Flammen findet sich jedoch nur im vorhin angeführten, ältesten Bericht aus Cosenza; sie wurde wohl bald als zu künstlich fallen gelassen. In den meisten Gegenden Italiens aber wurde allmählich das Feuerwerk zur Hauptsache, und schliesslich blieben gar die Blumen fort. Die Florentiner werden hierin wie auf den meisten Gebieten vorangegangen sein. Ihre Leidenschaft für die Feuerwerkerei, die sie durch heutzutage kaum übertroffene Leistungen zum Range einer Kunst erhoben, ging soweit, dass der Rat 1480 ein Verbot gegen die Benutzung von Kirchenhallen zum Abbrennen von Girandolen erlassen musste[1]). Wir hören von einem Kirchenbrande, der 1471 zu Florenz durch die Darstellung des Pfingstwunders entfacht wurde. Dieselbe wurde einem Besuche des Herzogs Galeozzo Sforza von Mailand zu Ehren in San Spirito zugerüstet. Die Florentiner wünschten, dem mächtigen Fürsten ihre Überlegenheit in diesem Fache zu zeigen: sie brachten ein so gewaltiges Feuerwerk zustande, dass der Dachstuhl Feuer fing und die Kirche abbrannte. In dem schnell errichteten, köstlichen Neubau des Brunelleschi scheint man, vorsichtiger geworden, den Brauch nicht erneuert zu haben. Wir finden denselben bald darauf nach der Piazza San Giovanni verlegt, wohin noch jetzt alljährlich am Ostersamstag eine mit Zünder versehene, hölzerne Taube auf einem Seile aus dem Dome entsandt wird, um draussen ein Feuerwerk (il Fuoco Santo) zu lärmender Entladung zu bringen. Das Vorbild dieser Ceremonie gehört offenbar dem Pfingstfest an. Doch das Zeitalter des Michelangelo wusste selbst in die Nachahmung noch eigenen, tiefen Sinn zu legen, — die letzte Äusserung lebendigen religiösen Gefühls, die wir auf unserem Weg durch die Jahrhunderte antreffen. Das Florentiner Osterfeuer nämlich wird an Steinen entzündet, die als Splitter vom heiligen Grabe gelten. So ist die Taube hier eine himmlische Botin, die das Feuer der göttlichen Liebe am Ostermorgen vom Grabe Christi holt, um es über die Welt auszustreuen.

---

etiam flores varii ad denotandum gaudium et diversitatem linguarum atque virtutum. Columbe etiam per ecclesiam dimittuntur: in quo ipsa spiritus sancti missio designatur. — Ähnlich wird man bei den Pfingstmysterien verfahren sein. In einem solchen zu Jean Michel freilich wurde Branntwein angewandt, um den Feuerstrom des h. Geistes nachzubilden; s. Petit de Juleville, Les Mystères, Paris 1880, p. 400.

1) Urkunde bei Passerini, Storia degli Stabilimenti di beneficenza a Firenze, Firenze 1853, p. 459.

2) Machiavelli, Ist. Fior. 7, 22. Vgl. D'Ancona, Orig. I, p. 242.

Kapitel 5. Pfingsten in Orvieto und der Gedanke einer Kultreform.

Der langsame Verfall des liturgischen Schauspieles wurde im Zeitalter der Gegenreformation besiegelt durch kirchliche und staatliche Verbote aller geistlichen Aufführungen.

Das französische Parlament untersagte 1548 den Confrères de la Passion, „geistliche Mysterien“ zu spielen. In Deutschland überschüttete Thomas Kirchmayr (Naogeorg), der begabte, doch unstäte Verfasser protestantischer Tendenzdramen, in seinem „Regnum papisticum“ vom Jahre 1553 die katholischen Festgebräuche mit verdientem Spott. In Italien erstand im ehrwürdigen Carlo Borromeo ein heiliger Eiferer gegen das Theaterspielen in- und ausserhalb der Kirche.

1590 fiel zu Ferrara der letzte Rest eines, wie der Chronist behauptet, seit undenklichen Zeiten dort ausgeübten Ritus bischöflichem Verbot zum Opfer. Bei der Gelegenheit erfahren wir zuerst von dem Bestehen dieses Ritus auch in Ferrara. Bei der Pfingstmesse, während der Klänge des „Veni Sancte Spiritus“ pflegte eine Taube (lebendig oder nachgemacht?) von der Mittelpforte der Kathedrale aus das Schiff bis zum Altar im Fluge zu durchschneiden. Sie war in einer Strahlensonne befestigt, die während der Bewegung knatterte und Feuer aussprühte [1]).

Bei der wachsenden Gleichgiltigkeit gegen die kirchlichen Gebräuche hat es in den meisten Fällen wohl niemand für der Mühe wert gehalten, das gänzliche Einschlafen der alten Riten oder deren Fortdauer der Nachwelt zu vermelden. Hier und da fristeten dieselben auch nach dem reinigenden Sturme der Gegenreformation ein unbeachtetes Dasein, so z. B. noch gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts der Pfingstritus in Messina, einer ganz beiläufigen und unbestimmten Äusserung des Domenico Magri zufolge [2]). Ob im Dom zu Capua noch in unserm Jahrhundert Rosen aus der Höhe gestreut worden sind, darüber herrscht eine sehr bezeichnende Unsicherheit an Ort und Stelle, unter den Gelehrten Campaniens (s. oben).

Nur in einer Stadt glückte es mir durch einen Zufall, das Fortleben dieser Sitte, oder vielmehr ihrer auf die Renaissancezeit zurück-

---

1) D'Ancona, Origini I, p. 283 nach einem handschriftlichen Diario di Ferrara.

2) Dom. Magri, Notizia dei vocaboli eccles., Roma 1650, p. 213, col. 2a; und Hierolexicon, Roma 1677, p. 465, col. 2 giebt Durands Nachricht (oben S 26, Anm. 3) wieder mit dem ungenauen Zusatz: quod Messanae adhuc durat.

gehenden letztmaligen Umwandlung bis in die jüngste Gegenwart zu verfolgen. Wer zu Pfingsten nach Orvieto kommt, wird dort Zeuge einer kirchlichen Feier, deren Fortbestehen den Bürgern der Stadt nicht minder am Herzen liegt als die Erhaltung des Domes, jenes im Jahre 1290 gegründeten, farbenprächtigen Meisterwerkes der italienischen Gotik, das, kürzlich auf Staatskosten von allen Schäden und barocken Zuthaten befreit, nun wieder in vollendeter Schönheit dasteht.

Auch hier im Dome, wurden einst während der Pfingstmesse Rosen von der Decke herab über die Versammelten ausgestreut[1]). Mitten durch den Rosenregen flatterte das „Täubchen“ herab. Auch hier wurden die Rosen später durch Flammen ersetzt. Man ging darin soweit, dass man innerhalb der Kirche Raketen steigen liess. Ein Verbot des Lateran-Konzils von 1725 machte diesem Unfug ein Ende. Doch das Pfingstfeuer fuhr fort, den Dom zu verwüsten. Vergeblich wandten sich Bischöfe und Kardinäle nach Rom um Abstellung. Merkwürdig sind die Gründe, welche die Erhaltung des Brauches veranlassten. Eine alte Orvietaner Familie, die Grafen Monaldeschi, von denen zwei einst das Bischofsamt in der Stadt bekleideten (Franziskus 1280—95, Beltramus oder Tramo 1328—45), hatten wahrscheinlich in jener Zeit ihres grössten Einflusses dem Domkapitel zwei ihrer Kastelle draussen im Lande mitsamt den Einkünften als Eigentum auf ewige Zeiten vermacht, um davon die Kosten der „Palombella“ zu bestreiten. Indessen hatten sie die Bestimmung getroffen, dass die jährlich zu erhebenden Abgaben dem St. Peterskloster derselben Stadt zufallen sollten, so oft die herkömmliche Vorstellung nicht, oder nicht an der herkömmlichen Stätte gegeben würde. Da war guter Rat teuer. Jene Abgaben dienten wesentlich mit zur Deckung der erheblichen Kosten für Ausbesserungen am Dom. Das Feuerwerk war zu einem Volksfest geworden, dem zuliebe die sonst so stillen Strassen der Stadt sich für kurze Zeit mit Leben füllten, wie es noch jetzt geschieht. Künstler und Fremde strömen herbei; das Volk drängt sich zwischen den Verkaufsständen auf dem Domplatz, wo eine Art Bazar ausgestellt ist und die bambini sich an Puppen und Spielzeug satt sehen, süsse Früchte schmausen und mit Instrumenten einen

1) Das älteste Zeugnis stammt von 1417. Es findet sich im Liber Camerlengati des Domes, S. 4. Ich gebe es wieder nach Piccolomini Adami, Rappresentanza scenica . . . in occasione della Festa del SS. Corporale, p. 7, n. 1 (auch im Archivio Storico per le Marche e per l'Umbria, Foligno 1886). Es lautet: Dedit, et solvit Piero Funario pro tribus libris. et tribus unciis cordae sottilis pro palombella in festo Paschatis Rosati . . . et in totum Sol. quinque. Dazu unterm 17. Mai 1421 eine Bezahlung Pro quatuor lib. Rosarum.

lustigen Lärm aufführen. Die Landleute besonders machen seit Jahrhunderten von dem glatten oder stockenden Flug der Taube, die hier noch ein lebendiger Vogel ist, ihre Erntehoffnungen abhängig, wie sie es auch in Florenz am Ostersamstag thun; sie balgen sich um die von den Fittichen der Taube fallenden Federn, um sie als glückbringend aufzubewahren. Alle diese Gründe wirkten zusammen in dem Beschluss der Stadträte des Jahres 1846: die alte Sitte nicht abzuschaffen, sondern auf den Platz vor dem Dom zu verlegen, wodurch man im wesentlichen nicht gegen die Bedingungen der Stifter verstiess. — Hier also wird seitdem der kostbare Reliquienschrein mit den zwölf Apostelstatuen aufgestellt. Buchsbaum und Blumenguirlanden schmücken ihn, und um die Säulchen der Aussenwand her sind Feuerwerkshülsen und eine Unzahl von Näpfchen mit Brennpulver befestigt. Auf der entgegengesetzten Seite des Platzes, wo die Via Maitani, nach dem Erbauer der Domfassade benannt, einmündet, dort hängt zwischen den Palästen der Grafen Saracinelli und des Grafen Eugenio Faina das Gehäuse (la Nuvola) mit der heiligen Taube, an Seilen schwebend. Wie aus einer Gewitterwolke schiessen Funken und Strahlen heraus, ein Feuerwerk in der hellen Mittagssonne. Jetzt erschallen die Trompeten und Posaunen des städtischen Musikchors, — die Wolke spaltet sich und mitten durch einen Funkenregen und das Krachen der Bomben flattert die Taube mit ängstlichen Flügelschlägen an dem Seile nieder, welches von der „Wolke" nach dem Altar der Apostel führt. An den zarten Füssen trägt sie einen Zünder, der alsbald die mystischen Flämmchen über den Häuptern der Zwölfe entzündet, und das Feuerwerk des Tabernakels entlädt sich. Minuten lang schiessen die Flammen phantastisch durch einander, Funken und Feuergarben sprühen, Schläge und Bomben knattern. Und mitten in dem ausgelassenen Spiel der Feuergeister sitzt, mehr tot als lebendig, mit geducktem Halse das arme Täubchen und schaut mit blinzelnden Augen in das Flammengewirr. Wenn dieses ausgetobt hat, befreit ein Messdiener das Tier aus seiner Lage; der Vorsteher des Domes übergiebt dasselbe als Festgeschenk dem Bischof, einem Domherrn oder einer anderen würdigen Person.

An dem letzteren Zuge haftete bis vor wenigen Jahren eine Sitte von naiver und poetischer Bedeutsamkeit. Es war stets die jüngst Vermählte aus den adligen Häusern Orvietos, der die heilige Taube eingehändigt und damit zugleich die eheliche Treue ans Herz gelegt wurde. In unseren Tagen ist soviel darüber gespöttelt worden, dass man die Sitte aufhob. Und sie war doch wohl das Beste an der Feier.

Wir haben die Geschichte der alten Rosenfeste bis in ihre jüngsten Metamorphosen verfolgt. Überschauen wir noch einmal den Wandel der Anschauungen, die darin zum Ausdruck kamen.

In die Lust der ländlichen Frühlingsfeier schlich sich in heidnischer Zeit Wehmut über die Vergänglichkeit, dieser stets, leiser oder lauter, anklingender Grundton des sinnlichen Naturgefühles. Der christliche Glauben mit seinem übersinnlichen Ahnen, seiner mystisch verklärten Daseinsfreude schuf dann den Rosenregen als Bild geistiger Wonnen. Eine Spanne lang hielt sich die Pfingstfeier im Mittelpunkt der Christenheit auf der klassischen Höhe des Einklanges von Form und Gehalt. Dann nahm äusserliche Nachahmung des Pfingstwunders überhand. Mit blendenden Künsten und dem Flug der Taube ausgestattet, wurde die Feier ein kostbares Spielzeug in den Händen der Geistlichen zur Unterhaltung einer schaulustigen und abergläubischen Menge. — Soll dies das Ende sein? Ist es nötig, dass die Erstarrung, welche das katholische Festleben seit etwa 400 Jahren befallen hat, sich verewige? Es scheint gegenwärtig, als besänne sich die Kirche auf die Schätze, die in ihrer Vergangenheit ruhen und der Hebung zu warten scheinen. So fragte neulich ein um die Erforschung des mittelalterlichen Roms hochverdienter Gelehrter[1]: „Warum wird ein so geschmackvoller Ritus (wie das Rosenstreuen im Pantheon) nicht gegenwärtig zur schönsten Wirkung von der Höhe der St. Peterskuppel herab erneuert? Ich wundere mich, wie unser glänzender, phantasiereicher und viel bewunderter katholischer Kult so anmutige, zarte und die Geheimnisse der Religion so bedeutungsvoll darstellende Gebräuche hat aufgeben können." — Und wie ein Widerhall klang vom Ufer der Seine, wo längst schon modische Romandichter ihre von Liebesleidenschaft und Zweifelskämpfen müde gehetzten Helden in den Schooss der Kirche sich flüchten lassen, der Ruf nach einer ästhetischen Kirchenreform. Sar Peladan erteilte dem Papst den wohlmeinenden Rat, seinen Kardinälen eine ästhetische Erziehung geben zu lassen, damit sie den Bedürfnissen der Elite-Katholiken mehr entgegenkämen und im Kulte der Kunst mehr Platz einräumten. Und wirklich, als am letzten Himmelfahrtstage, bei der Heiligsprechung des Fourier und Zaccaria, das Papsttum aus seiner 27jährigen, grollenden Zurückgezogenheit heraustrat, entfaltete es vor einer unzähligen Menge erwählter und nichterwählter Sterblicher im Petersdome einen Glanz, der als siegesgewisser Ausdruck zunehmen-

1) Const. Maes im „Cracas" 1894, S. 262.

den Kraftgefühles und Machtstrebens gelten kann. Unter andern altertümlichen Symbolen erschien an jenem Tage das Bild der heiligen Taube, in einem Strahlenkranze über dem Thronsessel des Papstes schwebend, unter dem hohen Chor von St. Peter.

Altertümlich war alles bei dieser glanzvollen Feier, von den bunten Trachten des päpstlichen Gefolges bis zu den vier mächtigen Fahnen, auf denen die von der Untersuchungskommission als echt befundenen Mirakel der neuen Heiligen dargestellt waren; von dem Kolossalgemälde der heiligen Dreieinigkeit bis zu der anmutigen Ceremonie der „Oblation“, einer Darbringung von Kerzen, Brot nnd Wein, zwei Turteltauben, zwei Tauben und mehreren kleineren Vögeln zu den Füssen des Statthalters Christi. Man atmete die Luft des Mittelalters, wie sie aus Chroniken uns anweht oder aus der bewegten Ceremonien-Malerei der Venezianer. Und war es nicht endlich trotz allem die Grösse der katholischen Religion und Kirche, die in dem frenetischen Beifallsjubel von mehr als 30 000 Zuschauern aller Nationen und Geistesrichtungen am Schluss dieses unvergleichlichen Schauspiels ihren Widerhall fand? „Es ist nichts gross als das Wahre!“ rief einst Goethe in Neapel, umgeben von den prachtvollen Ceremonien des Frohnleichnamsfestes. Und ein englischer Weiser that den tiefen Ausspruch: „Das Alte ist wahr gewesen.“

Grösse lag in der reinen Innerlichkeit der ersten Christen; und Grösse entgegengesetzter Art in den kirchlichen Riten zur Zeit der Kreuzzüge. Denn damals war es das allgemein verbreitete, gläubige Gefühl im Bunde mit der bilderschaffenden Phantasie der Romanen, welches schöne Formen zeugte und beseelte. Als der Kreis der möglichen Bildungen durchmessen war, erlahmte zugleich mit dem Lebenstrieb die schaffende Kraft der Religion. Die italienische Renaissance brachte religiöse Grösse nur noch in Einzelnen hervor. Savonarola hinterliess keine Spuren in der kirchlichen Entwicklung; seit Michelangelo bewegte sich die religiöse Malerei nur noch in den ausgetretenen Geleisen. Der Organismus der Religion war erstarrt. Mag man seitdem einzelne Riten künstlich fristen oder wieder auffrischen, man wird nicht vermögen, in dem wichtigsten Teil des Gottesdienstes, in der Messliturgie, die lebendige, auf Verständnis beruhende Wechselwirkung zwischen Priester und Gemeinde wiederherzustellen. Die Zerstörung des ursprünglichen Sinnes der Messe hat sich so folgerichtig unter dem Zwang der Verhältnisse entwickelt, dass sie für unheilbar gelten muss.[1]

1) Ich stütze mich auf die Untersuchungen berufener, gutkatholischer Zeugen.

Aus der Erstarrung führt nur ein Weg zum Leben, der Weg, den alle Organismen zu nehmen haben: Erneuerung aus dem unsichtbaren Keim, das will sagen, Rückkehr zur formlosen Anbetung des Heiligen, die alle Formen der Zukunft und alle Möglichkeiten der Anpassung an die Umwälzungen des geistigen Lebens einzig in sich birgt. — Schon Savonarola erklärte gelegentlich alles Formenwesen im Kult für nichtig [1]; vielleicht ist er zu sehr Italiener gewesen, um die Vernichtung der äusseren Gottesverehrung in den Mittelpunkt seiner Forderungen zu stellen. In der That zog sich seit jener Zeit je mehr und mehr das echte religiöse Leben in die reine Innerlichkeit des Urchristentums zurück oder es flüchtete sich in die Künste, und am meisten in die innerlichste von ihnen, die Musik.

IV.

Kapitel 6. Die Verwandlung von Rosen in Flammen, ein Motiv der religiösen Kunst.

Das einzige Gebiet, auf welchem das religiöse Fühlen der Menschheit noch in unserem Jahrhundert sich in reger, wechselnde Gestalten zeugender, alte Symbole zu neuer Bedeutung umbildender Schaffenslust bethätigt hat: es ist die Kunst. Der Urgrund des inneren und äusseren Geschehens bleibt Geheimnis. Dogmatische und wissenschaftliche Systeme überspinnen ihn mit ihren vergänglichen Begriffsnetzen; doch in tiefer Seele schlummert die Kraft, aufzugehen in unio mystica, und das Gefühl beflügelt die Phantasie, die stets vom Unbekannten angezogen wurde und werden wird. Sie ist in Gefahr, sich ins Vage zu verlieren. Da bleibt dem Künstler im Drange seiner Ahnungen, die nach Gestaltung ringen, kein anderer Weg als, dass er seinen Intentionen durch die „scharfumrissenen Figuren und Vorstellungen“ vergangener Glaubensformen „eine wohlthätig beschränkende Form und Festigkeit giebt“.

F. Clément kommt in seiner Histoire générale de la musique, 1861, zu folgendem Endurteil über die Riten der Messliturgie: „des débris défigurés . . . mal coordonnés, tronqués et dépourvus d'homogénéïté, ils ne présentent plus qu'un symbolisme obscur, souvent inintelligible, et conséquence funeste, le spectateur se moque souvent de ce qu'il ne comprend pas.“ — Clément beklagt deshalb ces siècles, si rapidement écoulés du moyen-âge. — S. D'Ancona, Origini I, 21 ff., wo zur Bestätigung eine vorzügliche Beschreibung der mittelalterlichen Messe, des „grossartigsten und feierlichsten Schauspiels, das man sich irgend auszudenken vermag“, von Alt, Theater und Kirche, Berlin 1846, herangezogen wird.

1) Die Worte Jesu Ev. Joh. 4, 21 ff. erläuterte er: „Dies bedeutet, dass der Herr den inneren Cultus will, ohne alle jene Ceremonien.“ (Villari, Savonarola, Übers. von Berduschek I, S. 87.)

Von dieser Betrachtung liess Goethe sich leiten, als er vor mehr als siebzig Jahren das Schauspiel von Fausts Rettung in die Formen der katholischen Phantasiewelt einzukleiden sich entschloss, — ein Schritt, für dessen Notwendigkeit und hohe Bedeutung das Verständnis noch in unseren Tagen wenig verbreitet ist. Lange Zeit hat man darin nur katholisierende Neigungen, einen Abfall von dem modernen, rationalistischen Geist des ersten Teils der Tragödie und einen weiteren Beleg für das an sich unläugbare Erlahmen der schöpferischen Kraft beim greisen Goethe erblicken wollen. Weite Kreise der Gebildeten besassen nicht jene Unbefangenheit und ihrer selbst gewisse Freiheit, zu der Goethe sich und dem Jahrhundert, immer noch allen vorausschreitend, den Weg gebahnt hatte. Zwar hatten schon die Romantiker die starre Mauer niedergerissen, die von der Reformation um die Kunst der protestantischen Länder gezogen war und Verarmung bedeutete; doch sie waren sich selbst nicht einig darüber, ob dies Zugeständnis eine Glaubensänderung oder ein neues Kunstprinzip bedeutete. Es ist in hohem Grade merkwürdig zu beobachten, wie Männer vom Schlage Friedrich Schlegels sich einbildeten zu glauben, wo sie nur lebendig schauten. Auch sie verfielen in den Irrtum, „das Poetische, das Imaginative zu verwirklichen", statt einzig dem, was ihre Wirklichkeit, ihren Glauben ausmachte, eine poetische Gestalt zu geben. — Es war ein Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Kunst, als Goethe, der in Italien der kirchlichen Malerei nur beschränkte Aufmerksamkeit geschenkt und seitdem die Antike als Vorbild seiner eigenen Kunstübung erwählt hatte, im Jahre 1810 die Gemälde-Sammlung der Brüder Boisserée in Heidelberg besuchte und dort, umgeben von Meisterwerken altdeutscher und altniederländischer, kirchlicher Kunst, den Ausruf that: „Auch hier sind Götter!" Die Frucht dieser neuen Erkenntnis war der vielgeschmähte Schlussakt des Faust, ein Jünglingswerk schon dem Erfolg nach; denn es führte eine neue Kunstrichtung herauf, es war ein Wegweiser auf Richard Wagner.

Im vorletzten Auftritt der Fausttragödie, dort, wo das Mysterium von der Bestimmung des Menschen, seiner Unzulänglichkeit und seiner Erlösung von den Qualen dieses Zwiespaltes in geheimnisvoller Gewandung über die Bühne schreitet, begegnen wir unter anderen kirchlichen Motiven neuerdings jenem Bilde der überirdischen Rosen, die sich in Flammen verwandeln und göttliche Liebeswonne verbreiten. Aus den Händen liebend heiliger Büsserinnen werden die „seligen Blüten" ausgestreut über Fausts Unsterbliches, das von den Missgestalten der Hölle

bedroht wird. Jene Himmlischen tragen keine Schwerter, wie meistens in den alten Darstellungen von kämpfenden Engeln und Teufeln. Auch die Verdammten sollen durch Liebe dem Heil gewonnen werden, „um in dem Allverein selig zu sein". Doch nun eine echt Goethesche Wendung: Das Böse ist so real und unzerstörbar wie das Gute; keines von beiden besteht ohne das andere. Die Teufel also müssen Bosheitsqualen leiden unter der Berührung der Liebesflammen, und in Mephisto weckt der Anblick des Übersinnlichen die Sinnlichkeit einer grundverderbten Natur.

Die Ursprünglichkeit dieser Dantisch rücksichtslosen Erfindung liegt so am Tage, dass wir die Einheit des Gesamtbildes durchaus nicht anzutasten glauben, indem wir die Frage nach der Herkunft einzelner Züge aufwerfen. Wir gewinnen dadurch Einsicht in das Streben der menschlichen Phantasie, alte Symbole in freiem Spiele unermüdlich, dem Wechsel der Weltanschauungen folgend, umzugestalten und tiefsinniger zu fassen. Freilich dürfen wir in unserem Fall von unmittelbarer Anregung durch Früheres nur vermutungsweise reden; doch darauf beruht ja nicht der Hauptwert derartiger Vergleiche. In Goethes Schriften findet sich keine Spur von einer Kenntniss der kirchlichen Rosenceremonie, geschweige in der Gestalt, die uns aus Cosenza bekannt ist. Rosenstreuende Engel sieht man auf zahlreichen Gemälden alter und neuer Zeit. Die Verwendung der Rosen als Geschosse im Kampf der Tugenden gegen die Todsünden, ein grobkörniges Seitenstück zu dem Faust-Auftritt, kommt in einem moral-play des fünfzehnten Jahrhunderts vor. Doch ist hier an einen Einfluss auf die Faustdichtung nicht zu denken[1]).

Von grösserer Bedeutung ist es, dass die Vorstellung von in Flammen aufgehenden Rosen dem Dichter seit seiner Beschäftigung mit Hafis vertraut war und von ihm selbst in seinem Divan benutzt wurde (Buch VII, 2, An Suleika).

---

1) S. Max Koch im Goethe-Jahrbuch, 1884, S. 322 fg. Die Verse „Blüthen die seligen" u. s. w. verfasste Goethe ursprünglich als Gelegenheitsgedicht mit der Schlusszeile „Der Liebenden hin" für die Autographensammlung der jüngsten Tochter Cuviers (s. Sulpiz Boisserée unterm 5. April 1825). In dem moral play ist übrigens von Flammen gar nicht die Rede. In dem Auszuge aus der Handschrift bei Payne-Collier, The history of Engl. dramat. poetry (1. Ausgabe 1831, 2te 1879) heisst es S. 204 der 2. Ausgabe: The deadly sins are defeated and it appears from their complaint, that they suffered most from roses flung at them from the walls by Charity, Patience etc., which struck them hard enough, to make them ‚black and blo'. — Also blaue Flecke bekommen sie von der Heftigkeit des Wurfes. Es ist schwierig, sich vorzustellen, dass irgend eine mittelalterliche Bühne die Verwandlung von Rosen in Flammen über den Körpern kämpfender Spieler dargestellt hätte.

Die bewegliche Phantasie des Morgenländers lieh im Heimatlande der Rose und der Feuerreligion jener uns geläufigen Metapher von der Glut der Rosen lebendigere Bildlichkeit. „Gluten der Rosen verbrennen Bülbüle," dichtete in Liebesnot der Sänger von Schiras [1]). Seine Begierde flamme empor wie die Rose: „Wein her zum Löschen!" [1]) Aber auch von der alldurchdringenden Gottheit sang die „mystische Zunge" Bülbüls: Die „Einheit" offenbare sich dem Weisheitsschüler im brennenden Rosenbusch [1]), oder, wie das Gedicht vollständig in einer schönen, wenn auch freieren Übertragung lautet [2]):

Lern', o Schüler, echte Gnose,
Siehe da, der Busch der Rose
Brennet dir mit hellen Gluten
Als der Feuerbusch des Mose.

Und aus ihm, wofern du nämlich
Nicht zu dumpfe, seelenlose
Sinne hast, wie lind und lieblich
Spricht zu dir der Herr, der grosse.

Hafis lebte im vierzehnten Jahrhundert (1318—89). Im dreizehnten stellten im Dom zu Cosenza und ebenso in zahlreichen Kirchen des Abendlandes fallende Rosen und Flammen die Ausgiessung des göttlichen Geistes dar. Die Zeichensprache der Natur wurde in den entferntesten Ländern von der mystisch erregten Phantasie übereinstimmend gedeutet.

Goethe hat beides, Zeichen und Deutung, erneuert als Gleichnis dessen, was er selbst vom Walten einer göttlichen Liebe ahnend in sich erfahren hatte. Die Formen dazu lieh ihm der alte Glaube. Den neuen half er selbst heraufführen. Doch dessen Empfinden ist bis heute noch abgewandt von dem, was hinter den Erscheinungen liegt, seine Zunge noch nicht mächtig ureigener, leidenschaftlich ergriffener Bildersprache vom Heiligen, „das in und um uns wohnt". Ansätze dazu gewahren wir seit Goethe und Byron. Ihre Kunst-Religion wie die Richard Wagners steht auf der Scheide zweier Weltalter als Denkmal des Überganges. Sie trägt das Unverwelkliche der alten Zeit in die neue hinüber. Wie Helena in Fausts Armen Kleid und Schleier zurückliess, so entschwebte

---

1) In der von Goethe benuzten Übersetzung Joseph von Hammers, Band I (1812) S. 419, II (1813) S. 198. 389.

2) Aus Batranek, Beiträge zur Ästhetik der Pflanzenwelt, Leipzig 1853, S. 213.

die mythologische Welt des Mittelalters in die Schattengefilde der Sage; doch ihren blauen Sternenmantel liess die Jungfrau zur Erde sinken. Und der Genius der Menschheit hob ihn auf und weihte ihn im Heiligtum der Kunst zu verklärendem Gedächtnis menschlicher Träume vom Jenseits.

Frederi Mistral.

Von

Fr. Ed. Schneegans.

Zwei Bewegungen durchkreuzen sich in der Entwicklung des Volkslebens unserer Zeit. Neue Verkehrsmittel, die gewaltige Entfaltung der Industrie, die Verbreitung des Unterrichtes, der in allen Ländern Europas immer weitere Schichten der Bevölkerung durchdringt, haben eine durchgreifende Umgestaltung des Volkslebens zur Folge: die grossen Kulturcentren üben einen teils segensreichen, teils aber auch verhängnisvollen Einfluss auf die Provinz aus; werden die Unwissenheit, der Aberglaube siegreich bekämpft, so gehen schöne patriarchalische Gebräuche verloren, in Kleidung und Sprache sucht der Bauer den Städtern nachzueifern; wo einst urwüchsige Volkspoesie, malerische Trachten das Gemüt des Dichters, das Auge des Malers erfreuten, herrscht jetzt farblose Einförmigkeit. Aber das Alte weicht nicht ohne Widerstand dem Neuen. Während einerseits die ältere Generation meist zäh an der von Vätern ererbten Tradition festhält, sehen wir anderseits in den Kreisen der Gebildeten Verteidiger und Freunde der alten Volksbräuche und Volkssprachen sich erheben. Die Einen sehen in dem plötzlichen Eindringen neuer Ideen und Sitten eine Gefahr für die Volksseele, Andere suchen die altmodischen aber kleidsamen Trachten zu retten, während die Sprachforscher emsig die Bauernsprachen untersuchen, ihren Formen- und Wortschatz feststellen und Kulturhistoriker Märchen und Volkslieder sammeln, wie der Naturforscher seltene Exemplare einer untergehenden Flora oder Fauna in seinen Herbarien und Museen sorgsam aufbewahrt. Nirgends wohl hat diese pietätvolle Rückkehr zum Alten, der Versuch von dem Erbteil der Väter das Wertvolle und Entwicklungsfähige zu retten und womöglich zu neuem Glanze zu entfalten

schönere Früchte hervorgebracht als in Südfrankreich, in der Wiedergeburt der provenzalischen Litteratur.[1])

Besondere Momente begünstigten die neuprovenzalische Bewegung und erklären es, wie es möglich wurde den provenzalischen Dialekt zur Litteratursprache auszubilden, eine lebenskräftige, alle Gebiete des menschlichen Denkens und Fühlens umfassende Litteratur in neuprovenzalischer Sprache zu gründen. Die romantische Bewegung, die seit dem Anfang unseres Jahrhunderts der französischen Litteratur und Forschung die Schätze des Mittelalters wieder eröffnet hatte, schuf ein poetisch gefärbtes Bild des Mittelalters, in dem die provenzalischen Troubadours mit ihren Liebesabenteuern, ihrem Frauendienst, ihrem Ideal ritterlicher Sitten eine wichtige Rolle spielten. Die wissenschaftlichen Arbeiten eines Fauriel, eines Raynouard, eines Diez und ihrer Nachfolger gaben einen Einblick in die reiche provenzalische Litteratur und Sprache, zeigten die hohe kulturelle Bedeutung derselben, sie räumten der provenzalischen Sprache die ihr zukommende Stelle innerhalb der romanischen Sprachen ein. Mit berechtigtem Stolz auf ihre hohe Vergangenheit zurückblickend dachten die südfranzösischen Patrioten mit Wehmut und Sehnsucht an die schönen Zeiten der Troubadours, denen durch den furchtbaren Albigenserkreuzzug ein jähes Ende bereitet worden war. Unterstützt wurden diese Ideen durch eine Bewegung, die sich in ganz Frankreich gegen die von der Monarchie durchgeführte, von der Revolution und dem Kaiserreich noch verschärfte Centralisation aller geistigen Kräfte in Paris richtete. Obgleich die Führer der Bewegung nie ernstlich an eine Lostrennung Südfrankreichs von dem Norden dachten und wohl wussten, dass die Zeiten eines arelatischen Königtums längst vorüber waren, dass der Süden ohne den Norden nicht bestehen könnte, stand das Wort Decentralisation doch von Anfang an auf der Fahne der südfranzösischen Patrioten; viele glaubten ernstlich an die Wiederherstellung der alten Provinzen, an die Umgestaltung Frankreichs zu einer Konfederation[2]); sie wiesen aber mit Entrüstung die Anklage separatistischer Gesinnung zurück. Der Provinz ihre litterarische Selbständigkeit zurückzuerobern, der provenzalischen Sprache,

1) s. Ed. Böhmer's grundlegenden Vortrag „Die provenzalische Poesie der Gegenwart" Halle 1870.

2) Ähnliche Stimmen werden auch in Nordfrankreich laut. Sie haben jüngst in einem Werke L. Daudets Ausdruck gefunden: „Les idées en marche" Paris 1896 S. 344 ff.: Paris et la Province. Zahlreiche Vereine in Paris pflegen diese neuerwachte Liebe zur „petite patrie": die Normannen in Paris haben ihren Bund „la Pomme" genannt, die Auvergnaten den ihren „la Musette". Die société celtique vereinigt die Bretonen, früher unter Renan's Vorsitz.

jener Schwester der französischen Sprache ihre alte Bedeutung zurückzugeben, das waren die nächstliegenden Ziele der neuprovenzalischen Renaissance. In dem Sinne konnten die provenzalischen Dichter ähnlichen Bewegungen in Katalonien, der Bretagne, Flandern zujauchzen. Die neuprovenzalische Bewegung unterscheidet sich dadurch von ähnlichen Versuchen französischer Patoislitteratur, dass für die Provenzalen der Dialekt nicht etwa ein Mittel war ihren Werken Lokalfarbe zu verleihen oder bald komische, bald gemütliche Wirkung zu erzielen. Die Bauernsprache sollte geadelt, sollte eine Litteratursprache werden, wie sie es zur Zeit der Troubadours war, als sie belebend auf die Nachbarlitteraturen wirkte.

Roumanille war der Erste, der den provenzalischen Dialekt zur Kunstsprache zu erheben unternahm, ohne freilich die stolze Zukunft vorauszuahnen. In seiner schönen Gedichtsammlung, den „Margarideto“ (Massliebchen 1847) steht er aber noch unter dem Banne der nordfranzösischen Lyrik. Seine Werke sollten jedoch durch ihren hohen poetischen Gehalt, ihre edle Form begeisternd auf die junge Generation wirken, deren Haupt Frederi Mistral geworden ist. Mit ihrer ganzen südländischen Glut und Begeisterungsfähigkeit weihten Mistral und seine Freunde ihre Kräfte der neuprovenzalischen Sache, der „Causo“, ein Wort, das immer wieder mit geheimnisvoller Feierlichkeit ausgesprochen wird. In der Umgegend von Avignon steht die Wiege der neuprovenzalischen Litteratur. Hier kamen Mistral und mehrere junge Dichter zusammen, von denen einige berühmt wurden; sie durchzogen das Land, lebten im Verkehr mit der Landbevölkerung, ihre Sprache, Sitten und Poesie erforschend. Am 21. Mai 1854 gründeten die sieben Dichter dieser neuen Plejade in dem Schloss Fontségugne den Dichterbund der Félibre[1]), das „Félibrige“, das sich zur Aufgabe stellte, der provenzalischen Sprache ihre alte Selbstständigkeit, ihren alten Ruhm zurückzuerobern. Um ihre Ideen im Volke zu verbreiten, die verachtete Muttersprache, die Volkssagen und die Poesie in ihre alten Rechte wieder einzusetzen, beschlossen die Félibre jährlich einen provenzalischen Kalender, „Armana prouvençau“, herauszugeben. Der Kalender, der bereits 1886 in 10000 Exemplaren jährlich erschien, enthält Meisterwerke provenzalischer Poesie und Prosa aus der Feder der bedeutendsten Félibre.

1) Den Namen félibre, dessen Ursprung noch dunkel ist, entnahm Mistral einem religiösen Volksliede, in dem Maria Jesus im Tempel trifft unter den „sèt felibre de la lèi“, den sieben Schriftgelehrten.

Seit jenem Gründungsjahre hat sich das Félibrige mächtig entwickelt. Dreissig Jahre nach seiner Gründung zählte der Bund bereits 1500 provenzalische Dichter; 3000 Werke waren in provenzalischer Sprache erschienen. Die Bewegung hat den ganzen Süden ergriffen und die südfranzösischen Félibre bilden jetzt eine wohlorganisierte litterarische Gesellschaft. 1876 wurde in einer feierlichen Sitzung im Kapitelsaale der Templer in Avignon das Félibrige in vier „mantenenço" eingeteilt, die den wichtigsten Dialekten der langue d'oc entsprechen (Provence, Languedoc, Aquitanien und die „maintenance alliée" Katalonien). Jede mantenenço umfasst „mantenaire" und „ajudaire" (Anhänger), wozu die sòci (Anhänger im Ausland) hinzukommen. An der Spitze des Bundes steht das „Counsistòri" der 50 „majorau", dessen Vorsitz der „Capoulié" (eine Würde, die Mistral übertragen wurde) führt. Die ganze Languedoc und das sprachverwandte Katalonien durchzieht freudige Feststimmung, ein Hauch der Poesie, wie in den herrlichen Zeiten der Troubadours. Jährliche Feste mit poetischen Wettkämpfen, den jeux floraux, verbunden vereinigen an dem Tage der heiligen Estella, der Patronin der Félibre, im Monat Mai die Verehrer der provenzalischen Muse. Alle sieben Jahre finden besonders feierliche „Jeux floraux" statt, an denen drei Preise verteilt werden und die „Königin des Félibrige" erwählt wird. Die mittelalterliche Tradition der sagenumwobenen Liebeshöfe wurde in der Form von Versammlungen wiederbelebt, welche von je sieben Dichtern und sieben Dichterinnen (felibresso) geleitet werden. Die lange von einem Teil der nordfranzösischen Presse bekämpfte Bewegung hat auch in Paris festen Fuss gefasst, wo die provenzalischen Dichter und Künstler ein Félibrige de Paris gegründet haben, während eine zweite Gesellschaft, die „Cigale", auch weitere Kreise von Gönnern der provenzalischen Sache vereint. Jährlich durchziehen Cigaliers und Félibre den Süden, besuchen die gefeierten Stätten südfranzösischer Kultur, singend und dichtend; Aufführungen von antiken Dramen im römischen Theater von Orange geben diesen Festen hohe künstlerische Weihe. Selbst über die Grenzen Frankreichs hinaus hat die provenzalische Sache begeisterte Anhänger gefunden. Die Säkularfeste zu Ehren Petrarcas vereinigten in Vaucluse Vertreter aller Völker lateinischer Zunge, und das Neuprovenzalische wurde hier zum erstenmale als Litteratursprache anerkannt. Aber die Félibre gingen noch weiter in ihren Träumen: die provenzalische Sprache schien durch ihre Lage innerhalb des romanischen Sprachgebietes dazu berufen zu sein, die Vermittlerrolle zwischen den Schwestersprachen zu bilden. Dem Bunde der Provenzalen und Ka-

talen folgte die Gründung der Société des langues romanes in Montpellier, der philologische und litterarische Wettkampf von 1875, die Fêtes latines von 1878, welche in Montpellier das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller romanischen Völker proklamierten, die Gründung der Revue du monde latin 1883. Die Seele des ganzen Unternehmens, der willenskräftige und geschickte Organisator des Bundes der Félibre, ist Frederi Mistral.

Mistral musste sich selbst seine Sprache schaffen. Er ging von seinem heimischen Patois aus, der reich an klangvollen Diphtongen, melodisch, biegsam und doch kräftig, mit seiner starken Accentuation und genauen Aussprache wohl geeignet war, die verschiedensten Stimmungen in der Poesie zum Ausdruck zu bringen[1]). Aber um den höheren Zwecken der Litteratur dienen zu können, musste der wilde Schössling am Baume der provenzalischen Sprache veredelt werden. Reich an technischen Ausdrücken für Alles, was in den Gesichtskreis des Bauern fällt, war die Muttersprache Mistrals arm an abstrakten Ausdrücken. Sie war etwa auf der Stufe des Altfranzösischen oder Italienischen bei Beginn der Litteratur. Die Scheidung zwischen edlen, poetischen und vulgären Ausdrücken war noch vorzunehmen und war umso notwendiger als viele treffliche, kernige Wörter dem Ohre, das an die hochentwickelte abstrakte französische Sprache gewöhnt war, als roh und bäuerlich auffallen mussten. Ausserdem waren viele nordfranzösische Wörter in das Patois eingedrungen, die durch ihre lautliche Gestaltung die Einheit des Dialektes störten. Mistrals feinem Sprachgefühl ist es gelungen durch Ausscheidung fremder Elemente, Einführung neuer Wörter, ohne dem Geiste der Sprache Gewalt anzuthun, an seinem heimischen Patois eine ähnliche Arbeit vorzunehmen, wie Dante an seiner toskanischen Muttersprache oder die Schriftsteller der Renaissance an der französischen Sprache. Sein Hauptverdienst ist, dass er nie den Zusammenhang mit der Volkssprache aufgegeben hat und sich nicht gescheut hat, auch im höheren Stil seiner Sprache die charakteristischen Züge seines heimischen Dialektes zu lassen, den Bilderreichtum, die sinnliche Kraft des Ausdrucks, selbst die energischen Interjektionen und Schwurformeln: mag manches „zou“, „que“ zunächst dem nüchternen Nordländer auffallen, der Erdgeruch, der Mistrals Poesie und Sprache anhaftet, rechtfertigt die Kühnheit seines Vorgehens.

---

1) G. Paris hat in seinem Buche Penseurs et Poètes Mistral's Eigenart als Dichter und Sprachschöpfer in meisterhafter Weise geschildert (Paris 1896).

Frederi Mistral ist 1830 in Maillane, einem Städtchen bei Arles geboren, in der weiten Ebene der Crau, deren Horizont im Norden von den blauen Alpinen geschlossen wird, wo römische Ruinen, mittelalterliche Burgen an den einstigen Ruhm der Provence mahnen. Er war der Sohn eines wohlhabenden Bauern, des „mèste Francés Mistral", eines „ome d'autre tems". Der Knabe wuchs im elterlichen Hause auf unter den Feldarbeitern, deren Sitten und Beschäftigungen er liebgewann [1]). Seine Eltern hielten treu an der von den Vätern ererbten Sprache fest und aus dem Munde seiner Mutter lernte Mistral die schönen provenzalischen Volkslieder, die sie ihren Kindern abends vorsang. Sie war eine schlichte Bäuerin geblieben und sie verstand manches in den Werken ihres berühmt gewordenen Sohnes nicht, war aber tief ergriffen von der Schönheit der Sprache, der Naturschilderungen, in denen Alles, was ihr für Poesie empfängliches Gemüt ahnte, vollendeten Ausdruck fand. Als Mistral ihr Mirèio vorlas, sagte sie: „Ich habe nicht Alles verstanden, einen Stern habe ich aber drinn leuchten sehen." Die künstlerische Ader regte sich früh in dem Knaben. Ein erster Versuch ihm regelmässigen Unterricht erteilen zu lassen misslang. Er sehnte sich ins Freie hinaus, trieb sich auf den Wiesen herum, Feldblumen pflückend, deren Farbenpracht sein Auge erfreute. Einst wollte er am Ufer eines Baches gelbe Wasserlilien pflücken trotz der Mahnungen seiner Mutter und fiel ins Wasser; dreimal wiederholte er den Versuch, immer mit demselben Erfolg, bis er zuletzt zur Strafe ins Bett gebracht wurde. Im Traume sah er die gelben Blumen wieder und erstaunte nicht wenig, als er beim Erwachen auf seinem Bette gelbe Schwertlilien erblickte, die der Vater für ihn gepflückt hatte [2]). Mistral wurde zunächst nach Avignon in die Schule geschickt. Der trockene Unterricht war ihm zwar zuwider, zum ersten Male eröffnete sich ihm aber in den Werken Homers und Virgils eine Welt herrlicher Poesie, die ihn umsomehr anzog, als er in den Naturschilderungen der Odyssee, der Eclogen und der Georgica Bilder aus seiner

---

1) Ein von der höheren Kultur kaum berührter provenzalischer „pacan" (Bauer), Batisto Bonnet, hat jüngst unter dem Titel „Vido d'enfant" Erinnerungen aus seiner eigenen Jugendzeit erscheinen lassen, die in der farben- und klangreichen provenzalischen Sprache das heitere, gesunde, wenn auch beschwerliche Leben einer provenzalischen Bauernfamilie schildern, ein Buch voll echter Volkspoesie, aus dem wir die Sitten, das tiefe Gemüt, die reiche Phantasie jener Bauern kennen lernen, unter denen auch Mistral aufgewachsen ist, zugleich ein beredtes Zeugnis dafür, dass Mistral's Wirken herrliche Früchte echter Volkspoesie gezeitigt hat.

2) Vom Dichter selbst erzählt in einer der zahlreichen Novellen, die er bald in der Revue félibréenne, bald im Armana prouvençau veröffentlicht hat.

eigenen Heimat zu sehen glaubte, in den Hirten und Landleuten Virgils die Bauern, unter denen er aufgewachsen war, wiedererkannte. In der reizenden Novelle „lou bachelié dè Nîmes“ erzählt der Dichter, wie er nach Nîmes gekommen ist, um seine Staatsprüfung zu bestehen, wie er schüchtern in den Strassen der Grossstadt ein Quartier suchte und endlich sich für das Gasthaus „Au petit St. Jean“ — der Name heimelte ihn an — entschied. Unter den Bauern, die er dort traf, fühlte er sich wohl, bestand seine Prüfung und wurde jubelnd von seinen Landsleuten empfangen: „Du hast ihnen gezeigt diesen „moussurots“, den hochnasigen Stadtleuten, dass aus der Erde noch was anderes kommt als Ameisen, auch Männer, ja edle Männer.“ Dem jungen Bachelier zu Ehren wurde die ganze Nacht hindurch getanzt und gezecht. Das wichtigste Ereignis seiner Studienzeit war das Zusammentreffen mit seinem Landsmann Roumanille, jenem Vorgänger der Félibre, der in den „Margarideto“ zuerst in provenzalischer Sprache die erhabenen Klänge einer an Lamartine erinnernden Lyrik ertönen liess. Eine neue Welt eröffnete sich dem jungen Mistral. Er kehrte zunächst in sein Elternhaus zurück; die ländliche Poesie seiner Heimat wurde für ihn eine nie versiegende Quelle der Begeisterung, und er suchte seinen Eindrücken in einem Epos „Li Meissoun“, das er nicht vollenden sollte, Ausdruck zu verleihen. In Aix, wo er Jura studierte, traf er mit dem Dichter Mathieu zusammen und lieferte mit ihm Beiträge zu der von Roumanille herausgegebenen Sammlung provenzalischer Gedichte „Li Prouvençalo“. Als Lizentiat kehrte er nach Maillane zurück, gab das Studium der Rechte auf und „lebte auf in der Betrachtung dessen, was er so sehr liebte, l'esplendour de ma Prouvenço“. Hier schloss er einen Freundschaftsbund mit einigen jungen gleichgesinnnten Dichtern und gründete mit ihnen den Bund der Félibre; seitdem lebt er in Maillane in einem bescheidenen Häuschen, das uns ein begeisterter Verehrer des Dichters, Paul Mariéton [1]), anschaulich beschreibt, mit seinem altfränkischen provenzalischen Bauerngeräte, der schöngeschnitzten Truhe, dem Brotschranke, der Wanduhr, zierlichen Stühlen mit leierförmiger Lehne, die in keinem provenzalischen Hause fehlen. Hier arbeitet er mit Vorliebe „in den Dämmerstunden, wenn die Natur zu schlummern beginnt; die Morgenstunden auf dem Lande sind zu voll von dem lauten Erwachen der Natur“ [2]). Er hat

---

1) „La Terre provençale, journal de route“ (Paris, Lemerre). In das frühere Wohnhaus des Dichters führt uns A. Daudet in einer Erzählung seiner Lettres de mon moulin.

2) Worte Mistrals s. Journal des Goncourt Bd. VI. S. 303.

nur einmal auf einige Jahre Maillane verlassen, um in Avignon an seinem Lexikon der neuprovenzalischen Sprache zu arbeiten. Sein ganzes Leben, sein wunderbares rednerisches und poetisches Talent hat er der provenzalischen Sache gewidmet. Auf kürzere Zeit verlässt er jährlich Maillane, um an den Festen der Félibre teilzunehmen. Sonst ist die Geschichte seines Lebens von der seiner Werke unzertrennbar. 1859 erschien in Avignon sein Epos Mirèio, das mit einem Schlag die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf den Dichter und die Sache, die er vertrat, lenkte: die französische Académie erteilte ihm einen Preis, Lamartine begrüsste sein Werk mit Begeisterung in den „Entretiens familiers de littérature". Eine Reise, die Mistral nach Paris unternahm, gestaltete sich zu einem Triumphzuge. Aber umsonst suchte man ihn in Paris zurückzuhalten. Das Pariser Leben stiess ihn ab; er fühlte, dass er nur in der Heimat für die Sache wirksam eintreten könne, in steter Fühlung mit seinen Provenzalen bleiben musste.

Mistral hat sich zur Lebensaufgabe gestellt in seinen Werken ein poetisch verklärtes Bild der von der Sonne durchglühten und vom stürmischen Mistralwinde durchwehten Provence zu geben, mit ihren abwechselnd üppigen und trostlos öden Ebenen, mit ihren stolzen, leidenschaftlichen Bewohnern, der Fülle historischer und poetischer Erinnerungen, den seltsamen Märchen, die wie herrliche Blumen aus dem durchglühten Boden spriessen: die Provence der Gegenwart schildert er in Mirèio [1]) und dem vor einigen Monaten erschienenen Pouèmo dóu Rose. Mirèio ist das Epos des Landlebens, in dem Pouèmo dóu Rose entrollt der Dichter ein farben- und lebensvolles Bild von dem Treiben der Flusschiffahrt, dem am Schluss des Gedichtes das erste Dampfschiff ein tragisches Ende bereitet.

Mirèio ist die Tochter eines reichen Bauern, Mèste Ramoun von dem „mas di Falabrego" (Zürgelhof). Sie liebt im Stillen Vincen, einen armen Korbflechter, einen stolzen braunen Sohn der provenzalischen Crau. In einer Scene von zauberhafter Schönheit beim Sammeln der Maulbeerblätter erglühen Mirèio und Vincen in Liebe zu einander. Sie haben zusammen das Laub eines Baumes abgepflückt:

Nun ruhten sie vom Ungemache.
Jung sein ist eine schöne Sache!
Da, wie derselbe Sack von beiden Laub empfing,
Fühlte der Knabe mit den seinen

1) Meisterhaft übersezt von Aug. Bertuch: Mirèio, provençalische Dichtung von Frederi Mistral. 2. Aufl. Strassburg, K. Trübner 1896.

Von ungefähr die schlanken, feinen
Finger des Mädchens sich vereinen.
Zwei Hände trafen sich, dort in des Sackes Ring.
Und sie und er, von Schreck befangen,
Erzitterten und ihre Wangen
Färbte der Liebe Rot. Ein unbekannt Erglühen
Schoss jählings auf in beider Seelen.
Sie liess es nicht an Eile fehlen,
Ihr Händchen aus dem Sack zu stehlen;
Und er, noch ganz verwirrt, mit sorglichem Bemühn:
Was giebts? Was war im Laub verkrochen?
Ein Wesplein? Hat es euch gestochen?
Ich weiss nicht! hauchte sie, die Stirne tief gesenkt.
Und ohne weit're Worte machte
Man wieder sich ans Werk, bewachte
Verstohlen, schalkhaft sich und dachte:
Lass sehen, wer von uns zuerst ans Lachen denkt.
O welch ein fröhlich Herzbewegen! . . . .
Die Blätter fielen, dicht wie Regen;
Und füllte sich der Sack mit Laub von neuem an:
Obs Absicht oder Zufall heisse,
Stets wieder traf die kleine weisse
Hand jene andre, braune, heisse;
Und Arbeit wurde nie mit gröss'rer Lust gethan.

Der Ast, auf dem beide stehen, bricht, Mirèio umschlingt Vincen's Hals und sie fallen zusammen auf das weiche Gras. Da gesteht Mirèio Vincen ihre Liebe. Es folgt ein heiteres Bild provenzalischen Volkslebens; wir sehen Mirèio's Freundinnen die Seidenpuppen von den Zweigen ablösen, und eine von ihnen singt das volkstümliche Lied „Magali“. Doch Vincen hat drei Nebenbuhler, einen Schaf- einen Pferde- und einen Kuhhirten, alle drei durch Reichtum gleich ausgezeichnet. Mirèio weist ihre Bewerbungen zurück. In seiner Liebe und seiner Ehre gekränkt greift Ourias, der rohe Hirte aus der Camargue, Vincen, in dem er seinen glücklichen Nebenbuhler ahnt, an; in einem furchtbaren, prächtig geschilderten Zweikampf unterliegt der Hirte dem gewandten Korbmacher. Aber Ourias überfällt heimtückisch seinen Gegner und durchbohrt ihn mit seinem Dreizack. Halbentseelt wird Vincen von Hirten in das nahe Gehöft Meister Ramoun's gebracht, wo Mirèio seine Wunde verbindet. Die Zauberin Taven, die in dem „Trau di fado“, einer nahen Grotte, haust, wird den Verwundeten heilen; in einer dantischen Höllenfahrt lässt der Dichter die wunderlichen Spuckgestalten des provenzalischen Volksglaubens vor den entsetzten Augen Vincen's

und Mirèio's vorüberziehen, manchen allegorischen Hinweis auf die religiösen und politischen Verhältnisse der Provence in die Schilderung einflechtend. Die Zauberin heilt Vincen. Wir treffen Vincen wieder im Gespräch mit seinem Vater, den er bittet um die Hand Mirèio's für seinen Sohn zu werben. Der Alte ist entsetzt über die Verblendung des Jünglings. Er giebt endlich nach und sucht den reichen Bauern auf. Die Begegnung der beiden Alten ist fein geschildert: der Eine ist würdig, seines persönlichen Wertes wohl bewusst, der Andere durch seinen Reichtum verblendet; der Antrag wird entrüstet zurückgewiesen, Mirèio, die offen ihre Liebe bekennt, wird von ihren Eltern verstossen. Ihre innige, leidenschaftliche Natur treibt sie zu einem verzweifelten Schritte. Vincen hat ihr einmal von dem Wallfahrtsort der heiligen drei Marien auf der Insel der Camargue erzählt, die alle Schmerzen heilen. In der Nacht bricht sie auf und pilgert allein durch die „endlose, steinige Crau“ und mit wunderbarer Kunst lässt sie der Dichter durch die ihm teuren Stätten ziehen, deren stimmungsvolle Bilder er sonnendurchglüht vor unsere Augen zaubert. Mirèio erreicht die Insel der Camargue, schleppt sich mühsam vorwärts, bis der mörderische Sonnenstich ihre Kräfte bricht; noch einmal rafft sie sich auf, erreicht sterbend die Kapelle und fleht die Heiligen an: hier nimmt die Erzählung eine unerwartete religiös-mystische Wendung. Die leidenschaftliche „roumiéuvo d'amour“ (Liebespilgerin) wird zur Märtyrerin: in Visionen erscheinen ihr die drei Marien, erzählen ihr die eigenen Leiden, ihre Ankunft in der Provence, ihr Heiligenleben und versprechen ihr himmlische Seligkeit. Sie stirbt in den Armen ihres Geliebten, umgeben von ihren Eltern und Freunden, die ihr nachgeeilt sind.

In diesem mystisch gefärbten Schluss des Gedichtes bekennt Mistral gegenüber den positivistischen und skeptischen Theorien der nordfranzösischen Litteratur sein treues Festhalten an dem Glauben der Väter, seinen unerschütterlichen Idealismus. Ein Versuch, dem ganzen Epos einen allegorischen Sinn unterzulegen, in Mirèio's Opfertod die Erlösung der nach Erneuerung lechzenden Christenheit durch die Liebe zu sehen, eine solche symbolische Deutung liegt offenbar der Absicht des Dichters fern, wenigstens im ersten Teil des Gedichtes, mögen auch am Schluss ähnliche Gedanken ihm vorgeschwebt haben.

Hatte Mistral in Mirèio die Provence der Gegenwart mit unübertrefflicher Meisterschaft geschildert, so versuchte er in den folgenden Epen: Calendau und Nerto, sowie in dem Drama la Rèino Jano die Provence der Vergangenheit episch und dramatisch wiederzubeleben. Wäh-

rend es Mistral in Mirèio gelungen ist, die zahllosen Bilder aus dem Leben und Treiben der provenzalischen Bauern mit der Handlung eng zu verknüpfen, in den Figuren seines Epos greifbare, lebensvolle Gestalten zu schaffen, leidet Calendau als Ganzes betrachtet an dem Fehler, dass oft die Beschreibungen und historischen Episoden die Haupthandlung überwuchern, so dass das Epos zu einer gewaltigen Bildergallerie und poetischen Encyklopädie wird. Die einzelnen Scenen sind freilich von erstaunlicher Anschaulichkeit.

Obgleich in eine historische Zeit verlegt ist die Handlung des Epos Calendau durchaus phantastisch, die Figuren symbolische Vertreter bestimmter Ideen. Die Tochter des letzten Sprossen aus dem mächtigen Geschlechte der Grafen von Baux, deren Burg in Trümmern von überwältigender Schönheit, in wilder Felsenlandschaft, die Ebene von Arles beherrscht, hat sich mit dem Grafen Severan vermählt, ohne zu ahnen, dass sie sich einem wilden Abenteurer und Führer einer Schmugglerbande preisgiebt; zu spät erkennt sie ihr Unglück und verzweifelt entflieht sie ihrem Gatten. In den Bergen nahe bei der provenzalischen Küste trifft sie der Fischer Calendau, der in glühender Liebe zu ihr entbrennt. Die Fee Esterelle, wie er sie in seiner Begeisterung nennt, verstösst ihn, weil er weder berühmt noch stark noch klug ist. Die stolze Esterelle wird zum Symbol höchsten Liebesglückes, das nur durch eine lange Zeit schwerer Prüfung und Läuterung errungen wird. Calendau unternimmt nun Riesenarbeiten, um Ruhm und Macht zu erringen. Durch Geschick und Energie wird er reich und legt Esterelle seine Schätze zu Füssen; sie weist ihn aber stolz zurück, mit Gold ist ihre Liebe nicht zu erkaufen. Ein neuer Herkules, unternimmt Calendau gewaltige aber zwecklose Arbeiten und beraubt den Höhenzug des Ventoux seiner uralten Cedern. Esterelle ist entrüstet über den sinnlosen Frevel an der Mutter Natur. Durch die Prüfung läutert sich der Sinn Calendau's; er versteht, dass er allein im Dienste der Menschheit des höchsten Liebesglückes würdig wird und befreit das Land von dem Räuber Marco-Mau, der die Umgegend von Aix durch seine Frevelthaten in Schrecken setzt. In Aix wird er als Sieger und Befreier mit Ehren überhäuft. Esterelle ist über die That ihres Geliebten entzückt, der zur Krönung seines Werkes Esterelle's frevelhaften Gatten, den Grafen Severan, bekämpft. Severan sucht umsonst die Seele Calendau's zu verführen und so das rein geistige Band, das Calendau und Esterelle verknüpft, zu trennen: auch diese Prüfung besteht Calendau siegreich, vernichtet in furchtbarem Kampfe die Bande des Grafen, der Esterelle ihm

zu entreissen sucht, und führt unter dem Jubel seiner Landsleute Esterelle als Braut heim.

In Esterelle hat man die provenzalische Sprache erkennen wollen, die, unglücklich vermählt mit dem nordischen Eroberer, von Calendau, dem Träger der provenzalischen Idee, dem Félibre, befreit wird. Ob dem Dichter diese Deutung vorschwebte ist freilich unsicher.

Nerto[1]) ist eine historische Novelle, der eine jener provenzalischen Volkssagen zu Grunde liegt, in denen ein polternder, aber ziemlich harmloser Teufel umsonst dem lieben Gott Menschenseelen zu entreissen sucht. Ein provenzalischer Ritter, der in einer Nacht sein ganzes Vermögen verspielt hat, verkauft für Gold die Seele seiner Tochter, der schönen Nerto, dem Teufel. Auf seinem Sterbebett gesteht er der Tochter sein Verbrechen und ermahnt sie, den in Avignon belagerten Pabst zu befreien und so ihre Seele zu retten. Aber der Pabst vermag dem Teufel sein Opfer nicht zu entreissen, nur Gebet und ein heiliges Leben im Kloster kann sie retten. Der Teufel hat in dem Neffen des Pabstes, Roudrigue, einem kühnen Abenteurer, einen Helfershelfer gefunden: Roudrigue entführt Nerto aus dem Kloster und schleppt sie in das Zauberschloss, das ihm der Teufel erbaut; aber Nerto's Liebe und frommer Sinn bekehren ihn; der Teufel versucht sein Opfer zu erlangen, wird durch das Zeichen des Kreuzes verdrängt und Teufel und Teufelsburg sind verschwunden. Roudrigue ist gerettet; auf der öden Stätte sieht man jetzt noch das Bild der Nonne Nerto.

1875 erschien eine Sammlung von Gedichten „lis Isclo d'Or“ mit einer Autobiographie Mistrals, Perlen provenzalischer Poesie, die von den Kennern für den edelsten und reinsten Ausdruck des provenzalischen Ideals gehalten werden. Die „goldenen Inseln“, nach einer paradiesischen Inselgruppe an der provenzalischen Küste so genannt, sind, wie Mistral bescheiden sagt, für ihn „Oasen in seinem Leben“, „die himmlischen Augenblicke, in denen Liebe, Enthusiasmus oder Schmerz aus uns Dichter machen“.

Ein Hymnus auf die Sonne der Provence eröffnet die Sammlung, eine der volkstümlichsten Dichtungen Mistrals, die Arbeiter und Bauern kennen und singen. Es folgen Lieder auf die Provence und ihre Einwohner, eine Pastourelle in der, wie in der altprovenzalischen Pastorela, die stolze Arlesierin die Liebeswerbung abweist — der Pferdehirte, der sie

1) Nerto, eine provenzalische Erzählung von Frederi Mistral, deutsch von A. Bertuch. Strassburg, Trübner 1891.

liebt, „hat ihr Sonntag geschworen im Cirkus jeden, der sie ansieht, mit seinem Dreizack zu durchbohren" — Lieder in volkstümlichem Ton, welche dem Dichter die Liebe zu seiner Heimat, die sehnsüchtige Erinnerung an die vergangene Herrlichkeit der Provence einflössen. Von den thaten- und jugendfrohen Zeiten des Mittelalters träumend, denkt er in „La Rèino Jano" wehmütig an die öde Gegenwart, in der die Bäuerin den Dichter kaum versteht, die Bürgersfrau ihn missversteht. Einige Balladen erzählen romantische Liebesabenteuer oder versetzen uns in die sonnigen Zeiten der Troubadours und der Liebeshöfe. Die heroischen Zeiten der Revolution flössen ihm das patriotische Gedicht „lou tambour d'Arcolo" ein, in dem er den jungen provenzalischen Tambour besingt, der an der Brücke von Arcole die Truppen Bonaparte's zum Siege geführt hat und im Alter vergessen beim Anblick seines Bildes unter den Helden des Pantheonreliefs vor Rührung tot hinsinkt. Dem begeisterten Kultus weiblicher Schönheit, der wie ein Nachwehen griechischen heidnischen Geistes durch die neuprovenzalische Poesie zieht, ist das Gedicht entsprungen auf die stolze „Prinzessin Clémence"; weil ihr Vater, der arelatische König, an einem Fusse hinkt, will sie der französische Dauphin nur dann heiraten, wenn sie sich seinen Gesandten in ihrer unverhüllten Schönheit gezeigt hat; ohne Zögern erscheint sie schön wie die Venus von Arles vor den Gesandten und wird durch ihre Schönheit Königin von Frankreich. Von antikem Geist durchweht ist das Gedicht: Der Tod des Schnitters: von der Sichel eines unvorsichtigen Arbeiters getroffen, bricht der alte Schnitter mitten in der Arbeit zusammen: „Warum weint ihr?" ruft er den Garbenbinderinnen zu „Besser wäre es mit den jungen Burschen zu singen, denn ich habe vor euch mein Tagewerk vollendet. Vielleicht wird es mir schwer fallen im Lande, wo ich bald sein werde, wenn der Abend kommt, nicht mehr wie früher auf dem Grase ausgestreckt das starke und helle Lied der schönen Jugend zwischen den Baumwipfeln erklingen zu hören." Aber seine Stunde ist gekommen; er bittet den heiligen Johannes die Seinen zu trösten und stirbt, und stumm gehen die Schnitter wieder an die Arbeit, „denn ein glühender Sturmwind durchwehte die Kornfelder". Neue Klänge ertönen in den Sirventés genannten Streitliedern Mistral's, in denen er für die Sache der Félibre, seine Muttersprache kämpft. In dem Lied an die katalanischen Dichter erinnert er an die Zeit, wo die Katalanen den von den nordischen Kreuzfahrern bedrängten Brüdern geholfen: gehören auch Provenzalen und Katalanen getrennten Völkern an, deren Söhne zu sein sie stolz sind, so wird doch

die Zeit kommen, wo die Schwestersprachen über die Grenzen hinüber sich die Hände reichen dürfen. Einen kühnen, hoffnungsvollen Blick in die Zukunft wirft der Dichter in dem Liede „à la Coupo", an den Becher, den die katalanischen Félibre ihren Brüdern der Provence geschenkt hatten, und der seitdem unter den Klängen von Mistral's Lied bei allen Festen der Félibre feierlich herumgereicht wird. Berühmt ist sein Streitlied „la Countesso": in durchsichtiger Allegorie erzählt er, dass eine stolze Gräfin von kaiserlichem Geblüt von ihrer bösen Schwester in ein Kloster eingeschlossen ist, und er fordert seine Freunde auf, das Kloster zu stürmen und die arme Gefangene zu befreien. L'hymne à la Race latine 1878 vom Dichter selbst bei den „Fêtes latines" in Montpellier vorgetragen und wie der Sonnenhymnus jetzt schon volkstümlich, schildert in glühenden Farben die Geschichte und Zukunft der lateinischen Rasse. In „Espouscado" (Schmutzfleck) blickt der Dichter wehmütig auf sein Lebenswerk zurück, denkt an die Anfeindungen, den Neid, die Engherzigkeit der Bureaukraten, mit denen er stets zu kämpfen hatte. Aber sein kräftiger Optimismus lässt ihn mit Zuversicht in die Zukunft blicken. „Ihr braunen Bauernburschen, die ihr in der Sprache der Ahnen mit den Mädchen redet . . . Ihr werdet siegen." „Umringt von der Weite und dem Schweigen der Felder . . . seht ihr den Glanz der Kaiserreiche und das Blitzen der Revolutionen vorübergehen, an der Brust der heimatlichen Erde hängend werdet ihr Barbarei und Kultur vorüberziehen sehen." Kein Werk Mistral's drückt in so meisterhafter Form das „estrambort", die Begeisterungsfähigkeit der Provenzalen aus, ihre glühende Vaterlandsliebe, ihre gesunde Lebensfreudigkeit, wie die „goldenen Inseln".

Vor einigen Monaten hat der greise Dichter sein Lebenswerk gekrönt durch sein „Pouèmo dóu Rose": Hatte er in Mirèio das Leben der Landleute besungen, so verherrlicht er in seinem letzten Werke den Rhônefluss, die Lebensader der Provence, der Reichtum und Fruchtbarkeit dem Lande spendet, und das kräftige und kühne Geschlecht der Rhôneschiffer, der „Condrilloten" [1]. Mit vollendeter Kunst und Anschaulichkeit malt er das bunte Treiben auf dem Flusse und lässt uns den „Patroun Apian" auf seiner letzten Fahrt nach dem Jahrmarkt von Beaucaire begleiten. Apian ist König und Priester unter der zahlreichen Schaar seiner Untergebenen; wie durch die Tradition geheiligte Hand-

1) Die Einwohner des Städtchens Condrieu hatten von alters her die Schifffahrt auf der Rhône in Händen.

lungen gehen die Schiffsmanöver vor unsern Augen vor sich; unter Gebeten beginnt die Fahrt, an den alten Kulturstätten der Provence vorbei, deren Ruhm Mistral in prächtigen Schilderungen feiert. Die Kommandorufe Apian's, die stets wechselnden Manöver auf dem wegen seiner Strömung gefährlichen Fluss bringen Abwechslung in die Schilderung; ein kräftiger Zug, die Poesie der mit Einsetzung aller Kräfte ausgeführten Arbeit, durchzieht das Epos. In die Erzählung der Rhônefahrt ist ein seltsames romantisches Liebesabenteuer eingeflochten: ein Prinz aus dem Hause von Orange, Guilhem d'Aurenjo, „der älteste Sohn, sagt man, des Königs von Holland", hat sich unter das Schiffsvolk begeben, um die Stätten zu besuchen, wo die Wiege seines Hauses einst stand und die geheimnisvolle „Swanenbloem", die die Menschen glücklich macht, zu suchen. „Aber das ist „la flour dóu Rose" (Rhôneblume) die Wasserlilie, „die unter dem Wasser sich nährt und welche Anglora so gern pflückt", antworten ihm die Schiffer: Anglora („die Eidechse") ist die Tochter des Piloten, des dicken Toni, ein weltfremdes, träumerisches, geheimnisvolles Wesen, das am Ufer der Rhône den Goldstaub sammelt und die Herzen der Schiffer durch ihre Schönheit bestrickt. Aufgewachsen inmitten der phantastischen Gestalten des Volksmärchens hat Anglora in einer schwülen Sommernacht, wie sie in den Fluten der Rhône badete, den Gott der Rhône, den Drac, erblickt, der sie liebend umkost und ihr die Rhôneblume reicht. Wie sie den Prinzen von Oranien sieht, glaubt sie in ihm die Gestalt des Drac mit der geheimnisvollen Rhôneblume wiederzuerkennen. „Guilhem gab ihr die Blume und beide, durch ein Zauberband vereint, erbebten. Denn die Liebe eilt, wenn sie das Schiff betreten, das sie verhängnisvoll auf der Flut davonträgt." Anglora folgt Guilhem auf seiner Abenteuerfahrt; als Ziel sieht sie in der Ferne das Zauberland ihrer Träume. Sie ziehen an Orange vorbei, erreichen Avignon und legen endlich bei Beaucaire an. Auf dem Jahrmarkt, an dessen buntem Treiben Anglora kindliche Freude hat, lässt Guilhem aus dem Goldstaub der Rhône zwei Ringe fertigen und schliesst mit Anglora einen mystischen Liebesbund. Nachdem er in Beaucaire seine Geschäfte vollendet, tritt Patroun Apian mit seinen sieben Barken den mühsamen Rückweg an. „Den Hut in der Hand verneigt sich Meister Apian vor dem Kreuze hinten auf dem Schiffe und mit rauher Hand, die er in die Rhône taucht, bekreuzigt er sich, fromm und würdig. „Im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau, befahl er dann, lass die Zugleine anziehen!" Der Bootsmann auf dem Bug, der die Schote hält, wiederholt: „Lass die Leine anziehen!" Auf dem Lande

ruft seinerseits der Führer des Zuges: „Holla! Lass die Zugleine anziehen!" Von Einem zum Andern ertönt der Ruf flussaufwärts bis zum Führer der Fuhrleute. In die weite Ebene hinaus lässt er seine Peitsche knallen: die zwanzig Viergespanne, beim Knallen der Peitschen, die sie treffen, setzen sich alle zusammen in Bewegung. Die Pferde strecken sich, die Taue dehnen sich und während alle Barken vom Ufer los sind, hebt der grosse Meister wieder an: „Geh' ruhig, lass vorne ziehen." Die lange Reihe geht ganz ruhig ihren Weg dahin auf den holperigen Pflastersteinen des Deiches und schleppt trotz der stürmigen Gewässer den langen, schweren Barkenzug. Und unter den hohen Ästen der Silberpappeln, im Schweigen des Rhônethales, beim Strahlen der aufgehenden Sonne, dem Schritte der schönen Pferde, die sich abmühen und aus den Nüstern Dampf entsenden, spricht der erste Fuhrmann das Gebet. Nach einander bekreuzigen sich die Andern, die hinten gehen, die Peitsche mit dem langen Riemen über den Hals gehängt, oder, um mit dem Zunder ihre Pfeife anzuzünden, schlagen sie Feuer." Unterdessen träumen Anglora und ihr Geliebter von seligem Liebesglück. „Vertraue auf mich, Anglora! Weil ich dich frei auserkoren, weil du mir deinen tiefen Glauben an die schöne Wunderwelt der Sage entgegengebracht, weil du sorglos in Liebe vergehst wie Wachs im Sonnenstrahl, weil du ausserhalb aller unserer Schranken und Lügen lebst, weil in deinem Blut und deinem reinen Busen die Verjüngung der alten Kräfte liegt, darauf, bei meiner Fürstentreue, schwöre ich dir, dass kein anderer als ich, o Blume der Rhône, die Fügung, das Glück haben soll dich zu pflücken als Liebesblume und Gattin zugleich." Aber wann? bald? fragte sie. Guilhem antwortete: „Mein schönes Kind, bald sollst du's wissen. Hörst du ihn, den Mistralwind, der bläst? Es ist die stolze Weise, die unsere Hochzeit verkündet! Es ist die Rhône, es ist der Himmel, es ist das Laub der Bäume, die zusammen uns den Brautmarsch spielen!" Die Fluten der Rhône, das Reich des Drac, werden die Liebenden aufnehmen. Die Tauben „que si murmur d'amour jamais noun moron" (deren Liebesseufzer nie ersterben) werden zur Hochzeit die Messe singen. Da ereignet sich die Katastrophe: plötzlich erscheint „auf der Weite und im Schweigen der gewaltigen Rhône" ein schnaubendes Ungeheuer, das erste Dampfschiff. Der stolze Apian, bis jetzt Herrscher der Rhône, will sich dem fremden Eindringling widersetzen; in einer gewaltigen Scene, in der die mächtige Gestaltungskraft Mistral's sich noch einmal glänzend entfaltet, wird der Stolz und die Macht der alten Rhôneschiffahrt durch die brutale Gewalt des Dampfschiffs zertrümmert. Der

Prinz und Anglora stürzen umschlungen in die Flut, der Drac hat seine Braut in sein nasses Reich entführt. „Leb' wohl du schönes Dasein, sie ist tot für Alle, die grosse Rhône!“ Und dann legten sie um sich von der Schulter bis zum Gürtel die Taue und den Rest des Segelwerks, was sie noch fanden, und zu Fuss am Ufer entlang stieg die ganze Schar nach Condrieu (ihrem Heimatsort) herauf, ohne weitere Klage.“ Hat der Dichter in dem tragischen Schluss des Epos die Vernichtung der alten heroischen von kraftvoller Poesie und Gottesfurcht durchdrungenen Sitten durch die rohe Gewalt der Maschinen geschildert, so scheint er in dem Bunde der phantastischen Gestalt des Prinzen mit der Anglora den ersehnten Bund nordischer Poesie mit der südlichen naiven Sinnlichkeit und Phantastik symbolisch dargestellt zu haben, einen idealen Bund, dem die moderne nüchterne Zeit ein jähes Ende bereitet hat.

Fassen wir Mistrals Leben und Wirken zusammen: der willensstarke Mann der That und Organisator vereinigt sich in ihm mit dem Idealisten und Künstler. Seine Thätigkeit als Führer der Félibrebewegung haben wir wenigstens berührt; eine flüchtige Durchsicht der interessanten Sammlung: Revue félibréenne, des Armana prouvençau zeigt ihn überall thätig, durch Reden und Sendbriefe für die Sache kämpfend. Seine Meisterschaft in der Behandlung der Sprache hat sich glänzend bewährt in der Art, wie er an der Regelung der Grammatik und Orthographie der neuprovenzalischen Sprache gearbeitet hat, ohne in die Übertreibungen zu verfallen, denen z. B. die nordfranzösischen Sprachregler des 16. Jahrhunderts nicht entgingen. Er hat diese Thätigkeit gekrönt durch die Ausarbeitung seines gewaltigen Tresor dóu félibrige, in dem er mit unermüdlichem Fleiss den Wortschatz der südfranzösischen Mundarten zusammengetragen hat, während er jetzt an einem provenzalischen Sagen- und Märchenbuch grossen Stils arbeitet. Seine dichterischen Werke durchzieht ein gesunder, kräftiger Naturalismus, der sich wohl vereint mit dem Grundzuge seines Wesens, einem rastlosen Streben nach hohen Idealen. Die Natur, die er schildert, ist so schön, die Sonne der Provence ist ein so unerschöflicher Quell goldener Träume, dass ihr Anblick genügt, um ihn zu begeistern und er nicht den Dualismus kennt zwischen den sonnigen Träumen der Phantasie und dem drückenden, düstern Himmel, der in dem nordischen Idealisten Melancholie, Weltentfremdung oder Pessimismus erzeugt. Seine Religion ist der naive unerschütterliche Glauben seiner Vorfahren an einen Gott, dessen väterliches Walten in der sonnigen Provence sich überreich offenbart, dessen

Willen er sich ohne Murren fügt, eine Religion, die Lebensfreude und frohe Sinnlichkeit nicht ausschliesst. Wird er zu sehr von der harten Wirklichkeit oder den Geboten der ihm verhassten Bureaukratie verletzt, so flüchtet er sich in die poetisch verklärte Vergangenheit, oder sein starker, männlicher Optimismus blickt getrost in die Zukunft.

Mit Recht konnte sich Mistral in Mirèio einen Schüler des „grossen Homer" nennen, und Lamartine beim Erscheinen von Mirèio begeistert schreiben: „man sollte glauben, dass während der Nacht eine Insel des Archipels, ein schwimmendes Delos sich von der Gruppe griechischer oder jonischer Inseln getrennt und still sich dem Ufer der duftenden Provence angeschlossen habe". Als Künstler hat Mistral trotz seiner Bewunderung für das Mittelalter nicht versucht die Poesie der Troubadours wiederzubeleben. Die mittelalterliche Poesie war von den höfischen Sitten und Anschauungen unzertrennbar und musste mit ihnen untergehen; sie besass zu wenig allgemein menschliche Elemente, um weiter entwicklungsfähig zu sein, ein Versuch, die starren, kunstvollen Gebilde der Troubadours wiederzubeleben, wäre aussichtslos gewesen. Ihre Unkenntnis der Troubadourlitteratur hat die neuprovenzalischen Dichter vor dieser Gefahr geschützt. Man könnte in Mistrals Werken höchstens in der Anwendung des epischen Zehnsilbners und etwa in der romantischen Novelle Nerto den Einfluss der altprovenzalischen Poesie und Novellistik erkénnen. Sonst schliesst sich Mistral in der Metrik, der Wahl der Stoffe, der nordfranzösischen Lyrik an, wie sie sich seit der romantischen Bewegung entwickelt hat. Durch seinen von Sentimentalität und krankhafter Melancholie freien Kultus der Natur und seine Lebensfreudigkeit ist Mistral ein Schüler der Griechen [1]). Wie Homer oder Theokrit erfasst er mit sicherem Blicke die charakteristischen Bewegungen und Einzelheiten und zieht sie zu einem plastischen Bilde zusammen; nach dem Vorbilde Theokrits beschreibt er eine Reliefdarstellung an einem geschnitzten Holzgefäss:

„Ein Zweig mit offener Felsenrose
Umschlang es anmutvoll und lose;
Zur Seite weideten im Moose
Zwei schlanke Rehlein und bildeten den Griff.

Darunter, wunderbar gelungen,
Ragt' eine Gruppe von drei jungen
Mutwilligen Mädchen auf . . . In einem Holderstrauch

1) cf. G. Paris: Penseurs et poètes, p. 130 ff.

Sah man den Hirtenknaben schlafen.
Die Schönen, wie um ihn zu strafen,
Schlangen ein Traubenreis und trafen
Ihn mitten auf den Mund. Man sah, er fühlt's auch;
Denn der drei losen Mädchen Gabe
Belächelte der Hirtenknabe;
Und eine von den Drei'n sah ganz ergriffen aus . . ."

in einer Schilderung eines Ringkampfes zeigt er uns die Gegner, wie „sie sich niederkauern und ausdehnen, Schulter gegen Schulter, Zehe an Zehe; die Arme krümmen sich, reiben sich, wie Schlangen, die sich umschlingen; unter der Hand kocht das Blut in den Adern, die Anstrengung spannt die Muskeln der Waden an".

Aber er ist kein Nachahmer der Griechen: die unerschöpfliche Quelle seiner Poesie ist die Natur seiner Provence. Alles was er gesehen, gehört, erlebt, prägt sich seiner Seele ein und mit verschwenderischer Pracht gestaltet er die Eindrücke zu lebensvollen Bildern aus. Er beschreibt nicht eigentlich, sondern lässt die Bilder vor unserer Seele entstehen. Während der nordische beschreibende Künstler seine Freude findet an kunstvoll zusammengestellten Licht- und Farbeneffekten, sieht Mistral in der Natur und dem menschlichen Leben Bewegung. Zahllos sind in seinen Werken die Beschreibungen stürmisch bewegter Scenen. In Mirèio schildert er einen Ringkampf, den provenzalischen Nationaltanz, die farandole, ein Preislaufen, das Treiben der Bauernjugend in der Johannisnacht, den Sprung durch das Johannisfeuer, einen Stierkampf, er zeigt uns Schnitter bei der Arbeit. Er wird zunächst bei Homer die Kunst gelernt haben, ein Bild in einzelne Bewegungsmomente zu zerlegen. In Mirèio beschreibt er die kleidsame arlesische Tracht dadurch, dass er erzählt, wie Mirèio sich vor ihrer Flucht aus dem Elternhause ankleidet, genau wie in der Odyssee und Ilias die Helden sich waffnen. Aber dem Sänger der Provence lag es nah dieses Prinzip zu verallgemeinern: die Lebhaftigkeit der Einwohner, die reissenden Gewässer der Rhône, der wilde Mistralwind, das Zittern der Luft am Horizont unter den Strahlen der Sonne, seine eigene feurige Natur erklären die rastlose Bewegung in seinen Werken. Um den Reichtum, die Körperkraft der drei Freier Mirèio's zu schildern, zeigt er uns den Schafhirten, wie er an der Spitze seiner Herde von den Alpentriften in die Ebene herabsteigt: wir sehen das bunte Getreibe der Hunde, der Hirten, hören ihre Zurufe; dann lässt er den reichen Hirten am Brunnen Mirèio treffen und um ihre Hand werben. Ein Hymnus auf die feurigen Pferde der Camargue, eine meisterhafte Schilderung eines Stierrennens

führen uns in stürmisch bewegten Scenen die beiden andern Freier, den Pferdehirten und Ourias, den Stierbändiger, vor. Will er die provenzalische Wüste beschreiben, so lässt er sie uns mit Mirèio durchwandern, die Bewegung hat die ganze Scene durchdrungen; ein junger Fischer, den Mirèio trifft, zeigt ihr in der Ferne das Haus seiner Eltern: „Siehst du das Tuchwerk unseres Zeltes, wie es im Morgenwinde sich regt? Sieh, auf dem weissen Pappelbaum, der ihn beschattet, meinen Bruder Not, der heraufklettert. Sicher fängt er Grillen, oder schaut, ob ich zurückkomme. Ah! er hat uns gesehen. Meine Schwester Zeto, die ihm die Schulter reichte, dreht sich um, sie läuft zur Mutter, um ihr zu sagen, dass sie gleich die „bouia-baisso“ bereiten soll. Schon neigt sich meine Mutter ins Schiff, und nimmt die Fische, die in der Kühle sind.“ In einem Gedichte der Isclo d'or hat er die Sehnsucht nach der fernen Geliebten in einem idyllischen lebensvollen Bilde ausgedrückt: die Heuschrecke, welcher der Volksglaube die Gabe der Weissagung zuschreibt, sagt dem fragenden Dichter: „ich sehe ein Mädchen unter dem Schatten eines Kirschbaumes, die schwankenden Äste berühren sie; an den Zweigen hängen die Kirschen in Sträussen: die Kirschen sind gar reif, rot, hart, duftend . . .“ Das Mädchen seufzt versuchend, ob sie springend sie pflücken kann: „Warum ist er nicht da, der den ich liebe! In meine Schürze würde er sie von oben werfen.“ Das ganze Rhôneepos mit seinen zahllosen Bildern und Schilderungen ist auf demselben Prinzip aufgebaut: die Scenen entstehen vor unsern Augen, alles regt sich, handelt, arbeitet, lebt.

So ist es Mistral gelungen, ohne die Fühlung mit der ihn umgebenden Natur zu verlieren, seinen starken Naturalismus durch den Zauber wahrer hingebender Liebe, den Sonnenstrahl heiterer Sinnlichkeit, den epischen Zug in den Schilderungen menschlicher Arbeit zu adeln, sich in einer Zeit der Ernüchterung über eine einseitig pessimistische Darstellung der Wirklichkeit zu erheben. Welche Zukunft auch der so rasch zu hohem Glanz entwickelten neuprovenzalischen Litteratur bevorstehen mag, Mistrals Werke werden bleiben, weil es ihm gelungen ist, in Bildern von unverwüstlicher Jugendfrische und Wahrheit, in Versen von klassischer Schönheit die eigentümliche Poesie seiner Heimat festzubannen.

Luther als Dichter.

Von

A. Hausrath.

Es ist ein psychologisch interessantes Problem, zu verfolgen, wie aus dem weltfremden, menschenscheuen Klosterbruder Martin der grosse Volksmann und Reformator wurde, der wie kein anderer deutscher Mann mit seiner Arbeit in der Öffentlichkeit stand und sich mit jeder Schrift immer an die ganze Nation wendete. Ein nicht minder merkwürdiger Entwicklungsgang aber ist es, wie der Theologe und Reformator Luther in einem reifen, dem jugendlichen Sturm und Drang längst entwachsenen Lebensalter aus praktischem Bedürfnis heraus zum Liederdichter wird und zwar zum wahren und grossen Dichter. Eine alltägliche Sache ist es doch nicht, dass ein grosses poetisches Talent die ganze sangesfrohe Jugendzeit hindurch stumm bleibt, um dann nach vollbrachtem vierzigstem Lebensjahre sich mit einem Erfolge auszusprechen, wie er in unserer grossen und liederreichen Nation bis dahin kaum erhört worden war. Als Student gehörte Luther einer humanistischen Burse an, die eine zwitschernde Poetenschar in sich barg, aber nicht der Poet heisst er dort, sondern der Philosophus. Er hat in der Zeit, in der das aufquellende Gemütsleben des Jünglings sich gern in Versen ausspricht, keine carmina gereimt und keine Ode gedrechselt, auch keine Phyllis noch Chloe besungen. Tiefsinnige Rätsel des Daseins nahmen damals seine ganze Kraft gefangen und das Grübeln über diese dunkeln Runen entfremdete ihn der Freude, die die Mutter aller Poesie ist. Wohl hören wir, dass er die Laute schlug, doch nicht dass es eigene Texte waren, die er dabei vortrug. Auch das schwere Gemüt des jungen Mönchs hat nie Erleichterung darin gesucht, zu singen, was es leide. Wie alle seine Kräfte sich erst im Kampfe entfalteten, so wuchsen ihm auch die poetischen Schwingen just in der Stunde, in der er ihrer für sein grosses

Werk bedurfte. Wohl begegnen wir schon frühe in seinen Streitschriften allerlei Reimen, meist parodistischen Inhalts, so wenn er kurz vor seiner Reise nach Worms dem Dichter Murner seine Stachelverse zurückgiebt:

> Doctor Murner, als ich bericht,
> Hat aber eine Nacht geschlafen nicht u. s. w.

Aber er selbst nahm solche poetische Randverzierungen nicht ernst, sondern gab damit den Gegnern nur ihre eigenen Reimereien spöttisch zurück, ohne eine poetische Wirkung zu beabsichtigen. Alle seine Gaben und Kräfte standen im Dienste der grossen Aufgabe der Reformation; so war auch seine Poesie nur eine neue Anpassung seines Genius an die vorliegenden Bedürfnisse. Können wir doch genau verfolgen, wie lediglich durch das Bedürfnis seiner Kirche aus dem Psalmenübersetzer sich der Psalmist und Dichter heraus entwickelt hat.

Zunächst war es die Auslegung der poetischen Bücher des alten Testaments, die Luther aus der Scholastik in das Gebiet der Poesie hinüberführte. Eine seiner frühsten biblischen Vorlesungen war die über die Psalmen. Johann Oldenkop, der in Wittenberg den Pater Luther zum Beichtvater hatte und ihm häufig beim Hochamt als Messknabe diente[1]), berichtet zum Jahre 1513: „Zu dieser selben Zeit hub Martin Luther an den Psalter Davids zu lesen und hatte viele Zuhörer.“ Durch viele Jahre nahm ihn dieser grosse Stoff in Anspruch und erst im Frühjahre 1519 erschien der erste Teil seiner Operationes in psalmos im Druck. Wenn auch der ästhetische Gesichtspunkt dem Ausleger des Gotteswortes fremd war, so zeigt doch die Art, wie er den Inhalt der Psalmen reproduziert und ihre Bilder weiter ausspinnt, dass die alttestamentliche Poesie ihn selbst poetisch stimmte und ihn anregte, die angeschlagenen Akkorde dichterisch zu variiren. Ja im Grunde ist Luthers ganze Dichtung aus diesem Psalmenkolleg herausgewachsen. Dem lateinischen Kommentar folgt die deutsche Nachdichtung, zuerst in populären Auslegungen, später in der Psalmenübersetzung von 1524, und die schon dreimal versuchte Nachbildung verklärt sich nochmals zum gereimten Kirchenlied. Dass er den Stoff so lang schon in der Seele getragen, mit der Form schon so oft gerungen, das erklärt die Raschheit, mit der dann seine herrlichsten Lieder in kurzer Frist sich folgen. Vermischt mit gelehrten Zuthaten, als reines Metall und als

1) Weim. Lutherausg. 1, 394. 3, 1.

geprägte Goldmünze können wir jedes einzelne Lied im Kommentar, in der Übersetzung und im Gesangbuche vorweisen. — Der poetische Charakter seiner Psalmenerklärung trat zuerst deutlicher an's Licht, als er einzelne Psalmen zur Erbauung der Gemeinde auslegte, und das geschah am gemütvollsten da, wo so viele Keime seines innern Lebens aufgingen, die in der Unruhe des Amtslebens und der kirchlichen Kämpfe sich bis dahin nicht hatten entwickeln können, in der Stille und dem Frieden des Wartburgjahres. Aus dem Lärm und Zank des Wormser Reichstags sah sich Luther im Mai des Jahres 1521 plötzlich auf die stille Waldburg versetzt, aus dem Getöse des öffentlichen Lebens in die tiefste waldesstille Einsamkeit verwiesen. Selbst an Büchern fehlte es ihm zunächst und er klagte, dass er den ganzen Tag müssig sitze. Doch hatte er einen Psalter, denn eine Auslegung des 68. Psalms war sein erster Gruss an die Freunde draussen. „Mache dich auf, Herr," so sangen sie zwischen Ostern und Pfingsten in allen Kirchen und nach diesem 68. Psalme war auch die Bulle Exurge genannt, durch die der Papst ihn als wilden Eber ausschloss aus der Hürde des guten Hirten. So lag es ihm nah, durch Auslegung gerade dieses Psalms den Freunden draussen ein Zeichen zu geben, dass er lebe und bald folgten andere ähnliche Grüsse nach. Hier oben aber werden ihm seine Psalmauslegungen selbst zu Bergpsalmen, in die sich die neuen Eindrücke der einsamen Waldburg dichterisch verweben: der Rauch der Köhlerhaufen, der die Sonne verblenden will, das Gras, das unter der Sense fällt, das Schwirren der Fledermäuse in der Dämmerung, der Schrei des Uhus um Mitternacht. — Die wahre Periode des Nachdichtens begann aber erst, als der Gefangene im Dezember, während der Schnee fusstief um die Waldburg lagerte, sich auf seinem engen Stübchen an die Übersetzung der Schrift machte. Gleichzeitig nahm er die Genesis und das Evangelium in Angriff. Dass diese Thätigkeit des Übersetzens bei ihm nicht ausschliesslich eine gelehrte war, sondern zugleich eine spontane Arbeit der Phantasie, die die Erzählungen und poetischen Stücke innerlich erlebte und zur dichterischen Gegenwart verklärte, das haben wir um so deutlicher erkannt, je mehr unsere Zeit sich mit der philologischen Verbesserung dieser Übersetzung gemüht hat. Gerade darum ist Luthers Schrift durch nichts zu ersetzen, weil dieses lebendige Gefühl der Zustände seine persönliche poetische That war. Nicht auf die archäologische und philologische Richtigkeit kam es ihm an, sondern auf lebendige Anschauung. Er wollte den Geist wiedergeben, nicht die Wörter. Fragen wir nun, welche Art der Poesie Luthers Dichterstimme am besten lag,

so wird uns die Antwort schwer. Es giebt wohl kaum eine ergreifendere epische Vortragsweise als der Ton, den er für die Erzählungen der Patriarchengeschichte, das Leben Jesu und zumal die Passionsgeschichte gefunden hat. Wie einfach und schlicht fliesst die Erzählung dahin und führt uns doch unwiderstehlich mit, so dass wir nicht aufhören zu lesen, ehe wir am Ziele sind. Kein unpassendes Wort stört uns, kein falscher Accent wirft uns aus der Stimmung, jede Änderung wäre eine Verschlechterung. Vor der Berichtigung der lyrischen Stücke ist sogar die schulmeisternde Verbesserungssucht unserer Tage zurückgeschreckt, so frei Luther auch mit dem Texte verfuhr. Es ist ja richtig, dass der 42. Psalm wörtlich lautet: „Wie eine Hindin lechzt nach Wasserbächen“ und dass der priesterliche Dichter des Psalms sich sehnt zu erscheinen vor Jehovah im Tempel, aber die Sehnsucht des Leviten nach dem Tempel ist für Luther zu etwas Höherem, zur Sehnsucht der Seele nach Gott selbst geworden und in einem volleren, kräftigeren Akkorde setzt er ein: „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele Gott nach dir, wann werde ich dahin kommen, dass ich dein Angesicht schaue?“ Wer hätte den Mut, da wiederherzustellen, „dass ich vor dir erscheine,“ nämlich im Tempel? So sind alle seine Psalmenübersetzungen, wie Psalm 90: „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für,“ Psalm 91: „Wer unter dem Schirme des Höchsten sitzet,“ Psalm 92: „Das ist ein köstlich Ding dem Herrn danken und lobsingen deinem Namen, du Höchster, des Morgens deine Gnade und des Nachts deine Wahrheit verkündigen,“ sie sind Psalm für Psalm und Vers für Vers eigene poetische Thaten des grossen Liederfürsten. So konnte nur jemand übersetzen, der selbst ein grosser Dichter war. Schon bei diesen lyrischen und epischen Stücken fällt aber zugleich Luthers Gabe auf, die Worte epigrammatisch auszuprägen und ihnen dadurch den rechten Nachdruck zu geben. Wenn Ps. 63, 6 sagt: „Lass meine Seele voll werden wie von Schmalz und Fett,“ so schreibt Luther: „Das wäre meines Herzens Freude und Wonne, du Höchster.“ Wenn der Evangelist schreibt: „Aus dem Überfluss des Herzens redet der Mund,“ so übersetzt Luther: „Wess das Herz voll ist, dess geht der Mund über.“ Vermöge dieser Gabe, Gnomen, Sentenzen, Aphorismen zu bilden, hat er die Spruchweisheit Salomonis und Jesus Sirachs so unübertrefflich wiedergegeben, dass diese Sprüche in der Form, in der er sie ausmünzte, noch heute von Hand zu Hand gehen. Nicht durch ihre philologische Richtigkeit, sondern durch ihre poetische Schönheit wurde Luthers Bibelübersetzung das grösste lite-

rärische Ereignis des Jahrhunderts. Eine deutsche Schriftsprache hat Luther erst geschaffen. Mit seinem treuen Gedächtnis hat er den ganzen Reichtum unseres Wortschatzes ausgeschöpft und musikalisch feinhörig wie wenige wusste er den Rhytmus unserer Sprache und ihre Melodie zu erlauschen. Ein ächter Dichter gab er ihr einen Wohlklang, den sie vor ihm nie gehabt hat.

Aber seine Gewalt über die Sprache zu eigenem poetischem Schaffen zu gebrauchen, lag ihm damals noch völlig fern. Da brachte es seine reformatorische Arbeit mit sich, dass man auch für gottesdienstliche Zwecke Lieder beschaffen musste, die nicht nur gelesen, sondern auch in der Kirche gesungen werden sollten, um so aus der lateinischen Messe einen deutschen Gottesdienst zu machen. Lange hatte er mit der Beseitigung des lateinischen Kultus zugewartet, damit er, wie er schreibt, „nicht Ursache gebe den Rumpelgeistern, die hineinplumpen mit Unverstand“. Als aber die Änderung unvermeidlich geworden war, sehen wir ihn Umfrage halten, wer ihm deutsche Kirchengesänge schaffen könne? Er wendet sich an den federgewandten Spalatin, an den redefertigen Hofmarschall Dolzig, an den pathetischen Justus Jonas, der in Erfurt durch seine lateinischen Verse geglänzt hatte. Von allen Aufgeforderten hatte nur Paul von Spretten einen Erfolg aufzuweisen in dem Liede, das die Marseillaise der süddeutschen Reformation geworden ist: „Es ist das Heil uns kommen her aus Gnad und lauter Güte.“ Aber Luther brauchte nicht lang zu suchen, wer hier eintrete. Er selbst war der Mann, der jeder Aufgabe gewachsen war. Es bedurfte nur des äussern Anstosses, um ihm das zum Bewusstsein zu bringen. Dieser Anstoss kam, als am 1. Juli 1523 in Brüssel zwei jugendliche Ordensgenossen Luthers verbrannt wurden, weil sie nicht wie die andern Antwerpener Augustiner die neue Lehre abschwören wollten. Luther erfüllte die Nachricht mit Trauer, aber auch mit Stolz. „Die Zeit ist wieder kommen, dass wir der Turteltauben Stimmen hören und die Blumen aufgehn in unserem Lande,“ so sagt er in einem Sendschreiben an alle lieben Christen in Holland, Brabant und Flandern. „Gott sei gebenedeit, dass wir erlebt haben rechte Heilige und wahre Märtyrer zu sehen.“ Nun aber ist es auch Pflicht sie zu preisen gleich den Märtyrern der Urzeit und so dichtet er das erste Lutherlied, von dem wir wissen:

Ein neues Lied wir heben an,
Das walt Gott unser Herre,
Zu singen, was Gott hat gethan
Zu seinem Lob und Ehre

Zu Brüssel in den Niederland
Wohl durch zwei junge Knaben.

Im Balladentone des Landsknechtslieds erzählt er dann das Schicksal der beiden Mönche, wie sie durch viele Wochen hindurch von den Löwener Theologen im Kerker bearbeitet wurden:

Sie sungen süss, sie sungen saur,
Versuchten manche Listen,
Die Knaben standen wie die Maur,
Verachten die Sophisten.

Nach der Weise des ächten Volkslieds wird sodann das Martyrium Schritt für Schritt erzählt und berichtet, wie jetzt die Gegner sich ihres Sieges schämen und den ganzen Vorgang tot schweigen möchten. Aber vergeblich:

Die Aschen will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen,
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden.

Zuletzt aber schlägt doch wieder Luthers Freudigkeit vor, die das eigentliche Wesen seiner Frömmigkeit ist:

Der Sommer ist hart vor der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür,
Der das hat angefangen,
Der wird es wol vollenden.

So konnte man auch von ihm selbst sagen: Wer so angefangen hatte ein evangelisches Lied zu schaffen, der war auch der Mann, das Werk zu vollenden. Das Jahr 1523 wurde das Geburtsjahr des evangelischen Kirchenlieds. „Ich bin gewillt," schreibt er an Spalatin, „deutsche Psalmen für das Volk zu machen, das ist geistliche Lieder, dass das Wort Gottes auch durch den Gesang unter den Leuten bleibe." Da die Kirche Lieder braucht, ist er gewillt Lieder zu dichten, und wenn er will, kann er auch das. Das erste Lied, das er zu diesem gottesdienstlichen Zwecke dichtete, ist das in dem gleichen Jahre mit dem Märtyrerliede entstandene: „Nun freut euch liebe Christengemein und lasst uns fröhlich springen." Das Lied ist nicht, wie die späteren, eine gereimte Paraphrase eines Psalms, sondern eine eigene Konfession des Luther'schen Evangeliums von der Glaubensgerechtigkeit, dem Liede des Paulus Speratus verwandt, sogar ganz wie dieses ausklingend:

„Und hüt dich vor der Menschengsatz,
Darvon verdirbt der edle Schatz;
Das sag ich dir zur letze!"

Als nun aber das Bedürfnis des Gottesdienstes ihn zwingt, die jetzt erst entdeckte poetische Ader systematisch abzubauen, da lässt er die leichte Volksweise und den persönlichen Ton der beiden ersten Lieder fallen und greift auf seine Psalmen zurück, deren Übersetzung er eben vollendet hatte und die 1524 im Druck erschien. Schloss sich seine Psalmenübersetzung an den hebräischen Parallelismus an, antiphonisch, mit Hall und Wiederhall, so war zur Nachdichtung in Reim und Vers nur noch ein Schritt. Sofort nimmt er die eben vollendete Arbeit nochmals auf und giesst sie in deutsche Reime. Die Entstehungsverhältnisse der ersten Lieder sind uns unbekannt. Sie tauchen zuerst auf in einem kleinen Gesangbuch, das zu Anfang des Jahres 1524, vermutlich als Buchhändlerspekulation eines auswärtigen Druckers, gedruckt wurde, dem sogenannten Achtliederbuch. Das Büchlein enthält drei Lieder von Speratus, vier Lieder von Luther und ein achtes eines Ungenannten. Das Büchlein beginnt mit Luthers: „Nun freut euch lieben Christen Gemein," dann folgt eine poetische Paraphrase des 130. Psalms, die uns sofort klar zeigt, wie Luthers Lieder entstanden. Sein Kirchenlied soll nur das Echo der Schriftworte sein, aber Luther beweist auch hier, wie in seiner Übersetzung, eine seltene Fähigkeit, das Leitmotiv der biblischen Vorlage aufzunehmen und in volleren Akkorden wieder zu geben. Das de profundis lautete in seiner eigenen Übersetzung: „Aus der Tiefe rufe ich zu dir." Jetzt giebt Luther das wieder:

„Aus tiefer Noth schrei ich zu dir
Herr Gott, erhör mein Rufen."

Luthers deutscher Psalm fährt fort: „So du willst Acht haben auf Missethat, Herr, wer wird bestehn?" Nunmehr überträgt er:

„Denn so du das willst sehen an,
Wie manche Sünd ich hab gethan,
Wer kann, Herr, für dir bleiben?"

„Meine Seele wartet auf den Herrn von einer Morgenwache bis zur andern," heisst es im Psalme. Jetzt giebt Luther das wieder:

„Und ob es währt bis in die Nacht
Und wieder bis zum Morgen,
Doch soll mein Herz an Gottes Macht
Verzweifeln nicht, noch sorgen."

Der Schluss des Psalms mahnt: „Israel warte auf den Herrn, denn Güte ist bei dem Herrn und viel Erlösung bei ihm. Und er wird Israel erlösen aus aller seiner Missethat."

Luther aber singt:

> „Er ist allein der gute Hirt,
> Der Israel erlösen wird
> Aus seinen Sünden allen.“

Nach seiner Absicht soll das Kirchenlied nur das Echo der Schriftworte sein, aber mit jedem Versuche klingt dieses Echo freier, voller und melodischer, und wenn es die Aufgabe der Lyrik ist, einen Nachklang einer bestimmten Empfindung auch in der Andern Herzen zu wecken, so hat es nie eine vollkommenere Lyrik gegeben.

Das gleiche Achtliederbuch enthält die Paraphrase des 12. Psalms: „Hilf, Herr, die Heiligen haben abgenommen und der Gläubigen ist wenig unter den Menschenkindern.“ Als Lied lautet dieser Vers:

> „Ach Gott vom Himmel sieh darein
> Und lass dich des erbarmen!
> Wie wenig sind der Heil'gen dein,
> Verlassen sind die Armen.“

„Einer redet mit dem Andern unnütze Dinge,“ fährt der Psalmist fort, Luther aber übersetzt:

> „Der wählet diess, der Andre das,
> Sie trennen uns ohn alle Mass
> Und gleissen schoen von aussen.“

Das Achtliederbuch war ohne Luthers Zuthun herausgekommen, aber es war allerdings sein Wille, ein evangelisches Gesangbuch zu schaffen und er ergriff diese Aufgabe mit der Energie, mit der er alles anfasste. Wenn das Jahr 1520 das Jahr der grossen Streitschriften war, so wurde 1524 das Liederjahr. Wie man im Leben Schillers von einem Balladenjahre zu sprechen pflegt, so kann man dieses Jahr im Leben Luthers das Jahr der Kirchenlieder nennen. Nicht weniger als 23 Lieder hat er in dem neuen Jahre gedichtet, doppelt so viel als in den 22 noch folgenden Jahren seines Lebens, eine Fruchtbarkeit, die sich eben nur daraus erklärt, dass er diese Psalmpoesie als einen ihm längst vertrauten Schatz im Gemüte trug und ihn nun rasch ausmünzte, so lang ein Bedürfnis dazu vorlag. Sobald diesem Bedürfnis abgeholfen war, fliessen auch die Lieder sparsamer. Zunächst freilich brachte jedes neue Gesangbuch neue Gaben Luthers. — Im Jahre 1524 erschienen das Erfurter Enchiridion [1]) und das Wittenberger „geistlichen gesangk Büchlein“ mit

1) Ein Enchiridion oder Handbüchlein zur steten Übung und Trachtung geistlicher Gesänge und Psalmen.

Luthers eigener Vorrede, von denen das erstere unter 25 Liedern 18 von Luther, das andere unter 32 fünfundzwanzig Luther'sche enthält. Dazu kam 1529 das Klug'sche Gesangbuch, gebessert zu Wittenberg, das wir allerdings nur aus der Beschreibung eines Bücherfreunds kennen, das aber nach dessen Aussage bereits das Lied „Ein fest Burg" enthielt[1]).

Die Abzweckung auf kirchliche Bedürfnisse ist bei den meisten dieser Lieder unverkennbar. Der Lobgesang Simeons wird zu dem schönen Adventslied: „Mit Fried und Freud fahr ich dahin," die lateinische Weihnachtssequenz zu dem fröhlichen:

> „Gelobet seist du Jesus Christ,
> Dass du ein Mensch geboren bist."

Das media vita des älteren Notker wird zu unserem: „Mitten in dem Leben sind wir vom Tod umfangen." Das Glaubensbekenntnis, das der Priester bei der Messe zu sprechen hat, singt jetzt die Gemeinde: „Wir glauben all an einen Gott." Auch das Johann Hus zugeschriebene Abendmahlslied:

> „Jesus Christus nostra salus,
> Quod reclamat omnis malus"

nahm Luther zum Gedächtnis des böhmischen Reformators auf in seinem: „Jesus Christus, unser Heiland." Auch das katechetische Bedürfnis ist nicht vergessen, wenn Luther sogar die zehn Gebote poetisch paraphrasiert:

> „Das sind die heiligen zehn Gebot,
> Die uns gab unser Herre Gott."

Indem nunmehr mit dem Jahre 1529 der wesentliche Ertrag von Luthers dichterischer Thätigkeit vor uns liegt, lenkt sich unser Interesse in erster Reihe auf dasjenige Lied, das wir schlechtweg das Lutherlied zu nennen pflegen: „Ein fest Burg ist unser Gott." Da der erste Druck in dem Klug'schen Gesangbuche von 1529 sich nicht erhalten hat, wird auch heute noch gestritten, bei welcher Gelegenheit das Lied entstanden sei? Der Vers: „Und wenn die Welt voll Teufel wär," erinnerte ältere Hymnologen an Luthers bekanntes Wort „und wenn so viel Teufel in Worms wären als Ziegel auf den Dächern, so wolle er doch hinein." So entstand die Legende, Luther habe vor seinem Einzug in Worms das Lied gedichtet. Allein dann müsste das Lied in den ältesten Liederbüchern stehen und gerade diesen fehlt es. Spätere er-

1) G. E. Waldau, Journal von und für Deutschland. 1788. S. 328. Der Titel lautete: „Geistliche Lieder aufs new gebessert zu Wittenberg gedruckt bei Joseph Klug. 1529.

innerte die feste Burg an die Feste Koburg, auf der Luther während des Reichstags von Augsburg im Sommer 1530 weilte, allein da das Klug'sche Gesangbuch von 1529 das Lied bereits hatte, ist es auch damals nicht entstanden. Einen einigermassen brauchbaren chronologischen Fingerzeig geben nur die Worte: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehre, Kind und Weib." Diese Worte sind sicher nicht 1521 von dem Bettelmönche ohne Gut und ohne Weib gedichtet, sondern von dem Wittenberger Hausvater, der zärtlich an seiner Familie hing. Der Geburtstag von Hänschen Luther am 7. Juni 1526 ist also der frühste Termin, bis zu dem wir zurückgehen können, während das Klug'sche Gesangbuch verbietet, unter 1529 hinabzugehen. Innerhalb dieser drei Jahre wäre also die Abfassungszeit zu suchen. Eine Weile war die Annahme beliebt, das Lied sei am Jahrestag der 95 Thesen im Jahr 1527 gedichtet worden. Sie stützt sich auf einen Brief Luthers an Amsdorf, in dem Luther während des Wütens der Pest und bei schweren Krankheiten im eigenen Haus es seinen Trost nennt, dass wenn der Teufel die Leiber verschlingt, wir das Wort haben und den Freund beten heisst, dass wir seine Macht und List überwinden. Aber das Lied ist kein Lied in den Nöten einer Seuche, gleich dem bekannten Pestliede Zwinglis. Kriegerische Gefahren meint der Sänger, wenn er von des Teufels Rüstung redet und von Gott singt: „Das Feld muss er behalten". Da das Lied zuerst 1529 auftaucht, müssen wir sehen, ob es nicht in die Situation dieses oder des vorangegangenen Jahres passt? Und da erinnern wir uns freilich des grossen Schreckens der Evangelischen, als Otto von Pack, der Geheimschreiber des Herzogs Georg, ihnen die Mähr aufgeredet hatte, im Jahre 1528 sei zu Breslau ein grosses Bündnis der katholischen Fürsten zur Ausrottung des Evangeliums geschlossen worden. Durch diese Kunde hatte sich der Landgraf von Hessen zu schwerem Landfriedensbruche hinreissen lassen und als Beklagte gingen die evangelischen Stände nach Speyer, wo sie am 19. April 1529 ihren Protest gegen einen Reichstagsabschied einlegen mussten, der ihre Kirchen zur Wiederauflösung verurteilen wollte. An einen solchen kritischen Zeitpunkt müssen wir wohl denken, wenn Luther von einer Not redet, „die uns itzt hat betroffen", wenn er wiederholt, dass der alte böse Feind mit Ernst es itzt meint. Nachdem Karl V. es so lang nur mit Drohungen hat bewenden lassen, macht er itzt Ernst. Eben dazu schliesst der Kaiser im August 1529 den Frieden mit Frankreich, um die Ketzer auszurotten. Die alte Ungnade des grämlichen Habsburgers kommt neu zum Vorschein. „Der Fürst dieser Welt, wie sauer er sich stellt!" Luther aber will nichts wissen von den Allianzen,

mit denen Kurfürst Johann und Landgraf Philipp sich decken wollen. „Mit unsrer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald verloren.“ Er weiss, welche Wege nach Mühlberg führen. Ihm gehören die Eidgenossen, mit denen der Landgraf sich verbünden will, zu den Feinden des Wortes. Sie haben einen andern Geist und lassen die „Worte nicht stehn wie sie lauten“. „Das Wort sie sollen lassen stahn und keinen Dank darzu haben. Er ist bei uns wohl auf dem Plan mit seines Geistes Gaben.“ Statt des Königs Franz und der Tagsatzung der Sakramentierer weiss er einen andern Verbündeten: „Weisst du, wer der ist? Er heisst Jesus Christ, das Feld muss er behalten.“ In diese Situation also gehört das Lied. In der That fliessen in andern Schriften dieser Zeit dem Reformator Wendungen seines eigenen Lieds in die Feder, wenn er z. B. im grossen Katechismus von 1529 schreibt: „Närrisch wäre es, unser Waffen und Wehr zu verachten,“ nämlich die reine Lehre, und erinnert, dass ein jeder hintan setzen muss „Gut, Ehr, Haus und Hof, Weib und Kind, Leib und Leben.“ Als ihm diese Gedanken das Herz bewegten, da dichtete er das Lied: „Lass fahren dahin, sie haben's nicht Gewinn“ oder er hatte es eben gedichtet, so dass unwillkürlich ihm die Worte wieder kommen. „Wo der Feinde Wille nicht gebrochen würde,“ schreibt er in dem gleichen Katechismus, „so könnte sein Reich auf Erden nicht bleiben.“ Damit schliesst auch sein Lied: „Das Reich muss uns doch bleiben.“ Wie das Lied 1529 gedruckt wurde, so ist es auch nicht lange vorher entstanden. Aber obwohl das Lied der Stimmung einer ganz besonderen Lage entsprungen ist, seiner Praxis, sich an einen Psalm anzuschliessen, bleibt Luther auch hier treu. Der 46. Psalm ist dieses Mal seine Vorlage. „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke“: Eine feste Burg ist unser Gott. „Eine Hülfe in den grossen Nöthen, die uns troffen haben.“ „Er hilft uns frei aus aller Noth, die uns itzt hat betroffen.“ „Der Herr Zebaoth ist mit uns; der Gott Jakobs ist unser Schutz,“ sagt der Psalmist.

> „Der Herr Zebaoth,
> Und ist kein andrer Gott,
> Das Feld muss er behalten!“

Eben das aber, dass er trotz der besonderen Interessen, die ihn bewegen, nicht heraustritt aus der Sphäre des Schriftworts, macht sein Lied zum Kirchenlied, denn vom Kirchenliede verlangen wir, dass es nicht individuelle Stimmungen vortrage, sondern ausspreche, was die Gemeinde als solche angeht. Der Dichter persönlich verschwindet hinter

der grossen Schar, deren Gesamtüberzeugung er bekennt. Er redet im Chorus. Ja so sehr ist Luthers „feste Burg“ aus dem Gemeingefühl des Protestantismus geboren, dass wir in demselben schon die Protestanten mitsingen hören, die erst noch kommen sollen. Wir hören bei diesem Trutzliede die Fanfarren Gustav Adolfs und die Kanonen von Lützen. Es klingt wie Torstensohn und Coligny, wie Cromwell und Wilhelm von Oranien. Alles, was den Protestantismus gross gemacht hat, liegt in diesen wenigen trotzigen Strophen:

„Lass fahren, lass fahren dahin,
Sie habens nicht Gewinn.
Das Reich muss uns doch bleiben!“

Sein bestes Lied ist darum auch das für Luther als Dichter besonders charakteristische. Seine Lieder sind voll individuellen Lebens; sein Gottvertrauen, seinen Mannestrotz und seine kindliche Gläubigkeit enthalten sie ganz; aber wie sie von einem allgemeineren Psalmworte getragen sind, so sprechen sie auch nur von dem, was die ganze Gemeinde mit ihm bekennen kann. Seine persönlichen Sorgen und Anfechtungen, seine privaten Leiden und Freuden behält er seinem Kämmerlein vor. Wenn er Kirchenlieder dichtet, fühlt er sich unter den weiten Bogen und Hallen der Kirche und auf einer Bank mit der Gemeinde. Er singt nur das, was alle seine Brüder mit ihm bewegt und was der Geringste, wie der Grösste mit ihm singen können. Jene individuelle religiöse Stimmung: „Wenn alle untreu werden, so bleib doch ich dir treu,“ kann als Gedicht ergreifend sein, aber was die Person im Gegensatz zur Gemeinschaft empfindet, gehört nicht in ein Kirchenlied. Man hat ganz richtig darauf hingewiesen, dass Luther im Kirchenliede fast nie das ich und mir braucht, sondern wir und uns. Er singt und betet im Namen aller.

Mit dieser Thatsache, dass Luther nur für die Gemeinde sang und nicht für sich, hängt es nun auch zusammen, dass mit der Vollendung des Gesangbuches auch seine Poesie stockt. Für sich hatte der von tausend Geschäften gespornte Mann der Arbeit nie Musse, sein individuelles Leid in Versen auszusprechen. Auch er hat viel erlebt an Leid und Freud, innere Anfechtungen und äussere Erfolge; in der stillen Wochenstube seiner Käthe hat er gestanden und am Sterbebette seines Lenichens; er hat den hellen Kinderjubel der Seinen geteilt und die nagende Trauer der Nation über den verblendeten Kaiser und das zerfallende Reich; aber das alles vertraute er nicht dem Liede an. Darin steht er anders als sein Rivale im Kirchenlied, Paul Gerhardt, dem sich

jedes Leid und jede Freude als Gesang vom Herzen löste. Ein Dichter in diesem Sinne ist Luther nicht gewesen. Seine Losung bei persönlichen Erfahrungen war:

> „Schweig, leid, meid und vertrag,
> Dein Leid niemand klag."

Er war eine zu männlich tapfere Natur, um ein Bedürfnis zu lyrischen Ergüssen zu fühlen. Der Gemeinde hatte er in den zwei Jahren, in denen er vor allem Dichter war, gegeben, was sie brauchte. So fliessen von da seine poetischen Gaben seltener, und die neuen Gesangbücher bringen nur noch wenig neue Lieder Luthers. Die „Wittenberger geistlichen Lieder auf's neue gebessert, 1531", enthalten so das Lied: „Verleih uns Frieden gnädiglich." Das Klug'sche Gesangbuch von 1535 bringt das Kirchenlied: „Sie ist mir lieb die werthe Magd" und das jauchzende Weihnachtslied aus Luthers Kinderstube: „Vom Himmel hoch, da komm ich her." Nach Melodie und Versen ahmt Luther hier das mittelalterliche Rätsellied nach, das die Jugend beim Kranzwinden unter der Dorflinde zu singen pflegte:

> „Ich komm aus fremden Landen her
> Und bring euch vil der neuen Mähr,
> Der neuen Mähr bring ich so viel
> Mehr dann ich euch hie sagen will."

Es folgten dann noch einige Katechismuslieder, die bezeugen, welches Interesse der grosse Mann mitten im Gedränge seiner Weltgeschäfte dem Unterrichte und der Schuljugend bewahrte. Dahin gehört in dem Gesangbuche von 1539 eine poetische Bearbeitung des Vaterunser und ein Lied über die Bedeutung der Taufe:

> „Christ unser Herr zum Jordan kam."

Noch brachte das Gesangbuch von 1543 vier Lieder des alternden Reformators, darunter das kräftige:

> „Erhalt uns Herr bei deinem Wort
> Und steur des Papsts und Türken Mord,
> Die Jesum Christum, deinen Sohn
> Wollten stürzen von dem Thron."

Die schärfer hervortretende Polemik erinnert an die streitbare Stimmung der letzten Lebensjahre und so hat der Dichter Luther, wie er 1523 mit einem Märtyrerliede begann, mit einem Kriegsliede diese poetische Thätigkeit beschlossen. Dass er nicht invita Minerva weiter dichtete, war ein Teil seiner weisen Selbstbeschränkung. So gehörte er zu den

wenigen Dichtern, die fast nur Gutes gaben und die Körner verloren sich nicht unter der Spreu.

Mit Einsatz seiner vollen dichterischen Kraft hat Luther nur das Kirchenlied gepflegt; seine Kirchenlieder sind völlig ausgereift und sorglich gefeilt. Anders ist das mit seinen sonstigen Poesien. An Dichtungen anderer Gattung fehlt es bei ihm nicht, aber sie tragen vielfach den Charakter des Unfertigen, weil er wenig Wert auf sie legte. Darum sind auf diesem Gebiete seine kurzen Sprüche das Beste, da diese keiner weiteren Feile bedurften. Fast durchweg kommt in diesen Gelegenheitsgedichten seine heitere und satirische Ader zum Ausdruck. In seinem reichen Geiste hatte neben der Frömmigkeit eine hohe Weltfreude Raum. Er war nicht nur voll Interesse für alle Vorgänge des Lebens, sondern er besass auch den Mutterwitz, die gewonnenen Eindrücke zu verwerten. Die Fabel und die Sinnsprüche sind darum das Gebiet, das er neben dem Kirchenlied am liebsten pflegte. Seine Richtung ging hier ausschliesslich auf das Volksmässige. Die Volksbücher spielen in seinen Tischreden und Streitschriften eine grosse Rolle, so Eulenspiegel, Markolfus, Reinecke der Fuchs, und der Pfaffe von Kahlenberg. Als geborener Humorist vermag er ihre schlagenden Stellen prächtig wiederzugeben. Manche Züge sind sogar nur noch in der witzigen Art bekannt, wie Luther sie zu erzählen wusste, z. B. wie Markolfus in den Wald geht, um sich aufzuhängen, aber der eine Baum ist ihm zu hoch, der andere zu nieder, der eine zu dick, der andere zu dünn. Auch hier gehen die Reproduktionen Luthers nicht selten in eigene Phantasiespiele über. Die Tischreden bezeugen, wie er seine Unterhaltung mit derartigen Schwänken würzte und welch ein Erzähler er war. Noch heute sind sie eine unerschöpfliche Fundgrube von Anekdoten und anekdotischen Erinnerungen.

Wollen wir die didaktischen Stücke klassifizieren, so hat Luther wohl am meisten ernste Arbeit auf die Fabel verwendet, in der seine kluge und zuweilen pessimistische Beobachtung des menschlichen Treibens eine passende Form fand, sich auszusprechen. Unter seine Lieblingsbücher gehörte darum Äsop. Wie ihn auf der Wartburg die Bibelübersetzung beschäftigte, so hat er im Sommer 1530 auf der Feste Koburg neben der Übersetzung der Propheten auf die Herstellung eines deutschen Äsop viele Zeit verwendet. Ihm war die übliche Ausgabe Sebastian Brants zuwider, weil sie zu der gesunden Kost der alten Fabel allerlei schmutzige Anekdoten aus den Facetien Poggio's hinzugefügt hatte. Fabeln schienen ihm das beste Kinderbuch, den Kindern

aber wollte er diese Unsauberkeiten nicht in die Hand geben. Um also die Brant'sche Ausgabe zu verdrängen, machte er sich selbst daran, für Schule und Haus den ächten Äsop zu übersetzen. Auch dieses Dichten stand im Dienst der grossen Sache. So hat er die Fabeln vom Hahn und der Perle, von Wolf und Lamm, von Maus und Frosch, vom Hund mit dem Fleische, vom Fuchs, der den Raben lobt, im Ganzen 13 Stücke Äsops bearbeitet und mit Anmerkungen auf die eiteln Prediger, die geizigen Bauern, auf die Adeligen, die Kirchengüter an sich reissen und ähnliche Vorgänge versehen, so dass seine angefügte „Lehre" vielfach an das „Merke" des Hebel'schen Schatzkästleins erinnert. Aber auch andere Erzählungen des Altertums und der mittelalterlichen Volksbücher nimmt er in seinen Fabelschatz auf und gelegentlich fügt er sogar eigene Erfindungen hinzu, wie die Fabel von Krebs und Schlange, in der er nach Matthesius seinem Hänschen erzählte, wie die Schlange ihre Schlangenwindungen erst verlernte und gerade liegen konnte, als sie steif und tot war.

In ein ähnliches Genre der Parabel und des Lehrgedichts schlagen seine gelegentlichen Scherze, wie „die Klage der Drosseln, Amseln, Finken, Hänflinge, Stieglitze sammt andern frommen ehrbaren Vögeln" gegen den Vogelherd des Famulus Sieberger oder sein bekannter Brief an sein „liebes sönlin Hensichen" vom Kinderparadies, und der Brief an seine Tischgenossen vom Reichstag der Krähen auf dem Burgplatz der Feste Koburg, die „ein gar lustig Volk sind, alles zu verzehren auf Erden und dafür gecken für die Langeweil". In die gleiche Reihe gehört auch sein Brief an den sächsischen Kanzler Brück, der fürchtet, das Firmament, der Wolkenhimmel und der Regenbogen könnten einmal einfallen, wenn die sächsische Staatskunst sie nicht stützte. Ein ähnliches Spiel der Phantasie ist es, wenn er im Jahre 1542 in seiner neuen Zeitung vom Rhein einen Katalog des Reliquienschatzes aufstellt, den Kurfürst Albrecht im Begriffe ist, den Mainzern zuzuführen. Verzeichnet sind da „ein schön Stück vom linken Horn Mosis, drei Flammen vom brennenden Busch, ein ganzes Pfund von dem Winde, der am Berge Horeb vorüberrauschte, dreissig Paukenschläge von der Pauke Mirjam", und was Luther noch alles an seltsamen Heiltümern zusammengefabelt hat. Auch satirische Tierfabeln hat er gedichtet, so die Erzählung, wie der Esel dem Löwen mit Erfolg das Reich streitig macht, weil er ein Kreuz auf dem Rücken hat, das im Glauben der Leute mit seinen Wundern alle Thaten des Löwen verdunkelt, ohne dass der Esel damit grosse Mühe gehabt hätte, oder den Streit der schwarzweissen

Schwalbe, des Dominikaners, mit dem Franziskaner, dem grauen Sperling, um die Gunst der Gemeinden, wobei der Sperling mit der grauen Kappe predigt: „Liebe Bauern, gute Freunde, hütet euch vor dem Vogel, der Schwalben; denn inwendig ist sie weiss, auf dem Rücken aber ist sie schwarz.“ An allen diesen Stücken erkennen wir Luthers eigentliche Stärke. Er war der grösste Humorist der gleichzeitigen Litteratur. Schon in seinen Briefen ist das nicht der geringste Reiz, wie ein gutmütiger Humor in tausend schalkhaften Lichtern aufglänzt, bald in Scherzen über seine Freunde, bald in der drolligen Parodierung seines Verhältnisses zu seiner Hausfrau, dem Doktor Kethus. Selbst in seinem Schreiben an den Kurfürsten Johann über die Pest in Wittenberg und das Schwänzen der Studenten, die das Fieber im Schulsack haben und die Schwindsucht im Tintenfass, oder an die Räte des Kurfürsten Joachim über die Brandenburger Agende, in dem er dem ceremonienfrohen Herrn gestattet vor seinen Prozessionen selbst einherzutanzen, wie David vor der Bundeslade, verdrängt der Humorist den Geschäftsmann. Ebenso erklärt der Prediger auf der Kanzel die Namen der Heiligen gelegentlich scherzhaft. Der heilige Vincenzius ist für's Finden gut und der heilige Valentin für die fallende Sucht. Ja selbst im Gebete wandelt ihn zuweilen der Schalk an, wenn er Gott zuspricht: „Du bist ja ein frommer Gott, das thät der Teufel nicht“, oder wenn er berichtet, er habe dem lieben Gott die Ohren gerieben mit seinen Verheissungen.

Gesalzener freilich wird dieser Humor in den Streitschriften, bei denen man sich eben erinnern muss, dass der Ton der Polemik im 16. Jahrhundert ein anderer war als heute. Etwas Unappetitliches, Unanständiges gab es für dieses Geschlecht überhaupt nicht, nichts worüber man nicht geredet hätte. Der Dichter steht dabei in Luthers Polemik doch immer im Hintergrund. Alles personifiziert sich ihm. Eine falsche Lehre wird ihm zur Metze oder zu dem nützlichen Borstentiere, das in seiner Polemik stets über die Bühne läuft; der Gegner gleicht allemal dem langohrigen Genossen der Mühle, dessen Gewohnheiten er nur allzu genau beobachtet hat. Statt gegen Emser schreibt er gegen den stossenden Bock auf dem Titelblatt und als der Drucker die Vignette mit der eines Bauern mit der Heugabel vertauscht, ruft er: „Behüt uns Gott vor Gabelstichen, die machen drei Löcher.“ „Putz dich liebes Kätzlin,“ ruft er dem Gegner zu, der sich verteidigen möchte, und wieder gleicht des Gegners Buch einem Pudel voll Flöhen, dass es krimmelt und wimmelt. Vor allem ist das Schwein sein Lieblingsbild, bald hat die Sau den Panzer an, bald schmückt sie sich zur Kirchweih

mit güldenen Spangen, bald stürzt sie sich gefrässig auf den Habersack. Das Alles ist derb, ja überderb. Aber mit einem Humoristen geht man nicht streng in's Gericht. Der Humor besteht eben in der Übertreibung und in grellen Kontrasten. Wir lachen über den Gegensatz, nicht über das Niedrige, das den Kontrast herstellt. Der Humor Luthers hat etwas von dem Flug der Purzeltaube, die nach dem erhabensten Aufstieg zum Himmel plötzlich herabstürzt und sich überschlägt gleich einem Kobold.

Im Ganzen haben humoristische Schriften ein kurzes Leben. Werden die feineren Beziehungen nicht mehr verstanden, so ist ihre Wirkung vorbei. Ein Blitz, den man mit der gelehrten Laterne erst beleuchten muss, wirkt nicht mehr als Blitz. Auch vom Geiste der Zeit sind diese Schriften abhängiger als andere. Was früher als Scherz galt, gilt heute als Rohheit. So verstehen wir kaum, was an den berühmtesten Satiren von Brant, Murner und Sachs die Zeitgenossen so sehr entzückte. Aber einige Spötter, wie Aristophanes, Rabelais, Shakespeare machen eine Ausnahme. Ihre Blitze schlagen auch heute noch ein. Unter diesen Wenigen steht Luther in erster Reihe. Gerade diese humoristische Ader fliesst am Ende seines Lebens am reichlichsten. Während die zunehmende Kränklichkeit und die Last der Arbeit ihn in der Polemik leidenschaftlich und masslos macht, sucht er anderseits Rettung vor den dunkeln Stimmungen im freien Spiele seines Humors. Seine erfreulichsten Briefe und seine köstlichsten Satiren fallen in Jahre, in denen er sonst nicht viel Erfreuliches von der Welt zu erzählen weiss. So hat sich Luther als Dichter noch bis in die letzte Lebenszeit fortentwickelt, wenn auch an Stelle der vollen Harmonie des Liederdichters der oft bittere Humor des Alters getreten ist, mit dem er sich über den zunehmenden Missklang des Lebens hinweghilft. In so fern gehört auch seine burleske Polemik zum Ganzen dieses Dichterbilds.

Als den wertvollsten Ertrag dieser Seite seiner Thätigkeit dürfen wir schliesslich die grosse Anzahl von schlagenden Kernsprüchen bezeichnen, die über alle seine Schriften zerstreut sind oder auch durch besondere Veranlassung ihm abgefordert wurden. Dass er selbst ein besonderer Freund der Spruchdichtung war, wissen wir nicht nur aus der besondern Mühe, die er auf die Sprüche Salomonis und Jesus Sirach verwendete, sondern er hatte auch eine ansehnliche deutsche Sprüchwörtersammlung angelegt, zu der er von nah und fern Beiträge erbat. So gab er auch seinen eigenen Büchern kräftige Wahlsprüche mit, sei es am Anfang oder am Ende. Vielfach trat die Bitte an ihn heran um Einträge auf das erste Blatt der Hausbibel; aber auch zahlreichen Ge-

denkversen, Gratulationen und Grabschriften begegnen wir. Der Inhalt giebt zumeist selbst schon über ihre Bestimmung Auskunft.

Wie einer lieset in der Bibel
So stehet am Hause sein Giebel.

Ein Jeder lerne seine Lection
So wird es wohl im Hause ston.

Ein Ehmann soll geduldig sein,
Sein Weib nicht halten als ein Schwein.
Eine Hausfrau soll vernünftig sein,
Des Mannes Weise lernen fein.
Da wird Gott geben Gnad dazu,
Dass ihm die Eh' gar sanfte thu.

Hie kann nicht sein ein böser Muth,
Wo singen die Gesellen gut.

Wer was weiss, der schweig.
Wem wol ist, der bleib.
Wer was hat, der behalte.
Unglück das kümt balde.

Es ist auf Erden kein besser List
Denn wer seiner Zungen ein Meister ist.

Glaube nicht alles, was du hörst,
Sage nicht alles, was du weisst,
Thue nicht alles, was du magst.

Christus lässt wohl sinken
Aber nicht vertrinken.

Liebes Kind, lernst du wohl,
So wirst du guter Hühner voll.
Lernest du aber übel,
Musst du mit der Sau essen aus dem Kübel.

Iss, was gar ist,
Trink, was klar ist,
Red', was wahr ist.

Man hält manchen für böse
Und manchen für gut,
Da man beiden Unrecht thut.

Hüt dich vor der That,
Der Lügen wird wohl Rath.

Affen und Pfaffen
Lassen sich nit straffen.

Qui non habet in nummis,
Dem hilft nicht, dass er frumm is.
Qui dat pecuniam summis,
Der machet wohl schlicht, was krumm is.

Solcher Reimsprüche wären es noch viele, so das Lob der Frau Musica und Anderes, aber auch wo er gar keine Epigramme beabsichtigte, streut er überall in seinen Schriften Worte der Weisheit aus, die zu geflügelten Worten erhoben wurden, weil sie den Nagel auf den Kopf treffen.

> Ändern und bessern ist zweierlei.
> Hilf fromme Leute mehren, der Bösen ist sonst zu viel.
> Landstrasse ist sicher, Holzweg ist fährlich.
> Sprich nicht hui ehe du über dem Berg bist.
> Gut macht Muth.
> Wer nicht Geld hat, bezahlt mit der Haut.
> Ein Gewissen ist mehr denn tausend Zeugen.
> Wer sehr schilt, der lobt.
> Wer sehr lobt, der schilt.
> Wenn das Ende gut ist, ist alles gut.
> Wenn die Laus in Grind kommt, wird sie stolz.
> Wer einen vom Galgen erlöst, dem hilft der Andere
> gern daran.
> In grossen Wassern fängt man grosse Fische,
> In kleinen Wassern fängt man gute Fische.
> Was soll der Kuh Muskat, sie isst wohl Haberstroh.
> Hüte dich vor den Schleichern, sagte die alte Maus,
> die da rauschen, thun dir lange nichts.
> Frauendienst ist nie umsonst.
> Untreue schlägt den eigenen Herrn.
> Recht muss doch Recht bleiben.

Viele dieser Lutherworte sind sprüchwörtlich geworden, so dass heute niemand mehr ihres Ursprungs gedenkt und eben das ist der Beweis, dass Luther zu unsern volkstümlichsten Spruchdichtern gehört. Darum möchten wir neben den Kirchenliedern die Sprüche als Luthers beste dichterische Leistung bezeichnen.

Die dichterische Persönlichkeit des grossen Reformators ist nach dem Allem unschwer zu erfassen. Spät und zögernd war er seiner Gaben auch in dieser Beziehung sich bewusst geworden. Die grosse Aufgabe seines Lebens, an der sich alle seine Kräfte entwickelt hatten, hat auch diese entbunden. Auch bei ihm war der Streit, wie der alte Hesiod sagt, der Vater der Dinge. „Wenn ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen soll, so muss ich zornig sein,“ schreibt er selbst. „Da erfrischt sich mein ganz Geblüte, mein Verstand wird geschärft und alle unlustigen Gedanken und Anfechtungen weichen.“ So hat ihn der Zorn über die Scheiterhaufen zu Brüssel zum Dichter gemacht und der Zorn über des Papsts und Türken Mord liess ihn zum letzten Male

kräftig in die Laute schlagen. Alles in ihm ohne Rest, auch seine dichterische Begabung, stand im Dienste dieses heiligen Streits. Gewiss ist der Dichter Luther nur ein Teil des ganzen Luther, der als Evangelist, als Prediger, als Organisator, als theologischer Denker und Schriftsteller die Nation noch tiefer erregt hat, aber die Entwicklung seines Seelenlebens liegt besonders schön und klar in seiner dichterischen Entwicklung ausgesprochen und das war der Grund, aus dem ich den geneigten Leser für Luther als Dichter in Anspruch nahm.

Erziehung und Gesellschaft.

Ein Vortrag gehalten am 1. März 1898 in der Universitätsaula
von
H. Bassermann.

Hochansehnliche Versammlung!

Es sind einige ganz einfache Gedanken und keineswegs neue Wahrheiten, die ich Ihnen heute vorzutragen gedenke. Wenn ich es trotzdem wage, Ihre Zeit und Aufmerksamkeit dafür in Anspruch zu nehmen, so kann ich die Entschuldigung dafür nur in dem Umstande finden, dass Erörterungen über Fragen der Erziehung bei einem gebildeten und seiner selbst bewussten Volke wohl stets auf das lebendige Interesse weiter Kreise rechnen können; und vielleicht darf ich auch noch hinzufügen, dass, je einfacher solche Erörterungen sind, sie um so mehr Aussicht darauf haben wirksam zu werden — und das ist ja ihr Zweck — und dass, je verbreiteter und allgemeiner anerkannt diese Wahrheiten sind, sie um so mehr Bürgschaft dafür bieten, dass in ihnen wenigstens etwas von der grossen Wahrheit sich ausspreche, welche sich immer wieder dem erziehenden Teile der Menschheit als probehaltig und unumstösslich bewährt.

Ueber Erziehung und Gesellschaft will ich zu Ihnen reden. Vielleicht halten Sie es für nötig, scharfe und klare Begriffsbestimmungen von diesen beiden Grössen vorauszuschicken, ehe wir ihr gegenseitiges Verhältnis zur Erörterung stellen. Und leugnen lässt sich ja gewiss nicht, dass jede Zeit, jedes Volk, ja jeder Einzelne sich wieder anderes bei den Namen „Erziehung“ und „Gesellschaft“ denken wird. Trotzdem scheint es mir zweckmässiger, von solchen abstrakten Begriffsbestimmungen vorerst abzusehen in der Erwartung, dass eine bestimmtere Vorstellung von dem, was Erziehung und Gesellschaft ist, sich vielleicht am besten bei der Erörterung ihres gegenseitigen Verhältnisses herausbilden werde. Dieses Verhältnis selbst aber wird dadurch zu einem

Problem gestempelt, an dessen Lösung zu arbeiten es sich verlohnt, dass, wie ein Blick in die Geschichte der Erziehung zeigt, gerade seine Auffassung oft ausschlaggebend für die Wendepunkte dieser Geschichte geworden ist, dass daran ganze Perioden derselben sich scheiden, ob die Erziehung der Gesellschaft untergeordnet oder die Gesellschaft unter die Erziehung gestellt worden ist, ob man erziehen wollte für die Gesellschaft oder die Gesellschaft da zu sein schien für die Erziehung. Und wie die Geschichte von diesem Gegensatze bewegt wird, so scheint er mir auch praktisch eine hervorragende Rolle zu spielen: da ist ein Teil, der sich das Verhältnis von Erziehung und Gesellschaft als ein positives und freundliches vorstellt, während ein anderer es sich wenn nicht als feindlich, so doch als fraglich denkt. Legen Sie sich die Frage vor: was hat Erziehung mit Gesellschaft zu thun?, so werden die Antworten wohl sehr verschieden ausfallen: vielleicht werden Sie zum Teil der Erziehung einen grossen Einfluss auf die Gesellschaft, vielleicht aber auch zum andern Teil der Gesellschaft ein massgebendes Votum über die Erziehung zuzugestehen geneigt sein, oder Sie werden bald zwischen beiden starke wechselseitige Beziehungen annehmen, bald beide unabhängig von einander halten und sich gestalten lassen wollen. In diese Mischung des Urteils einige Klarheit, und in das ihr entsprechende Schwanken des praktischen Verhaltens einige Sicherheit zu bringen, werden vielleicht die nachfolgenden Erörterungen doch dienlich sein können.

Über ein Verhältnis zwischen Erziehung und Gesellschaft werden wir uns, glaube ich, bald einigen und deshalb dieses zum Ausgangspunkte unserer Untersuchungen machen können: ich meine dies, dass die Gesellschaft viel zur Erziehung beiträgt, dass sie also ein wesentlicher Faktor derselben ist. Darin werden wir doch alle wohl übereinstimmen: je besser, je geeigneter die Gesellschaft ist, desto leichter geht die Erziehung von statten. Ja, man kann getrost noch weiter gehen und behaupten: ohne Mithilfe der Gesellschaft gibt es überhaupt keine Erziehung; wir brauchen jene notwendig, um diese durchzuführen. Freilich auch diese unsere erste Behauptung bleibt nicht ohne Widerspruch; kein Geringerer als der trotz aller seiner Verirrungen dennoch zum Chorführer der modernen Pädagogik gewordene Jean Jacques Rousseau tritt uns hier entgegen. Sein Emile, an dem er seine Erziehungsweise exemplifiziert, muss gerade aus der Gesellschaft herausversetzt werden, wenn das pädagogische Werk an ihm gelingen soll. Fern von den Eltern, Verwandten, Freunden, auf dem Landgut des Vaters, soll er

aufwachsen, und sein Erzieher, der Hofmeister oder Hauslehrer, ist seine einzige Gesellschaft. Wir wollen dem nicht entgegenhalten, dass die wenigsten unter uns Landgüter besitzen, auch nicht alle in der Lage sind, einen besonderen Erzieher zu halten. Gehen wir einen Augenblick auf seine Ideen ein, so wird doch ein doppelter Irrtum uns in denselben entgegentreten. Einmal: kann man denn auch in der Zurückgezogenheit des Landlebens aller Gesellschaft entgehen? Rousseau hat fingieren müssen, dass die dort vorhandene Dienerschaft, ja dass die Dorfbewohner den Plänen des Erziehers dienstbar gemacht werden könnten und gleichsam als Schauspieler bei seinen pädagogischen Arrangements sich brauchen liessen. Das gehört natürlich eher in einen Roman als in die Wirklichkeit. Sodann aber: dieser Erzieher ist der Inbegriff pädagogischer Weisheit, Vielseitigkeit und Hingebung; nur unter dieser Voraussetzung kann er alle Gesellschaft ersetzen. Auch sie wird nicht immer zutreffen. Sie wissen, Rousseau wollte gegen die Gesellschaft erziehen, die er mit den vornehmen, geistreichen und sittenlosen Kreisen von Paris gleichsetzte. Von dieser Gesellschaft leitete er alles Böse ab; die Rückkehr zur Natur sollte Heilung bringen; ein neues anderes Geschlecht sollte durch eine Erziehung nach der Natur erwachsen, ein Geschlecht, das „die Gesellschaft“ dann von ihrem Platze verdrängen könnte: sein pädagogisches Programm war ein revolutionäres. Deshalb konnte er die Gesellschaft bei seiner Verwirklichung nicht brauchen.

Eine doppelte Hilfe war damit abgelehnt, welche von Seiten der Gesellschaft der Erziehung geleistet werden kann und soll: die eine auf dem Gebiete des Unterrichts oder der intellektuellen, die andre auf dem der Zucht oder der Willensbildung gelegen.

Zwar was den Unterricht betrifft, da möchte wohl mancher Vater aus seinen Erfahrungen heraus ein Veto einlegen: „lasse ich meinen Sohn allein unterrichten, so kommt er in kürzerer Zeit weiter, als bei länger dauerndem gemeinsamem Schulunterricht, und braucht nicht so viele Stunden des Tages zu sitzen und Schulstaub zu schlucken“. Aber mich dünkt, wir müssen dies „weiter kommen“ aus der Reihe der für die Pädagogik massgebenden Faktoren ausscheiden. Der Wert dieses Weiterkommens dürfte doch wohl mehr von der leider unumgänglichen Notwendigkeit, in einer gewissen Zeit gewisse Examina zu absolvieren, als von pädagogischen Erwägungen bedingt sein. Und wollte umgekehrt jemand den Wetteifer als Ansporn des Fleisses geltend machen, der in der Gesellschaft Gleichaltriger und Gleichstrebender sich entzündet, so möchte ich zwar die Wirkungskraft dieses Faktors auf träge Köpfe und

unaufgeweckte Naturen nicht in Abrede stellen, aber dagegen zu bedenken geben, ob damit nicht ein fremdes Motiv in ungebührlicher Stärke dem Unterricht beigemischt und aus fragwürdiger Quelle hergeleitet wird, was aus der Sache selbst, aus dem Interesse des Schülers und aus seinem Pflichtgefühl fliessen sollte. Das heute doch bemerkbare Zurücktreten des früher üblichen Certierens, und der Platznummer ist ein Beweis dafür, dass man — mit Recht, wie mir scheint — in pädagogischen Kreisen hierauf nicht mehr denselben Nachdruck legt wie früher. Was also die Gesellschaft Gleichaltriger betrifft, so dürften sich die Gründe für und wider in Beziehung auf das Gedeihen des Unterrichts wohl die Wage halten, und wir werden keinen Grund haben, von hier aus dem Satze zu widersprechen, dass die Schule nur eine Ersatzanstalt ist für das, was, wenn es im Uebrigen die Verhältnisse erlaubten, das Haus mindestens ebenso gut leisten könnte.

Aber ist denn und bietet denn dieses Haus, die Familie nicht ebenfalls eine Gesellschaft? Gewiss, und zwar ist von dieser zu behaupten, dass sie für den Unterricht geradezu unentbehrlich ist. Lassen Sie mich ausgehen von dem Satze, der seit Pestalozzi geradezu ein feststehendes Axiom aller Pädagogik genannt werden kann: aller Unterricht beruht auf der Anschauung. Man würde sehr irren, wollte man dabei nur an ein- oder mehrmaliges Vorführen der betreffenden Gegenstände durch den Lehrer in der Unterrichtsstunde denken. Was hier geleistet werden kann, ist doch nur die grössere Genauigkeit der Beobachtung und Klarheit des Beobachteten. Nein, das Fundament wirklicher Anschauung ist das Leben, und nur durch den dauernden Gebrauch, den die Unterrichtsgegenstände im Leben finden, kann bewirkt werden, was die Anschauung bewirken soll: der Eindruck des Lebendigen, thatsächlich Vorhandenen, Realen, Notwendigen, Unentbehrlichen. Denken Sie sich z. B. den Gebrauch des Rechnens aus unserm Leben hinweg, so würde ein Rechenunterricht, so förderlich er immer noch für die Ausbildung des Denkens sein könnte, doch für den Volksschüler ebenso schwer fassbar sein, wie jetzt die Mathematik für den Tertianer. Liegt doch darin die Schwierigkeit der letzteren, dass ihr die Anschauung mehr und mehr entzogen ist. Und was ist das Kreuz beim Erlernen der alten Sprachen? es fehlt die Anschauung des Gebrauchs, und Kunstmittel des Unterrichts sind nicht stark genug, sie ganz zu ersetzen. Für ein Kind, in dessen Hause niemals ein Atlas gebraucht, niemals die Lage etwa eines durch die Politik wichtig gewordenen Platzes aufgesucht würde, könnte Geographie kein grosses Interesse haben. Der Sinn für Geschichte ge-

deiht in der Regel nur, wo im Haus irgend eine Geschichte sozusagen durchlebt wird, also die damit verbundenen Fragen irgendwie reales Interesse bekommen. Das alles führt uns auf das Haus: es ist die natürliche „Gesellschaft“ des Kindes. Nur was es in ihr lebendig, wirksam, anerkannt sieht, dessen Wert, Nutzen und Notwendigkeit es unmittelbar kräftig, wenn auch unbewusst, durch Anschauung inne wird, tritt als wirksame Realität in seine Vorstellungswelt ein. Man klagt viel über die Wirkungslosigkeit des Religionsunterrichts; aber können denn die in ihm erzeugten Vorstellungen in der Kindesseele Kraft gewinnen, wenn die Religion im Hause keine Macht ist, wenn sie nirgends als ein realer Lebensfaktor dem Kinde in seiner Gesellschaft entgegentritt? Was ist aller Unterricht? Der Niederschlag der Kultur unserer heutigen Gesellschaft; von daher ist er inhaltlich abhängig. So wird er durch die Gesellschaft in ihrem jeweiligen Kulturzustand bedingt und hervorgerufen; kein Wunder, dass er ohne ihre Mithilfe auch nicht durchzuführen ist.

Ich fühle sehr wohl, dass diese Andeutungen einer genaueren Ausführung sehr bedürftig sind. Allein das Unwichtigere darf uns nicht länger in Anspruch nehmen, wenn noch so Wichtiges der Besprechung harrt wie die Mitwirkung der Gesellschaft zur Bildung des Willens. Erhebt sich doch gerade an diesem Punkte der Haupteinwand gegen eine Mitwirkung der Gesellschaft bei der Erziehung: „durch Gesellschaft lernt mein Kind nur Schlechtes“. Gemeint ist die Gesellschaft ungezogener Buben, lockerer junger Leute oder auch schlechter Dienstboten. Wenn nur nicht die eigene Gesellschaft dabei oft ganz vergessen würde! was das Kind in sich aufnimmt bei ungezügelten Zornesausbrüchen des Vaters, beim Anblick häuslichen Unfriedens, bei kleinen mütterlichen Lügen, Vertuschungen und Winkelzügen, bei Klatschereien über eben noch ehrenvoll empfangene Persönlichkeiten, bei häuslichen Notlügen, kurz bei jedem Wort und jeder That, die nicht von pädagogischer Selbstbeherrschung regiert werden, das lässt sich schwer feststellen, ist aber jedenfalls sehr tiefgreifend. Die Gefahr ist da und nicht wegzuläugnen, dass die Gesellschaft, aber notabene *jede* Gesellschaft, einen ungünstigen Einfluss auf die Willensgestaltung des Kindes üben kann. Aber sie ist auch nicht absolut zu vermeiden, sondern nur einzuschränken durch Sorgsamkeit und unschädlich zu machen durch Gegenmittel. Wo freilich *die* „Gesellschaft“ dominiert, welche fast Tag für Tag Vater oder Mutter oder beide in den Stunden dem Hause entführt, da die Kinder am meisten von ihnen haben könnten und sollten, da sollte man

sich nicht wundern, wenn das unbeaufsichtigte Zusammensein der Kinder mit den Dienstboten bedenkliche Früchte trägt.

Uebrigens dürfen wir nicht vergessen, dass von der Gesellschaft nicht blos schlechte, sondern auch gute Einflüsse ausgehen. Es ist merkwürdig, mit welch verblendeter Kurzsichtigkeit jeder Einzelne meint, das eigene Kind bringe in die Gesellschaft nur Gutes, aus ihr höchstens Schlechtes mit. Wie oft sind Söhne oder Töchter auch sogenannter besserer Familien nicht etwa blos die Verführten, sondern auch die Verführer! Wer aber behauptet, dass das Schlechte der Gesellschaft auf Kinder sehr nachteilig wirken könne, sollte auch die Kraft des von daher stammenden Einflusses im Guten nicht läugnen, obwohl er nicht immer so deutlich zu erkennen ist. Mir scheint, es gibt kaum einen stärkeren Eindruck auf das kindliche Gemüt, als das Sehen des Guten an nahestehenden Menschen, seien es Erwachsene, seien es Kameraden. Da aber das Gute sehr mannigfach auftritt in verschiedenen Verhältnissen, so bedarf man, um es in seiner Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit zu sehen, einer Fülle verschiedenartiger Eindrücke davon, welche ungesucht und eben dadurch wirksam nur die Gesellschaft wird darbieten können. Denken Sie an Bescheidenheit und Höflichkeit von Gästen, Liebenswürdigkeit von Hausfreunden, Tapferkeit von Kameraden, Verschwiegenheit bei Schulgenossinnen, Entschiedenheit in der Abwehr unverständiger oder ungebührlicher Zumutungen, Pflichttreue in der Arbeit: indem die Schul- und sonstige Gesellschaft derartige Exempel darbietet, muss sie ausserordentlich wirkungskräftig dem freilich immer in erster Linie massgebenden Beispiel von Vater, Mutter und Lehrer zur Seite treten. Hierin ist die Gesellschaft des Kindes ein pädagogisch höchst bedeutungsvolles Abbild der Gesellschaft, darin künftig der Erwachsene sich bewegen soll. Und wie es grenzen- und sinnloser Hochmut wäre, in der letzteren nichts Gutes anerkennen zu wollen, weil ja dann jeweils nur der solche Anerkennung Verweigernde das Gute b e i s i c h zu finden erklärte, so wäre es eine schwere Beeinträchtigung des Kindes in Beziehung auf seine Willensbildung wollte man ihm die sittlich guten Eindrücke der Gesellschaft vorenthalten, und nur die geschichtliche Situation, in der Rousseau seinen Emil schrieb, und die oppositionelle Tendenz seines Erziehungromans machen es erklärlich, dass er die Trennung von der Gesellschaft für eine unumgängliche Voraussetzung seiner Ideal-Erziehung erklären konnte.

Ja, man kann noch weiter gehen und behaupten: gerade weil die Gesellschaft nicht bloss gute, sondern auch schlechte Eindrücke darbietet,

6*

ist sie für die Willensbildung wichtig, ja notwendig. Oder sollte zu dieser letzteren nicht auch die Vorbereitung auf die richtige künftige Stellungnahme solchen Äusserungen eines verkehrten und bösen Willens gegenüber gehören? und sollte diese erreichbar sein, ohne dass das Kind in den Jahren der Erziehung mit derartigen Äusserungen zusammengetroffen wäre? Denken Sie an Äusserungen von Rohheit, Bosheit oder Grausamkeit, oder an die Schlingen der List, die Künste der Verschlagenheit oder der Verführung, die Triumphe der Lüge, die Machinationen der Übervorteilung u. dgl. Allem dem gegenüber erwarten wir von dem charaktervollen Menschen ein bestimmtes, und zwar nicht bloss negativ-verabscheuendes, sondern positiv-reagierendes Verhalten. Sie werden auch nicht der Meinung sein, dass dies dem Kinde durch Moralpredigten oder durch den Katechismus, auch wenn auf das Ethische in ihm mehr Nachdruck als gewöhnlich gelegt würde, beigebracht werden könnte. Nein, derartiges lernt sich nur durch die Erfahrung; und es ist nicht alleiu gut, sondern geradezu notwendig, dass diese Erfahrung dem Kinde schon in der Zeit entgegentrete, während deren die Erläuterung des Erziehers sie fruchtbar machen, seine Mahnung oder Warnung sie nachdrücklich verstärken kann. Charakter besteht ja ebensowohl in der Festigkeit dessen, was man nicht als was man thun will, und bei wem die negative Seite keine Ausbildung erlangt hat, der wird auch mit der besten Beschaffenheit der positiven nicht weit kommen.

Warum ist es so schwer und so gefährlich, ein einziges Kind zu erziehen? weil ihm bei dem Mangel an natürlicher Gesellschaft Gleichaltriger — und die eigens ausgesuchte wird ja selbstverständlich nur eine möglichst gute sein — die Gelegenheit abgeht, mit derartigen minder erfreulichen Willensäusserungen Anderer zusammenzutreffen und gegen sie die richtige Stellung zu gewinnen; es wird ich möchte sagen allzu sehr behütet und dadurch zu weich; es fehlt ihm die Würfelung und Abhärtung, wie sie z. B. eine Geschwisterschaar von selbst mit sich bringt. Leicht verschiebt sich ihm so der richtige Gesichtspunkt der Selbstbeurteilung: es empfindet sich als Mittelpunkt, wenn nicht gar als ganz isoliert, und auch die Massnahmen der Erzieher nehmen leicht, bei aller Gewissenhaftigkeit, diese verkehrte Richtung: statt eins unter vielen ist es ihnen Alles, und dann ist die Kehrseite aller Isolierung, der Hochmut, nicht mehr weit.

Wenn übrigens für Kinder nichts angemessener ist als Thätigkeit und keine Thätigkeit ihnen von Hause aus gemässer als das Spiel, so erhellt auch von hier aus die Notwendigkeit der Gesellschaft für die

Erziehung. Einsames Spielen oder Spiele mit Erwachsenen sind nur mangelhafter Ersatz des Spiels mit Gleichaltrigen. Und gerade hier zeigen sich meist unwillkürlich jene Bethätigungen des Willens in all seinen Spielarten, im Guten und im Bösen, hier lernt der noch weiche Wille ihnen gegenüber seinen Standpunkt einnehmen. Wie wichtig ist, dass auf Unterordnung des Einzelnen unter die allgemein festgesetzte Spielregel fest gehalten, dass Verletzungen derselben streng geahndet, dass der Auszeichnung ihr Lohn, der Widergeselligkeit und Unbrauchbarkeit ihre Strafe nach Gerechtigkeit zugemessen werde, dass aber auch wieder vergeben und vergessen werde, was gesündigt war, um des Friedens und des allgemeinen Wohlbehagens willen, dass jeder sich bescheiden lerne mit dem Teil, das ihm zufällt, wie wichtig ist dies und vieles derart für die Ausbildung eines Willens, der doch einmal später in der grossen Gesellschaft mit all dem ebenfalls wird zu thun haben? Freilich, dass dabei die ordnende Hand der Erziehung walten, ihre Aufsicht Missgriffe verhüten, ihre verständige Erläuterung Fehler verbessern und Schaden wieder gutmachen muss, versteht sich von selbst; um so mehr, je jünger und je unbekannter die Gesellschaft ist.

Der tiefe Sinn in solch kindischem Spiel ist, dass Ideale des Handelns sich bilden und die ersten Versuche ihrer Verwirklichung gemacht werden.

Und woher stammen diese Ideale? Ich denke: ebenfalls aus der Gesellschaft; selten aus der thatsächlich vorhandenen — obwohl auch dies Glück Manchem bescheert ist — meist und hauptsächlich aus der vergangenen, aus der Geschichte. Die Sympathie, die ihre grossen, edeln Gestalten, die Antipathie, die ihre hässlichen und verworfenen in der unbestochenen Kindesseele geweckt haben, sind doch wohl die Grundlage aller sittlichen Beurteilung beim Kinde; zu sein wie jener Held, es nicht zu machen wie jener Elende, wovon die Geschichte erzählt hat, das ist der sicherste Anfang eines Strebens nach Charakter. In der Auswahl und in der pädagogischen Gestaltung solcher geschichtlichen Figuren stellt die Gesellschaft ihre eigenen Ideale vor die Augen des Kindes. Eine weise Erziehung hat dafür zu sorgen, dass ihm der Boden der realen Gesellschaft nicht fehle, auf dem allein sie durch Erfahrung und Übung allmählich zur Wirklichkeit werden können.

Wir sind hier an einem Punkte angelangt, wo ich es wagen darf, auch noch einen anderen Satz Ihrer Zustimmung zu unterbreiten, und hoffen darf, auch für ihn Ihre Billigung zu finden. Ich denke nämlich,

der Schluss sei doch nicht unberechtigt: wer durch die Gesellschaft erzogen wird, der soll auch für die Gesellschaft erzogen werden. In wie hohem Masse das erstere der Fall ist, davon suchte ich bisher in Ihnen eine Vorstellung zu erwecken, der Erhärtung des letzteren sollen die nun noch folgenden Darlegungen gewidmet sein.

Es liegt hier wie mir scheint ebenso ein Recht wie ein Interesse der Gesellschaft vor. Das Recht fusst auf der gewiss nicht unbegründeten Erwägung, dass wer so viel zum Erziehungswerk beigetragen hat, nun auch einen Anspruch auf ihm zugutkommende Früchte dieses Werkes zu erheben in der Lage sei. Das Interesse aber wird am deutlichsten so ausgedrückt: es wäre unsinnig von der Gesellschaft, ein so wirksames Mittel wie die Erziehung, da sie es einmal in der Hand hat, gegen sich, nicht für sich in Bewegung zu setzen.

Freilich bedarf der Satz: es muss für die Gesellschaft erzogen werden, näherer Erklärung und genauerer Bestimmung, um nicht zu bedenklichen Missverständnissen und noch bedenklicheren praktischen Folgerungen Anlass zu geben.

Eines dieser Missverständnisse, allerdings ein grobes, wäre es, wenn hiebei unter Gesellschaft die im engeren Sinne manchmal sogenannte verstanden werden wollte: die Gesellschaft, die sich im Salon zusammenfindet, miteinander diniert oder soupiert, sich amusiert oder ennuyiert und mit Klatschereien oder sonstigen mehr oder minder unnützen Unterhaltungen ihre Zeit hinbringt. Für diese Gesellschaft braucht nicht erzogen zu werden. Was man in ihr nötig hat, lernt sich später durch sie selbst leicht und es verschlägt nichts, wenn einer auf diesem glatten Boden etwa erst durch Schaden klug wird. Wer es aber durchaus nicht lernen könnte, der würde, dünkt mich, davon eher Vorteil als Nachteil haben. Der Gesellschaftsmensch, der ausgezeichnete Gesellschafter oder die Gesellschaftsdame sind wenigstens keine pädagogischen Ideale. Es gehört schon ein recht gefestigter Charakter dazu, um durch diese Art von Gesellschaft nicht verdorben zu werden. Hohlheit der Rede, Verstellung und Zweideutigkeit, Klatschsucht und äusserlichste Eitelkeit, dazu Gewöhnung an üppiges Leben lernt sich nirgends so gut als bei diesen Gelegenheiten; da schiesst so recht der Dünkel und Eigennutz ins Kraut und der allerseits gründlich verzogene Gesellschaftsmensch, die überall gefeierte Gesellschaftsdame sind in der Regel die ungeselligsten und widerwärtigsten Wesen in den gewöhnlichen Verhältnissen des Alltagslebens.

Noch nach einer anderen Seite hin haben wir den Satz, dass für

die Gesellschaft erzogen werden müsse, näher zu bestimmen. Basedow, der Begründer des Dessauer Philanthropins und der Führer der Pädagogik der Aufklärung in Deutschland, hat viel von dem Werte gesprochen und geschrieben, den sein Unternehmen für die menschliche Gesellschaft haben werde. Er versprach, sich dabei von allen Rücksichten auf Politik, Vaterland, Nation und Konfession freizuhalten, und in der That haben reiche Gönner aus aller Herren Länder zu diesem kosmopolitischen und interkonfessionellen Unternehmen reichlich beigesteuert. Was war in diesem Falle „die Gesellschaft“? Es war, wenn man es bei Lichte besieht, eine ziemlich unfassbare Grösse, eine Schar oder eine Klasse von Menschen, zusammengehalten und von Andern unterschieden durch ein gewisses Mass von Verstandesaufklärung oder -Bildung und von Verkehrs- oder Höflichkeitsformen. Es war die höhere Gesellschaft, die ja immer und überall etwas Internationales, Kosmopolitisches an sich hat. Sie für die menschliche Gesellschaft schlechthin auszugeben, war eine von den Täuschungen, welche für die Pädagogik der Aufklärung charakteristisch sind, sie zum Erziehungs*ziele* zu machen ein verhängnisvoller Fehler, der sich nachmals schwer gerächt hat. Wie dieses einerseits zu eng war, sofern es die unteren Volksschichten so gut wie ganz ausser Betracht liess, so war es andererseits zu weit, sofern es über die natürlichen Trennungslinien der Gesellschaft hinaussprang, um eine doch nur in der Abstraktion existierende Gesellschaft aller Nationen, Religionen und Konfessionen zu fördern. Derlei Abstraktionen sind nicht wirksam auf die Dauer. Die Philanthropine waren sehr kurzlebige Institute, und so viel Wertvolles wir auch der Pädagogik der Aufklärung verdanken, sie als Ganzes ist heute ein Stück der Vergangenheit.

Was trennt uns von dieser Vergangenheit? wie mir scheint, vor allem dies, dass wir ein anderes Verständnis von dem Wort Gesellschaft haben. Es ist ja wohl heute etwas mehr von jener internationalen und interreligiösen Gesellschaft wirklich vorhanden als in Basedows Tagen, aber eben diese Gesellschaft können wir Heutige uns doch nicht anders vorstellen als so wie sie ist, gegliedert, geteilt, differenziert und organisiert in verschiedene Gebiete, Abschnitte, Kreise; und weit entfernt, in dieser Gliederung der Gesellschaft ein Hemmnis ihrer Verwirklichung zu sehen, betrachten wir dieselbe vielmehr als die natürliche Grundlage ihrer Existenz. Wer für die Gesellschaft erzieht, erzieht heute für die Familie, die Gemeinde, den Stand, den Staat, die Kirche, d. h. erzieht für die Gemeinschaften, in denen sich die Gesellschaft verwirklicht.

Haus, Heimat, Volk, Vaterland, Landeskirche, das sind für uns die Grössen, in denen das Abstraktum „Gesellschaft" greifbare Gestalt gewinnt. Indem wir sie respektieren, folgen wir auch hierin der Natur, die die Grundlinien dieser Gemeinschaften gezogen, und der Geschichte, die sie im Einzelnen ausgeführt hat. Eine Erziehung für die Gesellschaft wird sich mit Bewusstsein vorsetzen, künftige Glieder dieser natürlichen und geschichtlichen Gemeinschaften zu erziehen, Glieder sage ich, d. h. nicht bloss Nummern, die in den Gemeinschaftslisten geführt werden, sondern Kraftträger, die im Gemeinschaftsleben wirken. Empfangend gehören wir ja ohne weiteres diesen Gemeinschaften an, aber gebend, mitwirkend, fördernd, aktiv sind die Wenigsten. Alle sollten es werden, und werden durch die Erziehung, dass sie sich nicht etwa bloss stumpf, einer unentrinnbaren Notwendigkeit weichend, in diese Kreise einordnen, sondern freudig, einem inneren Triebe folgend an ihrem Wachstum und Wohle mitarbeiten.

Wie werden wir also wünschen, dass ein Mensch in diese Gesellschaftskreise einmal eintritt? Gewiss nicht, wie Rousseau meinte, mit dem Gefühl des Mitleids, des Bedauerns, welches er für das richtigste hält, das ein Mensch seiner Gattung gegenüber haben könne; denn dies müsste ja den krassesten Hochmut, die sinnloseste Einbildung in ihm selbst zur Voraussetzung haben: er, der der Erziehung durch die Gesellschaft alles verdankt, sollte ein Recht haben sich als ein sie Bedauernder von ihr der Bedauernswerten zu isolieren? Was wäre die praktische Folge? dass sie ihm wohl gut genug wäre, sie für seine Zwecke auszubeuten, zu geniessen, was sie bietet, Anteil zu nehmen an allen Gütern, die sie erworben hat, aber keinen Finger zu rühren, um sie weiter zu bringen oder auch nur auf ihrem dermaligen Stande zu erhalten. Nein, wenn eine Einsicht oder ein Gefühl dem Menschen innewohnen muss, der durch die Gesellschaft erzogen worden ist, so ist es das des Dankes für das, was er ihr schuldet, das des hohen Wertes, den er ihr beimisst.

Doch ich höre hier den Einwurf aus den weitreichenden Kreisen, die von der neuesten Philosophie begeistert sind: so willst du Herdenmenschen erziehen, furchtsam, unterwürfig, gehorsam den Formen, in die sie hineingeboren, und den Personen, die diese Formen handhaben? Wird damit nicht alle individuelle Eigenart unterdrückt, jeder frischen Regung selbsteigener Kraft gewehrt, dem ewigen Stillstand geopfert und jeglichem Neuen, allem Fortschritt ein Riegel vorgeschoben? Denn durch Individualitäten nur, die sich selbst gegen das in der Gemeinschaft Bestehende zur Geltung bringen, wird doch diesem der Weg

gebahnt und das Kommen einer besseren Zukunft vorbereitet. — Allerdings stehen wir hier an einem Scheidewege: Erziehung für den Einzelnen oder für die Gesellschaft? liegt das Ziel der Pädagogie im Zögling selbst oder auf seiten des erziehenden Geschlechts (und das heisst eben: der Gemeinschaften, die am Erziehungswerk mitarbeiten)? Auf welche Seite ich mich stelle, kann Ihnen nach allem, was ich ausgeführt habe, nicht zweifelhaft sein. Nur scheint mir hier doch kein schroffes Entweder — Oder vorzuliegen, vielmehr eine Vereinigung des scheinbar so Gegensätzlichen ganz wohl möglich zu sein. Die ganze Geschichte der Pädagogik kann als ein Ringen nach der Lösung dieses Problems betrachtet werden, wie individuelle und — um es mit einem Worte zu bezeichnen — soziale Erziehung zu vereinigen möglich sei. Diese Möglichkeit wird behaupten, wer nur erwägt, dass die Gemeinschaft aus Individuen zusammengesetzt ist; darauf dass viele Individuen von einem Gefühl, einer Stimmung erfüllt, von einer Idee vorherrschend bewegt, von einem Zweck und Streben getrieben sind, beruht die Gemeinschaft. Sollte sie also alle Individualität ausschliessen müssen? Lässt sich nicht sehr wohl ein Geist und eine Gestaltung der Gemeinschaft denken, die anstatt die Individualität zu vernichten, sie vielmehr begünstigt, indem sie sie an die richtige Stelle stellt und dort für ihre Zwecke verwertet? Lässt sich nicht eine derartige Ausbildung des Individuums sehr wohl vorstellen, infolge deren es, ohne sich aufzugeben, sich doch dem Ganzen freudig weiht und mit seiner eigenartigen Kraft freiwillig den Zwecken der Gemeinschaft dienstbar wird?

Als lebendiges, schaffendes Glied einem Ganzen dienen, das ist doch wohl das grösste und befriedigendste Lebensziel, das einem Menschen gesteckt werden kann, und ein besserer Weg zu individueller Grösse ist doch noch nicht gefunden als dieses Dienen, in dem ja zugleich das tiefste Geheimnis alles wahrhaftigen Herrschens liegt. Man kann uns schlechterdings nicht zumuten, dass wir Übermenschen erziehen sollen; denn auch wer selbst vielleicht nicht übel Lust hätte, zu dieser letzteren Klasse zu gehören, wird doch wenig geneigt sein, Andere in den Stand zu setzen, dass sie ihm gegenüber den Übermenschen spielen und herauskehren. Wenn es richtig ist, dass die letzte und entscheidende Probe für die Wahrheit einer Philosophie in der Pädagogik liege, weil nur diejenige Weltanschauung sich als wahr erweist, in der ein Geschlecht auch seine Jugend zu erziehen wagt, so kann die Philosophie Nietzsches diese Probe nicht bestehen. Gewiss, es giebt Individualitäten, die allzu viel Originelles und Neues in sich tragen, als dass sie sich

ohne weiteres in die Gemeinschaft fügen können, die, weil sie die Zukunft in sich vorwegnehmen, von dem gegenwärtigen Geschlechte weder verstanden noch ertragen werden. Soweit es sich also nicht einfach um verdrehte und eigensinnige Köpfe oder dissolute Charaktere handelt, soweit Individualitäten wirklich berufen sind, eine Führerrolle in der Gesellschaft zu übernehmen, wird die Erziehung nichts gegen sie vermögen; sie werden auch ihrer spotten, auch sie überflügeln, aber sie werden vielleicht in ihr doch lernen, an grossen Vorbildern lernen, dass es nur einen Lebensgang für sie giebt, den tragischen, dessen Losung ist „sein Leben geben für viele“ und dessen Grösse darin besteht, dass man das Leben zu verlieren weiss, um es zu erhalten.

Fragen wir nun noch nach den Mitteln und Wegen, deren sich eine auf die Gesellschaft abzweckende Erziehung bedienen muss, um ihr Ziel zu erreichen, so wird natürlich schon jene Erziehung durch die Gesellschaft, die wir am Anfang geschildert haben, einen namhaften Beitrag hiezu liefern. Wer in der Erziehung nicht isoliert wird, wer heranwächst nicht als das verhätschelte Centrum eines nur um ihn sich drehenden Kreises, sondern als einfaches Glied einer auch vor seinen Augen sich mannigfach differenzierenden Gesellschaft, bei dem wird schon von vornherein nur wenig Boden sein für den widergeselligen Wahn, ganz für sich allein etwas Besseres zu sein als alle übrigen, und da wird auch ein etwa dennoch sich hervorthuendes Streben nach einem entsprechenden widergeselligen Verhalten ganz von selbst auf einschränkende Hindernisse stossen.

Aber freilich ist damit nicht alles gethan. Es muss mehr, es muss mit Bewusstsein Besonderes und Zweckvolles gethan werden, um das Ziel, Erziehung für die Gesellschaft, in erreichbare Nähe zu rücken. Dahin rechne ich in erster Linie die Einführung desjenigen Gedankenmaterials in den Unterrichtsstoff, welches geeignet ist, Sinn für die verschiedenen Gemeinschaftskreise zu wecken und ein Verständnis ihrer Art, ihrer Notwendigkeit und ihres Wertes zu erzielen. Es handelt sich da um Unterrichtsstoffe, welche vielleicht im übrigen nicht unter die Gesichtspunkte des Nützlichen oder des Geistbildenden gebracht werden [illegible] aber notwendig sind, damit die Jugend sich einlebe in den An- [illegible] Gedankenkreis der heimatlichen, nationalen, kirchlichen [illegible] ein gewisses Mass von Verständnis für deren Sein [illegible] Dass hiefür ganz besonders die Geschichte dien- [illegible] eine Geschichte, die ihre Orientierungspunkte

in der Gegenwart hat (ohne deswegen mit der Gegenwart anzufangen!), sei nur nebenbei bemerkt.

Demnächst wird auch die Organisation des Unterrichts- und Schulwesens von der Zweckbestimmung „Erziehung für die Gesellschaft“ beeinflusst werden. Wenn die Gesellschaft eine zwar verschiedentlich gegliederte, aber im letzten Grunde einheitliche ist, so muss sich dies auch in der Schulorganisation ausdrücken. Alles, was geeignet ist, unverwischbare Trennungslinien zu ziehen zwischen den verschiedenen Klassen, Ständen, Schichten und auch zwischen den Geschlechtern, ist vom Übel. Die Grundlage aller Bildung sollte allen Gliedern des Volkes gemeinsam sein, alle höhere Geistes- oder besondere Berufsbildung baue sich auf dieser allgemeinen Grundlage auf und wachse, im Prinzip für Jeden erreichbar, aus ihr heraus. Hier wird die Bedeutung einer obligatorischen allgemeinen Volksschule deutlich als der Grundlage jeder höheren und besonderen Schule; hier erhellt der Segen ihrer interkonfessionellen Gestaltung für das nationale Leben, auch wenn die Kirche mit guten Gründen die konfessionelle vorziehen sollte. — Endlich aber wird der Unterricht auf allen Stufen eine derartige Vielseitigkeit aufweisen müssen, dass was auch von dem einen Teil der Gesellschaft beruflich getrieben werden mag, bei den übrigen Teilen wenigstens eine Anknüpfung irgend eines Interesses, die Ahnung eines Verständnisses und demgemäss irgend ein Mass von Wertschätzung und Berücksichtigung finden könne. Keine zu frühe Ausschliessuug allgemein-bildender Fächer, keine zu frühe Scheidung der besonderen Berufsbildung, keine alsbaldige Vereinseitigung aufs Praktische, Berufliche, sondern Wecken und Offenhalten des Interesses für Alles, was berechtigter und notwendiger Weise in der Gesellschaft getrieben wird, damit niemals das Interesse des eigenen Berufes gegen das anderer Krieg führe, niemals das Interesse des Standes über das des Vaterlandes hinauswuchere!

Wendet sich nun das bisher Gesagte vorzugsweise an den Verstand, an die intellektuelle Seite der Seele, so wird nun auch noch auf die Pflege des Gefühls aufmerksam zu machen sein, die durch die Gesellschaftserziehung bedingt ist. Ich halte diese Seite der Sache für fast noch wichtiger als die eben besprochene. Denn es ist wichtiger sich als Glied der Gemeinschaft zu fühlen als sich als solches zu wissen. Das Wissen kann ich umstossen durch neue Einsichten, oder ich kann es ignorieren, mich darüber hinwegsetzen. Dem Gefühl kann ich nicht oder nur sehr schwer entrinnen; dieses reicht vielmehr in die Tiefe der Persönlichkeit hinunter. Wirkliche Glieder einer Gemeinschaft sind wir

erst, wenn wir nicht bloss mit unserer Reflexion, die etwa ihren Nutzen anerkennt, sondern mit unserm Gefühl, oder wie wir sagen, mit unserm Herzen ihr angehören, dass ihr Zustand unser Zustand ist, ihr Ergehen sich in dem unsrigen reflektiert, weil wir innerlich mit ihr zusammengewachsen sind. Sie kennen es, das Familiengefühl, das Heimats-, das Vaterlands-, das Nationalgefühl; Sie wissen wie rätselhaft diese Gefühle sind und — wie schwer auszutilgen. Es giebt auch ein Standesgefühl und sollte auch ein — kirchliches, ja, ein landeskirchliches Gefühl geben. Dies Gefühl in der ganzen Skala von der stillen, treuen Anhänglichkeit bis zum opferfreudigen Enthusiasmus ist die wertvollste Grundlage der Gemeinschaft in den Einzelindividuen, das ist die starke Kette, durch die sie sie unter einander verbindet.

Es leuchtet ein, welch hohen Wert von hier aus alle diejenigen Elemente der Erziehung empfangen, welche nicht sowohl den Verstand ansprechen und die Erkenntnis vermehren als vielmehr das Gefühl erzeugen und beleben. Es sind diejenigen zugleich, die sich in erster Linie an die Phantasie wenden: nächst der Geschichte also die Kunst, die Litteratur, die Poesie, die Musik. Eine Erziehung für die Gemeinschaft wird darauf Bedacht nehmen müssen, diese Gebiete vor allem zu beeinflussen. Das geschieht durch Vorwaltenlassen des Heimatlichen, des Vaterländischen, des Kirchlichen, in allem des Volksmässigen und Volkstümlichen; denn das Volk ist doch der stärkste Träger aller Gemeinschaftsbildung. Und hier ist nicht Lehre am Platz und Auseinandersetzung, sondern Vorführung, Gebrauch, Ausübung: Gefühl entzündet sich nur an Gefühl; dieses muss zur Darstellung kommen, in die Erscheinung treten: Feiern und Feste, Andacht und Kultus, Gefühl dargestellt in den ergreifenden Formen volkstümlicher Kunst, dargestellt im Hause, in der Schule, in der Kirche, im Leben, das ist es, was Gefühl weckt und belebt, daran haftet es, das quillt empor in den Augenblicken der Erregung, das geht mit hinüber weit über den Ocean. Denken Sie an das Weihnachtsfest: Familiäres, Deutsches, Kirchliches, alles was Gemeinschaft heisst fliesst in dieser Feier zusammen; sie scheint mir vorbildlich für alle andern zu sein.

Doch ich muss schliessen, so viel auch noch zu sagen wäre. Die Gemeinschaft liefert die wirksamsten Kräfte zum Werk der Erziehung, die Gemeinschaft steckt ihm das höchste Ziel. Oder giebt es doch ein höheres? ist es vielleicht doch die Gesellschaft als die von jeder Schranke des Volkes, Vaterlandes und Glaubens freie, rein nur auf das allgemein

Menschliche gegründete? In gewissem Sinne wohl; aber wie dies das letzte, fernste Ziel ist, dem die Menschheit nur mit kleinsten Schritten sich nähert, so kann auch der einzelne Mensch diesen Gedanken nur durch eine am Ende einer längeren Entwicklung liegende Reife erreichen, die nicht mehr in das Gebiet der Erziehung fällt. Halte ihm diese immerhin den Weg dazu unverschlossen: wenn er jene Reife erlangt, so wird er ihn finden. Und wie die Menschheit gerade dadurch jenem Allgemeinsten näherrückt, dass sie in den besonderen Gemeinschaften den Gemeinschaftssinn pflegt und die Gemeinschaftskraft entwickelt, so wird derjenige nur der menschlichen Gesellschaft etwas Rechtes sein können, der festwurzelt mit seiner ganzen Individualität in dem natürlichen, realen Boden derjenigen Gemeinschaften, in die er einmal von Hause aus hineingestellt ist. Mache ihn also die Erziehung nur dafür reif, so wird sein Leben, in wie engen Grenzen es auch verlaufe, nicht bloss für ihn selbst sich befriedigend gestalten, sondern auch seinen redlichen Beitrag liefern zur Entwicklung der menschlichen Gesellschaft.

Zur römischen Keramik und Geschichte Südwestdeutschlands.

Von

Karl Schumacher.

Unsere Kenntnis der römischen Keramik hat in den letzten zehn Jahren namentlich auf Grund der Erforschung grösserer Gräberfelder so bedeutende Fortschritte gemacht, dass wir heute im Stande sind, mit Hilfe derselben auch Fragen allgemeinerer Art zu beantworten. Da römische Gefässreste fast in allen römischen Kulturschichten und Bautrümmern vorkommen, so geben sie nicht selten wichtige chronologische und kulturgeschichtliche Anhaltspunkte für diese, während die Bauwerke selbst solche nur zu oft vermissen lassen.

Es sei deshalb einmal der Versuch gemacht, für ein grösseres Gebiet zu ermitteln, ob die durch keramische Funde gegebenen Aufschlüsse den aus Schriftstellernachrichten und Inschriften gewonnenen Anschauungen über die Art der römischen Okkupation jenes Gebietes entsprechen. Diese Betrachtungsweise wird einen Prüfstein abgeben für die Richtigkeit der bisherigen historischen wie der keramischen Aufstellungen und kann für beide Ergänzungen und neue Gesichtspunkte bringen. Als Untersuchungsgebiet ist Südwestdeutschland zwischen Rhein, Main und Donau gewählt.

Was wir durch litterarische und inschriftliche Tradition über die älteste römische Besitzergreifung dieses Landstriches wissen, ist ausserordentlich wenig. Von Westen her bildete seit Cäsar der Rhein die Grenze; die Grenzwacht übernahmen von Basel bis Worms geschlagene Scharen des Ariovist (Mommsen, röm. Gesch. III. S. 258). Auch am rechten Rheinufer sassen Germanen, so an der Neckarmündung die Suebi Nicretes (vgl. Zangemeister, Neue Heidelb. Jahrb. III. S. 1 f.), von den Römern aber nur geduldet als Bewohner eines zu ihrer Interessensphäre gehörigen Vorlandes, wie auch am Niederrhein ein Ödstreifen festgehalten

wurde. Von Süden her wurde durch den Feldzug des Drusus und Tiberius (15 v. Chr.) die Grenze längs des Rheines von Basel bis zum Bodensee und in bis jetzt noch nicht näher bekanntem Verlauf hinüber zur oberen Donau gewonnen [1]) und namentlich durch die Festungen Augusta Rauracorum und Augusta Vindelicorum gesichert. Die Markomannen, welche sich zu keinen Zugeständnissen wie jene Sueben verstehen wollten, wanderten nach Böhmen aus (bald nach 9 v. Chr.); um so zahlreicher nahmen gallische Ansiedler Besitz von dem dubiae possessionis solum.

Das älteste Zeugnis des Auftretens der Römer in der badischen Rheinebene bildet der Offenburger Meilenstein vom Jahre c. 74 n. Chr., welcher nach Zangemeister (Westd. Zeitschr. III. S. 246 f.) eine Strasse von Strassburg über Offenburg in R(aetiam?) erwähnt. Die Strasse wurde wahrscheinlich im Zusammenhang mit dem vespasianischen Germanenkrieg vom Jahre 73/74 ausgeführt (Zangemeister, Neue Heidelberger Jahrb. III. S. 9 f.), infolge dessen auch Arae Flaviae (Rottweil) gegründet wurde. Domitians Chattenkrieg (83) ermöglichte die Anlage des Limes, dessen Geschichte nunmehr durch die Arbeiten der Reichslimeskommission im Grossen und Ganzen klargestellt ist. Auf das Nähere werden wir später zurückkommen.

Was lehren uns nun die keramischen Funde?

Wir beginnen mit der Besprechung der Fundplätze am Oberrhein zwischen Bodensee und Basel. Konstanz [2]) gilt wegen seines Namens meist als spätrömische Gründung des Constantius Chlorus oder eines seiner Nachfolger. Indessen wiesen schon vereinzelte frühere Gefässfunde auf eine ältere Periode hin, und neuerliche Funde lassen gar keinen Zweifel, dass jene älteren Anlagen eine weit grössere Bedeutung hatten, als man bisher annehmen mochte. Im Jahre 1886—87 kamen nämlich gelegentlich von Neubauten beim Vincentiushaus und im Jahre 1889 beim Vereinshaus St. Johann grosse Massen römischer Scherben zu Tage, welche Herr Leiner und Herr Beyerle für das Rosgarten-Museum retteten, wo sie jetzt von Herrn Leiner mit der bekannten Sorgfalt geordnet und ausgestellt sind (vgl. den kurzen Bericht Beyerles Schr. XIX. (1890) S. 130 f.). Die beim Vincentiushaus erhobenen Scherben beginnen im

1) Vgl. übrigens E. Herzog, Bonner Jahrb. Heft 102 S. 86 f.

2) Entwicklung von Konstanz, Schr. d. Bodenseevereins XI (1882) S. 81 f.; Conrad Beyerle, Zur Geschichte des röm. Konstanz, Schr. XIX (1890) S. 130 f.; K. Christ, Gesammelte Aufsätze über d. rhein. Germanien 1886. Letzterer leitet den Namen Constantia merkwürdiger Weise aus condate (= ostium) und stantia (Gehöft) ab und nimmt ältere Entstehung an.

allgemeinen um die Wende des I.—II. Jahrhunderts und reichen bis zum Ende der Römerherrschaft. Dieser Ansetzung entsprechen auch die mitgefundenen Münzen (Domitian, Hadrian, Claudius II., Constantin I., Constantius II., Julianus Apostata [1]). Die Scherben von St. Johann sind noch älter. Von terra sigillata ist hier sowohl die orangefarbene und mattgelbe wie die hellrotglänzende und siegellackbraune vertreten; sie zeigt dünne Wandungen, scharfe, abgesetzte Profilierungen und die feinen Verzierungen, wie sie nur bis in die Flavierzeit vorkommen. Auch die ächte schwarzglänzende terra nigra begegnet nicht selten, daneben aber noch häufiger graue und geschwärzte Ware, sowie feine graue und gebräunte, die letztere oft papierdünn und durch eingeschmolzene Quarzkörner rauh gemacht. Auch zahlreiche Bruchstücke von Gefässen aus Lafezstein (Talkschiefer) sind vorhanden, namentlich von Deckeln. Von besonderem Interesse sind die polychromen Scherben: sie zeigen ledergelbe und weisse oder ledergelbe und braune (bisweilen auch noch weisse) aufgemalte Bänder oder sie sind braun gemasert oder gelbrot marmoriert [2]). Andere Gefässe waren rot bemalt, offenbar um terra sigillata nachzuahmen. Auch brauner und schwarz glänzender Firniss kommt öfters vor. Die Farbe des Thones ist grau oder weisslich; letztere Farbe zeigen fast ausnahmslos die Krügchen, während die rote Thonfarbe seltener erscheint. Die Verzierungsweise geschieht (abgesehen von der schon erwähnten Bemalung) durch Rillen, eingedrückte Punkt- oder Zickzacklinien, Wellenbänder, Kreuzornamente, Strich- oder Rautenbänder, Knitterornament, erhöhten Warzen- und Blätterschmuck, sowie durch Schlickauftrag (barbotine). Ganze Gefässe kamen keine zum Vorschein, doch lassen sich auch aus den Bruchstücken alle jene Formen erkennen, die für die erste Hälfte des I. Jahrhunderts charakteristisch sind (vgl. Koenen, Gefässkunde S. 68 f.). Die Randprofile der Urnen zeigen horizontale oder wenig schräge Ränder, die meist dünn und spitz zulaufen. Die wenigen Töpferstempel, die bis jetzt gefunden sind (nach Beyerle Silvani, Dassio [oder D(?)assi of?], [Da oder Se]rra), geben bis jetzt keine bestimmten Anhaltspunkte, da Silvani sehr häufig und zu verschiedenen Zeiten erscheint

---

1) Vgl. Bissinger, Funde röm. Münzen im Grossh. Baden III. (1889) S. 34.

2) Vgl. Hettner, Zur röm. Keramik in Gallien und Germanien (Festschrift für Overbeck) S. 176.

3) Litteratur: F. Keller, Mitt. d. antiq. Ges. in Zürich XII (1860) S. 274 f., J. J. Müller, Anz. f. Schweiz. Altertumskunde VIII (1875) S. 596 f., IX (1876) S. 672 f., Ch. Morel, IX S. 695 und in den Commentationes Mommsenianae, F. Keller, XII (1879) S. 894, Bonner Jahrb. LVIII (1876) (F. Haug), Westd. Zeitschr. III (1884) S. 321, Anm. 2 (Zangemeister), K. Christ, Ges. Aufsätze über d. rhein. Germanien S. 28 f.

vgl. Schuermans, sigles figulins n. 5227 f.), Dassio aber bei Schuermans, Hölder etc. fehlt, falls es nicht Bassi of. zu lesen ist wie z. B. Dragendorff, terra sigill. S. 125 (Trier, Xanten etc.).

Ganz ähnlich den Konstanzer Scherben von St. Johann sind die von Stein bezw. Eschenz, dem alten Tasgaetium, am Ausfluss des Rheins aus dem Bodensee (im Museum zu Schaffhausen und im Rosgartenmuseum zu Konstanz, Litteratur S. 96 Anm. 3). Auch hier begegnet sehr häufig graue und schwarze Spät-La Tène-Ware, die graue öfters mit Barbotineverzierung. Auch Scherben mit brauner Bemalung finden sich (senkrechte Striche und Zickzacklinien), auch gelbrötlich und braunrötlich gefärbte Scherben mit Spuren von Vergoldung. Sehr zahlreich sind hier die Bruchstücke papierdünner, schwarzgefirnisster Gefässchen mit Strahlenbündeln oder mit Blätterschmuck in Relief (letztere auch braun oder schlecht schwarzgefirnisst). Auch flache Deckel aus grauem oder schwärzlichem Lafezstein sind zu verzeichnen. Die Krügchen bestehen wieder meist aus weissem Thon und zeigen scharf abgesetzten Hals und Fuss, stark geschwungene Mündungsränder und mit Längsrillen verzierte, meist ziemlich gestreckte Henkel, wie sie für das I. Jahrhundert charakteristisch sind (vergl. meine Ausführungen Bonner Jahrb. Heft 100, 1896 (S. 105 f.). Die älteste terra sigillata stimmt mit der von St. Johann und dem Vincentius-Haus in Konstanz überein. Die Töpferstempel weisen teils auf das I., teils auf das II. Jahrhundert hin (Ianuarius[1]), Lolli[2]), Sarratus[3]), Cibisus[4]), Uni[o[5]?), Fir[mus[6]). Weitere chronologische Anhaltspunkte geben zahlreiche Münzen (Mitteil. der antiq. Ges. XII S. 278 „eine grosse Anzahl Münzen sowohl aus der früheren und frühsten Kaiserzeit als auch namentlich aus dem III. und IV. Jahrhundert, aus der Zeit Diocletians und der Constantine, ferner des Valens und Valentinians"), sowie eine Anzahl Fibeln des Konstanzer Museums. Die

1) Ianuarius, vgl. Schuermans 2554 (Rheinzabern, Friedberg, Nymwegen), Hölder, die röm. Thongefässe in Rottweil (1889) S. 24, Dragendorff, terra sigillata S. 128, 134 (Saalburg, Speier), Bonner Jahrb. Heft 101 S. 17 n. 32 (Neuss), Harster, Speierer Festschrift 1896 u. s. häufig. Schon aus den verschiedenzeitlichen Gefässformen lässt sich erkennen, dass es mehrere Töpfer dieses Namens gegeben hat. Bevor genaue Facsimiles der einzelnen Töpferstempel vorliegen, wie z. B. in der Limespublikation, ist jede Identifizierung unmöglich.

2) Lolli m., vgl. Schuermans 3014 f. (Augst, Tours etc.).

3) Sarratus, vgl. Sch. 4867 f. (Augst, Rottweil, Rheinzabern).

4) Cibisus, vgl. Sch. 1355 f. (Riegel, Augst, Rottenburg, Rottweil).

5) Uni(o?m?) vgl. Sch. 5895 f. (Augst).

6) Fir[mus], vgl. Sch. 2236 f. (öfters), Bonner Jahrb. 101 n. 120 etc.

Fibeln sind eine richtige Spät-La Tène-Fibel aus Eisen, wie sie so zahlreich in Nauheim gefunden wurden, und fünf Bronzefibeln, teils Weiterentwicklungen der Spät-La Tèneformen, teils frühe Charnierfibeln der ersten Hälfte des I. Jahrhunderts, wie sie von Martigny, Xanten, Dahlheim u. s. w. bekannt sind. Thonware, Münzen und Fibeln bestätigen also, dass Eschenz zu jenen ersten Anlagen gehörte, welche nach dem Feldzug des Tiberius und Drusus gegen die Räter und Vindeliker unter Augustus und seinen nächsten Nachfolgern längs des Rheines zwischen Bodensee und Basel als Grenzschutz entstanden, wie Augusta Rauracorum, Vindonissa und Zurzach (Tenedo?).

Demnach wurde auch bei Konstanz damals eine römische Niederlassung gegründet. Dass sie nicht nur civiler, sondern auch militärischer Art war, dürfen wir sowohl wegen der strategisch wichtigen Lage von Konstanz vermuten, als auch deshalb, weil St. Johann in der Nähe des Münsterplatzes, auf dem für eine Kastellanlage günstigsten Punkte, liegt.

Wenn in Konstanz Scherben- und Münzfunde von der Zeit des Constantin I. an sich wieder häufen (namentlich beim Vincentiushaus), so hängt dies wohl mit der erhöhten Bauthätigkeit dieser Zeit zusammen, da von Diocletian ab, wie wir durch Inschriften von Stein, Oberwinterthur, Altenburg und Kaiseraugst wissen, eine Reihe römischer Niederlassungen dieser Gegend wegen der beginnenden Alamanneneinfälle mit Mauern umgeben wurden (Mommsen, Hermes XVI. 488 f.). Die nördlich des Münsterplatzes 1872 gefundene, 2 m dicke Mauer und der runde Turm (Schr. d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees XI. S. 81, 82) könnten ganz wohl von einem solchen spätrömischen Kastell herrühren, während der neuerdings südlich des Münsters an verschiedenen Stellen angeschnittene Spitzgraben vielleicht noch von der Anlage des I. Jahrhunderts stammt, da eine Umfassungsmauer dahinter fehlen soll.

Aber Scherben und Münzen reichen in Konstanz noch weiter bis gegen das Ende des IV. Jahrhunderts. Es stimmt dies mit der Angabe des Ammianus Marcellinus und der Inschrift von Schwaderloch (Pick, Anz. f. Schweiz. Altertumsk. 1893 S. 269 f.), dass durch Kaiser Valentinian (364—375) die ganze Rheingrenze von Rätien bis zum Ocean neuerdings durch Festungswerke aller Art gesichert wurde. Was F. Keller (Mitt. der antiq. Ges. XII. S. 275) von Stein vermutet, dass es wahrscheinlich am Anfang des V. Jahrhunderts unter Honorius von den Lentiensischen Alamannen genommen wurde, wird wohl auch für Konstanz gelten.

Von den römischen Brückenköpfen am badischen Ufer gegenüber Eschenz, Zurzach und Augst, bei Stein, Rheinheim (Mitt. d. ant. Ges. XII. S. 310) und Wyhlen (Burckhardt-Biedermann, Anz. f. Schw. Alt. 1887 S. 471, Wagner, Westd. Ztschr. IX. S. 149 f.), ist mir noch keine Thonware zu Gesicht gekommen, doch werden jene Befestigungen, wie die bei Wyhlen gefundenen Stempel der legio I. Minerva und andere Umstände nahe legen, im III. oder IV. Jahrhundert im Zusammenhang mit den oben erwähnten Verteidigungsanlagen entstanden sein.

Gehen wir zu den nördlich vom Oberrhein in der Richtung gegen Neckar und Donau gemachten Funden über, so beanspruchen zunächst die Ansiedlungen längs der bekannten Strasse der Peutinger Karte unsere Aufmerksamkeit, vor allem Schleitheim und Hüfingen. Bei Schleitheim[1]) (Iuliomagus?) hat gerade in den letzten Jahren der dortige Altertumsverein eine rührige Ausgrabungsthätigkeit geübt, welche reichliches neues Material, auch an Thonware, zu Tage gefördert hat. Die jüngsten Funde sind noch im dortigen Schulhaus, die älteren im Museum zu Schaffhausen aufbewahrt. Die älteste terra sigillata-Ware zeigt ausschliesslich Farbe und Formen flavischer Zeit; es fehlen bis jetzt verschiedene ältere Formen, die noch in Konstanz und Eschenz vertreten sind und an die augusteischen Funde von Neuss und Andernach erinnern (vgl. Bonner Jahrb. Heft 86 und 101), wenn auch einzelne Formen noch aus vorflavischer Zeit stammen mögen. Von Töpfernamen begegnet besonders häufig auf dem Boden kleiner Näpfchen OF Vita[lis][2]), welcher auch in Windisch, Rottweil, Riegel, Baden-Baden, Heidelberg, Speier, Wiesbaden etc. eine Rolle spielt. Ein Stempel Germanus fecit[3]) ist jedenfalls jünger als der Bonner Jahrb. Heft 101 S. 17 n. 143 aus Neuss erwähnte. Ceri(alis?) und Consta ....[4]), die mehrmals begegnen, sind gleichfalls jünger und namentlich aus Speier und Rheinzabern bekannt. Ächte terra nigra kommt öfters vor. Von gewöhnlichem Thon sind, wenn auch nur in Scherben, vertreten rundbauchige, geschwärzte Töpfe mit cylindrischem Halse, ferner schlanke, schwarzbläuliche Urnen

1) Schreiber, Taschenbuch IV (1844) S. 248 f., Wanner, Gesch. d. Klettgaus 1851, Röm. Niederlassung bei Schleitheim 1867 und mehrere kleinere Artikel in verschiedenen Zeitschriften.

2) Vgl. Schuermans 5838, Hölder, Thongefässe in Rottweil S. 25/26, Schreiber, d. röm. Töpferei zu Riegel (1867) S. 30, Dragendorff, terra sigillata S. 133, Harster, Festschrift S. 91 u. s. f.

3) Vgl. Schuermans 1284 f., Harster, Festschrift S. 72, 95.

4) Sch. 1581 f., Harster, Festschrift S. 74, 96.

mit flachem Schrägrande und ähnliche graugelbe Gefässe, alle mit sog. Schachbrettmuster, schliesslich auch graue Töpfe mit Schlickverzierung, kurz alle jene Formen des I. Jahrhunderts, wie sie bei Koenen, Gefässkunde S. 74f. geschildert sind; die ausgebauchte Form und die kräftigeren Randprofile zeigen allerdings vielfach schon etwas jüngere Entwicklung an. Besonders zu erwähnen sind noch Bruchstücke roher (aus der Hand geformter?) Gefässe von grauem oder schwarzem, dickwandigem und schlecht gebranntem Thon, welche mit Zickzack- und Wellenornament oder mit senkrechten Besenstrichen verziert sind und sich ganz ähnlich in der Spät-La Tène-Keramik z. B. in Nauheim finden. Ihre Randprofile entsprechen aber denjenigen gleichzeitiger, ächt römischer Urnen. Die Münzen setzen in grösserer Anzahl mit den flavischen Kaisern ein, auch einige Charnierfibeln von Bronze weisen auf diese Zeit hin und haben ihre nächsten Parallelen in Rottweil.

Ein ganz ähnliches Bild zeigt uns Hüfingen (Brigobanne?)[1]. Hier wurden in den zwanziger Jahren auf Kosten des Fürsten v. Fürstenberg umfängliche Ausgrabungen vorgenommen und auf dem Galgenberg ein grösseres, gewöhnlich als Tempel bezeichnetes Gebäude und in der Nähe ein Bad aufgedeckt, ebenso wurden im Mühlöschle mehrere kleine Häuschen und zahlreiche Gräber freigelegt. Dabei fanden sich verschiedene Stempel der leg. XI C. P. F. Die in den fürstlichen Sammlungen zu Donaueschingen aufbewahrten Fundgegenstände lassen keinen Zweifel, dass der römischen Niederlassung eine keltische vorausging, welche noch im II. Jahrhundert v. Chr. bestand. Den Beweis liefern sechs keltische Münzen, mehrere Münzen der römischen Republik des II. Jahrhunderts[2], zwei bronzene Mittel-La Tène-Fibeln und verschiedene andere Kleinfunde. Die ältesten römischen Scherben stehen auf der Stufe der ältesten Thonware von Rottweil. Von terra sigillata sind mehrere grössere Bruchstücke vorhanden von Gefässen wie Hölder, die röm. Thongefässe in Rottweil Tafel XXI (die untere Schale mit der Jagdscene). Von Töpferstempeln sind in den Schr. d. bad. Altertumsver. 1848 S. 181 folgende verzeichnet: Suobni...[3], off. Fec(undi?[4]), of. Moi..[5], of. Patris[6],

1) J. Frick, Freiburger Programm 1824, Fickler, Schr. d. Altver. u. Geschv. z. Baden und Donaueschingen 1846 S. 387, 1848 S. 165f., Kunstdenkmäler d. Grossherzogtums Baden II S. 32f. (E. Wagner).

2) Vgl. Bissinger, Funde röm. Münzen I S. 10 n. 44.

3) Suobned of Schuermans 5345f., Suobni m. od. o. 5347f.

4) Fec..., fraglich.

5) of Moi Sch. 3656 (Windisch).

6) Patri of Sch. 4194, of Patric(i Sch. 4197f. (Augst, Basel etc.), Drag. S. 127.

Conatius f.[1]), Iberius[2]), und auf einem bei den terra sigillata-Scherben im Museum liegenden Zettel sind noch folgende vermerkt: Nici o(f)[3]), Perri ma(nu)[4]), Feivi m., German . .[5]) Celsi, of.[6]). Mehrere der Namen sind offenbar verlesen — ich selbst konnte leider die Stempel nicht in die Hand bekommen — doch lässt sich erkennen, dass verschiedene der Zeit um die Wende des I.—II. Jahrhundert angehören. Terra nigra ist mehrfach vorhanden, einzelne Scherben tragen Verzierungen von Schlick-Kügelchen oder Blättchen. Ein grösseres Bruchstück einer schwarzen Urne zeigt die Form Koenen Taf. X Fig. 8 mit einer Verzierung wie Fig. 1. Die Ränder der Urnen sind horizontal, schräg oder wulstig abgerundet. Mehrere Gefässe aus rotem Thon mit Schrägrande haben scharfe, horizontale Rillen dicht bei einander, wie sie auch bei Gefässen von Pompeji vorkommen, andere zeigen Zickzackmuster und ein den „Wolfszähnen" ähnliches Ornament. Auch Scherben der feinen grauen Thonware fehlen nicht, ebensowenig solche mit dünner, gelber Firnissfarbe nach Art der erwähnten Konstanzer Funde. — Weitere chronologische Anhaltspunkte geben 10 Stück Fibeln aus Bronze, meistens Charnierfibeln. Es sind Weiterentwickelungen des Spät-La Tène-Typus mit dreieckigem, geschlossenem Nadelhalter, der öfters durchlocht oder durchbrochen ist und bisweilen in einen Knopf endet. Es begegnen Formen wie Karlsruher Bronzenkatalog Taf. I. 38, Almgren, Studien über nordeuropäische Fibelformen Taf. XI 242 (Tischler bei Meyer, Gurina Taf. VI 12), Taf. IV Fig. 67, Wolff, Kastell Hofheim S. 32, 1, Publ. d. Luxembourg IX pl. VIII, 3te Reihe n. 6 u. a., die grösstenteils auch unter den Rottweiler Fibeln vertreten sind. Einzelne stammen noch aus der ersten Hälfte des I. Jahrhunderts und haben sich aus irgend welchen Gründen länger erhalten, die meisten gehören aber dem Ende des I. Jahrhunderts an. Charakteristisch sind auch die Ringschnallen oder Ringfibeln wie bei Lindenschmit, röm.-germ. Centralmuseum Taf. XXI. Fig. 16 und 18, welche auch in Rottweil, Schleitheim und Eschenz erscheinen und dem I. Jahrhundert zuzuschreiben sind[7]).

---

1) Conatius f. Sch. 1568 f. (Rottweil).
2) Ierius? Sch. 2597.
3) Nici o. Sch. 3870 f. (Windisch, Castel, Basel).
4) Perri m. Sch. 4294 (Windisch, Wiesbaden).
5) German. Sch. 2407 f. (vgl. oben).
6) Celsi of. Sch. 1227 f. (Riegel, Windisch etc.).
7) Eine solche Schnallenfibel wurde z. B. in einem Andernacher Grab zusammen mit einer sog. Distelfibel gefunden. Vgl. auch J. Mestorf, Verh. der Berl. Anthr. Ges. 1884 (S. 27), wo mit Recht Entstehung aus Spät-La Tèneformen angenommen wird.

Gelegentlich einer Strassen-Recognoscierung des letzten Sommers gelang es mir, auf dem Plateau des Galgenbergs über dem rechten Ufer der Breg, wo der erwähnte „Tempel“ ausgegraben wurde, etwa 130 m von der vorderen Kante des Plateaus entfernt, einen dieser parallel ziehenden, in den Felsen eingehauenen Spitzgraben von 6—7 m Breite auf ca. 30 m Länge festzustellen. Auch wurden zwischen diesem Graben und der vorderen Kante des Plateaus zahlreiche Gruben gefunden, die wie der Spitzgraben römische Kulturabfälle, Scherben etc. des I. Jahrhunderts enthielten. Da der Punkt für eine militärische Befestigung ausserordentlich günstig gelegen ist, hat hier vielleicht ein Erdkastell vespasianischer Zeit gestanden. Der sog. Tempel wäre dann ein Innengebäude desselben, das in der Nähe freigelegte Bad das Kastellbad; die bürgerliche Niederlassung wäre durch die auf der linken Seite der Breg im Mühlöschle entdeckten Wohnungen bezeichnet. Die Weiterverfolgung dieser Anhaltspunkte wurde leider durch die Bestellung der Felder verhindert. Auch bei Schleitheim befand sich wahrscheinlich ein solches Erdkastell, vermutlich südlich vom Städtchen, unmittelbar neben der Peutinger Strasse[1]), wo eine Menge magazinartige Gebäude aufgedeckt wurden.

Ueber Rottweil, mit welchem wir den oberen Neckar erreicht haben, können wir uns auf wenige Bemerkungen beschränken, da durch die verdienstvollen Publikationen Hölders das dortige keramische Material allgemein zugänglich ist, wenn Hölders Arbeiten auch nach der historischen Seite hin manches zu wünschen übrig lassen[2]). Zusammenfassend bemerkt Hölder (die Formen der römischen Thongefässe S. 13) Folgendes:[3]) „Das grosse Lager daselbst, innerhalb dessen sich deutlich drei Perioden von einander abheben, von denen jede folgende ihre Grenzen enger umschrieben hat, deutet in seinen älteren Teilen auf eine noch vor

1) Die genannte, vielbesprochene Strasse zog meines Erachtens von Zurzach über Bechtersbohl, wo ich sie angeschnitten habe, unter der Landstrasse bis über Trasadingen hinaus, wo überall ein römischer Strassenkörper unter 1—2 neueren nachgewiesen ist, dann den Feldweg entlang bis an die Gächlinger Mühle und weiter wie das „alte Strässchen“ nach Schleitheim und Beggingen. Die Fortsetzung von hier (wohl über das Zollhaus) nach Hüfingen ist noch zweifelhaft, dagegen der Verlauf von Hüfingen über Donaueschingen, Schwenningen nach Rottweil gesichert.

2) O. Hölder, d. röm. Thongefässe der Altertümersammlung in Rottweil 1889 und „die Formen der röm. Thongefässe diesseits und jenseits der Alpen“ 1897. (Einzelnes auch in den Mitteilungen des archäolog. Vereins zu Rottweil).

3) Vgl. die kurze Andeutung von Hettner im Kölner Vortrag (1895) S. 5: „Rottweil scheint ein frühzeitiges, sehr umfangreiches Lager mit Erdumwallung und eine spätzeitliche Ummauerung von unregelmässiger Gestalt besessen zu haben“. Vgl. auch Mettler, Limesbl. Nr. 18 S. 513 f.

dem Jahre 79 (Pompeji!) liegende Zeit. Die meisten Scherben sind aus grauem oder bläulich schwarzem Thon von sehr hartem Brand und durchgehends gerieft" (einige Randprofile Taf. IX. 13—18). Wieweit die übrigen Bauperioden des Kastells durch die keramischen Funde zeitlich bestimmt werden, darüber müssen wir erst die Ergebnisse der Reichslimesuntersuchung abwarten. Bemerkt sei nur noch, dass die zahlreichen Fibeln, welche entschieden eine baldige Publikation verdienen würden, zum grossen Teil dem Ende des I. und Anfang des II. Jahrhunderts angehören und übereinstimmen mit dem Bilde, das die älteste Thonware und die Münzen — besonders häufig Vespasian und Trajan — geben.

Ausser diesen Hauptansiedlungen liegen an oder in der Nähe jener Heerstrasse noch eine Anzahl kleinerer Baureste, die aus verschiedenen Gründen Beachtung erfordern. Bei Bechtersbohl, wo römisches Mauerwerk schon lange bekannt ist (vgl. Schreiber, Taschenbuch IV S. 274, E. Wagner, Kunstd. d. Grossh. Baden II S. 119), fand ich bei einer oberflächlichen Anschürfung Ziegelstempel der coh. XXVI (ohne V. C. R.) und Scherben aus dem Ende des I. Jahrhunderts. Die Gebäulichkeiten, welche beiderseits der römischen Strasse an deren Austritt aus dem hügeligen Gelände in die Ebene liegen und deshalb für eine mansio oder mutatio ganz geeignet wären, gehören indess trotz der Stempel vielleicht doch nur einer ausgedehnteren villa rustica an; wenigstens lässt sich dies für den westlich der Strasse gelegenen Teil ziemlich sicher annehmen.

Als solche mansio gilt ferner allgemein das etwa einen Kilometer davon entfernte, 1795 beim Heidegger Hof ausgegrabene Gebäude („Heidenschlösschen"), wo Stempel der leg. XI C. P. F. und der leg. XXI gefunden sind [1]). Aber auch dieses Gebäude war nach seiner Lage abseits der römischen Strasse an einem sonnigen Berghange, sowie nach seinem Grundrisse ohne jeden Zweifel nur eine villa rustica [2]).

Auch bei Bühl scheint auf einem Hügel nördlich des Dorfes, wo eine Niederlassung der jüngeren Steinzeit und alamannische Gräber festgestellt wurden [3]), ein einfaches ländliches Gebäude gestanden zu haben, in dem Stempel der XXI. Legion gefunden sein sollen (?).

Mehrere villae rusticae lagen ferner bei Hallau, Siblingen und Beringen, deren Funde im naturhistorischen Museum zu Schaffhausen sind.

---

1) Vgl. Kunstdenkmäler d. Grossh. Baden II S. 124 (E. Wagner).

2) Der Grundriss weicht zwar von dem gewöhnlichen Typus der villae rusticae (Westd. Ztschr. XV S. 1 f.) etwas ab, kommt aber ähnlich auch bei Schleitheim vor.

3) Vgl. E. Wagner, Karlsr. Ztg. 12. April 1896 und Fundberichte aus Schwaben IV (1896) S. 8.

Die villa bei Beringen (Anz. f. Schweiz. Altertumskunde XIX. (1886) S. 332 f. und Taf. XXII) hat den typischen Grundriss der villae rusticae mit vorspringenden Seitenflügeln, den ich Westd. Zeitschr. XV S. 1 f. behandelt habe. In ihr wurden Ziegel der coh. XXVI und der leg. XXI gefunden. Die Scherben der Beringer Villa, namentlich die sigillata-Reste, gehen sicher auf flavische Zeit zurück, bei den andern erwähnten Meierhöfen beginnen sie spätestens mit dem Aufang des II. Jahrhunderts. In dem Gebäude bei Siblingen, welches gleichfalls nur ein ländlicher Meierhof mit besonderem Badegebäude und keine mansio ist, wurde auch eines der oben beschriebenen rohen Thongefässe gefunden [1]).

In all den genannten Villen sind zahlreiche Ziegelstempel der leg. XI C. P. F., der leg. XXI oder der coh. XXVI zum Vorschein gekommen. Es ist damit schlagend bewiesen, dass das Vorkommen von Legions- oder Cohortenstempel allein nicht genügt, um den militärischen Charakter einer Anlage zu beweisen, wie schon F. Keller für einige Gegenden der Schweiz dargethan hat (Mitt. d. ant. Ges. Zürich XII S. 270 f.). Dagegen darf wohl angenommen werden, dass die meisten dieser landwirtschaftlichen Gebäude Veteranen der nächsten Kastelle oder auch principales gehörten, welche die Kastelle und das Hauptquartier, in unserem Falle also Vindonissa, zu verproviantieren halfen [2]). Dass sie ihr Ziegelmaterial, namentlich in den ersten Zeiten, vielfach von der Militärbehörde in Vindonissa bezogen, ist begreiflich.

Auch zwischen Schleitheim und Hüfingen ist die Strasse von einer Reihe solcher Meierhöfe begleitet. Besonders dicht sind sie um Schleitheim selbst, bis hinüber nach Stühlingen im Wutachthal, welches mit Schleitheim durch ein Seitenthälchen in bequemer Verbindung steht. Auch in Stühlingen sollen nach Fechter, Schw. Mus. III. 3 S. 232 Stempel der leg. XXI gefunden sein. H. Meyer (Mitt. d. ant. Ges. Zürich VII S. 134) lehnt dies zwar ab, da in Stühlingen keine römischen Altertümer vorhanden seien, ob aber mit Recht, muss dahin gestellt bleiben. Am Nordende des Städtchens liegt nämlich an einem Wiesenthälchen ausgedehntes römisches Mauerwerk, in welchem der schöne Mosaikboden der Karlsruher Sammlung zum Vorschein kam (vgl. von Bayer, Generalbericht der Direktion des bad. Altertumsv. 1858 S. 19, 63), nach der Lage zweifelsohne von einer villa rustica herrührend. Vielleicht sind

---

1) Das Gebäude beweist also gar nichts für den Zug der Peutinger-Strasse, die Pfarrer Keller wegen desselben durch das Langethal über den Randen führen wollte (Anz. f. Schweiz. Altertumsk. V S. 318 f., VII S. 565 f.).

2) Vgl. jetzt auch E. Herzog, Bonner Jahrb. Heft 102 S. 93 f.

die Legionstempel aber doch aus dem kaum eine Stunde entfernten Schleitheim verschleppt, da derselbe Verdacht für die Münzen von Stühlingen besteht. Diese (Mone, Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh. XX S. 430 f., Bissinger n. 29) gehören nämlich grösstenteils dem II. und I. Jahrhundert v. Chr. an und stammen also wohl wie die Hüfinger aus einer keltischen oder germanischen Ansiedlung des II./I. Jahrhunderts, wie sie bei Schleitheim nach dem Namen Iuliomagus zu schliessen bestanden haben muss. Uebrigens sind jene Münzen bei Mone selbst bezeichnet als „zu Stühlingen und in der Umgegend" gefunden.

Weitere Meierhöfe wurden festgestellt bei Beggingen[1]), am Schlatterhof[2]), bei Fützen[3]) und am Zollhaus[4]). Am Schlatterhof beginnen die Scherben (Mus. Schaffhausen) mit dem Ende des I. oder Anfang des II. Jahrhunderts. Auch weiterhin fehlen jene Anlagen nicht, so bei Hausen vor Wald[5]), wo z. B. eine dem Ende des I. Jahrhunderts angehörige Urne mit Schrägrand gefunden ist (Mus. Donaueschingen), und eine Reihe anderer zieht hinüber bis Rottweil.

Nach den keramischen Funden von Schleitheim, Hüfingen und den genannten Meierhöfen kann also kein Zweifel sein, dass die Strasse von Zurzach nach Rottweil schon in vespasianischer Zeit existierte und als die eigentliche Operationsbasis Vespasians von Vindonissa nach dem oberen Neckar zu betrachten ist, die durch Erdkastelle bei Schleitheim und Hüfingen geschützt war. Wahrscheinlich wurde sie ziemlich gleichzeitig mit der Strasse Strassburg-Offenburg (also ca. 74 n. Chr.) angelegt, d. h. im Zusammenhang mit dem Kriege des Jahres 73/74.

Wenn einige Fundstücke von Schleitheim, namentlich Fibeln, noch vorvespasianischer Zeit angehören, so könnten sie sich längere Zeit erhalten haben, das gleiche gilt für sechs Münzen von Oberlauchringen (Octavian — Vespasian, vgl. Bissinger, Münzfunde I. S. 12 n. 61) und einige ähnliche Funde. Dagegen beweisen die Stempel der XXI. Legion, die in Schleitheim und in den Villen am rechtsrheinischen Vorlande so zahlreich zum Vorschein kamen, dass die betreffenden Bauten vor dem Jahre 69 errichtet wurden, in welchem Jahre die XXI. Legion in die Rheinlande abrückte (vergl. Meyer, Mitt. der ant. Ges. VII. S. 127 u. 142 und Herzog, Bonner Jahrb. Heft 102 S. 89 Anm. 1), wiewohl auch nach

1) Funde im Museum zu Schaffhausen.

2) Schalch, Anz. f. Schw. Altertumsk. XXII S. 192 f.

3) Leichtlen, Schwaben unter den Römern, S. 89.

4) Schreiber, Taschenbuch IV S. 238. Auch von Epfenhofen befinden sich sigillata-Scherben im Museum zu Donaueschingen.

5) Schr. d. bad. Altertumsver. I. S. 399.

dem Abzug der Legion sicherlich noch eine zeitlang Ziegelmaterial, das ihren Stempel trug, da und dort in Benützung war. Es folgt daraus, dass schon vor Vespasian das fruchtbare rechtsrheinische Vorland gegenüber Zurzach unter dem Schutze der Rheinkastelle zum mindesten eine private Besiedelung erfuhr, wie sich auch von andern Gegenden nachweisen lässt, dass die private Besiedelung der militärischen Besetzung vorausging. Herzog (Bonner Jahrb. Heft 102 S. 86f.) nimmt sogar an, dass dieser Winkel zwischen der rätischen Provinz und dem Schwarzwald schon von Augustus offiziell dem Reich einverleibt wurde. Beachtenswert ist, dass in Hüfingen (und Rottweil) keine Stempel der XXI. Legion gefunden werden, sondern nur der XI., welche erst im Jahre 70 nach Germanien kam.

Aus dem Gebiete unmittelbar östlich der Peutingerstrasse und nördlich vom Bodensee sind es bis jetzt nur wenige Punkte, welche bemerkenswertes keramisches Material geliefert haben. In Messkirch, wo durch Eitenbenz und Näher in der „Altstadt" eine ausgedehnte villa rustica freigelegt wurde[1]), ist die älteste terra sigillata, soweit sie mir zu Gesicht gekommen ist, namentlich die im Konstanzer Museum aufbewahrte, zwar noch siegellackbraun und glänzend, auch z. T. noch etwas dünnwandig, aber immerhin jünger als die der ältesten Rottweiler Funde, auch zeigt sie schon den Eierstab, der bei der älteren sigillata von Rottweil, Hüfingen etc. fehlt. Die schwarze Ware ist mit Schachbrettmuster, vertieften Tupfen- und Warzenornamenten geschmückt. Besonders bemerkenswert sind eine Anzahl Urnen aus rotem Thon der Form Koenen Tafel X Figur 6. Die ältesten Sachen beginnen um die Wende des I. bis II. Jahrhunderts. Messkirch liegt in der Nähe der römischen Donauthalstrasse, die über Neuhausen, Buchheim, Langenhart, Vilsingen etc. führt, sowie einer zweiten Strasse, welche von Schaffhausen und Singen, wo auch Stempel der XI. Legion gefunden sind, bezw. von Stein in das Donauthal ziehen soll. Die erstere Strasse gehört jedenfalls schon vespasianischer Zeit an.

Gleichfalls sehr alt ist die von der genannten Strasse abzweigende und über Pfullendorf nach Biberach-Augsburg führende Strasse, wie die Gräber von Bittelschiess bei Pfullendorf beweisen, welche mehr als ein Dutzend wohlerhaltene Gefässe verschiedener Art aus dem Ende des I. und Anfang des II. Jahrhunderts ergeben haben[2]). Die Urnen zeigen

1) Eitenbenz, röm. Ansiedlung bei Messkirch 1836, Näher, die baulichen Anlagen der Römer in den Zehntlanden 1883 S. 15 f. (Bonner Jahrb. Heft 79), d. röm. Strassennetz S. 52 f. Die Funde im Museum zu Konstanz und Donaueschingen.

2) Kurz erwähnt von L. Leiner, Schr. des Ver. für Gesch. des Bodensees XI (1882) S. 84.

noch das Schachbrettornament und schräge, wulstförmige, wagrechte oder leicht eingedällte Randprofile. — Eine den genannten Messkircher ähnliche Urne wurde auch in einer Villa bei Bambergen gefunden (Mus. Überlingen), und mehrere andere sind in Sigmaringen.

Diese und andere Funde zeigen, dass auch das Gebiet nordwestlich und nördlich vom Bodensee, durch welches die Verbindung nach dem Donauthal und Augsburg führte, schon unter und bald nach Vespasian von Strassen durchzogen und von römischen Kolonisten besiedelt war. Ob aber namentlich letzteres erst damals geschah oder schon zu Beginn des Jahrhunderts nach Gründung von Augusta Vindelicorum, wollen wir hier dahin gestellt sein lassen, da uns diese Betrachtung über das ins Auge gefasste Gebiet hinausführen würde.

Bevor wir unsere keramischen Studien in nördlicher Richtung fortsetzen, müssen wir uns mit der Gestaltung der Verhältnisse von Westen her beschäftigen. Für die badische Rheinebene fehlte lange Zeit jeder Anhaltspunkt zur Annahme einer vordomitianischen Okkupation, bis Zangemeister durch richtige Lesung des Offenburger Meilensteins den Beweis erbrachte (Westd. Zeitschr. III. S. 246 f.), dass schon um das Jahr 74 eine Strasse von Strassburg nach Offenburg und weiter in R..... (nach Zangemeister in Raetiam) zog, dass also schon unter Vespasian zum mindesten der südliche Teil der Rheinebene römisch war. Diese Erkenntnis hätten uns aber längst die Thongefässe und Scherben geben können, wenn ihnen genügende Beachtung zu Teil geworden wäre. Hauptfundstätten solcher sind Badenweiler, Riegel, Baden-Baden, Heidelberg, Ladenburg.

Die Hauptmasse der Funde von Badenweiler gehört allerdings dem II. und III. Jahrhundert an, namentlich diejenigen des grossen Badegebäudes, darunter auch mehrere interessante Fibeln (Mus. Karlsruhe). Vereinzelte Stücke weisen aber doch auf eine ältere Periode hin, so Bruchstücke rauher Gefässe aus grauem Thon mit Rillen, wie wir sie öfters aus Fundplätzen flavischer Zeit kennen gelernt haben, und Scherben von guter terra nigra. Die Töpferstempel, die Schreiber, röm. Niederlassung zu Riegel, 1825 S. 17 erwähnt: Firmus, Aucus (?), Castus, Vest. m. stammen wohl schon aus dem II. Jahrhundert[1]). Dagegen lassen die Münzen, von denen u. a. drei keltische, vier republi-

1) Zu Firmus vgl. Sch. 2258 (Rheinzabern, Heddernheim, Westerndorf, Köngen); Aucus ist unsicher, Auctus bei Sch. 634; Castus bei Sch. 1139 f., Dragendorff S. 126, 127, 134, Vest. m. bei Sch. 5674 f.

kanische, sechs von Tiberius bis Vespasian bekannt sind (Bissinger n. 81), auf ältere Besiedelung sogar schon in keltischer Zeit, schliessen, was bei der günstigen Lage Badenweilers und seinen warmen Quellen nicht verwundert.

Bei Riegel lag eine namhafte römische Ansiedlung, die besonders durch ihre zahlreichen Töpferöfen bekannt ist[1]). Die Gefässreste, darunter sehr viele mit Töpferstempel, welche Schreiber in seiner Arbeit verzeichnet, sind grösstenteils in der städtischen Sammlung zu Freiburg, einzelnes auch in Riegel und Karlsruhe. In Freiburg und Riegel befinden sich mehrere sigillata-Scherben guter flavischer Zeit, die Mehrzahl derselben beginnt aber erst mit dem Ende des I. Jahrhunderts und steht auf der Stufe der Messkircher Funde.

Von Offenburg habe ich bis jetzt keine Scherben gesehen. Es ist zu vermuten, dass in der Nähe von Offenburg, vielleicht bei Elgersweier an der Ausmündung des Kinzigthales in die Rheinebene ein vespasianisches Erdkastell lag. Der bei Offenburg gefundene Grabstein eines Angehörigen der coh. I Thracum (C. I. Rh. 1684, vgl. Zangemeister, Westd. Zeitschr. III. S. 250 Anm. 2 und XI. S. 281) könnte damit in Zusammenhang stehen.

Zahlreicher sind wieder die Funde von Baden-Baden, dem Vorort der civitas Aquensis[2]). Sie befinden sich teils in der dortigen städtischen Sammlung, teils in Privatbesitz. Die älteren, sehr zahlreichen Gefässformen entsprechen denjenigen, die wir von Schleitheim, Hüfingen und Rottweil kennen gelernt haben: es sind ganze Gefässe und Bruchstücke der bekannten schlankeren Urnen mit Schachbrettmuster, schwarze, bläuliche und gelbbraune, ferner Gefässe, wie Koenen T. X. 6, aus glänzender terra nigra, viele Becher- und Schalenstücke aus grauem, geglättetem und geschwärztem Thon, Bruchstücke roher Gefässe der Spät-La Tèneform mit senkrechten Strichen und horizontalen Rillen, von letzterer Art auch feinere aus hartgebackenem, klingendem Thon. Die Krügchen sind meist weiss oder weissgelb mit scharf abgesetztem Hals und Fuss, doch schliessen die Henkel nicht ganz oben am Mündungsrand an. Die älteste terra sigillata ist hellrot glänzend oder siegellackbraun und dünnwandig, darunter manche mit ganz feinen Mustern, die noch in die erste Hälfte des I. Jahrhunderts gesetzt werden könnten.

1) Vgl. H. Schreiber, über d. neuentdeckte röm. Niederlassung zu Riegel, Freiburger Programm 1825 und die röm. Töpferei zu Riegel, Freiburg 1867.

2) Vgl. Rappenegger, Aurelia Aquensis, Mannheimer Programm 1853.

Von Töpferstempeln erscheint öfters auf kleinen Näpfchen of. Calvi und ebenso häufig Vita oder of. Vit[a] (vgl. Dragendorff S. 128, 130 f., Hölder S. 24—26), wie in Rottweil, Schleitheim etc. Von anderen Töpferstempeln erwähne ich C. IN. TVSST (vgl. Sch. 1402 f. Cintusmus?), ferner of. C. N. CE, Germani Ser. (Hölder S. 24, 25 f.), of. Rufini (Drag. S. 132), C. SAL. VS, of. Sar(r . . ., vgl. Hölder, röm. Thongef. S. 25), of. Severi, Silvi patr(ii, vgl. Sch. 5243), T. APIAS, of. Virili(s, vgl. Hölder S. 26) u. a. Auch feine lederfarbene Thonware erscheint, ganz in der Art der terra sigillata, aus weissem Thon, auch gelbbraun gefirnisste mit Reliefblättchen wie Koenen T. XII. 14. 15. 17, auch Formen wie Koenen T. XII. 22 mit feiner Kerbverzierung etc. Spuren gelbbrauner und roter Bemalung finden sich namentlich an den Rändern von Reibschalen. Nach den keramischen Funden besteht also kein Zweifel, dass Baden-Baden zum mindesten schon in vespasianischer Zeit von den Römern bewohnt war. Auch die Münzen lassen dies erkennen, deren aus vorvespasianischer Zeit im ganzen nur acht, von Vespasian allein zehn Stück bei Bissinger n. 127 verzeichnet sind. Auch die in Baden gefundenen Ziegel und Inschriften der coh. XXVI V. C. R., der wir bereits in Vindonissa und bei Zurzach begegnet sind (vgl. oben und Meyer, Mitt. d. ant. Ges. Zürich VII. S. 134 f.), weisen darauf hin, dass die Besetzung Baden-Badens mit dem Vorschieben der römischen Reichsgrenze vom Oberrhein nach dem oberen Neckar zusammenhängt.

Eine Bestätigung dieser Aufstellungen gibt auch eine Anzahl frührömischer Charnierfibeln von Baden, die mehrfach mit Fibeln von Eschenz, Hüfingen und Rottweil übereinstimmen. Ähnliche Fibeln des I. Jahrhunderts sind übrigens auch an andern Orten der Rheinebene gefunden worden (Museum Karlsruhe und Mannheim).

Die besprochenen frühzeitigen Funde sind an verschiedenen Stellen der Stadt, namentlich längs der „Langen Strasse“ und in der Nähe des „Rettich“ erhoben, wo das Kastell der coh. XXVI zu vermuten ist, das hoffentlich bald infolge der Bemühungen des Herrn Architekten Klein gefunden werden wird. Die Häufigkeit der Scherbenfunde, verbunden mit vielfachen Resten der Häuschen selbst, beweist, dass sogleich mit der militärischen Besetzung, wenn nicht schon vor ihr, eine starke Besiedelung statthatte, was besonders den Heilquellen zugeschrieben werden dürfte.

Bei Heidelberg bezw. Neuenheim[1]), wo die Ausmündung des

1) Vgl. K. Christ, d. röm. Militärstation bei Heidelberg, Picks Monatsschrift V S. 299, VI S. 239 f., Hettner, arch. Anzeiger 1896 S. 193.

Neckars in das Rheinthal durch das Kastell der coh. II Cyrenaica gesperrt wurde, kamen im Kastelle selbst nur wenige Scherben zum Vorschein. Unter den von Herrn Baurat Wippermann gesammelten sah ich keinen, der mit Sicherheit noch in vespasianische Zeit datiert werden könnte. Dagegen befinden sich unter den zahlreichen Gefässresten der bürgerlichen Niederlassung, die im archäologischen Institut in Heidelberg aufbewahrt werden, einige wenige Stücke, auch sigillata, dieser älteren Zeit. Die Masse der Scherben und ganzen Gefässe, welche letztere aus Gräbern bei Neuenheim und Heidelberg herrühren[1]), beginnt erst mit der Wende des I. bis II. Jahrhunderts. Dagegen zeigen die Stempel der leg. XXI, welche zusammen mit Stempeln der XIV. und XXII. Legion (letztere ohne p. f.) im Kastell und Badegebäude gefunden wurden, dass die Anlage in das Ende des I. Jahrhunderts fällt, vielleicht in die Zeit zwischen 70—89, in welchem letzteren Jahr die XXI. Legion wahrscheinlich die obergermanische Provinz verliess.

Ähnlich wie bei Heidelberg liegen die Verhältnisse in Ladenburg[2]), dem Vorort der civitas Sueborum Nicretum. Die Funde sind meist in Mannheim, vereinzelte auch in Karlsruhe und Donaueschingen. Auch von Ladenburg sind mir nur wenige sigillata-Scherben bekannt, die noch aus vespasianischer Zeit herrühren könnten, die meisten beginnen erst mit der Zeit um Nerva oder Trajan. Es stimmt dies damit, dass diese civitas den Beinamen Ulpia führt (vgl. Zangemeister, Neue Heidelberger Jahrb. III S. 6). Da Kaiser Trajan nach Eutrop 8, 2 urbes (bezw. civitates) trans Rhenum in Germania restituit, müssen aber solche Gemeinden schon vor ihm vorhanden gewesen sein. Nach Zangemeister sind sie wohl in dem bellum Germanicum, dem Aufstand des Antonius Saturninus 88/89 zerstört worden (anders Asbach, Westd. Zeitschr. III S. 12). Eines der ältesten Gefässe von Ladenburg ist eine graue Graburne mit horizontalem Rande in Donaueschingen, in welcher unter anderm auch zwei Bronzefibeln ähnlich Almgren, Tafel I, 19 gefunden wurden. Unter den Töpfernamen, die Stark S. 23 erwähnt: Bitunus, Constas, Florentinus, Hirius, Priscus, Sacianus, Sedatus kann keiner bis jetzt mit Sicherheit auf flavische Zeit zurückgeführt werden. Dass bei Ladenburg übrigens eine keltische Ansiedlung (Lopodunum) der römischen vorausging, ist

---

1) Einige Gräberfunde auch in der Karlsruher Sammlung, vgl. E. Wagner, Corrbl. d. Westd. Zeitschr. XIII Nr. 2, 12.

2) Vgl. B. Stark, Bonner Jahrb. Heft 44 und Denkmäler der Kunst und Gesch. Badens 1868 („Ladenburg am Neckar und seine römischen Funde“).

bekannt und wird namentlich durch Mittel-La Tènefunde bestätigt (Mus. Karlsruhe).

Der nördliche Teil der hessischen Rheinebene, soweit er zum Vorterrain der Festung Mainz gehört, war schon seit Augustus besetzt, wie die Arbeiten G. Wolffs gezeigt haben.

Die angeführten Funde an Thongefässen und Ziegelstempeln, Münzen und Fibeln bestätigen und erweitern also den aus dem Offenburger Meilenstein wenigstens für den südlichen Teil zu entnehmenden Schluss, dass bereits unter Vespasian die ganze badische Rheinebene in römischem Besitz war. Dieser Periode gehört m. E. auch die mitten durch die Rheinebene führende Strasse an, welche Ammon und Kofler von Strassburg über Hügelsheim, Rastatt, Mühlburg, Graben, Heidelberg, Ladenburg, Gernsheim nach Mainz nachgewiesen haben[1]). Das hohe Alter dieser Strasse wird bewiesen durch die ganze Art ihrer Tracierung, sowie durch einzelne Funde, welche in mehreren sie begleitenden Meierhöfen gemacht sind, vor allem auch durch die Stempel der XIV. Legion bei Reilingen-Hockenheim, welche nach Wolff in die Zeit von 70—83 zu setzen sind[2]). Die Bergstrasse von Offenburg über Bühl, Oos, Ettlingen, Heidelberg ist dagegen etwas jünger; sie wurde nach dem Bühler Meilenstein (vgl. Zangemeister, Westd. Zeitschr. III. S. 237 f.) von Trajan im Jahre 100 zur Verbindung von Mainz mit der Donaustrasse angelegt, nach Zangemeisters wahrscheinlicher Vermutung durch die legio I adi. und legio XI C. (vgl. die Inschrift aus Baden-Baden bei Brambach 1666). Bei Wiesloch, wo die römische Strasse wie öfters von dem mittelalterlichen (und keltischen?), mehr am Fusse der Berge sich hinziehenden Wege abweicht und am Hochgestade hinter der Dornmühle entlang führt, fand ich unmittelbar an der Kreuzungsstelle dieser Strasse mit der römischen Querstrasse Speier-Wiesloch-Wimpfen, die beide in den Äckern wohl erhalten sind, zwei römische Häuschen mit Keller und in denselben vielfach Gefässreste, von denen die ältesten ebenso wie ein in der Nähe aufgedecktes römisches Grab der Wende des I. zum II. Jahrhundert angehören (zwei Töpferstempel des Marcellinus und einer des Antiquus (?)). Die Häuschen scheinen also gleichzeitig mit der Strasse errichtet worden zu sein und bestätigen den obigen Zeitansatz.

1) O. Ammon, Korrbl. d. Westd. Zeitschr. IV. 91. VI. 58. VIII. 72, Karlsruher Altertumsverein I. S. 53 f., F. Kofler, Corrbl. d. Westd. Zeitschr. II. 39 [V. 178], VII. 107, vgl. die Karte Westd. Zeitschr. XV. Taf. 2.

2) Westd. Zeitschr. XIV. S. 367 (Fundb. a. Schwaben III. S. 17, K. Baumann).

Für die Annahme, dass die vespasianische Okkupation auch das zwischen Schwarzwald und Odenwald gelegene Neckarhügelland betraf, fehlen bis jetzt in den Funden alle Anhaltspunkte, wiewohl gerade in dieser Gegend viele Meierhöfe ausgegraben sind. Die ältesten Gefässreste, die mir bis jetzt aus diesem Gebiete bekannt sind, stammen aus einer neuerdings von A. Bonnet entdeckten Villa bei Söllingen: eine schwarze Scherbe mit Schachbrettmuster, horizontale Randprofile, geriefte Scherben, ein bemalter Teller, ein sigillata-Teller mit Stempel Justus f., aber auch sie gehen schwerlich über das Jahr 100 hinauf.

Allerdings bezieht Ritterling die Inschrift des Offenburger Meilensteins vom Jahr c. 74 nicht auf die Kinzigthalstrasse, sondern auf eine Strasse über Pforzheim(?)-Cannstatt nach Rätien (Westd. Zeitschr. XII. S. 225). Indess ist in der Richtung Ettlingen-Pforzheim bis jetzt absolut nichts Flavisches gefunden worden, was aber auch auf Zufall beruhen könnte. Allein Ritterlings Hauptbedenken gegen die Kinzigthalstrasse, dass das Gebiet östlich derselben zur Zeit Vespasians noch keine Bedeutung hatte, ist inzwischen durch die Aufdeckung des vespasianischen Kastells Waldmössingen hinfällig geworden. Auch zeigt die Tempelanlage der Diana Abnoba am Schänzle bei Röthenberg [1]), die genau da liegt, wo die römische Strasse die obere Kante des Thalhangs erreicht, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit, dass jene Strasse schon vor 89—96 bestand, aus welcher Zeit ein daselbst gefundener Votivstein des Centurionen Silo an Diana Abnoba nach Ritterlings Datierung (Westd. Ztschr. XII. S. 205 f.) stammt [2]). Die auf dem Offenburger Meilenstein erwähnte Strasse hat also ohne Zweifel von Strassburg über Offenburg durch das Kinzigthal an Waldmössingen vorbei nach Rottweil und weiter an die obere Donau geführt [3]) und ist zum grössten Teil ihres Laufes bereits genau nachgewiesen, jetzt auch in ihrem Aufstieg zum „Schänzle" bei Röthenberg.

---

1) Vgl. Naegele, Fundber. aus Schwaben III. S. 6 f., IV S. 50, (Schumacher, Beil. z. allg. Zeitg. 1897 Nr. 279).

2) Ueber eine dort gefundene Goldmünze des Domitian vgl. Nestle, Münzfunde S. 62 n. 98. Uebrigens wäre noch näher zu untersuchen, ob nicht ausserhalb des Tempelbezirks noch ein Gebäude für ein militärisches Detachement vorhanden war. Thatsächlich liegen auch in der Nähe auf badischer Seite noch römische Fundamente, doch können sie ebensowohl von einem Oekonomiegebäude herrühren.

3) Herzog vermutet Bonner Jahrb. Heft 102 S. 90, dass sie von Rottweil quer über die Alb nach Hedingen bei Sigmaringen geführt habe. Aber auch die Strasse Rottweil-Spaichingen-Tuttlingen ist wohl römisch. Sie schliesst an die oben erwähnte Donaustrasse Neuhausen-Buchheim-Vilsingen etc. an, die sich durch sigillata-Funde bei Josephslust (Mus. Sigmaringen) u. a. als vespasianisch erweisen lässt.

Die Frage, ob das Neckarhügelland östlich der badischen Rheinebene schon von Vespasian besetzt wurde, steht natürlich im engsten Zusammenhang mit der andern, zu der wir uns nunmehr wenden wollen, wie weit sich die vespasianische Okkupation am obern Neckar gegen Norden erstreckte.

Durch die Grabungen der Limeskommission ist gesichert, dass die Kastelle Waldmössingen und Sulz noch flavischer Zeit angehören. Das Erdkastell von Waldmössingen[1]) ist nach seinen Funden und als Schutzanlage für die Strasse Offenburg-Schänzle-Rottweil sicherlich noch vespasianisch, Sulz[2]) könnte auch erst domitianisch sein, da es ein Steinkastell ist und auf die vielleicht jüngeren Strassen Sulz-Rottweil und Sulz-Binsdorf etc. Bezug nimmt, wiewohl die Scherbenfunde einer Ansetzung unter Vespasian nicht im Wege sind. In beiden Kastellen fanden sich vielfach Scherben der rohen Urnen mit eingeritzter Verzierung, welche uns wiederholt in Anlagen flavischer Zeit begegnet sind. Beide Kastelle sind nach den Gefässresten und Münzen nur kurze Zeit im Gebrauch gewesen, Sulz vielleicht nur bis oder unter Domitian, Waldmössingen bis etwa Hadrian, da es — nun zum Steinkastell ausgebaut — auch zur Deckung der Strassen nach Sulz und Epfendorf diente. Einige spätere Münzen und Scherben stammen aus der bürgerlichen Niederlassung.

Nach Paulus ist Sulz nur Brückenkopf für das noch einmal so grosse Lager in der Altstadt bei Unter-Iflingen, das er für das vespasianische Arae Flaviae erklärt[3]). „Die der Form des Berges folgende Umfassung, welche einen ovalen Raum von etwa 1000 Fuss Länge und 500 Fuss Breite einschliesst, hat nur wenige römische Scherben aus früherer Zeit ergeben, aber auch keine mittelalterlichen zum Vorschein gebracht". Da ich die Befestigung und die Scherben noch nicht gesehen habe, kann ich kein Urteil über dieselben abgeben, doch scheint mir die Form der Umwallung wie bei Rottenburg eher für spätrömische Zeit zu sprechen.

Als nördliche Grenze der vespasianischen Besitzergreifung nimmt bekanntlich Kallee eine Linie vom Schänzle etwa über Sulz entlang dem Nordhang der Rauhen Alb bis Aalen an[4]) (ähnlich K. Miller, Corrbl. der Westd. Zeitschr. VIII. S. 38), aber ohne zwingende Beweise. Neuerdings

1) Der obergerm-rät. Limes des Römerreichs Nr. 61 b (E. Naegele).

2) O. R. L. Nr. 61 a (R. Herzog).

3) Vgl. zuletzt Fundber. aus Schwaben III S. 60 f. und Schwäbische Chronik 8. Jan. 1896.

4) Württ. Vierteljahrsh. XI (1888) S. 90 f.

hat aber W. Nestle (Würt. Vierteljahrsh. IV. (1895) S. 204) einige Bemerkungen zu dieser Frage vorgebracht, die Beachtung verdienen: „Wenn auch Rottweil später als Operationsbasis und Strassenzentrum ohne den Besitz des mittleren Neckars unhaltbar war, so beweist dies doch wiederum nichts dagegen, dass es zunächst als einzelnes Kastrum am oberen Neckar angelegt wurde. Und gerade die Beschaffenheit des Neckarthales, das gleich unterhalb Rottweil sich bedeutend verengt und erst bei Rottenburg sich in eine breitere Ebene verwandelt, konnte die Verteidigung dieses gewissermassen abgeschlossenen Platzes erleichtern. Bei dem Mangel an Inschriften aus der Zeit der Okkupation sind auch die Münzfunde zu beachten. Dabei ist bemerkenswert, dass die Münzreihe von Rottweil höher hinaufreicht als selbst diejenige von Rottenburg, sowie dass gerade von Vespasian an sich die Münzen in Rottweil in Menge einstellen: 66 allein von diesem Kaiser. Rottweil scheint mir demnach auch unter den Neckarkastellen eine Sonderstellung einzunehmen, die es eben seinem höheren Alter verdanken dürfte“ und S. 207: „Im Jahre 74 wurde an der Stelle des heutigen Rottweil eine römische Militärstation gegründet und von da an wurde die allmähliche Besetzung des Neckarlandes organisiert und zwar in der Weise, dass man den vom westlich gelegenen Rhein her kommenden Legionen von Süden die Hand reichte und so den Rückzug des Feindes verhinderte; das Hauptergebnis dabei war die Einnahme von Sumelocenna unter Domitian.“ E. Herzog vertritt dagegen in seinem jüngst erschienenen, interessanten Aufsatz „Zur Okkupation und Verwaltungsgeschichte des rechtsrheinischen Römerlandes“ (Bonner Jahrb. Heft 102 S. 83 f.) die Ansicht, dass die Strasse von Offenburg über Rottweil nach Rätien ohne vorangegangene oder gleichzeitige Besetzung des oberen Neckargebietes nicht gedacht werden kann und nimmt in unmittelbarem Anschluss an die von Vespasian ausgeführte Expedition auch die Gewinnung der Remsthalstrasse (Cannstatt-Lorch-Aalen) und selbstverständlich auch die Anlegung einer direkten Strasse von Cannstatt in das Rheinthal an. Sehen wir nun, wie sich diesen Aufstellungen gegenüber die Funde und besonders die keramischen von Rottenburg an neckarabwärts verhalten.

Bei Rottenburg[1]), dem Vorort der civitas Sumelocennensis, ist schon längere Zeit eine kastellartige Anlage auf dem rechten Neckarufer

---

1) Vgl. v. Jaumann, Colonia Sumlocenne 1840 und zwei Nachträge 1855 und 1857, Mommsen, Corrbl. d. Westd. Zeitschr. V 197, K. Holzherr, Zur Vorgeschichte der Stadt Rottenburg.

in der „Altstadt" festgestellt[1]), die aber nach Lage und Form offenbar ein spätrömisches refugium ist[2]). Herzog will zwar in einem noch erhaltenen Erddamm den Rest eines Erdkastelles aus der ersten Zeit der Okkupation sehen und bringt damit zwei in der Nähe gefundene Münzen des Otho und Trajan in Zusammenhang, indessen erscheinen diese Anhaltspunkte sehr fraglich, umsomehr als ein Graben fehlt und auch bei Unter-Iflingen Erddamm und Steinwerk verbunden ist. Dagegen ist nicht ausgeschlossen, dass ein älteres Kastell an einer andern Stelle, etwa auf dem linken Ufer in der Nähe der Stadt, noch zu suchen ist. Dass in Rottenburg nicht Stempel der XI. Legion, sondern der VIII. und XXII. gefunden werden, giebt an und für sich natürlich keinen chronologischen Anhalt.

Unter den Resten von Thongefässen, die sich in der Stuttgarter Staatssammlung und in der städtischen Sammlung in Rottenburg befinden (vgl. auch v. Jaumann, Colonia Sumlocenne), sah ich schlechterdings nichts, was sich noch sicher in vespasianische Zeit datieren liesse. Von den in Rottweil so zahlreich vertretenen sigillata-Gefässen wie Hölder, Thongefässe von Rottweil, Taf. XXI [2] trifft man auch kein Scherbchen. Die ältesten hier erscheinenden Typen weisen deutlich auf das Ende des I. Jahrhunderts hin; ausgenommen ist vielleicht ein kleines Näpfchen der Stuttgarter Sammlung, das aber ebensowohl domitianischer als vespasianischer Zeit angehören kann. Unter den Gefässen aus gewöhnlichem Thon könnten allerdings einige Stücke in Stuttgart, namentlich ein schönes, schwarzglänzendes Ürnchen und ein frühzeitiges Krügchen, noch aus dieser Zeit stammen, müssen es aber nicht. Auch unter den von K. Miller, die römischen Begräbnisstätten in Württemberg S. 42 f. aufgeführten Funden, sowie unter dem bei den Reichslimesgrabungen gewonnenen Scherbenmaterial begegnet nach Mettlers Angabe nichts Vespasianisches, wiewohl das letztere Material noch nicht genügend durchgearbeitet ist. — Von römischen Fibeln sind mir nur zwei Weiterentwicklungen von Spät-La Tèneformen mit ausgebildeten Kopfbalken und Sehnenhaken in Stuttgart sowie die bei Jaumann Taf. XXIV. 6 abgebildete Fibel bekannt, die dem Ende des I. Jahrhunderts angehören. Die beiden Fibeln Jaumann, Taf. XXIV. 18 und 19 stammen aus der Früh-La Tènezeit. Die Schnallenfibel Taf. XV. 2 ist uns zwar ähnlich in den Fundstätten vespasianischer Zeit am Oberrhein begegnet, sie hat sich

1) Westd. Zeitschr. III S. 337 f. (Herzog-Kallee), Württ. Vierteljahrsh. IX S. 135 (Kallee), Limesblatt Nr. 18 S. 512 f. (Herzog).

2) Vgl. auch Hettner, Kölner Vortrag S. 5.

aber jedenfalls länger gehalten; auch gleicht die Form nicht ganz der oben besprochenen.

Auch in Köngen[1]) ist nichts gefunden, was auf vespasianische Zeit hinwiese. Wohl mit Recht sagt K. Miller, die römischen Begräbnisstätten in Württemberg: „Die Bedeutung von Köngen als Kulturstätte dürfte etwa in die Zeit zwischen den Jahren 100—250 n. Chr. eingegrenzt sein". Die Funde in Stuttgart, namentlich zahlreiche Töpferstempel (Miller S. 18) stammen allerdings fast ausschliesslich aus Gräbern, aber auch im Kastell scheint nach Mettlers Auskunft nichts in der Art der älteren Rottweiler Funde zum Vorschein gekommen zu sein. Das Kastell ist nach Hettner ein reguläres und hat vielleicht lediglich als Schutz des dortigen Strassenknotenpunktes gedient[2]).

In Cannstatt, wo gleichfalls das Kastell nunmehr durch die Limeskommission untersucht ist[3]), schnellen die Münzen allerdings schon mit Vespasian namhaft empor (Augustus 2, Caligula und Nero je 1, Vespasian 7, Titus 1, Domitian 8, Nerva 3, Trajan 12), und auch unter den Gefässresten aus der bürgerlichen Niederlassung (Mus. Stuttgart) befinden sich zwei gelbrote sigillata-Schalen und eine Scherbe, die wohl noch bis Domitian hinaufreichen. Auch eine schwarze, mit drei horizontalen Rillen verzierte Urne ähnlich Koenen Taf. X. 6 und eine Charnierfibel schliessen sich diesen ältern Funden an, während zwei andere Bronzefibeln im Typus der ältesten „Augenfibeln" und eine emailierte Charnierfibel schon etwas jünger sind. Unter den im Kastell selbst gemachten Funden, soweit sie in der Turnhalle in Cannstatt aufbewahrt werden, sah ich keine älteren Sachen, vielmehr beginnen sigillata- und gewöhnliche Thonware um die Wende des I. Jahrhunderts; die Randstücke sind noch horizontal, schräg oder leicht wulstig. Allerdings befindet sich noch Manches im Privatbesitz, von dem mir nur ein Teil zu Gesicht kam, auch könnte das Fehlen älterer Gefässreste aus dem Kastell auf Zufall beruhen, wie auch vom Neuenheimer Kastell mir keine älteren Scherben bekannt sind, obwohl es nach den Ziegelstempeln noch vor Trajan angelegt wurde. Unter den ältesten Töpferstempeln begegnet öfters Satto, der sich auch in Neckarburken findet.

---

1) Vgl. Kallee, Württ. Vierteljahrsh. IX S. 140 f., K. Miller, d. röm. Kastelle in Württemberg 1892 S. 13 f.

2) Kölner Vortrag S. 5, Arch. Anz. 1896 S. 190.

3) Hettner, Arch. Anz. 1894 S. 6, Kapff-Haug in der Oberamtsbeschreibung 1895, Kapff, Limesblatt S. 418 n. 112.

Ist einmal der Anschluss des rätischen Limes älterer Zeit an die Neckarlinie gefunden, so werden sich dadurch noch sicherere Anhaltspunkte für Cannstatt ergeben. Die bis jetzt vorliegenden Funde nötigen indess nicht mit der zeitlichen Ansetzung über Domitian hinaufzugehen, trotz der sieben Vespasian-Münzen.

Ueberblicken wir noch einmal die Funde von Sulz bis Cannstatt, so machen sie im einzelnen und in ihrer Gesamtheit einen entschieden etwas jüngeren Eindruck als diejenigen der Linie Rottweil bis Zurzach, ein Unterschied, welcher bei der im Ganzen gleich starken Ausgrabungsthätigkeit auf beiden Strecken wohl kaum auf Zufall zurückzuführen sein dürfte. Auch der Einwand, dass im nördlichen Teile die älteren Spuren mehr verwischt sein könnten durch spätere intensivere Bewohnung, hält kaum Stand, da die Münzreihen von Rottweil, Hüfingen und Schleitheim auch für die späteren Perioden der römischen Herrschaft reges Leben an diesen Orten voraussetzen lassen. Dazu kommt noch der Umstand, dass aus dem ganzen Landstrich westlich der Linie Sulz-Cannstatt bis an den Schwarzwald m. W. kein römischer Fund vespasianischer Zeit gemacht wurde, während doch im südlichen Teil auch abseits der Peutinger-Strasse[1]) solche nachgewiesen werden konnten. So ist es wohl auch kein Zufall, dass wir nicht im Stande waren, auf der Linie Ettlingen-Pforzheim-Cannstatt und weiter nördlich im Neckarhügelland Spuren vespasianischer Zeit zu entdecken.

Sprechen so die bisher vorliegenden Erscheinungen dafür, dass die Okkupation des Gebietes von Sulz neckarabwärts bis Cannstatt erst unter Domitian erfolgte, so gemahnen doch einige der erwähnten älteren Cannstatter Funde zur Vorsicht und erheischen weitere Beobachtungen in dieser Richtung. Dagegen dürfen wir mit aller Bestimmtheit sagen, dass die neuerdings allgemeiner auftretende Ansicht, dass bereits Vespasian die Reichsgrenze von Süden zum mindesten bis in die Linie Cannstatt-Lorch vorgeschoben habe, durch die Funde sich bis jetzt nicht beweisen lässt.

Dem Einwande, dass die Strasse von Rottweil nach Rätien die Eroberung des obern Neckargebietes auch nördlich von Sulz voraussetze, stellen wir die Frage entgegen, wie war dann die Remsthalstrasse in vespasianischer Zeit möglich, da der Neckar von Cannstatt abwärts sicher erst nach Vespasian besetzt wurde?

1) Vgl. auch den Stempel der leg. XI von Fischbach (E. Wagner, Fundber. aus Schwaben IV S. 10).

Diese letztere Thatsache ergiebt sich aus der Betrachtung der Funde aus den Limeskastellen von Cannstatt bis Wörth am Main, von welchen Wahlheim, Neckarburken, Oberscheidenthal sowie die meisten kleinen Odenwaldkastelle im Limeswerk bereits publiziert sind.

Bei den ältesten Gefässen von Wahlheim (O. R. L. Nr. 57, A. Mettler) ist hervorgehoben, dass sie dem Ende des I. oder der Wende vom I.—II. Jahrhundert angehören (S. 15). Besonders deutlich zeigt dies auch eine Urne aus gelbrotem Thon mit horizontalem Rande sowie ein Krügchen mit stark geriefter Mündung, beide in der Stuttgarter Sammlung. Sigillata vespasianischer oder domitianischer Zeit fehlt.

In Neckarburken[1]), wo ziemlich viel Scherbenmaterial gewonnen wurde, fand sich durchaus nichts Vespasianisches, nicht einmal die erwähnte, noch etwas ältere sigillata, der wir in Rottenburg und Cannstatt begegnet sind. Die ältesten Gefässreste von Neckarburken sind schwarze Urnenscherben mit Schachbrettmuster oder solche mit aufgesetzter Thonschlickverzierung (vgl. Kastell Neckarburken S. 33 und Tafel IV). Wurden diese auch ausserhalb des älteren Kastelles gefunden, so kamen doch auch innerhalb desselben mehrfach Randstücke gleicher Urnen zum Vorschein (vgl. Tafel IV), die das gleichzeitige Vorkommen derselben im Kastelle sichern. Am Rheine würde man diese Urnen mit Schachbrettmuster und Schlickverzierung im allgemeinen um die Mitte des I. Jahrhunderts ansetzen, hier im Dekumatenland geht dies aber schlechterdings nicht, wie datierbare Funde beweisen.

Am zahlreichsten finden sich Gefässe mit jener Verzierung in der Rheinebene. Auf dem Atzelberg[2]) bei Ilvesheim wurde in einer schwarzen Urne mit senkrechtem Rande etwa der Form Koenen T. XVI. 8 eine eiserne Spät-La Tène-Fibel des Nauheimer Typus und eine wenig abgegriffene Münze des Hadrian gefunden. Die Technik der wohl geglätteten Urne, besonders auch die Ausführung der quadratischen Schraffierungen ist noch so vorzüglich, dass ich kaum an so späte Zeit glauben würde, wenn nicht in den benachbarten Gräbern mehrfach grau-rötliche Urnen mit wagrechten oder leicht aufgebogenen Rändern (gleichfalls mit Hadriansmünzen) zum Vorschein gekommen wären, die auch anderwärts zusammen mit ersteren Urnen beobachtet wurden. Natürlich wird ein älteres Stück auch öfters länger im Gebrauch gewesen sein. Aus Gräbern von Walldorf befinden sich gleichfalls in Mannheim eine

---

1) O. R. L. Nr. 53 und 53^1 (K. Schumacher).

2) Vgl. Corrbl. 3. Westd. Zeitschr. XI S. 243 und Westd. Zeitschr. IV S. 367, Fundber. aus Schwaben III S. 17 (K. Baumann), Funde in Mannheim.

schwarze, geglättete Urne etwa der Form Koenen T. X. 10 (aber mit wagrechtem Rande) und eine graue Urne mit schwarzen Bändern etwa der Form Koenen T. X. 22 mit Schrägrand, ebenso ein Krügchen und Napf, die sämtlich mit dem Schachbrettmuster, wenn auch in weniger sorgfältiger Weise, verziert sind. Nach den sonstigen Thongefässen und einer Charnierfibel beginnt das Gräberfeld mit dem Ende des I. Jahrhunderts. Von Dossenheim an der Bergstrasse besitzt das Mannheimer Museum eine schwarze Urne ähnlich Koenen T. XVI. 8 mit halbkreisförmig aufgesetzter, weisser Schlickverzierung und ein ganz ähnliches Gefäss aus einem Grabe bei Mainz. Auch in Heidelberg-Neuenheim sind henkellose, aus Spät-La Tèneformen entstandene Krügchen mit jener Verzierung gefunden; sie zeigen einen schlechten schwarzen Überzug. Eine Scherbe aus einer Villa des Neckarhügellandes ist schon oben erwähnt, weitere Bruchstücke sind verzeichnet bei E. Wagner, Veröffentl. d. Karlsruher Sammlungen und des Altertumsvereins II T. IV von Wössingen. Fundstücke mit gleicher Verzierung lieferte auch eine villa in der Nähe von Neckarzimmern (vgl. Westd. Ztschr. XV. S. 9 f.): eine schmutzig gelbe Urne der Form Koenen T. X. 3, nur etwas plumper und mit wulstigem Schrägrand, und einen ziemlich grossen Krug von rotem Thon mit weissem Überzug. Auf derartigen Krügen scheint sich jenes Ornament besonders lange gehalten zu haben, denn ich fand sie in zahlreichen Bauten des badischen Limesgebietes, auch aus jüngerer Zeit. An der äusseren Linie ist eine schwarze, schlecht gefirnisste Scherbe aus Osterburken (Mus. Karlsruhe), eine Scherbe aus Öhringen (Kastell Öhringen S. 24 T. IV C[*]), sowie ein kleiner, schmutzig grauer Topf in Jagsthausen (Sammlung im Schloss) zu erwähnen, die alle jene (wenn auch weniger sorgfältig gearbeitete) Verzierung haben. Diese Beispiele, namentlich aber die drei Stücke von der vorderen Limeslinie, zeigen deutlich, dass die Gefässe mit Schachbrettornament sich wenigstens in Süddeutschland länger gehalten haben, als für ihre eigentliche Heimat, die Rheinlande, meist angenommen wird. Doch sind auch aus den Rheinlanden eine Anzahl Funde bekannt, die für jene Gegenden ein längeres Bestehen dieses Typus wahrscheinlich machen (vgl. Hettner, zur römischen Keramik in Gallien und Germanien S. 172 f., Koenen, Gefässkunde S. 76, 151). Die spätere Zeit giebt sich natürlich durch Veränderungen der Form kund. Die älteren Urnen der badischen Rheinebene kommen den älteren rheinischen noch ziemlich nahe an Schlankheit der Form, der eigentümlichen Glättung, der bläulich schwarzen Färbung etc., die späteren Urnen werden dagegen immer mehr bauchig und nähern sich den Formen der anto-

ninischen Zeit. Dieser Wechsel lässt sich deutlich auch an den Randprofilen verfolgen: die älteren sind schräg und gegen das Ende oft etwas zugespitzt, allmählich werden sie aber mehr horizontal, schräg wulstig oder leicht eingedällt. Auch die Technik wird immer schlechter und die Verzierung roher, die Glättung begegnet seltener und die Schwärzung geschieht oft durch einen schlecht anhaftenden Firniss. Die Neckarburkener Stücke gehören noch nicht zu den spätesten Erscheinungen dieser Art, doch werden sie ganz in das Ende des I. Jahrhunderts oder in den Anfang des II. Jahrhunderts zu setzen sein.

Auf gleicher Entwicklungsstufe stehen die aus einem Keller stammenden Funde eines Meierhofes bei Neckarzimmern: eine schmutzig gelbe Urne wie Koenen T. X. 1, auch mit ähnlicher Verzierung, aber etwas plumper (mit wulstigem Schrägrand), ferner mehrere Urnen, deren Formen schon mehr denen der antoninischen Zeit gleichen, mit wulstigem Schrägrande oder eingedälltem Rande, der aber noch nicht herzförmigen Querschnitt zeigt, ferner eine ziemlich gut erhaltene sigillata-Schale und verschiedene Scherben. Sie beweisen, dass auch in diesem Gebiete die Meierhöfe den militärischen Anlagen auf dem Fusse folgten, wahrscheinlich gleichfalls vielfach von Veteranen angelegt, da auch in einer Villa bei Neckarmühlbach und Oedheim Militärziegel zur Verwendung kamen.

Nicht ohne Interesse sind auch die Gefässreste aus einem Häuschen bei Duttenberg a. d. Jagst[1]; es liegt wenige Schritte vom Beginn der römischen Jagstbrücke entfernt, unmittelbar am Kolonnenweg und dürfte wohl aus der ersten Zeit der Erstellung dieser Linie herrühren. Die ältesten Gefässformen stimmen vollständig überein mit den oben beschriebenen aus einem Kellerchen bei Wiesloch, das an der im Jahre 100 von Trajan angelegten Bergstrasse liegt. Das Scherbenmaterial von Oberscheidenthal (O. R. L. Nr. 52) ist zwar etwas dürftiger, führt aber zu den gleichen Ergebnissen wie das von Neckarburken. Terra sigillata und terra nigra vespasianischer oder domitianischer Zeit fehlt vollständig. Die ältesten Randprofile der Urnen (vgl. Taf. I Fig. 6) stimmen mit den besprochenen ältesten Typen von Neckarburken überein. Das gleiche gilt von den zahlreichen Ziegelstempeln der VIII. Legion (vgl. auch Kastell Wahlheim Taf. III. 23, 24).

Die Thonware der kleinen Odenwaldkastelle (Schlossau, Hesselbach, Würzberg etc.) gehört im wesentlichen späterer Zeit an, da die meisten oder alle derselben erst unter Antoninus Pius erbaut wurden, wie die

1) Vgl. Fundber. a. Schwaben V. S. 30 f.

Bauinschriften des Ostkastells von Neckarburken und des Kastellchens bei Trienz zeigen. In dem Kastellchen Hainhaus (O. R. L. Nr. 47, F. Kofler) fand sich allerdings „ein sehr interessantes Randstück einer frühzeitigen Urne aus terra nigra, innen hellgrau, aussen graublau, an der noch ein kleiner Rest der bekannten schachbrettartigen Verzierung erhalten ist“ (Taf. 1 Fig. 14). Es stimmt durchaus mit den erwähnten ältesten Scherben von Neckarburken überein und giebt, da das ausgegrabene Kastellchen nach der Analogie von Neckarburken-Ost wohl antoninisch ist, vielleicht einen Fingerzeig, dass beim Hainhaus ausser diesem antoninischen Numeruskastell noch eine ältere Befestigung anzunehmen ist. Die weite Entfernung von Oberscheidenthal bis Wörth verlangte auch in der mit Zwischenkastellen in dieser Gegend etwas sparsameren vorantoninischen Zeit wohl noch 1—2 Stationen [1]).

Das Resultat, zu dem die Durchmusterung der keramischen Funde führte, dass die Kastelle von Cannstatt bis Wörth erst ganz am Ende des I. oder Anfang des II. Jahrhunderts, also wohl unter Trajan, angelegt wurden, wird auch durch die eigenartige Konstruktion der älteren Wachtürme dieser Linie bestätigt. Nur auf dieser Linie finden sich nämlich Türme aus Trockenmauerwerk mit ausgesparten Ecken, in welchen die Eckpfosten eines Holzgerüstes eingefügt waren [2]), während am rätischen Limes, im Taunus und am Rhein für die älteste Periode nur Blockhäuser oder Holztürme ohne Trockenmauer nachgewiesen sind. Da sich aber für den rätischen und rheinischen Limes aus Schriftstellernachrichten und Scherbenfunden erschliessen lässt, dass sie unter Domitian erbaut wurden, ergiebt sich also für den Odenwaldlimes wegen Verschiedenartigkeit bezw. Verbesserung der Turmkonstruktion mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit nachdomitianische Entstehung.

Keine präzisen Anhaltspunkte für Datierung dieser Linie geben die Grabsteine mit Darstellung von Totenmahlen von Obernburg (Westd. Zeitschr. IX Taf. X) und Schlossau (Westd. Zeitschr. XV Taf. 9 Fig. 1), da die ähnlichen Funde von Waldmühlbach (Corrbl. d. Westd. Zeitschr.

---

1) Kofler nimmt im Limesblatt Nr. 19 an, dass genau an der Stelle der späteren Steinkastelle ursprünglich Erdkastelle lagen, deren Barackenschutt sich noch vielfach unter dem späteren Erdwall finde, doch wäre ein genauerer Nachweis wünschenswert.

2) Vgl. Anthes-Soldan, Limesblatt Nr. 17, 125 und Jakobi, Westd. Zeitschr. XIV S. 147 f. Im Taunus kommen allerdings beide Arten von Türmen, die einfachen Holztürme und die mit Trockenmauerfundament versehenen vor. Es hat also hier in nachdomitianischer Zeit im Anschluss an die Errichtung der Main-Neckarlinie auch ein Ausbau oder eine Erneuerung eines Teiles der Taunuslinie stattgefunden.

III n. 146) und Murrhardt (O. R. L. Nr. 44 S. 11) zeigen, dass dieser Typus auch nach Errichtung der vorderen Linie im Dekumatenland noch vorkam, also vielleicht länger als am Rheine, wiewohl er sich schwerlich über die Zeit der Antonine erstreckte [1]).

Die Vorschiebung der Main-Neckargrenze in die Linie Miltenberg-Lorch hat noch in der ersten Hälfte des II. Jahrhunderts, wohl schon unter Hadrian, stattgefunden. Dafür sprechen die bereits erwähnten Gefässreste mit Schachbrettmuster von Osterburken, Jagsthausen, Öhringen und die beiden Totenmahle von Waldmühlbach und Murrhardt. Ferner finden sich unter den Scherben von Osterburken, Öhringen etc. noch ziemlich zahlreich Randprofile von Urnen mit horizontalem [2]) oder aufwärts gebogenem und leicht eingedälltem Rande, welche in der Antoninenzeit immer mehr dem herzförmigen Profile weichen, wie die zahlreichen Scherben des Ostkastells von Neckarburken zeigen (vgl. Taf. V). Auch unter den Töpfernamen lässt sich bereits eine ganze Reihe als vorwiegend der I. Hälfte des II. Jahrhunderts angehörig erweisen. Die älteste datierte Inschrift dieser Linie von Jagsthausen stammt allerdings erst aus der Zeit des Antoninus Pius.

Eine Bestätigung dieser Datierung giebt die jetzt auf der ganzen Linie Miltenberg-Lorch geglückte Auffindung von Holztürmen unter oder neben den jüngeren Steintürmen [3]).. Wenn dabei auffällt, dass diese Türme nur aus Holz bestehen, während die etwas älteren an der Odenwaldlinie bereits auf einem Trockenmauerfundament ruhen, so lässt sich diese Erscheinung vielleicht mit dem guten Sandsteinmaterial des Odenwalds erklären, während an der vorderen Linie meist Kalkstein vorkommt. Da die Holztürme der Odenwaldlinie nach mehreren Inschriften bereits unter Antoninus Pius durch massive steinerne Türme ersetzt wurden, möchte man diesen Zeitpunkt auch für die Errichtung der Steintürme der vorderen Linie annehmen, indessen lassen die in diesen Türmen gemachten Scherbenfunde, soweit sie mir bekannt sind, auch eine Ansetzung unter Marc Aurel und selbst noch unter Commodus zu. Vielleicht ist es kein Zufall, dass in der untersten Kulturschicht eines Stein-

---

1) Vgl. d. Untersuchungen Hammerans, Westd. Zeitschr. IX. S. 190.

2) Bei den geradlinigen Randprofilen ist zu unterscheiden, ob sie Urnen oder sog. Kumpen (Näpfen) angehören. Die der ersteren verschwinden im allgemeinen mit der Antoninenzeit, die der letzteren halten sich noch lange, wie die zahlreichen Funde von Neckarburken-Ost und aus dem Anbau des Kastells Osterburken zeigen. Die Angabe „geradlinige Randprofile“ allein giebt also keinen chronologischen Anhalt.

3) Vgl. Limesblatt Nr. 19 S. 534 f. (Schumacher) und Nr. 26 S. 740 f. (Sixt).

turms bei Osterburken eine Commodusmünze gefunden wurde. Der genaue Vergleich der Scherbenfunde von verschiedenen Strecken dürfte wohl auch hierüber noch sichereren Aufschluss bringen.

Dass unter Commodus an der vorderen Linie wieder gebaut wurde, zeigen mehrere Inschriften des Kastell-Anbaus von Osterburken (Limesbl. Nr. 24 S. 667), welche diesen in die Jahre 185—192 datieren. Es kann diese Erweiterung des Kastelles auf lokalen Vorgängen beruhen, ebensowohl aber auch mit einer allgemeineren Truppenverschiebung zusammenhängen. Ein eigentümliches Zusammentreffen ist es jedenfalls, dass die Scherben und Münzen des Ost- oder Numeruskastells Neckarburken mit dem Ende des II. Jahrhunderts aufhören, wie ich Kastell Neckarburken S. 33 namentlich durch Vergleich mit den Scherben des datierten Anbaus von Osterburken nachgewiesen habe, und dass auch in den anderen kleinen Odenwaldkastellen keine späteren Funde vorkommen [1]. Es wird dies schwerlich Zufall sein, lässt sich vielmehr am besten damit erklären, dass die Brittonen um diese Zeit an die vordere Linie vorgezogen wurden, wo sie für verschiedene Kastelle (Miltenberg, Öhringen, Welzheim) inschriftlich bezeugt sind. Klarheit darüber werden wir erhalten, wenn es gelingt, für Öhringen und Welzheim die ungefähre Erbauungszeit der dortigen jüngeren Kastelle aus den Gefässresten festzustellen. Doch hatte ich bis jetzt keine Gelegenheit, diese Scherben daraufhin anzusehen.

Wie lange der Limes in unserer Gegend dem Andrange der Germanen Stand gehalten hat, wissen wir noch nicht genau, doch scheint bald nach der Mitte des dritten Jahrhunderts eine Unterbrechung eingetreten zu sein, wie namentlich die Münzen und Fibeln erkennen lassen (vgl. Kastell Osterburken S. 5 und S. 34). Wenn späterhin die römischen Münzfunde sich wieder mehren, so kann dies mit vereinzelten, auch litterarisch überlieferten Vorstössen der Römer zusammenhängen. Herzog vermutet sogar (Limesblatt 18 S. 513), dass die Umwallung von Rottenburg erst aus dem Ende des III. Jahrhunderts stammt nnd dass damals vielleicht zugleich mit der Befestigung der Rheinlinie von Basel bis zum Bodensee auch der obere Neckar wieder besetzt wurde. Auch hierüber wird das Scherbenmaterial noch manchen Aufschluss geben können.

---

1) Abgesehen von einzelnen, nichts beweisenden Münzen, die von bürgerlichen Niederlassungen herrühren können. Ueberhaupt sind die Funde in diesen kleinen Odenwaldkastellen im Vergleich zu ihrer oft noch recht guten Erhaltung ziemlich dürftig und machen nicht den Eindruck längerer Besetzung.

Ich hoffe, dass unsere Darlegungen gezeigt haben, eine wie wichtige Ergänzung unseres litterarischen und epigraphischen Materials die Gefässreste bilden. Vereinzelte Scherben beweisen natürlich im allgemeinen auch nicht viel mehr wie vereinzelte Münzen, in grösserer Menge aber und namentlich von auseinanderliegenden Stellen gesammelt, vermögen sie uns oft ein zuverlässiges Bild der geschichtlichen Entwicklung des betreffenden Ortes zu geben. Mögen sie deshalb allenthalben bei Ausgrabungen und Gelegenheitsfunden die gebührende Aufmerksamkeit finden und nicht wegen ihrer Unscheinbarkeit auf die Seite geworfen werden.

Zur Chronologie des Bakchylides.

Von

Anton Baumstark.

Die neugefundenen Gedichte des Bakchylides sind naturgemäss in erster Linie ein Gegenstand textkritischer Bearbeitung. Daneben bieten sie der Erforschung der *μέτρα* und der *μῦθοι*, in der die alte *γραμματική* das fundamentale Geschäft des Erklärers poetischer Texte sah, einen reichen Stoff. Endlich wird auch zur ästhetischen Würdigung des wiedererstandenen hellenischen Sängers noch manches Wort hin und her gesprochen werden. Schon haben sich ja, Gott Lob, gegen eine frostige Ueberkritik, die jede warme Herzensfreude an der *μελίγλωσσος Κηΐα ἀηδών* im Keime zu ersticken drohte, bemerkenswerte Stimmen aufrichtiger und liebevoller Anerkennung erhoben [1]).

An keine dieser Hauptaufgaben der werdenden Bakchylides-„Philologie" wagen sich die folgenden Blätter. Sie bescheiden sich, das junge Geschenk der aegyptischen Erde unter dem Gesichtspunkte der Frage zu behandeln, ob irgend etwas und was wir aus ihm für die Chronologie des Dichters und seiner Gedichte lernen können. Wir müssen uns allerdings von vornherein auf einen sehr geringen positiven Ertrag der Erwägungen gefasst machen, die sich nach dieser Richtung hin anstellen lassen. Die Worte des Dichters enthalten keine — uns verständlichen — Anspielungen auf Ereignisse der Zeitgeschichte. Das unschätzbare Hilfsmittel, das ihm hier und dort ein paar Brocken auf das *ὑπόμνημα* des Didymos zurückgehender Scholiastenweisheit sein würden, muss der Erklärer des Bakchylides entbehren — in einer Art zum Glück, damit wir's wieder einmal recht tief empfinden, was wir

1) Vgl. Blass, *Praefatio* S. XVI ff. Inama, *Rendiconti del R. Ist. Lomb. di sc. e lett. Ser.* II vol. XXXI S. 20. Jurenka S. VIII—XIV seiner Ausgabe, etwa. auch Weil, *Journal des Savants* 1898, 13 und T. R(einach), *Revue des ét. gr* XI, no. 41, 20.

an dem letzten Nachhall antiker Gelehrsamkeit doch immer haben verglichen mit aller selbstgefälligen Schlauheit der Neueren. Die Ansätze der Chronographie endlich bedürfen, wie es ja die Regel ist, weit mehr der Aufklärung durch die Texte, als dass sie uns über die Texte aufklärten. Aber schon die Grenzen unseres Wissens abzustecken, so enge sie sein mögen, hat seinen eigenen Reiz und seinen eigenen Wert. Est quaedam etiam nesciendi ars. — Ja, selbst wo uns die Erkenntnis von Thatsachen bereits versagt ist, mag es noch nicht nutzlos sein, wenigstens die Möglichkeiten zu überdenken.

Wir beginnen mit der „Ueberlieferung“, mit den drei *ἀκμαί*-Daten des Eusebios.

Der früheste Ansatz, auf Ol. 78[1]) —, 1 nach Hieronymus, 2 nach der armenischen Uebersetzung — ist in der Hauptsache heute vollkommen durchsichtig. Er beruht auf Gedicht III, das den olympischen Wagensieg Hierons feiert. Dieser fällt in Ol. 78, 1. Im darauf folgenden Jahre starb Hieron. Möglich, dass einfach der letzte und zugleich der conventionellen Wertschätzung nach glänzendste Sieg des königlichen Gönners der Datierung des Clienten zur Grundlage diente. Möglich auch, dass es das Todesjahr Hierons war, in das man die *ἀκμή* des Bakchylides setzte. An den vom Schatten der ewigen Nacht schon Berührten wendet sich ja des Sängers Lied. Den mit Gewalt am Leben Hängenden, dessen stolzes, von tückischer Hoffnung betrogenes Herz sich gegen das allgemeine Menschenloos aufbäumt, soll es trösten, eine Antwort geben auf die schmerzliche Frage, die sich in der Seele des von qualvoller Krankheit gepeinigten treuen Verehrers der Götter regen mochte: *ὑπέρβιε δαῖμον, ποῦ θεῶν ἐστιν χάρις*; Die Kroisosgeschichte mit ihrem lauten Preis des göttlichen Erbarmens, das noch keinen Frommen je ganz im Stiche liess, und ihrer versteckten Hindeutung auf die heroischen Ehren, die im Tode den Herrn von Syrakus erwarteten, wie sie nach Diodoros XI 53, 2 dem Herrn von Akragas thatsächlich zu Teil wurden, Apollons ernste Mahnung (v. 78 ff.):

---

1) Ein Abklatsch dieses Ansatzes ist es, wenn Suidas sagt (I 550): *ὁ δε* (nämlich *Διαγόρας*) *καὶ τῇ λυρικῇ ἐπέθετο, τοῖς χρόνοις ὢν κατὰ* (corr. Bernhardy aus *μετὰ*) *Πίνδαρον καὶ Βακχυλίδην, Μελανιππίδου δὲ πρεσβύτερος, ἤκμαζε τοίνυν οη' ὀλυμπιάδι.* Die Zeitbestimmung nach Olympias 78 hat sogar womöglich erst Hesychios Illustrios aus seinem Eusebios beigefügt. Auch das quid pro quo des *Chronicon Paschale* S. 304 ist aus diesem Ansatz entstanden. Das lehrt die Nachbarschaft der Angabe *Ἡρόδοτος ἱστοριογράφος ἐγνωρίζετο*, die gleichfalls aus Ol. 78 nach Ol. 74 verschlagen ist. Vgl. *Eusebii chronic. libri duo ed.* Schöne II 102 f.

θνατὸν εὖντα χρὴ διδύμους ἀέξειν
γνώμας ὅτι τ'αὔριον ὄψεαι μοῦνον ἁλίου φάος
χὤτι πεντήκοντ' ἔτεα ζωὰν βαθύπλουτον τελεῖς

und die an sie geknüpften Betrachtungen, die emphatische Versicherung (v. 92 f.): Ἱέρων, σὺ δ'ὄλβου κάλλιστ' ἐπεδ⟨είξ⟩αο θνατοῖς ἄνθεα, — das alles lässt über die Absicht des Dichters keinen Zweifel. Es wäre sehr wohl denkbar, dass diese Absicht irgendwo in der späteren Litteratur eine Art novellistischen Spiegelbildes gefunden hätte, an das sich dann die chronologische Bestimmung anknüpfen konnte. Schon die Thatsache, dass der Papyrus d. h. die alexandrinische διόρθωσις gerade das jüngste Gedicht an die Spitze der drei Hieronoden stellte, giebt zu denken und ist vielleicht aus einer besonderen litterarischen Celebrität dieses Poëms zu erklären. Im Dialog des 4. Jahrhunderts haben Hieron und der Kreis von Dichtern und Schöngeistern, denen sein Hof eine zweite Heimat gewährte, eine gewisse Rolle gespielt.[1]) Wäre es unwahrscheinlich, dass in dieser Sphäre irgend einer den Leser auch an das Schmerzenslager des Totkranken geführt und gleichzeitig — der Himmel weiss, in welchem Zusammenhange — des letzten Liedes gedacht hätte, das ihm einer seiner poetischen Lobredner widmen durfte? — Die Behandlung, die der ἐπίνικος des Simonides auf Skopas im platonischen Protagoras findet, war gewiss nicht das einzige Beispiel von Bezugnahme auf die lyrische Dichtung in einem Dialog. Wenn sie, was man für wahrscheinlich halten mag, das erste war, so ist sie doch sicher nicht das letzte geblieben. Συμπόσιον und ἀπολογία Xenophons und noch manches Andere lässt erkennen, wie man die Treffer platonischer Kunst zu kopieren suchte.[2])

Die zweite Angabe des Eusebios setzte Bakchylides in Ol. 82, 2 zusammen mit Telesilla, Praxilla und Kleobulina. Von vornherein wahrscheinlich ist es, dass zwei dieser Dichterinnen nur um der dritten Willen gerade in dieses Jahr gesetzt wurden. Welches ist Diejenige, auf die der Ansatz ursprünglich zielt? — Kleobulina d. h. die πατρόθεν genannte Eumetis, die Tochter des Kleobulos aus

1) Vgl. Hirzel, *Dialog* I 170 und mit Bezug auf Bakchylides Crusius bei Pauly-Wissowa II 2794. Ergänzend verweise ich auf Stellen wie Cicero de nat. deor. I 22, 60 (Hieron und Simonides), Athen. XIV 656 c (dieselben bei einem δεῖπνον), Plutarch apophtegm. reg. et imper. Hieron 4 (H. und Xenophanes von Kolophon). Vielleicht nehmen sogar schon Aristoteles περὶ ῥητορικῆς II 16 und Ps.-Platon ep. II (an Dionysios) 311 a auf diese Litteraturschicht Bezug.

2) Vgl. das Verhältnis der Anterastai zum Charmides oder des Theages zum Laches, in gewissem Sinn etwa auch das des Kleitophon zum „Staate."

Lindos, der unter die *ἑπτὰ σοφοί* gezählt wurde, und dem das 5. Jahrhundert das Epigramm auf der Grabstele des Midas zuschrieb,[1]) gehört in eine weit ältere Zeit. Daran kann gar nicht gezweifelt werden. Die Sikyonierin Praxilla aber scheint den — allerdings dürftigen — Resten ihrer Dichtungen nach frühestens ins 4. Jahrhundert gehören zu können.[2]) So bleibt neben Bakchylides als ernsthaft zu nehmende Prätendentin für die *ἀκμή* in der Mitte des 5. Jahrhunderts Telesilla übrig und sie mag in der That eine jüngere Zeitgenossin des Keërs gewesen sein. Denn was Pausanias II 20, 8, Plutarchos *γυναικῶν ἀρεταί* 8 und Polyainos VIII 22 von der Heldenrolle zu berichten wissen, die sie im spartanisch-argeïschen Kriege des Kleomenes gespielt hätte, ist schon darum sehr verdächtig, weil Herodotos VI 76 ff. davon noch nichts weiss. Aber selbst gesetzt den Fall, es habe in Argos eine Ueberlieferung gegeben, der zu Folge in den Kämpfen mit Sparta die Frauen unter Führung einer Telesilla die Verteidigung der Stadt übernommen hätten, und gesetzt den Fall, dieser Ueberlieferung habe eine historische Thatsache zu Grunde gelegen, — immer war die Gleichsetzung der Heldin jenes Kriegsabenteuers mit der Dichterin gewiss eine junge Combination. Wer möchte dafür bürgen, dass sie, ins Blaue hinein ratend, das Richtige getroffen habe? — Und jetzt eröffnen die neuen Gedichte wieder eine interessante Perspektive, allerdings nur mittelbar, so fern sie einen Irrtum bezüglich der politischen Gesinnung des Bakchylides unmöglich machen, der früher nahe genug lag. Plutarchos *περὶ φυγῆς* 14 berichtet bekanntlich, dass Bakchylides, aus der Heimat verbannt, in der Peloponnes gelebt und gedichtet habe. Er berichtet eine zweifellose Thatsache. Denn, wie die Bemerkung lehrt, dass die Musen gleich anderen auch dem keïschen Dichter gerade *τὰ κάλλιστα τῶν συνταγμάτων* . . . . . *φυγὴν λαβοῦσαι σύνεργον ἐπετέλεσαν*, hing die Tradition von seiner Verbannung mit einem bestimmten und zwar einem von der ästhetischen *κρίσις* besonders geschätzten Gedichte des Bakchylides zusammen, in dem dieser sich als aus dem Vaterlande verwiesen und in der Peloponnes

---

1) Das ist gesichert durch Simonides frgm. 57: *τίς κεν αἰνήσειε νόῳ πίσυνος Λίνδου ναέταν Κλεόβουλον* u. s. w.

2) Der *Adonis* (frgm. 2) war ein hexametrisches *ἐπύλλιον* ganz in der Art der Alexandriner. Das Gleiche hat vielleicht von *Achilleus* (frgm. 1) zu gelten, wo *τὸν* für *τέον* höchst wahrscheinlich ist. Die Citationsweise Hephaistions *ἐν διθυράμβοις ἐν ᾠδῇ ἐπιγραφομένῃ Ἀ.* stünde nicht im Wege, wäre aber freilich interessant. Auch der Klang der *παροίνια* ist jung, besonders in dem frgm. 3 (in Asklepiadeen). Allerdings giebt andererseits auch das vorsichtige *ἐκ τῶν εἰς Πράξιλλαν ἀναφερομένων* in *schol. Rav. Aristoph. Thesmoph.* 529 zu denken.

lebend einführte, — etwa einer Dichtung zum Preise seiner neuen Heimat, in welcher der Verbannte deren gastfreundlichen Sinn erheben mochte, den er selbst erfahren habe. Weshalb aber hatte der Dichter Keos verlassen müssen? Die Insel war ein treues Mitglied des attischen Bundes. Wer, von ihr vertrieben, in der Peloponnes ein Asyl suchte, konnte sein Schicksal durch *λακωνισμός* verdient zu haben scheinen und wirklich hat Wilamowitz vor Jahren[1]) den Schluss gezogen, der Dichter sei ein Feind Athens gewesen. Heute wissen wir, dass dieser Schluss falsch ist. In Gedicht XVII (XVI, Blass) erscheint Bakchylides als der eigentliche *προφάτας* der philathenischen Gesinnung seiner Heimat. Ein Glanzpunkt in der Kretafahrt des attischen Nationalhelden ist es, wovon die *χοροὶ Κηΐων* zum Preise des Apollon — vielleicht bei seinem Tempel in Karthaia an dem dort begangenen Fest der Pythien[2]) — singen. Gedicht X (IX) feiert einen athenischen Sieger. Gedicht XII (XIII) gedenkt v. 160 ff. (193 ff.) der Verdienste Athens als Erzieherin zu athletischer Tüchtigkeit. Gedicht XIX (XVIII) endlich ist geradezu für Athen gedichtet und nicht mit innerem Widerstreben: das lehrt die herzliche Wärme, mit der von den *πολυήρατοι ὄλβιαι Ἀθᾶναι* gesprochen wird, denen ein besonders herrliches Gewebe des Lieds gebühre. Was immer es sei, das den Dichter von der Heimatinsel vertrieb, nicht, weil er ein Feind, sondern obgleich er ein Freund Athens war, hat er sie verlassen. Der *φιλαθήναιος* aber, der als Verbannter im zweiten Drittel des 5. Jahrhunderts in der Peloponnes eine Zufluchtsstätte suchte, kann sie füglich nur in Argos gefunden haben, — in der Stadt der Telesilla. Lag hier etwa der Ausgangspunkt für die chronologische Verbindung des Dichters und der Dichterin? Liess man die Argiverin Telesilla den Unterricht des in ihrer Vaterstadt als Verbannter weilenden Bakchylides geniessen, wie man die Thebanerinnen Korinna und Myrtis zu Lehrerinnen ihres grossen Landsmannes Pindaros machte?

Freilich eine zweifelnde Frage ist wieder das Aeusserste, bis zu dem wir kommen. Vollends mit dem dritten Ansatze auf Ol. 87, 3 ist gar nichts anzufangen. Er geht wie der erste auf Bakchylides allein und immerhin möglich ist es ja, dass hinter der angeblichen *ἀκμή* das Todesjahr versteckt ist. Aber es ist gewiss nicht wahrscheinlich.

---

1) *Hermes* XX, 68 f.

2) Vgl. Athen. X 456 f. Antonin. Liber. 1. Pridik, *De Cei insulae rebus.* 124 f. 133. Auch an Vortrag durch einen keïschen Chor auf Delos liesse sich besonders wegen der Epiklese *Δάλιε* denken. Vgl. den *Ἀριστοπείθης Ἐρασικλείους χορηγήσας παισὶν εἰς Δῆλον* in der Inschrift Pridik 14 Ab 34 f., a. a. O. 87, 124.

Gedicht V — nächst dem ersten Theseuslied entschieden die Perle des Papyrus — geht, wie wir sehen werden, auf einen Sieg in Ol. 76; es könnte spätestens auch auf einen solchen in Ol. 77 bezogen werden. Gleichviel! Nach dem was der Muse des Bakchylides überhaupt zu erreichen vergönnt war, ist das nicht die Arbeit eines Anfängers. Und wem — mit Recht — ästhetische Beurteilung eine schlechte Grundlage für chronologische Folgerungen zu sein scheint, der lese v. 9 ff.

ἦ σὺν χαρίτεσσι βαθυζώνοις ὑφάνας ὕμνον ἀπὸ ζαθέας
νάσου ξένος ὑμετέραν πέμ- πει κλεεννὰν ἐς πόλιν.

Wollte man auch ἀπὸ ζαθέας νάσου ξένος mit einander verbinden, immer würde doch πέμπει jeder anderen Erklärung unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen als der einfachsten und einzig natürlichen, dass der Dichter das Lied von anderswoher nach Syrakus sendet, dass er sich nicht am Hofe Hierons aufhielt, als er es dichtete, und doch war er bereits ξένος dieses Hofes. Er ist nicht unter der Schaar derer gewesen, von denen Pindaros Ol. 76 oder 77 sang (Olymp. I 16 f.):

οἷα παίζομεν φίλαν
ἄνδρες ἀμφὶ θαμὰ τραπέζαν.

Aber er hatte schon früher die Gastfreundschaft des sikelischen Herrschers genossen. Wer schon vor 476, spätestens vor 472 in die engsten Beziehungen zum glänzendsten Fürstensitze in Hellas getreten war und erst 431 gestorben wäre, der hätte ein gutes Recht in den Listen der μακρόβιοι zu figurieren, an denen die Curiositätenkrämerei griechischer Spätzeit ihr kindliches Vergnügen hatte. Aber Bakchylides' Name hatte hier keine Stelle. Mag man über argumenta ex silentio noch so geringschätzig denken, hier, wo eine Lieblingsspielerei späterer Halbwissenschaft in Frage kommt, muss das vollständige Schweigen der Ueberlieferung uns wenigstens vorsichtig machen.

Von den chronographischen Ansätzen wenden wir uns zu den Gedichten selbst. Unter ihnen sind nur vier, die unmittelbar — oder, richtiger gesagt, durch Vermittelung des Pindaros und seiner alten Erklärer — eine Datierung zulassen, die Pytheasode XIII (XII) und die Hieronoden III—V.

Der von Bakchylides verherrlichte Sieg des Pytheas aus Aigina im παγκράτιον zu Nemea hat auch durch Pindaros in *Nem.* V eine dichterische Verklärung gefunden. Nach der conventionellen Chronologie der pindarischen Gedichte könnte er spätestens der nemeïschen Feier von Ol. 74, 2 = 483 angehören. Denn — so pflegt man zu

rechnen — auf den nemeïschen Sieg des Pytheas folgten zwei isthmische Siege seines jüngeren Bruders Phylaikidas, von Pindaros *Isthm.* V und VI besungen, von denen erst der zweite frühestens bei der nächsten isthmischen Feier nach der Schlacht bei Salamis d. h. Ol. 75, 2 = 479 errungen sein kann, weil nur das auf ihn bezügliche Lied *Isthm.* V v. 48 ff. dieser Schlacht rühmend gedenkt. Das Missliche einer solchen mehr bequemen als bestechenden Logik fällt in die Augen. Ich muss gestehen, dass mir weit eher die neuerdings durch Blass[1]) vertretene Ansicht plausibel erscheint, es sei ganz im Gegenteil mit Rücksicht darauf, dass der *μέγιστος πόλεμος* zwischen Athen und Aigina nach Herodotos VII 145 erst unmittelbar vor dem Einbruch des Xerxes in Hellas durch die gemeinsame Gefahr aller erstickt wurde, schon der Sieg des Pytheas. zu dem der junge Aiginete durch einen athenischen Lehrer ausgebildet wurde, nach 480 zu setzen. Mag es selbst denkbar erscheinen, dass noch vor Beendigung des Kriegszustandes jener Unterricht stattgefunden oder doch begonnen habe, schlechthin unglaublich ist es, dass während der Dauer offener Feindseligkeiten zwischen beiden Staaten in Aigina das Lob gesungen worden sei, das sowohl Pindaros v. 49 als auch Bakchylides v. 160 (193) ff. der Stadt der Athene spendet. Zu mehr als einem ungefähren Ansatze kommen wir freilich bei der einen wie bei der anderen Erwägung nicht.

Auf bestimmte Jahre lassen sich dagegen die Gedichte für Hieron fixieren, obwohl Einmütigkeit in der chronologischen Behandlung selbst dieser vorläufig nicht zu erwarten ist. Ueber jeden Zweifel erhaben ist auch hier nur das bereits als Ausgangspunkt weitergehender Vermutungen benützte Datum des III. Gedichtes, Ol. 78.

Schon die Datierung von V stösst auf Schwierigkeiten: Hieron hat in Olympia dreimal gesiegt,

τεθρίππῳ μὲν ἅπαξ, μουνοκέλητι δὲ δίς.

Das ist gesichert durch das von Pausanias VIII 42, 9 erhaltene Epigramm des Siegesdenkmals, das nach dem *ἅρματι*-Siege Ol. 78 die Meisterhand des Onatas und Kalamis für den inzwischen aus dem Leben abgerufenen Fürsten schuf. Die beiden *κέλητι*-Siege werden in den Scholien zu *Olymp.* I. auf Ol. 73 und 77 fixiert. Auf den ersten derselben bezog die antike Erklärung das von Aristophanes an die Spitze der pindarischen *ἐπίνικοι* gestellte Lied. Dass hier etwas nicht richtig ist, hat man von jeher sehen müssen. *Olymp.* I feiert den König

1) *Praefatio* S. LIV f.

Hieron, ist also erst nach Ol. 75,3 entstanden, in welchem Jahre, wie wir durch Diodoros XI 38 d. h. Timaios wissen, Hieron seinem Bruder Gelon in der Herrschaft folgte. Zwei Wege lassen sich einschlagen, um aus der Zwickmühle der Pseudoüberlieferung heraus zu kommen, und beide sind in der That eingeschlagen worden. Entweder man hält an dem Datum Ol. 73 für Hierons ersten olympischen Sieg fest, bezieht aber *Olymp.* I auf den zweiten in Ol. 77, oder man lässt die Verbindung von *Olymp.* I mit dem ersten Siege unangetastet, ändert dagegen das Datum dieses Sieges, indem man mit OF für *ογ'* herstellt *ος'*, so dass die olympischen Siege des syrakusanischen Fürsten auf drei Olympienfeiern unmittelbar nacheinander fallen, Ol. 76, 77, 78. Was ist das Richtige? — Ich dächte, wir sollten keinen Augenblick schwanken. Wer Ol. 76 für Ol. 73 setzt, der verbessert einen Abschreiberfehler, der Art sich Tausende und mehr finden. Wer *Olymp.* I auf Ol. 77 verschiebt, der zeiht die alexandrinische Philologie einer unverantwortlichen Dummheit oder eines unverantwortlichen Leichtsinns. Denn soviel, als heute ein Student im ersten Semester, hätte auch ein Aristophanes oder Didymos noch sehen sollen: dass Ol. 73 für das von ihnen als *κάλλιστον τῶν ᾀσμάτων ἁπάντων*[1]) eingeschätzte Werk des grössten hellenischen Lyrikers ein um rund 10 Jahre zu früher Ansatz ist. Entweder irgend ein librarius hat sich in einer Zahl verschrieben oder die antike Erklärung der pindarischen Gedichte ist keine Bohne wert. — Die Wahl kann nicht schwer fallen, um so weniger als auch inhaltlich *Olymp.* I selbst für Ol. 77 übel passen würde. Ol. 76, 1 gründete nach Diodoros XI 49 Hieron Aitna. Es war kein Ereignis von alltäglicher Bedeutung, als die dorische Tyrannis ihre Hand auf Katane legte, die Stadt der jonischen Chalkidier, die aus der Heimat nach Leontinoi verpflanzt wurden, und man empfand es auch nicht als ein solches. Aischylos und, wie es scheint, noch ein zweiter Dichter brachte in einer Tragödie der neuen Gründung seine Glückwünsche dar[2]). Hieron selbst liess sich, um sie zu ehren, noch lange Jahre nachher in Delphoi an heiliger Stätte als aitnaischen Bürger bezeichnen und damals verfehlte auch Pindaros nicht die Schöpfung des Königs durch *Pyth.* I im Liede zu erheben — 470 wie sich zeigen wird. Zwei Jahre früher

1) Vgl. Lucian. Gall. 7.

2) *Αἰτναῖαι* und *Αἰτναῖαι νόθοι.* Vgl. *vita Aeschyli* 8: *ἐλθὼν τοίνυν εἰς Σικελίαν Ἱέρωνος τότε τὴν Αἴτναν κτίζοντος ἐπεδείξατο τὰς Αἰτναίας οἰωνιζόμενος βίον ἀγαθὸν τοῖς συνοικίζουσι τὴν πόλιν.*

sollte er ihrer mit keinem Worte gedacht haben? — So unglaublich es ist, es muss jeder daran glauben, der *Olymp.* I erst auf den Sieg von Ol. 77 bezieht. Und mehr! Ol. 76,3 erfocht Hieron nach Diodoros XI. 51 seinen glänzenden Sieg über die Etrusker bei Kyme. Pindaros müsste die herrlichste Ruhmesthat seines Helden schon zwei Jahre, nachdem sie vollbracht war, totgeschwiegen haben, wenn *Olymp.* I nicht dem ersten olympischen Erfolge Hierons gelten soll. Ist aber das pindarische Gedicht Ol. 76,1 zwischen der olympischen Feier und den Gründungsfestlichkeiten von Aitna-Katane entstanden, so bleibt freilich noch immer die Frage offen, ob das V. Gedicht des Bakchylides gleichfalls auf den ersten oder ob es seinerseits nun auf den zweiten *κέλητι*-Sieg Hierons in Olympia geht.

Bleibt sie wirklich offen? Kaum. Auch Bakchylides erwähnt weder die Gründung von Aitna noch die Schlacht bei Kyme. Selbst wenn man sagen wollte, der jonische Dichter habe kaum Grund gehabt, der dorischen Colonisation auf alt jonischer Landmark zuzujubeln, selbst wenn man den Keër Bakchylides für empfindlicher halten wollte als den Athener Aischylos, das Schweigen über die Rettung des vorgeschobensten hellenischen Postens in Italien vor der Vernichtung durch die *βάρβαροι* bliebe unverständlich. Anderes kommt hinzu. Bakchylides sagt ausdrücklich (v. 40 f.), dass das siegreiche Rennpferd *Φερένικος* bereits früher *Πυθῶνι ἐν ἀγαθέᾳ* gesiegt habe. Er würde einen früheren olympischen Sieg also gewiss auch erwähnt haben. Ein solcher müsste aber angenommen werden, wenn hier der Sieg von Ol. 77 gefeiert sein sollte. Denn, dass *Φερένικος* bereits Ol. 76 in Olympia mit Erfolg lief, bezeugt *Olymp.* I v. 18. Das ist durchschlagend und wir brauchen nicht noch die Frage zu erörtern, ob das Pferd, das spätestens schon 478 in Delphoi gesiegt hatte, füglich noch 472 imstande gewesen wäre, seinem Herrn das *γλαυκὸν Αἰτωλίδος ἄνδημ' ἐλαίας* zu erwerben. Auf die Homonymie zweier verschiedener Pferde wird man sich im Ernst nicht herausreden wollen, und so bleibt es schliesslich gewiss dabei, dass Bakchylides V wie *Olymp.* I auf Hierons ersten olympischen Sieg Ol. 76 geht, mag auch hier und dort vorläufig noch anders gerechnet werden.

Wahrscheinlich wird eine allgemein anerkannte Datierung für Gedicht V sogar noch früher erreicht als für Gedicht IV. Denn bei diesem ragt die unglückliche Frage der Pythiadenzählung in die Chronologie des Bakchylides herein. Freilich im Grunde sollte es nachgerade keine Frage mehr sein, dass die „*correctio*“ Boeckhs ein verfehltes Unternehmen war. Pausanias X 7,3, sagt man, beruht auf der monumen-

talen *ἀναγραφή* der pythischen Siege in Delphoi, und darum stösst man das übereinstimmende Zeugnis der Pindarexegese und der Chronographie über den Haufen. Die litterarische Bearbeitung jener *ἀναγραφή* galt nach Diogenes Laërtios V 26 d. h. nach Hermippos[1]) in Alexandreia als ein Werk des Aristoteles, — genau mit ebensoviel Recht und Unrecht natürlich als die Bearbeitung der olympischen *ἀναγραφή* oder der attischen *διδασκαλίαι*. Ein Werk der aristotelischen Schule war sie sicher. Nach den aristotelischen *διδασκαλίαι, νῖκαι Διονυσιακαί* oder, wie immer der genaue Titel des Buches gewesen sein mag, datierte die alexandrinische Philologie die Stücke der Dramatiker. Daran zweifelt niemand. Billigerweise sollte auch niemand daran zweifeln, dass sie nach den aristotelischen *Πυθιονῖκαι* oder *Πυθιονικῶν ἔλεγχοι* die pythischen *ἐπίνικοι* der Lyriker datiert habe[2]). Auf „Aristoteles" geht die Rechnung der Pindarscholien zurück. Nach ihm richtete sich zweifelsohne auch die Chronographie, im 3. Jahrhundert v. Chr. im *Marmor Parium*, wie im 3. Jahrhundert n. Chr. bei Sextus Julius Africanus, dem Eusebios sein Agonistisches verdankt, wie man von der *Ὀλυμπιάδων ἀναγραφή* her weiss. Ist es wahrscheinlicher, dass „Aristoteles" oder dass Pausanias nach dem monumentalen Material arbeitete? Darüber hat man sich zu entscheiden, und die Arbeitsweise des älteren *περίπατος* einerseits, die Arbeitsweise des Pseudo-Reisenden in seiner Studierstube andererseits ist uns genügend bekannt, um die Entscheidung zu einer leichten Sache zu machen. Schon diese litteraturgeschichtliche Erwägung hätte verhindern sollen, dem Periegeten eine Quelle anzusinnen, auf die sich nicht einmal der sonst nicht allzu bescheidene alte Sünder selbst beruft.

Aber auch wer die Sache unter dem historischen Gesichtspunkt der Geschichte des ersten heiligen Krieges betrachtet, muss Pausanias Unrecht geben. Es verlohnt sich kaum mehr der Mühe nach den Ausführungen O. Schroeders[3]) nochmals hierauf zurückzukommen. Gleichwohl mag es mit einigen wenigen Worten geschehen. Die Feier der Pythien war ursprünglich eine ennaëterische; später ist sie eine penteterische geworden. Das Anfangsjahr der jüngeren Penteteris ist das dritte Jahr einer Olympiade, als Anfangsjahr der älteren Ennaëteris haben wir das

1) Vgl. Susemihl, *Aristoteles über die Dichtkunst* S. 17 f. Heitz, *Die verlorenen Schriften des Aristoteles* S. 44—52.

2) Um so weniger als sich auch noch wenigstens drei namentliche Citate erhalten haben: schol. Olymp. II 87. Pyth. VI inscr. Isthm. II inscr.

3) *Philologus* LIII, 716—728.

dritte Jahr einer ungeradzahligen Olympiade zu unterstellen[1]). Die erste schon nach vollendetem vierten Jahre abgehaltene Festfeier muss also in das dritte Jahr einer geradzahligen gefallen sein. Denn naturgemäss vollzog sich der Uebergang von der älteren zur jüngeren Sitte so, dass man bei einer ennaëterischen Feier den Beschluss fasste, zum nächsten grossen Feste sich nicht erst nach acht, sondern schon nach vier Jahren zu versammeln. Nun stimmen in einem Pausanias, die chronographische und die Ueberlieferung der Pindarscholien offenbar überein, darin, dass seit Ol. 49, 3 die Feier eine penteterische war. Die Frage kann nur sein, ob das Fest von Ol. 49, 3 selbst bereits nach dem penteterischen, oder ob es noch nach dem ennaëterischen Cyklus berechnet war. Haben wir das Letztere anzunehmen, so fiel die nächstfrühere Pythienfeier in Ol. 47, 3 und die Feier von Ol. 48, 3, an die Pausanias glauben machen will, gehört ins Land der Fabel. Die im letzten Grunde gewiss auf die aristotelischen *Πυθιονῖκαι* zurückgehende Ueberlieferung in der *ὑπόθεσις Πυθίων* das *Marmor Parium* und Strabon IX 3 § 10, der natürlich nur sich versehen und vom *ἀγὼν στεφανίτης* das berichtet hat, was er vom *χρηματίτης* hätte berichten sollen, kennen eine besonders denkwürdige Pythienfeier vor Ol. 49, 3. Es ist diejenige, welche die Amphiktyonen unter Führung des Thessaliers Eurylochos nach der Eroberung von Kirrha veranstalteten. Sie muss nach dem *Marmor Parium* auf Ol. 47, 2 angesetzt werden. Sie war also eine ausserordentliche, eine *instauratio ludorum*, wie Schröder zweifellos richtig erkannte. Mögen nun die Feiern damals ennaëterische oder penteterische gewesen sein, in jedem Falle war das unmittelbar folgende Jahr dasjenige eines ordentlichen Festes. Also noch im letzten Jahre eines Cyklus, an dessen Anfang die Feier nicht oder doch nicht ungestört und in der dem Gotte willkommenen Weise begangen worden war, erheischte frommer Sinn die Nachholung des Versäumten. Das ist in hohem Grade lehrreich. Nach Schröders einleuchtender Erklärung der zwei sich scheinbar widersprechenden Scholiastenangaben in der *ὑπόθεσις Πυθίων* folgte auf die Eroberung Kirrha's noch ein Guerrillaskrieg von sechsjähriger Dauer (*μετὰ δὲ χρόνον ἑξαετῆ καταγωνισαμένων τῶν μετὰ τοῦ Ἱππίου τοὺς ὑπολελειμμένους τῶν Κιρραίων*) und einige Jahre nach dessen Beendigung (*ὕστερον* verdorben aus *X ἔτεσιν ὕστερον*) der *στεφανίτης ἀγών*. Wer die Worte des Scholiasten aufmerksam liest, erkennt sofort, dass dieser die Siegesfeier des Hippiaskrieges bildete,

---

1) Vgl. A. Mommsen, *Delphika* S. 125. 151.

wie der χρηματίτης von Ol. 47, 2 die Siegesfeier des Eurylochoskrieges. Wenn man mit dieser Siegesfeier bis Ol. 49, 3 = Δαμασίου ἄρχοντος wartete — eine Zeitbestimmung, bezüglich deren wieder alle unsere Quellen mit Einschluss des Pausanias übereinstimmen — dann ist klar, dass es diesmal einer *instauratio ludorum* nicht bedurfte, nicht für die sicher Ol. 47, 3 fällige und nicht für eine in Ol. 48, 3 zu unterstellende Feier. Und doch muss der Guerrillaskrieg, den Hippias beendigte, noch einmal den Frieden des Heiligtums gestört haben. Denn wozu sonst überhaupt die Siegesfeier beim Heiligtum? Nach Ol. 48, 3 kann diese Störung nicht erst stattgefunden haben, denn in diesem oder dem folgenden Jahre — je nachdem man den ἑξαετὴς χρόνος versteht — erreichte der Krieg sein Ende. Hätte sie aber vor Ol. 48, 3 stattgefunden, so hätte das gerettete Heiligtum schon in diesem Jahre seine Dankes- und Siegesfeier zu begehen gehabt, wenn anders in es überhaupt ein pythisches Fest fiel. Die Erzählung, wie sie in der ὑπόθεσις Πυθίων nach Aristoteles vorliegt, hat zur unerlässlichen Voraussetzung, dass dies nicht der Fall, dass erst Ol. 49, 3 die letzte ennaëterische und damit nach unten hin die erste penteterische Feier begangen wurde. Wir müssen sie oder wir müssen die „erste πυθιάς" des Pausanias verwerfen.

Wir müssen das Letztere thun, weil auf der einen Seite schlechterdings nicht ersichtlich ist, wie die Erzählung der ὑπόθεσις hätte entstehen sollen, wenn sie nicht auf gesunder historischer Tradition beruht, und auf der anderen jeder, der nur will, sich überzeugen kann, ja muss, was den Irrtum des Pausanias erklärt. Es ist die Eigentümlichkeit seiner Quellen. Ich beschränke mich darauf es kurz auszusprechen, was mir der Sachverhalt zu sein scheint. Mögen dann andere nachrechnen, wie viele Wahrscheinlichkeit meine Hypothese hat.

Die Darstellung, die der Perieget von der Geschichte des pythischen Festes giebt, lässt deutlich zwei grundverschiedene Stücke unterscheiden. Das eine ist eine Sammlung ausnahmslos undatierter Notizen über sagenhafte Ereignisse aus der frühesten Periode des ἀγὼν μουσικός in Delphoi, von der angeblichen Begründung durch Apollon bis in das Homerisch-Hesiodeische Zeitalter (VII 2. 3). Das andere giebt unter Anführung der jeweiligen ersten Sieger eine auf Pythiaden ausgerechnete chronologische Uebersicht der seit Ol. 49,3 in den ἀγὼν γυμνικός neu aufgenommenen Kampfesformen (VII 6 Ende — 8). Dass beide Stücke verschiedener Quelle entstammen, liegt zumal bei dem einschneidenden Unterschied des ganzen Tones auf der Hand. Dort bildet eine litteratur- oder richtiger gesagt — musikgeschichtliche, hier eine chronographische Quelle

die Grundlage.[1]) In einem Mittelstück (VII 4—6) sind die beiden Quellenauszüge ineinander verbohlt. Der — ziemlich ausschliesslich — musikgeschichtliche Inhalt weist nach der einen, die chronologische Fixierung nach der anderen Seite hin. Denn eine strenge Datierung gab die musikgeschichtliche Quelle für die hier berührten geschichtlichen Siege zweifellos ebensowenig als für die ihrer Natur nach zeitlosen sagenhaften. Etwas wie ein unbestimmtes ὅτε χρηματίτην (beziehungsweise πρῶτον στεφανίτην) τὸν ἀγῶνα ἔθεσαν οἱ Ἀμφικτυόνες und das erhaltene ebenso vage δύο τὰς ἐφεξῆς ταύτης πυθιάδας, das war alles, was sich von dieser Seite Pausanias an chronologischem Material darbot. Die genaue Zeitangabe τῆς δὲ τεσσαρακοστῆς ὀλυμπιάδος καὶ ὀγδόης, ἣν Γλαυκίας ὁ Κροτωνιάτης ἐνίκησε u. s. w. gehört mit den Auszügen aus der chronographischen Quelle zusammen, in denen sie an den Worten ὀλυμπιάσιν ὕστερον πέντε ἢ Δαμάρετος Ἡραιεὺς ἐνίκησεν eine schlagende Parallele findet. Beide Daten zusammengenommen beleuchten nun aber sofort hell die Anlage dieser zweiten Quelle. Es war ein nach Olympiaden die Ereignisse zusammenstellendes Handbuch, den Ὀλυμπιάδες Phlegons nahe verwandt, nicht notwendig mit ihnen identisch, aber auch nicht notwendig von ihnen verschieden. Dass in einem solchen die von Pausanias ausgeschnittenen Angaben über die Entwickelung des pythischen ἀγών füglich unmittelbar zu den dritten Jahren der betreffenden Olympiaden gemacht sein könnten ohne Erwähnung der Pythiadennummer, ist unbestreitbar. Dass sie in der That so und nicht anders gemacht waren, wurde die Veranlassung zu dem Irrtum des Periegeten und wird umgekehrt jetzt durch diesen bewiesen. Um ein Beispiel anzuführen: Pausanias las zu Ol. 70, 3 — d. h. 5 Olympiaden nach dem Siege des Damaretos — zwar allerdings registriert, dass in diesem Jahre in Delphoi zuerst im ὁπλίτης δρόμος certiert worden sei und dass ἐπ' αὐτῷ Τιμαίνετος ἐκ Φλιοῦντος ἀνείλετο τὴν δάφνην; dass aber Ol. 70, 3 gerade mit Pyth. 23, 1 zusammenfalle, ist lediglich seine Kombination, die auf dem beruhte, was er zu Ol. 49, 3 gefunden hatte. Was dies war, können wir aus den Worten des *Marmor Parium* entnehmen: ἀφ' οὗ στεφανίτης ἀγὼν πάλιν ἐτέθη u. s. w. Wie wir heute auf der Marmortafel des dritten Jahrhunderts v. Chr., las Pausanias in seinem chronographischen Handbuch die Feier von Ol. 49, 3 als ein πάλιν τεθῆναι des ἀγών bezeichnet. Was

---

1) Das Musikgeschichtliche stammt im letzten Grunde vielleicht aus Semos von Delos περὶ παιάνων. Als παιᾶνες bezeichnet ja Strabon a. a. O. ausdrücklich die von den κιθαρῳδοί beim ἀγὼν ὁ ἀρχαῖος vorgetragenen Lieder.

diese Ausdrucksweise will und wollte, lehren die Abschreiber der Eusebioschronik.[1] *Ἴσθμια καὶ Πύθια πρώτως ἤχθη μετὰ Μελικέρτην* beziehungsweise *Νεμέα πρῶτον ἤχθη ἀγὼν ὑπ' Ἀργείων μετὰ τὸν ἐπ' Ἀρχεμόρῳ* sagt Synkellos und genau entsprechend drücken sich Hieronymus und der armenische Uebersetzer aus. Das *πάλιν* entspricht dem *πρῶτον . . . μετά*. Die historische Begründung des *ἀγών* d. h. seine erste von einer *ἀναγραφή* der Sieger festgehaltene Feier erschien gegenüber seiner mythischen Begründung als eine Wiederaufnahme. Auch Schröder hat das nicht erkannt und deshalb hinter dem *πάλιν* den Nachhall einer *instauratio ludorum* gesucht. Pausanias hat es nicht erkannt und deshalb, was auf seinem Standpunkt um keinen Deut schlimmer war, aus der Pythias, in der *στεφανίτης ἀγὼν πάλιν ἐτέθη*, eine *δευτέρα πυθίας* gemacht. Von der Ersetzung des ennaëterischen durch den penteterischen Cyklus hatte er ebensowenig eine Ahnung als, wie der Augenschein lehrt, von dem Uebergang der Festleitung von den Delphiern an die Amphiktyonen. War die *δευτέρα πυθίας* Ol. 49, 3 fixiert, so musste er die *πρώτη*, die, wie er annahm, dem *χρηματίτης ἀγών* seiner musikgeschichtlichen Quelle gleichzusetzen war, mit Notwendigkeit vier Jahre früher legen, nach Ol. 48, 3, d. h. in die Olympiade, *ἣν Γλαυκίας ὁ Κροτωνιάτης ἐνίκησε*, wie er wieder dem chronographischen Handbuch entnahm. Er that es und rechnete von dem so erschlossenen Ausgangspunkte der Zählung alle späteren Pythiaden aus, mit anderen Worten, er setzte alle nach Ol. 49, 3 von der chronographischen Quelle ihm gebotenen Ereignisse zwar mit dieser in die richtigen Olympiaden, aber um eine Pythiade zu spät an. Darum war es ein Kampf gegen Windmühlen, wenn Böckh[2], um die Auctorität des Periegeten zu stützen, auf die Thatsache der Uebereinstimmung seiner Pythiadenrechnung mit der Olympiadenrechnung hinwies. Denn in der That hat — um auf das frühere Beispiel zuückzukommen — Pausanias nicht die 23ste Pythiade mit dem Siege des Timainetos in eine falsche Olympiade, wohl jedoch Ol. 70, 3 mit jenem Siege in eine falsche Pythiade gesetzt.

Man wende nicht gegen diese ganze Deduction ein, schon das chronographische Handbuch müsse die *πρώτη πυθιάς* in Ol. 48, 3 gekannt haben, weil, was Pausanias über die Gestaltung des *ἀγὼν γυμνικός* im *χρηματίτης* zu sagen habe, nicht aus seiner musikgeschichtlichen Quelle abgeleitet werden könne. Gewiss ist es nicht aus dieser, aber es ist auch nicht unmittelbar aus der anderen abzuleiten. Es ist mit billiger

1) *Eusebii chronic. libri duo* ed. Schöne II 94 f.

2) *Pindari opera* II 2 S. 207.

Mühe erschlossen. War einmal Ol. 49, 3, in welchem Jahre der *ἵππων δρόμος* in den *ἀγὼν γυμνικός* eingeführt wurde, die *δευτέρα πυθιάς*, so konnte Pausanias diejenigen Kampfesarten, die zu seiner Zeit in Delphoi üblich und ihm nicht als nach Ol. 49, 3 eingeführt bezeugt waren, kaum anders denn als eine Errungenschaft der *πρώτη* betrachten.

Auf einem langen und — ich gestehe — mir selbst unerquicklichen Umwege, gelangen wir zu dem kurzen, doch jetzt wohl fundamentierten Satze: Gedicht IV des Bakchylides feiert den Pyth. 29 = Ol. 77, 3 davongetragenen Sieg Hierons. Denn dass es jedenfalls auf den letzten der drei pythischen Siege des Herrn von Syrakus gehe, sagt es selbst v. 4 ff.:

Τρίτον γὰρ παρ' ὀμφα⟩λὸν ὑψιδείρου χθονὸς
Πυθιόνικ ⟨ος ἀείδε⟩ ται ὠκυπόδ ⟨ων ἀρετᾷ⟩ σὺν ἵππων.

Jener Satz bezeichnet eine Grenze für die Bakchylideschronologie, die Grenze zwischen der Ueberlieferung, die wir nur richtig zu verstehen haben, und der Vermutung. Sie ist hier um so entscheidender, weil es für Vermutungen fast völlig an Anhaltspunkten fehlt.

Vor allem wird man sich davor hüten müssen, auf Grund aesthetischer Beurteilung eine Chronologie der Gedichte aufbauen zu wollen. Von Gedicht XV (Blass XIV) freilich mag man leicht den Eindruck mitnehmen, die lyrische Mythenerzählung im altmodischen Stile des Stesichoros, die ohne rechten Anfang eine Weile zwischen platter Nüchternheit und hohlem Bombast hin und her schwankt und dann plötzlich auch ohne rechtes Ende abbricht, zeige den Dichter eher als Anfänger, denn auf der Höhe seines Könnens. Aber welcher Verständige wird einen derartigen Eindruck zur Grundlage ernsthafter Schlüsse machen?

Noch mit grösserer Bestimmtheit könnte man sich vielleicht versucht fühlen, in Gedicht XIV (XIII) die Arbeit eines wenig Geübten und wenig Bekannten zu erblicken. Bakchylides, der fleissig von den *τεμάχη* des Epos zehrende Jonier, beginnt seine *ἐπίνικοι* regelmässig mit einer an epische Weise erinnernden Anrufung [1]. Ausser unserer Dichtung machen nur die drei kleinen Stückchen II, IV, VI, deren zwei auch der *ἐπῳδός* entbehren, eine Ausnahme von der Regel. Aber ganz allein in Gedicht XIV (XIII) beginnt Bakchylides mit einem sententiösen Ab-

---

1) Kleio wird angerufen III und XII (XI), Phema X (IX), Nika XI (X), die Charitinen IX (VIII) und so gut als sicher Hemera VII. In Gedicht V ist mit echt höfischer Wendung Hieron selbst an die Stelle gerückt, die sonst Unsterbliche einnehmen. Von I und XIII (XII) fehlt der Anfang, Man wird aber nach der Regel zu ergänzen haben.

schnitt wie das häufiger Pindaros thut[1]), zuweilen vielleicht auch Simonides that[2]). Der Uebergang zum eigentlichen Thema des Liedes, v. 19 ff. fällt dann überaus hölzern und gezwungen aus, just als ob der Dichter seine eigenste Art noch nicht endeckt hätte und unselbständig in dem ihm wenig bequemen Gleise nachgeahmter fremder Kunst einherginge. Und zu dem aesthetischen Eindruck kommt hier Anderes hinzu. Der gefeierte Sieger hat nicht an einem der grossen panhellenischen Feste, sondern in den obskuren thessalischen Lokalspielen der *Πετραῖα* gesiegt. Sein Sieg war auch kein besonders glänzender. Nur ein wettgemachter früherer Misserfolg kann gepriesen werden[3]) und es bedarf des Trostes bescheidener Gemüter: *τιμὰν ⟨δ'ἄλ⟩λος ἀλλοίαν ἔχει.* Schon die Veranlassung des Gedichtes scheint wenig geeignet, einen bereits berühmten Meister zu bemühen. Endlich weist beinahe auch das Metrum in eine möglichst frühe Zeit. Denn strenger und schlichter als hier hat der Dichter die von ihm so bevorzugten Daktylo-Epitriten nie gebaut. *Προσοδιακά*, epitritische *δίμετρα* und die organische Verbindung des *προσοδιακόν* mit einzelnen epitritischen *μέτρα* sind die einfachen Elemente, die sich in nicht weniger einfacher Weise zu Versen von einem bis drei *κῶλα* verbinden[4]). Je drei solcher Verse bilden die *στροφή*, vier die *ἐπῳδός*. Aber ich gestehe, dass alles dies zusammengenommen doch immer noch nichts ergiebt, das nur entfernt einer Gewissheit ähnlich sähe. Wenn etwa der Besteller besonders gut zahlte oder ihm persönlich nahe stand, konnte ja auch ein schon renommierter Dichter sich einmal zu einer weniger bedeutenden Feier mit einem Liede einstellen. Der Amtsantritt des Aristagoras als *πρυτανεύς* in Tenedos war gewiss kein Ereignis von besonderer Bedeutung und doch hat ihm Pindaros zweifellos schon in seinem vorgerückteren Alter ein Gedicht gewidmet. Und warum sollte nicht Bakchylides auch nach

1) Hierher gehören mehr oder weniger *Olymp.* I. XI. *Pyth.* V. *Nem.* II. IV. VI. *Isthm.* II. III. Einen verwandten Klang hat es, wenn wie *Olymp.* VI. VII. *Nem.* V. VI. der Dichter mit einem Vergleich beginnt.

2) Denn frgm. 5 könnte wohl der Anfang des Gedichtes auf Skopas sein.

3) Vgl. Jurenka zu v. 1 ff. (S. 102 der Ausgabe).

4) Das vierte *κῶλον* der *ἐπῳδός* ist ein *προσοδιακὸν τρίμετρον ἀπὸ τροχαίου*; der erste Vers der *στροφαί*, den der Papyrus mit Unrecht und jedenfalls an falscher Stelle in zwei *κῶλα* zerschneidet, zeigt die mit katalektischem Ausgang auch von der strengen Kunst des Aischylos angewandte Einschliessung des *προσοδιακόν* zwischen zwei epitritische *μονόμετρα*. Vgl. *Prometh.* v. 890 = 894. Störend sind allerdings v. 17 (Choriambus für Epitrit) und v. 22 (Ditrochäus statt Epitrit). Aber an der ersten Stelle ist leicht zu bessern und die Freiheit der zweiten ist die denkbar massvollste.

seiner Anfängerzeit es gelegentlich mit einer ihm ferner liegenden Weise versucht und, eben weil er sich nicht in seinem eigentlichen Element fühlte, sich steif und unbeholfen bewegt haben? Die Schlichtheit der aufgewandten metrischen Kunstmittel vollends würde durch die geringe Bedeutung des Gegenstandes reichlich erklärt.

Und ebenso wenig als aesthetische Erwägungen fördern uns die kargen Nachrichten über die Lebensschicksale des Dichters. Die Thatsache seiner Verbannung wäre allenfalls noch das Einzige, was zur chronologischen Fixierung einiger Gedichte herangezogen werden könnte. Denn freilich, wäre gewiss, was nach den Worten des Plutarchos wenigstens wahrscheinlich ist, dass der Verbannte nicht wieder in die Heimat zurückkehrte, dann hätten wir wohl die für Keos bestimmten und dort aufgeführten Gesänge in die Zeit vor der Verbannung zu setzen. Zwar bezüglich der *ἐπίνικοι* auf Argeios und Lachon wäre selbst dann der Schluss eigentlich nicht zwingend. Denn mit einzelnen Mitbürgern konnte der verbannte Dichter ja nach wie vor die freundlichsten Beziehungen unterhalten. Aber dass bei den Götterfesten der Insel, deren Veranstaltung Sache des Staates war, seine Lieder gesungen worden wären, ist sicher kaum glaublich. Für ein solches Fest ist nun schlechthin zweifellos Gedicht XVII (XVI) bestimmt gewesen, ein *ὑπόρχημα* — wie es scheint — zum Preise Apollons, der entweder als *Πύθιος* oder als *Σμινθαῖος* in jeder der vier keïschen Städte seinen Kult hatte[1]: Mit dem Gebetswort

Δάλιε, χοροῖσι Κηΐων
φρένα ἰανθεὶς
ὄπαζε θεόπομπον ἐσθλῶν τύχαν

schliesst der Chor ja seine Erzählung des Theseusabenteuers. Aber noch drei andere der von den Alexandrinern als *διθύραμβοι* eingeschätzten Dichtungen scheinen für Keos bestimmt zu sein, zwei wirkliche Dithyramben und das *προοίμιον* eines Paians. Zu den Gedichten XIX (XVIII) und XX (XIX) hat die alte Gelehrsamkeit beim Titel notiert, für welche *πόλις* das Stück geliefert war: *'Ιώ. 'Αθηναίοις* bezw. *"Ιδας. Λακεδαιμονίοις*. Zu den vier ersten Gedichten cultischer Veranlassung wurde eine ähnliche Angabe nicht gemacht. Weshalb? — Man wird sagen, dass es bei diesen Nummern den Alexandrinern an Anhaltspunkten gefehlt habe, um die Gemeinde zu bestimmen, für die der Dichter thätig war. Die Antwort liegt nahe, aber sie ist falsch. Wir sahen ja eben, dass gerade

1) Die Nachweise bei Pridik S. 132.

eines dieser Lieder den Ort, für den es bestimmt war, — Keos — mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit bezeichnet. Wer XIX (XVIII) v. 8 ff. zu deuten wusste, konnte bei XVII (XVI) v. 130 ff. nicht im Unklaren bleiben. Man muss den Bestimmungsort dieser Lieder gekannt, aber es für überflüssig gehalten haben, ihn anzugeben. Ueberflüssig war die Angabe aber nur dann, wenn der Bestimmungsort der denkbar nächstliegende, wenn er, so zu sagen, selbstverständlich war. Das war die Heimat des Dichters. Die vier ersten der von Apollonios *ὁ εἰδογράφος* oder wem sonst für Dithyramben erklärten Gedichte sind für Keos bestimmt.

Aber in welche Zeit haben wir die Verbannung des Dichters selbst zu setzen? — Zu einer relativen chronologischen Fixierung der keïschen Lieder könnte im Grunde nur allenfalls ein *terminus ante quem* helfen. Was wir haben, ist ein — noch dazu unsicherer — *terminus post quem*. Das Gedicht auf Hierons olympischen Rennsieg sendet Bakchylides, wie er (v. 10 ff.) sich ausdrückt *ἀπὸ ζαθέας νάσου*. In Gedicht II v. 7 f. ist *ζαθέα Εὐξαντὶς νᾶσος* Keos und in X (IX) v. 10 bezeichnet der Dichter sich selbst schlechthin als *νασιῶτις μέλισσα*. Hat er auch an der dritten Stelle an die Heimatinsel gedacht? — Man sollte es meinen. Dann hatte er sie aber noch Ol. 76, 1 nicht verlassen. Und gleichwohl musste ich auch diesen zeitlichen Ansatz unsicher nennen. Denn V. v. 42—49 redet Bakchylides wie ein Augenzeuge des Sieges in Olympia. Er schwört *γᾷ ἐπισκήπτων* einen heiligen Eid, dass keines Pferdes Huf den Staub vor Pherenikos aufwirbelte. War er aber zur Zeit der Spiele in Olympia anwesend, dann bleibt es immerhin möglich, dass auch sein Festlied von dort her nach dem syrakusanischen Hofe geschickt wurde, dass wir unter der „heiligen Insel" vielmehr die *Πέλοπος νῆσος* zu verstehen hätten[1]), und damit sinken wir wieder ins Bodenlose.

Es ist so — und nicht auf dem Gebiete der Chronologie allein —: je genauer wir uns mit dem neuen griechischen Dichter beschäftigen, um so entschiedener fühlen wir uns der demütig vorsichtigen *ἐποχή* Pyrrhons und der Seinigen geneigt.

1) Man könnte dann etwa frgm. 28 (Blass) zum Vergleich heranziehen: *ὦ Πέλοπος λιπαρᾶς νάσου θεόδματοι πύλαι.*

Die Abtei Thélème in Rabelais' Gargantua.

Von

F. Ed. Schneegans.

Gesunde, übersprudelnde Sinnlichkeit, unverwüstliche Lebensfreudigkeit, scharfe Beobachtungsgabe, unermessliches Wissen, reiche Erfahrung und Menschenkenntnis, mit diesen Gaben ausgestattet unternahm es Meister François Rabelais in seinen satirischen Abenteuerromanen Gargantua und Pantagruel die untergehende Welt des Mittelalters, die Zeit der „gothischen Finsternis", der hoffnungsvollen, von der aufgehenden Sonne der Renaissance bestrahlten Gegenwart gegenüberzustellen.[1] Rabelais wäre ein Satiriker und Menschenbeobachter in der Art Molière's oder La Bruyère's geworden, hätte ihm nicht die Natur die seltene Gabe der schaffensfreudigen Phantasie geschenkt. In einer Litteratur, die seit den ältesten Zeiten den Menschen und reinmenschliche Verhältnisse zu ihrem Objekte wählt, sich nur ungern über die Sphäre des Menschlichen hinauswagt und auch da, wo ihr die übersinnlichen Gestalten der antiken Mythologie oder keltischen Sage begegnen, sie vermenschlicht, nimmt Rabelais eine eigenartige Stellung ein. Sind auch seine Werke reich an feinen Beobachtungen der Wirklichkeit, an realistischen Komödienszenen, die an Molière erinnern, so sehen wir ihn doch gerade in den ihm eigensten Teilen seiner Werke dem stolzen Fluge der Phantasie über unsern beschränkten Horizont hinaus folgend kühne Ausblicke in die fernste Zukunft thun oder unbekümmert um Wahrscheinlichkeit und unsere kleinlichen menschlichen Verhältnisse das Riesengeschlecht Grandgousier's und seiner Nachkommen auf den heimatlichen Fluren der Touraine sich bewegen und übermenschliche Thaten vollführen lassen. Aber auch in diesen Schöpfungen seiner Phantasie bleibt er dem nationalen Genius treu: scharfe Beobachtung der Wirklichkeit liegt ihnen zu Grunde. Gargantua, Pantagruel, der geniale Schurke

---

1) Vergl. Heinr. Schneegans: Geschichte der grotesken Satire. Strassburg 1894.

Panurge, sind keine sagenhaften, mythischen Wesen, sie sind trotz ihrer riesenhaften Gestalt so menschlich gedacht, dass die moderne Kritik in ihnen Zeitgenossen Rabelais' wiederzuerkennen glaubte. Die kühnsten Schöpfungen seiner Phantasie knüpfen an naturwissenschaftliche Beobachtungen an, die konsequent über das Mögliche und Wahrscheinliche hinaus weiterentwickelt werden. Von der Thatsache ausgehend, dass der Hanf und die aus ihm gedrehten Stricke dem Menschen unentbehrliche Hilfsmittel in seinem Kampfe gegen die Mächte der Natur geworden sind, führt Rabelais den Menschen von Sieg zu Sieg über die Errungenschaften der Gegenwart hinaus zu den Tagen einer fernen Zukunft, wo er mit Hilfe des Hanfes frei von den Banden der Materie sich zu den Sitzen der Götter erheben wird: das bescheidene Gewächs unserer Fluren wird dem phantasievollen Dichter zum Pantagruelion, der heiligen Pflanze, die der Held Pantagruel entdeckt und den Menschen als köstliche Gabe geschenkt hat. In der Beschreibung der Abtei Thélème hat er es unternommen den mittelalterlichen Klöstern, den von der Welt abgewandten Vorschulen zum jenseitigen Leben, einen weltlichen Prachtbau entgegenzustellen, als Vorschule zu einem freien Dasein im Sinne der Renaissance. Auch hier ging er von der Wirklichkeit aus, von den Schlössern der Touraine, die für lebensfrohe, kunstliebende Menschen gebaut waren. Seine Phantasie malte dieses eigenartige Klosterleben zu einem Bilde aus von gewaltiger Kühnheit, wenn wir es mit den Augen der Zeitgenossen betrachten. Fassen wir kurz die Ereignisse zusammen, die der Gründung von Thélème vorausgehen.

Rabelais hatte sich 1532 in Lyon als Arzt niedergelassen, nachdem er etwa 14 Jahre in einem Franziskaner-Kloster zugebracht, 6 Jahre lang in unregelmässiger Stellung als Priester und Arzt ein Wanderleben geführt hatte und 1530 in Montpellier seine medizinischen Studien fortgesetzt und als Baccalaureus zum Abschluss gebracht. In Lyon beginnt seine schriftstellerische Thätigkeit. Er gab 1532 einen kleinen anonymen Roman heraus, die „Grandes et inestimables cronicques du grant et enorme geant Gargantua". In der Art der mittelalterlichen Abenteuerromane wurden in den „grandes et inestimables cronicques" die Geburt, die Jugendthaten und Abenteuer des Riesen Gargantua, einer Gestalt der Volkssage des Mittelalters, erzählt, in schlichter, kunstloser Darstellung, aber vielleicht schon mit der Absicht, in der Gestalt des ungeschlachten Riesen die Ritter der höfischen Romane des Mittelalters und ihre masslose Kraftentfaltung zu verspotten, so dass wir die Entstehung des Büchleins in den Kreisen der Humanisten zu suchen

hätten. Der gewaltige Erfolg des Buches, von dem „in zwei Monaten mehr Exemplare verkauft wurden, als man Bibeln in neun Jahren verkaufen wird" nach Rabelais' eigener Aussage[1]), bewog ihn zunächst in seinen „Horribles et espouvantables faictz et prouesses du tres renommé Pantagruel, roy des Dipsodes, filz du grant geant Gargantua", unter dem Pseudonym Alcofribas die Thaten Pantagruels, des Sohnes von Gargantua, zu erzählen. Als Fortsetzung der Chronik konnte dieses erste Buch Pantagruel nicht gelten: erzählte die Chronik trocken, objektiv in der Art der damaligen Volksbücher, so trat schon in dem ersten Buch Pantagruel das rein sachliche Interesse an den Abenteuern des Helden zurück, die Charaktere waren vertieft; Pantagruel war nicht mehr ein plumper Riese, sondern wurde im Geiste der humanistischen Bildung auferzogen und kämpfte als Vertreter der neuen Zeit gegen die Mächte der Finsternis. Die groteske Komik, die nicht leicht karrikierend die lächerlichen Züge an den Menschen und Dingen hervorhebt, sondern sich in masslosen Uebertreibungen gefällt[2]), brachte in die Darstellung ein neues Element eigentümlicher phantastischer Poesie hinein. Die künstlerische Gestaltungskraft Rabelais' offenbarte sich in der Schöpfung des Panurge, in dem die List und Erfindungsgabe eines modernen Ulysses, aber auch alle niederen Triebe des Menschen verkörpert sind. Erst nach diesem ersten Buch Pantagruel verfasste Rabelais seinen Gargantua, der bestimmt war die alte Chronik zu ersetzen. Mit diesem Buch und den folgenden Büchern des Pantagruel hat Rabelais, wie die epischen Dichter des Mittelalters, einen Epencyclus geschaffen, der zwar ursprünglich eine Parodie der mittelalterlichen Romane sein sollte, aber selbst ein Geschlecht von lebenskräftigen, wahrhaft epischen Figuren hervorbrachte. Im Gargantua ist das stoffliche Interesse noch geringer als im Pantagruel. Die Thaten Gargantua's geben Rabelais den Anlass, in lebensvollen Bildern von unverwüstlicher Komik die alte Zeit der neuen gegenüberzustellen. Die geistlosen Pedanten mit ihrer rein formalen, äusserlichen Auffassung der Wissenschaft und Religion, denen der junge Gargantua zunächst anvertraut wird, werden durch feingebildete Humanisten ersetzt, dem scholastischen Unterricht folgt eine bis ins Einzelne weise geregelte Erziehung, welche die Kräfte des Geistes und Körpers harmonisch ausbildet, das Gemüt des Knaben veredelt, seinen religiösen Sinn vertieft. Ein Aufenthalt Gargantua's in

1) Prolog zu Buch II.

2) Vgl. Heinrich Schneegans: Geschichte der grotesken Satire. Einleitung.

Paris, wo er seine Studien fortsetzt, wird durch den Krieg gewaltsam unterbrochen, mit dem ein streitsüchtiger Nachbar, König Picrochole, das Reich Grandgousier's, Gargantua's Vaters, überzieht. Wiederum versteht es Rabelais der Erzählung dieses Krieges eine tiefere Bedeutung zu geben. Picrochole ist der gewaltthätige mittelalterliche Eroberer, der einen geringfügigen Anlass benutzt, um den milden friedliebenden Grandgousier anzugreifen, während Grandgousier, der dem Wohle seiner Unterthanen seinen persönlichen Ehrgeiz unterwirft und umsonst den Zorn des Nachbars zu beschwichtigen sucht, der aufgeklärte moderne Herrscher ist, der das Schwert nur zieht, um sein Volk zu beschützen und auch nachdem der Krieg notwendig geworden, die rohe Gewalt durch kühnes, wohlberechnetes Vorgehen ersetzt und unnötiges Blutvergiessen nach Kräften vermeidet. Rabelais giebt seinem Helden einen neuen Kampfgenossen, Bruder Jean des Entommeures, eine der originellsten Schöpfungen des Dichters. Der Krieg, in dem gewaltige Heermassen zusammentreffen, die Riesen Grandgousier und Gargantua kämpfen, wird mit liebenswürdigem Humor von Rabelais in die Umgegend seines Heimatsorts, des Städtchens Chinon, in der Touraine, verlegt. Hier liegt die Abtei Seuillé, in der Rabelais seinen ersten Unterricht genossen hat, und die von den rohen Söldnern Picrochole's angegriffen wird. Die Mönche flüchten kleinmütig in die Kirche, beten und singen, während Bruder Johann allein mit wuchtigen Hieben in gewaltigem Ringen die Feinde auseinandertreibt und das Kloster rettet. Zur Belohnung für seine Tapferkeit will ihn Gargantua zum Abte von Seuillé ernennen. Jean antwortet, „que de moynes il ne vouloit charge ny gouvernement. Car comment, disoit-il, pourrays-je gouverner aultruy, qui moy mesme gouverner ne sçauroys“? Er bittet Gargantua eine Abtei nach seinen eigenen Ideen gründen zu dürfen. So entsteht die Abtei Thélème, die Abtei des „freien Willens“, in deren eingehende Beschreibung Rabelais seine eigene Lebensphilosophie, seine Ansichten über die Bestimmung des Menschen, über Religion und Moral niedergelegt hat.

Rabelais schildert naiv nach Art der mittelalterlichen Schriftsteller. Er sucht nicht durch das Wort, durch Vergleiche und Bilder den beschriebenen Gegenstand vor unser geistiges Auge zu zaubern, durch kunstvolle Gruppierung der einzelnen Teile einen Gesamteindruck des Ganzen zu geben. Die Schilderung ist trocken genau, der Künstler zeigt sich nur in der glücklichen Wahl des Ausdruckes, dem verständnisvollen Erfassen der Prinzipien der Baukunst. Die Beschreibung ist so ausführlich, dass man versuchen konnte, Rabelais' Traum wenigstens

auf dem Papier zu verwirklichen [1]). Die herrlichen Königsschlösser der Renaissance, mit ihrer kunstvollen Verbindung gothischer Burganlagen und der reichen Ornamentik der Renaissance, sind die Vorbilder, nach denen Rabelais sein Kloster beschrieben hat. Thélème erinnert an das Schloss Chambord in der ursprünglich geplanten Anlage mit seinen gewaltigen Ecktürmen und dem Innenhof und noch mehr an das vom Minister Ludwigs XII dem Kardinal d'Amboise bei Rouen erbaute Schloss Gaillon, in dem wir ausser den Ecktürmen, den mehrstöckigen Façaden auch den Innenhof mit dem Springbrunnen und den offenen Hallen finden [2]). Der Idealbau Thélème's erhebt sich auf dem Ufer der Loire, mitten im „Garten Frankreichs", der Touraine, die mit ihrem milden Klima, ihrem üppigen Reichtum zu freiem, heiterem Lebensgenuss einläd. Er bildet ein gewaltiges Sechseck mit Ecktürmen und einem Innenhof. Jeder der sechs Flügel ist 312 Schritte lang und hat sechs Stockwerke mit den Kellerräumen. Drei Flügel im Osten werden von Frauen bewohnt, zwei im Westen von Männern; 9332 Zimmer, in kleine Wohnungen verteilt, die auf grössere gemeinsame Säle münden, stehen den Thelemiten zur Verfügung. Ein Flügel enthält die „librairie", die Bibliothek, die in fünf Abteilungen die Werke der sechs Litteratursprachen der Zeit, Griechisch, Lateinisch, Hebräisch, Französisch, Italienisch und Spanisch so vereinigen, dass wohl die italienischen und spanischen Bücher zusammen eines der Stockwerke füllen. Ein anderer Flügel enthält Bildergalerien mit Darstellungen aus der Geschichte und „descriptions de la terre", womit höchst wahrscheinlich künstlerisch ausgeführte geographische Karten gemeint sind, die durch figürliche Darstellungen belebt waren. Zwei breite Eingänge führen zu den Wendeltreppen des Galerie- und des Bibliothekbaues, während eine besondere Treppe in jedem der übrigen Flügel den Zugang zu den Zimmern ermöglicht. Offene Säulenhallen [3]) mit Gemälden und Hörnern von Hirschen, Nilpferden und andern Merkwürdigkeiten umgeben den Innenhof, in

1) s. die sehr schönen Zeichnungen und Pläne in Heulhard, Rabelais, ses voyages en Italie, son exil à Metz. Paris 1891. Ausserdem die Werke von Gebhart, Stapfer, René Millet (Rabelais in der Sammlung Les grands écrivains français 1892) der Kommentar von Regis zu seiner Uebersetzung der Werke Rabelais' Leipzig 1839.

2) La France artistique et monumentale ouvrage publié sous la direction de M. Henry Havard. Bd. IV, S. 161 ff. — Wilh. Lübke: Geschichte der Renaissance in Frankreich. Stuttgart 1885, S. 69 ff.

3) Auch in dem Schlosse Blois finden sich nach italienischem Vorbilde solche offene Säulenhallen (s. Havard: La France artistique et monumentale, Bd. III, S. 1), auch in Chambord (s. ib. S. 169).

dessen Mitte ein kunstvoller Brunnen sich erhebt, den eine Gruppe der drei Grazien schmückt.

Bei der Beurteilung dieser interessanten Kapitel muss man berücksichtigen, dass Rabelais das Gegenstück zu einem mittelalterlichen Kloster, ein „anti-monastère", beschrieben hat. Manche Eigentümlichkeiten des Baues und der Klosterregel sind nur als scherzhafte Antithesen aufzufassen, so folgende Bestimmung: „Dadventaige, veu qu'en certains convens de ce monde est en usance, que si femme aulcune y entre (i'entendz des preudes et des pudicques), on nettoye la place par laquelle elles ont passé, feut ordonné que si religieux ou religieuse y entroit en cas fortuit, on nettoyeroit curieusement tous les lieux par lesquelz auroyent passé". Zunächst fällt die Pracht des Baues auf. „Besagter Bau war hundertmal prächtiger als Bonivet" schreibt Rabelais und schliesst in den späteren Ausgaben Chambourg (j. Chambord) und Chantilly, die jüngst errichteten z. T. noch im Entstehen begriffenen Lustschlösser des Königs und des Herzogs von Montmorency an. Thélème liegt frei, zwar in der Ebene, aber doch mit seinen fünf Stockwerken einen weiten Ausblick gewährend; keine den Blick und die Seele beengende Klostermauer schliesst die Bewohner von der Aussenwelt ab, denn „ou mur y ha, et devant et derriere, y ha force murmur, envie et conspiration mutue". Die weissgetünchten Wände der Klöster sind durch farbenprächtigen Marmor und kostbares Gestein ersetzt. Die Dachfirste sind mit vergoldeten Figuren geschmückt, „figures de petits manequins et animaulx bien assortiz et dorez", die Decken der Zimmer sind korbhenkelförmig gewölbt oder mit feiner Stuckarbeit verziert, die Hallen ruhen auf Säulen von Porphyr. Liegt es im Geiste der mittelalterlichen Mönchsorden übertriebene Bequemlichkeit ängstlich zu vermeiden, so bemerken wir im schroffen Gegensatz dazu in der Architektur und den Inneneinrichtungen Thélème's einen bemerkenswerten Sinn für das, was wir heute Komfort nennen, dem selbst in den prächtigsten Bauten der Renaissance nur selten Rechnung getragen wurde. Die Wasserspeier, die wir nach mittelalterlicher Weise noch in dem Königsschlosse Blois[1]) finden, sind durch bunt bemalte Dachtraufen ersetzt, welche das Regenwasser in die nahe Loire leiten und zugleich durch ihren Farbenschmuck, Gold und Azurblau, die Façade beleben. Die Haupteingänge sind auffallend breit, mit prächtigen Thorbögen geschmückt, während in Blois z. B. das Hauptthor mit der Reiterstatue Ludwig XII[2]) unter gothischem

1) s. Havard: La France artistique et monumentale, Bd. III, S. 13, 16.
2) ib. S. 13.

Baldachin trotz der Schönheit der Einzelheiten eng und gedrückt erscheint. Die Haupttreppe ist so geräumig „que six hommes d'armes la lance sur la cuisse pouvoient de front ensemble monter iusques au dessus de tout le bastiment". Die Stufen sind 22 Fuss breit aus Porphyr und numidischem Stein und grünem Marmor, nur drei Finger hoch, zwischen je zwölf Stufen sind Absätze, die dem Aufsteigenden gestatten auszuruhen; breite Fenster erhellen das Treppenhaus, dessen oberer Abschluss durch eine Laterne[1]) gebildet ist, und gewähren Ausblicke auf die umliegende Landschaft. Die engen Klosterzellen sind durch kleine Wohnungen ersetzt, jede mit eigener Kapelle und einem Ausgang auf die gemeinsamen Räume. Die Zimmer selbst sind mit ausgesuchter Pracht und zugleich wohnlich eingerichtet: je nach der Jahreszeit werden die Wandtapeten gewechselt, grüne Teppiche bedecken den Fussboden, Stickereien die Betten. In den Hinterkammern stehen Spiegel in schönen mit Perlen verzierten Rahmen „so gross, dass man sich drinn in Lebensgrösse von Kopf zu Fuss beschauen konnte". Im Gegensatz zur mittelalterlichen Askese herrscht hier die peinlichste, raffinierteste Sauberkeit und Pflege des Körpers. Vor den Zimmern der Frauen stehen Haaraufputzer und Parfümeure „durch deren Hände die Männer gingen, wann sie die Frauen besuchen wollten", und die zugleich die Zimmer mit wohlriechenden Essenzen alle Morgen besprengen Noch schroffer ist der Gegensatz zwischen den Bewohnern eines mittelalterlichen Klosters und den Thelemiten. Sind die Klöster in jener Zeit des Verfalls zu Zufluchtsorten für Menschen, die wegen ihrer Hässlichkeit und körperlicher Gebrechen oder ihrer Armut in der Welt unbrauchbar waren, so birgt Thélème nur schöne Menschen, Frauen und Männer, die zwar getrennt wohnen, aber sich täglich in freier ungezwungener Weise treffen. Keine Klostergelübde binden sie, sie sind reich, frei und können heiraten. Mit 10—15 Jahren werden die Mädchen zugelassen, mit 12—13 Jahren die Jünglinge. Wann er will, kann Jeder das Kloster verlassen und heiratet dann die, die ihn zu ihrem „dévot", ihrem Getreuen, auserkoren. Das Kloster ist eine Zufluchtstätte für Lebensmüde, die die Last und die Sündhaftigkeit der Welt nicht ertragen können und den Blick von der Erde nach Oben wenden. Thélème soll edle, tugendhafte Menschen erziehen, nicht etwa zum egoistischen Genuss, sondern zur Bethätigung ihrer geistigen und körperlichen Kräfte, als Vorschule zum Leben. Weil sie gelernt haben

---

1) Eine berühmte „Laterne" überragt das Schloss Chambord.

einander zu dienen so „fuhren sie, sagt Rabelais, im Ehestand noch besser damit fort und liebten einander am letzten Tage ihres Lebens wie an dem ersten Hochzeittage“. Womit die Thelemiten die Mussestunden des Klosterlebens füllen, das lehrt uns ein Blick auf Thélème und die Umgebung der Abtei. Das Studium der alten und modernen Litteraturen in der Klosterbücherei, Musik, die Unterhaltung, die in den höfischen und humanistisch gebildeten Kreisen des 16. Jahrhunderts und später in den Salons des 17. Jahrhunderts zu einer Kunst wurde, der freie, ungezwungene Verkehr beider Geschlechter, bilden und adeln den Geist. Die Thelemiten lesen, schreiben, singen, spielen wohllautende Instrumente, sprechen fünf oder sechs Sprachen und verstehen es in ihnen zu dichten in Liedform oder ungebundener Rede: „Jamais ne feurent veuz chevaliers tant preux, tant gualans, tant dextres à pied et à cheval, plus verdz (kräftiger), mieulx remuans, mieulx maniant tous bastons, que la estoyent. Jamais ne feurent veues dames tant propres, tant mignonnes, moins fascheuses, plus doctes à la main, à l'agueille, a tout acte muliebre honneste et libre, que la estoyent“. Dass sich in dieser Schilderung eines vollkommenen, edelsten Lebensgenuss erstrebenden Daseins das Leben verklärt wiederspiegelt, das an den Höfen der italienischen Fürsten der Renaissance herrschte, sucht Zumbini in einem geistvollen Essai über die Abtei Thélème nachzuweisen (Studi di letterature straniere. Firenze 1893 p. 217 ff.); er möchte in der Darstellung Rabelais' direkte Anklänge an die Schilderung der „Isola di Alcina“ in Ariosto's Orlando Furioso erkennen. Allerdings bietet das Hofleben der mittelalterlichen Fürsten Frankreichs keine Vorbilder zu der von ganz neuem Geiste beseelten Schilderung Rabelais. Aber in Frankreich selbst hatte sich unter dem Einfluss der italienischen Renaissance in dem Kreise des weltlichen und geistlichen Adels eine höhere, Wissenschaft und Kunst in sich vereinigende Lebensauffassung ausgebildet, und hier konnte Rabelais Anregungen finden. Nach seiner Flucht aus dem Kloster Fontenay besuchte er seinen hochgebildeten Freund, den Bischof von Maillezais, der auf dem prächtigen Schlosse Ligugé einen Kreis von Humanisten versammelte. Später kamen dann die Erfahrungen in Italien hinzu, und aus allen den Eindrücken bildete sich in Rabelais' Seele das Traumbild Thélème. Ariosto's Schilderung fehlt der ernste Hintergrund und die tiefere Bedeutung, die aus Thélème gleichsam eine Hochschule zum Leben machen, so dass ich an einen direkten Zusammenhang Rabelais' und Ariosto's nicht denken möchte.

Ein Lustgarten mit einem Labyrinth, eine Rennbahn, ein Hippodrom,

ein Theater, Badeanlagen, Spielplätze, ein Wildpark geben den Thelemiten reichlich Gelegenheit, sich in allen ritterlichen Künsten zu üben. Hier liegt der tiefste Gegensatz zwischen dem mittelalterlichen Kloster und Rabelais' Thélème. Im Kloster unterliegt die Freiheit des Individuums einer strengen Regel, der Wille wird gebrochen, der Geist soll von den Banden des Fleisches befreit werden; Thélème, das Kloster des „freien Willens", erstrebt harmonische Ausbildung des Geistes und Körpers, will das durch die mittelalterliche Askese gestörte Gleichgewicht der Kräfte im Menschen wiederherstellen, ganz im Sinne der Renaissance das Individuum sich frei entfalten lassen. Jeder soll seine Zeit einteilen, wie es ihm passt; keine Uhr, keine Glocke soll, die Freiheit des Einzelnen störend, in Thélème ertönen. Rabelais, der im Kloster seine Zeit mit wissenschaftlichen Studien zugebracht hatte, mochte oft die Störung durch das Glockengeläute schmerzlich empfunden haben. Gargantua lässt er sagen: „la plus vraye perte du temps qu'il sceust estoit de compter les heures. Quel bien en vient il? et la plus grande resverie du monde estoit soy gouverner au son d'une cloche, et non au dicté de bon sens et entendement". Damit war alles Mechanische, Gewohnheitsmässige aus dem Leben der Thelemiten entfernt. Waren die Anlagen, die grössere Klostergemeinden umgeben, Mühlen, Vorratskammern, Schuster-, Schneiderwerkstätten dazu bestimmt die Mönche von der Aussenwelt zu trennen, so ist auch Thélème mit ähnlichen Bauten umgeben, die die Bewohner mit Nahrung, Kleidung, allen Luxusgegenständen versorgen und ihnen auch die materielle Freiheit und Unabhängigkeit von den Zufälligkeiten der Welt und des Handels sichern.

Thélème ist der Traum eines Humanisten, eines gelehrten Mönches, der sich von den Fesseln der Vergangenheit freigemacht hat, und sich eine Welt ausmalt, in der die Anschauungen, künstlerischen Bestrebungen, die Prachtliebe, die Ruhmsucht, der „gran disio d'eccellenza", der Individualismus der Renaissance zur vollen, ungestörten, rücksichtslosen Entfaltung kommen. Thélème ist nicht ein Kapitel eines Staatsromans in der Art der Utopia von Thomas Morus, der von der Beobachtung der Wirklichkeit ausgehend und mit stetem Hinweis auf wirkliche Zustände, eine auf Vernunft und Gerechtigkeit gegründete Staatstheorie entwickelt. Auch wenn die Träumereien Rabelais' ausführbar wären, so würde Thélème doch nur eine Art Akademie, in der eine Schaar Auserlesener „καλοκάγαθοί" in den Ideen der Renaissance erzogen würden. Und trotzdem bleibt Thélème eines der interessantesten Documente der aufstrebenden Renaissance in Frankreich, jener kurzen, an

Hoffnungen reichen Zeit, in der die humanistische und die religiöse Bewegung Hand in Hand gingen und Männer wie Rabelais daran denken konnten innerhalb der bestehenden Kirche und Gesellschaft die Reform durchzuführen. Erst als Calvin und die Reformatoren die neue Kirche gründeten, ihr ein festes Dogma gaben, da trat der prinzipielle Gegensatz des Humanismus und der Reform klar zu Tage[1]). Beide Bewegungen stimmten darin überein, dass sie über das Mittelalter zurück auf die Urquellen, die antiken Schriftsteller einerseits, die Bibel andererseits, zurückgingen, die philologische Kritik wurde das unentbehrliche Hilfsmittel der theologischen Studien. Aber beide Bewegungen gingen von einer verschiedenen Auffassung der menschlichen Natur aus: waren die Humanisten von der heidnischen Idee erfüllt, dass der Mensch von Natur gut ist und das Recht und die Pflicht hat, die ihm von der Natur geschenkten Kräfte des Geistes und Körpers frei zu entfalten und zur Beglückung des Einzelnen und der Gesamtheit zu gebrauchen, so gingen die Reformierten auf die strengste Form des christlichen Dogmas zurück, die Unfähigkeit des sündigen Menschen ohne die Hilfe der göttlichen Gnade selig zu werden, die Nichtigkeit der guten Werke. Vor die Wahl gestellt, sich von der Kirche zu trennen und sich einem noch strengeren Kirchenregiment zu unterwerfen oder im Schosse der Kirche zu bleiben und sich auf das Gebiet der Kunst und Wissenschaft zurückzuziehen, gaben die meisten Humanisten den Kampf auf: Ronsard, du Bellay und die anderen Dichter der Plejade sind treue Anhänger der bestehenden Kirche, trotz des heidnischen Charakters ihrer Werke. Rabelais öffnet noch die Thore Thélème's den Reformierten, den Anhängern der „foy profonde", vermeidet aber in den späteren Büchern des Pantagruel Ketzereien und wird schliesslich ein Gegner Calvins. Entdecken seine Feinde Heresien in seinen Werken, so sind es keine protestantischen Ideen sondern heidnische, platonische oder epicureische Ansichten. Die Beschreibung Thélème's ist vor dem Bruch zwischen dem Humanismus und der Reform entstanden; sie vereinigt Gegensätze, die sich ausschliessen. Rabelais konnte nicht wie die italienischen Humanisten, mit denen ihn Zumbini in der oben erwähnten Abhandlung vergleichen möchte, in poetischer aber im Grunde frivoler Weise das christliche Dogma mit epicureischer Lebensauffassung verbinden und wie Laurentius Valla in seinem „de voluptate ac de vero

---

1) s. H. Hauser: De l'humanisme et de la Réforme en France in Revue historique LXIV, S. 258.

bono" in der Auferstehung des Leibes ein mit „immensam voluptatem" verbundenes Aufstreben zu einem paradiesischen Dasein sehen, in dem der auf Erden unvollkommene und nur erträumte Lebensgenuss zur Wirklichkeit wird. Rabelais ist zu tief in die strenge Lehre der Reformierten eingedrungen; nichts hilft ihm über die Kluft hinüber, er gibt bald den Kampf auf und bildet sich eine von Dogmen freie natürliche Religion, die in dem Glauben an einen gütigen, die Natur, die sein Werk ist, nicht verleugnenden Gott gipfelt und den religiösen Vorstellungen in Rousseau's Profession de foi du vicaire savoyard nahe steht. An diesen Zwiespalt zwischen dem freien aufstrebenden Gedanken, der antiken auf Lebensgenuss und Entfaltung des Individuums ausgehenden Lebensauffassung und der mittelalterlichen Form krankt die Litteratur der französischen Renaissance und die geistige Entwicklung Frankreichs in den folgenden Jahrhunderten. Es war ein Verhängnis, dass die Formen, in denen eine Reform der Kirche versucht wurde, der Calvinismus im 16. Jahrhundert, der Jansenismus im 17. Jahrhundert, durch ihre dogmatische Strenge und ihren engherzigen Rigorismus die nach Freiheit strebende Elite und die Menge der Gläubigen gleich abstiessen, sodass eine Einigung auf dem Gebiet der Religion und der Moral nicht möglich wurde, und der verhängnisvolle Zwiespalt zwischen der libre pensée und der bestehenden offiziellen Kirche zu der Isolierung der auf der klassischen Kultur beruhenden Litteratur innerhalb der Nation hinzutrat. Weder in ihrem Leben noch in ihren Werken erreichten die Schriftsteller des 16. Jahrhunderts jene wohlthuende Harmonie, welche die Grundlage klassischer Schönheit bildet. Ronsard schwankt zwischen heidnischer Naturverehrung und katholischem Fanatismus; Bonaventure Despériers endet in geistiger Umnachtung; Etienne Dolet stirbt auf dem Scheiterhaufen, ein Opfer der Zeitumstände, kein Märtyrer; die edle Königin Margaretha von Navarra findet weder im alten noch im neuen Glauben die Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse und sucht auf den einsamen Pfaden der Mystik die Vereinigung mit Gott, nach der sie mit fast sinnlicher Leidenschaft strebt. Auf Rabelais selbst, der trotz seiner dem weltlichen zugewandten Gesinnung das Priestergewand von den Schultern nicht abzuwerfen wagt, lasten die Fesseln der Tradition. Seinen Frère Jean des Entommeures, den Gründer Thélème's, will er den egoistischen und unwissenden Mönchen der Zeit als Ideal gegenüberstellen und schafft in dieser kraftstrotzenden Gestalt das gerade Gegenstück zu einem Mönch, die verkörperte Negation des Mönchtums. Thélème selbst ist wie das Symbol jenes Zeitalters der Renaissance, das

umsonst nach einer harmonischen Verbindung des Alten mit der Fülle neuer Gedanken rang. Schon die äussere Anlage des Klosters zeigt die Vereinigung mittelalterlicher gothischer Elemente mit den antiken Formen: der ganze Bau mit den sechs Ecktürmen, die wir noch an dem Schlosse Chambord z. B. wiederfinden, seinen sechs Flügeln, der gewaltigen Höhe der fünf Stockwerke erinnert noch an die für die Verteidigung zweckmässige, hier aber für ein Lustschloss wie Thélème zwecklose Burganlage des Mittelalters, während es im Geist der Architektur der Renaissance lag den Grundriss der Paläste einfach, übersichtlich, die Façaden breit und imposant anzulegen. Trotz seines Widerwillens gegen das Klosterleben ist Rabelais noch so sehr in den Ideen des Mittelalters befangen, dass er den mittelalterlichen Rahmen beibehält, das Zusammenleben in demselben Bau, während die consequente Durchführung seiner Ideen ihn dazu geführt hätte, für seine freien, modernen Menschen entsprechende Wohnstätten zu finden, die dem Einzelnen seine Freiheit bewahrt hätten, ohne das Band zu lösen, das sie vereinigen sollte, etwa Anlagen, wie wir sie in den Beguinenklöstern noch jetzt in Belgien finden. Aber Rabelais war selbst Mönch gewesen und hatte offenbar neben den Unbequemlichkeiten des Klosterlebens die Wohlthaten der klösterlichen Gemeinschaft genossen, die Befreiung von den materiellen Sorgen des Daseins, und konnte sich daher das Zusammleben einer Gemeinde wie die der Thelemiten nicht anders denken als in einem Kloster. Auch in der Tracht seiner Thelemiten behält Rabelais mittelalterliche Ideen bei: die Thelemiten kleiden sich zwar mit der ganzen verschwenderischen Pracht der Renaissance, sieben Schiffe führen ihnen jährlich aus den neuentdeckten Erdteilen Ladungen von Gold, Seide, Perlen und Edelsteinen zu; anfangs war auch jeder frei sich zu kleiden, wie es ihm gefiel; später aber wird eine nach den Jahreszeiten wechselnde Ordenstracht eingeführt und täglich nach der Wahl der Frauen die Farben der Bänder und Schleifen bestimmt. Zu welchen Excessen der „disio d'eccellenza" schöne, weltfrohe Menschen geführt hätte ohne diese Regelung der Tracht, sah Rabelais ein; wie er sich aber die Möglichkeit der Uniformierung seiner Thelemiten gedacht hat, ist nicht zu begreifen; welchen unerträglichen Zwang er damit den Einzelnen auferlegte, hat er ganz übersehen. Neben diesen Resten mittelalterlicher Denkweise offenbart sich das moderne, humanistische Ideal schon in Aeusserlichkeiten: auf die Bequemlichkeit und Zweckmässigkeit des Baues der Thore, Treppen, der Zimmereinrichtungen haben wir bereits hingewiesen. Viel wichtiger ist die Thatsache, dass die Kirche in

Thélème fehlt und dass sie durch kleine Kapellen ersetzt ist. Man hat ein Zeichen der religiösen Indifferenz Rabelais' in dem Fehlen einer gemeinsamen Kirche erblicken wollen oder eine versteckte Anspielung auf die protestantischen Andachten, wie sie z. B. in den Zimmern der Königin Margaretha von Navarra abgehalten wurden. Zahlreiche Stellen des Romanes Pantagruel widerlegen den Rabelais gemachten Vorwurf der religiösen Indifferenz oder des Atheïsmus: mag er auch die Mönche, die mittelalterliche Theologie und ihre Hüter, die Sorbonnisten, mit der ganzen Gewalt seines vernichtenden Witzes verfolgen und in den letzten Büchern sich auch an Calvin wegen der Verurteilung seines Romans gerächt haben, so bekennt er an vielen Stellen seiner Werke sein schlichtes, aufrichtiges Vertrauen auf Gottes Hilfe. Weder Gargantua noch Pantagruel versäumen es vor jedem wichtigeren Unternehmen Gottes Hilfe anzurufen. Der Gesandte, den Grandgousier zu Picrochole schickt, um ihn zu überreden den ungerecht unternommenen Krieg aufzugeben, findet seinen Herrn „knieend, barhäuptig, in einer Ecke seines Arbeitszimmers niedergebeugt, zu Gott flehend, er möge den Zorn Picrochole's erweichen und ihn zur Vernunft zurückführen, ohne Anwendung der Gewalt" (Buch I Kap. 32). Die Lektüre und Interpretation der Bibel bildet einen Hauptgegenstand des Unterrichts des jungen Gargantua (Buch I Kap. 23); vor der Ausfahrt der Flotte, die Pantagruel und seine Begleiter zu dem Orakel der göttlichen Flasche führen sollte, hält Pantagruel auf dem Admiralsschiffe eine „kurze und fromme Ansprache, ganz gegründet auf Sprüchen aus der heiligen Schrift, betreffend die Schiffahrt. Und als diese zu Ende war, da wurde laut und deutlich zu Gott gebetet und alle Bürger und Städter von Thalasse, die auf der Werfte zusammengelaufen waren, um der Ausfahrt beizuwohnen, sahen und hörten es. Nach dem Gebet wurde der Psalm des heiligen Königs David, der anfängt: „Als Israel aus Egypten zog", melodiös gesungen." Darauf erst wird ein feierliches Mahl veranstaltet (Buch IV Kap. 1). Auch während eines schrecklichen Sturmes verläugnet Pantagruel seine Gottesfurcht nicht: er kämpft mutig gegen die Gewalt der Fluten und unterwirft sich demütig unter den Willen Gottes (Buch V Kap. 19). Das Fehlen der Kirche in Thélème, die Verlegung der religiösen Andacht in das „Kämmerlein" der einzelnen Thelemiten scheint vielmehr anzudeuten, dass Rabelais von einer Religion träumte, die nicht mehr Sache des Staates oder einer offiziellen Kirche gewesen wäre, einer innerlichen, persönlichen Religion. Auf den Thoren Thélème's steht eine Inschrift in Versen, die den Eintritt in das Kloster den Dunkelmännern verbietet,

den „hypocrites, bigotz, vieulx matagotz", so gut wie den blutdürstigen, ungerechten Richtern, den Wucherern, den Verläumdern und Wüstlingen, und alle edlen, schönen Menschen zum Eintritte auffordert, wobei auch die evangelischen Prediger erwähnt werden:

Cy entrez, vous, qui le sainct Evangile
En sens agile annoncez, quoy qu'on gronde,
Ceans aurez ung refuge et bastille
Contre l'hostile erreur, qui tant postille
Par son faulx style empoisonner le munde:
Entrez, qu'on fonde icy la foy profonde.
Puys qu'on confonde, et par voix et par rolle,
Les ennemis de la saincte parolle.

La parolle saincte
Ja ne soit exteincte
En ce lieu tressainct.
Chascun en soit ceinct
Chascune ait enceincte
La parolle saincte.

Bei dem Bau Thélème's wird eine Metalltafel mit einer rätselhaften Inschrift entdeckt, einer „Enigme en prophétie". Dieses Rätselgedicht, ursprünglich das Werk des Hofdichters Melin de St. Gelais, verkündigt in absichtlich dunkler Sprache für die nächste Zeit (cest hyver prochain, sans plus attendre, — Voyre plustost....) das Auftreten von Verführern, die zwischen Freunden, zwischen Eltern und Kindern Unfrieden säen werden; die ganze Welt wird in Aufruhr sein, Erdbeben und Hochfluten, Sonnenfinsternis werden eintreten bis „l'aspre chaleur d'une grand flamme esprinse" sich in der Luft zeigen und Frieden bringen wird. Mögen dann die Auserlesenen mit Himmelsmanna gesättigt werden und die „Andern" darben, damit ein jeder „ayt son sort prédestiné". Selig ist der „qui en fin pourra perseverer!" Der Sinn des ganzen Gedichtes wird klarer, wenn man es mit den offenbar vorbildlichen Prophezeiungen Jesu im Evangelium Matthaei XXIV v. 4 ff. zusammenhält, wo Jesu vor den Verführern warnt, die Unfrieden stiften werden, von den Blitzen und Erdbeben und der Finsternis spricht, die seine Ankunft verkünden werden, von dem „Zeichen des Menschensohns", das am Himmel erscheinen wird. Der Schlussvers des Gedichtes „O qu'est a reverer — Cil qui en fin pourra perseverer" ist die wörtliche Übersetzung von Matth. XXIV, v. 13: „Wer aber beharret bis ans Ende, der wird selig werden". Rabelais bezieht aber die Prophezeiung nicht auf das Jüngste Gericht, sondern auf den Triumph des wahren Evangeliums der Liebe (l'aspre chaleur d'une grand flamme

esprinse) und Gargantua seufzt bei der Lektüre über die Verfolgungen, die den „gens reduictz (wörtlich „zurückgeführt") a la creance evangelicque" bevorstehen und preist die glücklich, die an ihrem Glauben nicht irre werden. Rabelais beeilt sich durch den Mund Bruder Johanns, der das ganze Gedicht auf einen harmlosen Wettkampf zwischen Ballspielern bezieht, seine gefährliche Erklärung unschädlich zu machen. Wir aber finden hier das Bekenntnis seines evangelischen Glaubens. Die Worte „sort prédestiné" (die aus späteren Ausgaben verschwinden) sind sogar reformiert im Sinne Calvins. Wie konnte aber Rabelais von Prädestination sprechen, nachdem er eben die Abtei des „freien Willens" geschildert? Nichts ist bezeichnender für den Seelenzustand Rabelais' in jener Zeit, als diese schwankende Stellung der wichtigsten und schwierigsten religiösen Frage gegenüber. Im Geiste sah er furchtbare Religionskämpfe voraus und verspricht denen, die in dem Streben nach der Wahrheit treu ausharren, den endlichen Sieg, eine Zeit der Duldsamkeit, wo Jeder, wie in Thélème, wie und wann er will, seine religiösen Bedürfnisse befriedigen wird. Diese „foy profonde", deren Vertreter noch zu keiner Kirchengemeinschaft vereinigt waren, sollte Herzenssache des Einzelnen sein. Eine so gefährliche, ketzerische Auffassung der Religion konnte Rabelais nur andeuten, daher wohl diese kurze, aber für uns bedeutungsvolle Erwähnung der Privatkapellen der Thelemiten. — Dass von Küchen und Weinkellern nicht die Rede ist, ist bemerkenswert und stimmt wenig zu dem traditionellen Bilde Rabelais', den man sich gern als einen weinseligen Epicureer vorstellt. Dass diese Auffassung falsch oder zum mindesten einseitig ist und im Widerspruch steht zu den Urteilen der Zeitgenossen, ist heute erwiesen. Rabelais hat die Küchen in Thélème nicht erwähnt, sie scherzhaft durch die gewaltigen Büchereien ersetzt zunächst im Hinblick auf die von ihm und den Zeitgenossen oft verspottete Genussucht der Mönche; wir dürfen aber in dieser offenbar nicht zufälligen Unterdrückung der materiellen Genüsse des Lebens einen Beweis erblicken für den Idealismus, zu dem sich Rabelais in jenen Kapiteln seines Romans bekennt, in denen er das dem Studium, edler Geselligkeit, ritterlichen Übungen gewidmete Leben der Thelemiten beschreibt.

Die Worte „FAY CE QUE VOULDRAS" bilden den einzigen Satz der Klosterregel Thélème's und zugleich scheinbar die Negation jeder Regel, die Proklamation absoluter Anarchie. Aber man würde Rabelais missverstehen, wenn man Thélème als eine Stätte des zügellosen Genusses und der Pflege eines selbstsüchtigen Individualismus auffassen wollte.

Auch der Utopist, als welcher der Realist Rabelais in diesen Kapiteln erscheint, konnte nicht übersehen, dass ein friedliches Zusammenleben wie das der Thelemiten nur möglich ist, wenn alle Glieder der Gemeinde sich unter eine strenge Regel unterwerfen in einer die Persönlichkeit vernichtenden Gleichheit, oder aber, wenn sie aus freiem Antrieb in aufopfernder Freundschaft einander dienen. Wie lässt sich aber diese letztere Forderung, die allein für Thélème's Bewohner denkbar ist, mit jenem der ganzen Gründung zu Grunde liegenden Prinzip der unbeschränkten Freiheit des Einzelnen verbinden, der nur den eigenen Willen als Norm seines Handelns anerkennt? „Par ceste liberté entrerent en louable emulation de faire tous ce qu'a ung seul voyoyent plaire. Si quelqu'ung ou quelqu'une disoit beuvons, tous beuvoyent. S'il disoit jouons, tous jouoyent. S'il disoit allons à l'esbat es champs, tous y alloyent. Si c'estoit pour voller (auf die Falkenjagd) ou chasser, les dames montées sus belles hacquenées, avecques leur palefroy guorrier (Paradepferd), sus le poing mignonnement enguantelé portoyent chascune ou ung esparvier ou ung laneret ou ung esmerillon: les hommes portoyent les aultres oyseaulx“. Was in der hochentwickelten Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts durch strenge Selbsterziehung erreicht wurde, die Unterwerfung des Einzelnen unter eine allgemeine Norm, das Aufgehen der Persönlichkeit in der Gesellschaft, das sollten die Thelemiten aus freiem Antriebe thun und Rabelais schreibt den folgeschweren Gedanken, dessen ganze Tragweite er selbst nicht erkennen konnte: „Gens liberes, bien nayz, bien instruictz, conversans en compaignies honnestes, ont par nature ung instinct et aguillon qui tousjours les poulse a faictz vertueux, et retire de vice: lequel ilz nommoyent honneur. Iceulx, quand par vile subjection et contraincte sont deprimez et asserviz, destournent la noble affection par laquelle a vertu franchement tendoyent, a deposer et enfraindre ce joug de servitude. Car nous entreprenons tousjours choses défendues et convoitons ce que nous est denié“. Ohne Hilfe der göttlichen Gnade, allein dem angeborenen Instinkte, der Stimme des Herzens und der Sinne folgend, vermag es also der Mensch, wenn er nur richtig geleitet wird und die Natur in ihm nicht erstickt wird, rechtschaffen, edel zu handeln und selbst den schwersten Versuchungen des Fleisches zu widerstehen. Damit ist aber das christliche Dogma der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur geleugnet und durch den antiken, naiven Glauben an die Reinheit der Natur ersetzt, der auch die Grundlage der religiösen Ideen Rabelais' bildet. Aber auch in diesem Punkte verbinden sich die antiken Ideen der Renaissance mit mittelalterlichen

Vorstellungen. Die Stimme der Natur, die den Thelemiten die Vorschriften der Moral ohne Zuthun der religiösen Erziehung eingeben soll, nennen die Thelemiten „honneur". Wir kennen den Begriff aus den allegorischen Dichtungen des Mittelalters, in denen Honneur als Träger der ritterlichen Tugenden den Helden im Kampfe gegen die Sünde und ihre Lockungen beisteht; „honneur" ist im Mittelalter die Frucht der ritterlichen Erziehung, die den Menschen befähigt, seinen eigenen Vorteil einer Idee oder auch dem Ruhme, der Liebe zu opfern. In der Vorstellung des Gründers von Thélème ist dagegen honneur ein dem Menschen angeborener Trieb. Auf der Überzeugung, dass dieses Bewusstsein des eigenen Wertes, dieser Ehrbegriff, göttlichen Ursprungs ist und den Menschen daher nur zum Guten und Schönen antreiben kann, beruht die Moral der Thelemiten. Wir haben hier keine willenlose Hingabe an die Stimme der Natur, keine krankhafte Sehnsucht nach der verlorenen Unschuld; Kultur, Wissenschaft und Kunst sind für Rabelais nicht die Quellen des Unglücks und des Lasters. Er hat nicht in einer Zeit der staatlichen Zersetzung, der Übersättigung geschrieben wie J. J. Rousseau, sondern in einer kühn aufstrebenden, kampflustigen Zeit. In der Pflege der Wissenschaft und der Kunst sieht er die Waffen, die die Fesseln des Mittelalters sprengen und die Unwissenheit und ihre Folgen, den Autoritätsglauben, den Fanatismus, aus der Welt schaffen sollen. So kann er seine Thelemiten mit Pracht, allen Errungenschaften der Kultur, in verschwenderischer Weise umgeben. Honneur wird sie vor Abwegen schützen. Das Gefühl des persönlichen Wertes, der Ehrbegriff, der in der Renaissance die rücksichtslose Pflege des Individuums zur Folge hatte und neben den herrlichsten Früchten auch den schrankenlosen Egoismus hervorgebracht hat, wird hier der Urquell aller Tugend, der Moral überhaupt. Die Beschreibung Thélème's ist der Hymnus eines enthusiastischen Humanisten, der von dem Trunke an der Quelle antiker Weisheit berauscht, in der Befreiung des Menschen von den Banden kirchlicher Moral, der Proklamation seines stolzen „FAY CE QUE VOULDRAS" für eine Elite geistig und körperlich hervorragender Menschen den Weg zur Tugend, zu einem menschenwürdigen Dasein erblickte.

Giuseppe Gioachino Belli und die römische Dialektdichtung.

Von

K. Vossler.

Kaum ein anderes Volk ist mit einem so kräftigen und natürlichen Realismus gesegnet wie das italienische. Wer die Kunst- und Litteraturgeschichte Italiens nur oberflächlich kennt, dem wird allerdings zunächst bloss der feine Sinn für Formschönheit, die Neigung zum abgerundeten und abgedämpften Klassicismus und ein gewisses Streben nach Schönmacherei ins Auge fallen, und er wird geneigt sein, den Sinn für das Wahre, Charakteristische, Individuelle und Realistische in der Kunst als ein patentiertes Erbteil der nordischen, speziell der germanischen Völker zu reklamieren. Und doch hat es gerade in der italienischen Litteratur zu keiner Zeit an derben Realisten gefehlt, nicht einmal in dem hochklassischen Cinquecento und ebensowenig im Jahrhundert des Marinismus und der Akademiker. Freilich muss zugegeben werden, dass in solchen Zeiten der Realismus nicht spontan auftritt, sondern meist nur als Reaktion, als Widerspruch, als Satire gegen die klassicierende Kunst. So nur erklärt sich das üppige Wuchern der burchiellesken und bernesken Poesie im 16. und das Aufblühen der Satire im 17. Jahrhundert, deren typischer Vertreter Alessandro Tassoni sein dürfte mit seinem komischen Heldengedicht vom geraubten Kübel (La secchia rapita). Die Rückkehr zum naiven und objektiven Realismus bahnt sich erst ganz langsam wieder an unter der Führung des Venezianers Carlo Goldoni, in dem wir zugleich einen der ersten bedeutenderen Dialektdichter Italiens kennen lernen. Goldoni hat zahlreiche Nachahmer gefunden, der würdigste und originellste Parteigänger seines Kunstideals ist ihm aber erst etwa 100 Jahre später erstanden in Giuseppe Belli. So unabhängig und verschieden an Begabung und künstlerischer Methode

die beiden immer von einander sein mögen, als Dialektdichter haben sie etwa dasselbe Programm verfolgt: das Völkchen ihrer Heimat mit seinen Sitten und Gebräuchen, mit seiner Art zu sprechen und zu denken in möglichster Reinheit und Treue vorzuführen.

Man kann nicht energisch genug auftreten gegen eine Auffassung, die seitdem Belli in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, immer noch als die landläufige gilt: nämlich dass er vorzugsweise und in erster Linie Satiriker sei. Der vielverdiente Verkündiger des litterarischen Ruhms und Herausgeber der Werke unseres Dichters, Luigi Morandi ist ohne es zu wollen und zu ahnen der Vater dieses eigentümlichen Vorurteils geworden: er hat in seiner geistreichen Einleitung zu Bellis Sonetten [1]) des längeren und breiteren von dem Hang und der Begabung des römischen Volks zur Satire gesprochen, und hat die Gelegenheit benützt, eine Geschichte des weltberühmten Meisters Pasquino [2]) zu versuchen, wobei er beim Gros der Leser unsern Giuseppe Belli in den Geruch eines Fortsetzers und Lehrlings des bösen Pasquino gebracht hat. Grundbedingung aller Satire aber ist die Subjektivität, und Belli ist einer der objektivesten Dichter, die es giebt. Die Bekanntschaft mit seinem Werk wird das zur Genüge bestätigen. Doch vorher einiges über sein Leben.

Giuseppe Gioachino Belli wurde geboren am 7. September 1791 in Rom als Sohn eines Subalternbeamten. Seine Mutter Luigia Mazio war die Tochter eines Bankiers. Die Familie Belli, dem päpstlichen Regiment und dem König von Neapel treu ergeben, hatte viel zu leiden unter der französischen Invasion, und als im Jahr 1803 der Vater starb, und sich die Mutter mit vier Kindern in Not und Armut allein sah, da begannen für den kleinen Giuseppe schlimme Tage und mit dem Tod der Mutter, der vier Jahre später erfolgte, verschärfte sich das Elend. Von den Verwandten spärlich gehalten und lieblos erzogen, gelang es ihm endlich, einen kleinen Posten als Buchhalter zu bekommen, aber schon im Jahr 1810 befand er sich wieder ohne Stellung. Dank der Empfehlung eines Freundes wurde er Sekretär im Dienst des Fürsten

1) I Sonetti Romaneschi di G.-G. Belli pubblicati dal nipote Giacomo a cura di Luigi Morandi. Unica edizione, fatta, sugli autografi. 6 Bände. Città di Castello. S. Lapi 1886—89 (2. Aufl. 1896) vol. I prefaz. p. CXXXV—CCXXVIII.

2) Ueber die Streitfragen, die sich daran knüpfen, orientiert in Kürze E. Bovet, le peuple de Rome vers 1840 d'après les sonnets en dialecte transtévérin de G. G. Belli, vol. I. Neuchâtel, Rome 1898 p. 14 ff. Vergl. auch die bibliogr. Übersicht ebenda, p. 406 ff., und die Recension von Cesareo im Giorn. stor. della lett. it. 1898, p. 400—415.

Stanislaus Poniatowski, wo er reichlich Gelegenheit fand, die Corruption der adeligen Kreise kennen zu lernen.

Früh schon hatte sich in dem Jüngling ein Hang zu Melancholie und Nachdenklichkeit bemerkbar gemacht, der in der Lektüre der Bibel, der Nebelgesänge des Ossian und der Nachtgedanken Young's seine reichliche Nahrung fand. Aber er müsste andererseits kein Italiener gewesen sein, wenn ihm der Geschmack an lärmender und ausgelassener Gesellschaft gefehlt hätte. Seine Melancholie wurde hier zum Sarcasmus, und die in der Einsamkeit gesammelten Beobachtungen entluden sich in Witzen, in Pantomimen und im Nachäffen aller Personen, die ihm in den Wurf kamen. Sein staunenswertes mimisches Talent und sein behender Witz machten ihn in kurzer Zeit bekannt und beliebt bei allen Spassvögeln von Rom. — Unseeliger Weise aber war er indessen auf das klassische Dichten verfallen, hatte schon einige religiöse und historische Gesänge verbrochen, und im Jahr 1813 veröffentlichte er gar ein langes Poem über die Florentiner Pest von 1348; und da er einer jener schlimmen Dichterakademien angehörte, der sog. Tiberina — die übrigens heute noch in Rom ihr Dasein fristet — so fehlte es ihm auch nicht an Beifall. Ja vielleicht ist es sogar diese akademische Muse gewesen, die ihm seine Ehefrau zugeführt hat. Maria Conti nämlich, eine reiche aber nicht mehr ganz junge Wittwe, verliebte sich in den geistreichen und bereits berühmt gewordenen jungen Mann. Belli hat ihre Neigung wohl nie ernstlich erwidert, und da er sich eben wieder stellungslos befand, nachdem er den Dienst des polnischen Fürsten verlassen hatte, so widerstrebte es seinem Stolz, eine Ehe einzugehen, wo er vom Geld der Frau hätte leben müssen. Als ihm diese aber ein kleines Amt verschaffte, gab er nach, und liess sich heiraten. In der That, er l i e s s sich heiraten. Der Vorwurf moralischer Schwäche und Indolenz kann ihm kaum erspart bleiben. Immerhin war nun auf lange Jahre hinaus seine Existenz gesichert, er hatte reichlich Gelegenheit zu reisen und sich zu bilden, und benützte sie. Von besonderem Einfluss auf seine weitere Entwickelung wurden Voltaire und Rousseau.

Im Jahre 1827, nachdem er bereits einige Sonette in romanesker Mundart verfasst hatte, lernte er die Dialektgedichte des berühmten und vielbewunderten Mailänders Carlo Porta kennen. Zweifellos hat ihn das Beispiel des Porta ermuntert in seinem Beginnen fortzufahren, und hat ihm vielleicht auch auf den richtigen Weg geholfen. Leider ist bis jetzt noch keiner von den Forschern, die sich mit Belli beschäftigt haben, der Frage näher getreten, in wie weit Belli von Porta abhängig

ist. Soviel steht aber fest, dass die Sonette, in denen der römische Dichter den lombardischen direkt nachahmt, von verschwindend kleiner Zahl sind. Ausserdem sind die beiden in ihrem ganzen Charakter und in ihrer künstlerischen Methode so verschieden von einander, als es nur ein Mailänder von einem Römer sein kann; und gerade das, was wir an Belli bewundern: seine absolute Objektivität würden wir vergebens suchen bei Porta.

Mit dem Jahr 1830, also im Alter von 39 Jahren, beginnt für Belli die Zeit der fruchtbarsten, rapidesten und genialsten Produktion. Von 1830—37 schuf er durchschnittlich 200 romaneske Sonette pro Jahr, und nach fünfjähriger Pause setzt eine neue Periode des Schaffens ein, die von 1843—47 dauert; dann schliessen ihm die politischen Ereignisse für immer den Mund. Wir besitzen von ihm im ganzen die schöne Zahl von ca. 2200 Sonetten. Um uns einen Begriff zu machen von der Grösse und Einheitlichkeit dieses imposanten Werkes, geben wir dem Dichter selbst das Wort — denn er war sich der eigenen litterarischen Bedeutung sehr wohl bewusst — und hören wir, wie er im Jahr 1831, also am Beginn seines Schaffens, sein künstlerisches Programm formuliert.

„Ich habe mir vorgenommen, ein Denkmal zu hinterlassen von der sogenannten „plebe di Roma.“ Dieser Plebs wohnt sicherlich eine gewisse typische Originalität inne. Ihre Sprache, ihre Ideen, ihre Seele, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Anschauungen, ihre Vorurteile, ihr Glaube und Aberglaube, kurz alles, was ihr eigen ist, trägt ein Gepräge, das sich stark abhebt von jedem anderen Volkscharakter. Diese Plebs konstituiert eben doch einen Teil jenes gewaltigen Roms voll feierlicher, ewiger Erinnerungen. Ausserdem schmeichle ich mir, dass meine Idee neu ist. Ein so farbenreiches Bild, wie ich es gebe, mag man über das Sujet denken, wie man will, hat bisher seines Gleichen noch nicht.

Unser Völkchen besitzt so wenig als jede andere Plebs weder eine rhetorische noch eine poetische Kunst. Alles entquillt spontan seiner lebhaften und kräftigen Natur, wie sie in ihrer Echtheit sich hat frei entwickeln können. Von ihren Anschauungen, ihren Sitten und ihrer Sprache gilt etwa dasselbe was von ihren Physiognomieen. Warum sind diese beim niederen Volke so verschieden von den Pysiognomieen der höheren Klassen in ein und derselben Stadt? Deshalb weil die Gesichtsmuskeln, von Erziehung und Anstand zur Bewegungslosigkeit verdammt, hier ungehindert der Gewalt der Leidenschaften und den Regungen des Affekts sich überlassen, und darum eine andere Entwicke-

lung nehmen, meist in der Weise, dass die Physiognomie sich dem Geist anpasst, der im Körper lebt, und Formen giebt. So wird das Antlitz zum Spiegel der Seele. .... Das niedere Volk hat also keine Kunst, und somit auch keine Poesie. Wenn es je eine solche anstrebt, so ist das ein forcierter Versuch, die Kunstpoesie nachzuahmen, und dann ist der Plebejer nicht mehr er selbst, er wird zu einer schlecht und tölpisch verkappten Gliederpuppe. Eine ihm eigene Poesie besitzt er nicht. Das haben alle diejenigen verkannt, die bisher in romanesken Gedichten sich versuchten. In ihren Leistungen offenbart sich das ganze Ringen der Kunst gegen die Natur und die schliessliche Niederlage der ersteren.

Die tägliche Umgangssprache des Römers ganz so, wie sie aus seinem Munde kommt darzustellen, ohne Schmuck, ohne die geringste Änderung, ohne auch nur eine syntaktische Inversion, oder eine Apokope, die dem Römer nicht geläufig wäre, kurz, aus dem einzelnen Fall eine Regel, aus dem Sprachgebrauch heraus eine Grammatik aufzustellen — das ist mein Ziel. Ich will nicht etwa eine Poesie des Volks, sondern die Konversation des Volks in meinen Sonetten geben. Rhythmus und Reim müssen sich gleichsam zufällig ergeben aus einem scheinbar natürlichen Zusammentreffen unstudierter Phrasen und alltäglicher Ausdrücke. Nichts korrigiertes, nichts modelliertes, nichts, was uns nicht schon im Ohr läge. Verse, die mit solchem Kunstgriff gegossen sind, müssen uns vorkommen, als erweckten sie statt neuer Eindrücke nur alte Erinnerungen. Und sollte es mir gelingen, mit diesen Mitteln des heimischen Colorits die Moral und das bürgerliche und religiöse Leben unseres Volks von Rom darzustellen, dann glaube ich ein Bild geschaffen zu haben, das dem vorurteilsfreien Auge nicht ganz wertlos erscheinen wird.

Nicht züchtig und nicht immer fromm, sondern eher bigott und abergläubisch wird Inhalt und Form sich zeigen. Aber so ist das Volk und dieses kopiere ich; weit entfernt ein Muster aufstellen zu wollen, entwerfe ich nur ein getreues Bild von etwas Bestehendem, das obendrein ohne Hoffnung auf Besserung dahin gegeben ist." [1])

Dies die Worte des Dichters. Und was er damals privatim sich und seinem Freund gelobte, hat er in glänzender Weise bis auf den letzten Buchstaben gehalten.

Zunächst in der Form: eine sozial und lokal so engbegrenzte Mundart wie die des transteverinischen Stadtviertels konnte ihrer ganzen

1) Das italienische Original findet sich abgedruckt in I Sonetti Romaneschi u. s. w. vol. I p. CCLXXXIX ff.

Beschaffenheit nach zu litterarischer Verwertung nur dann gelangen, wenn der Dichter auf die Darstellung eigener, ich möchte sagen aussertransteverinischer Gedanken von vornherein verzichtete. Mit Schriftstellern wie Fritz Reuter oder Frederi Mistral, deren Bestreben es ist, aus einer ganzen Gruppe von Mundarten eine Litteratursprache herauszuarbeiten, hat unser Belli somit absolut nichts zu schaffen. Bei ihm spricht immer nur der Transteveriner, all seine Sonette sind Monologe oder Dialoge, und oft sprechen gar fünf und sechs und mehr Personen durcheinander. Jedes Gedicht ist eine kleine dramatische Scene voll unmittelbaren Lebens, wobei der eingeweihte Leser sich unwillkürlich die Handlungen und Gesten vorgezaubert sieht. Hugo Schuchardt in seinem Aufsatz über Belli [1]) macht dazu die folgende feine Beobachtung: „Welcher Deutsche hätte für ähnlichen Zweck durch soviel hundert Gedichte hindurch den Dialog gewählt? Wir sind reflexiv, die Romanen impulsiv; wir lieben es einsam, jene in Gesellschaft zu denken .... daher Schweigsamkeit bei uns fast, bei jenen durchaus nicht eine Empfehlung ist. Kurz die Bedeutung des Gesprächs, oder wenn wir den romanischen Ausdruck vorziehen, der Konversation ist eine verschiedene; während bei uns im Gespräch die Früchte des Nachdenkens an den Tag zu treten pflegen, pflegt den Romanen vielmehr als Frucht des Gesprächs das Nachdenken zu erwachsen."

Auch die Wahl der metrischen Form konnte nicht glücklicher sein: das Sonett ist die populärste von allen, ganz besonders in Rom und entspricht vortrefflich dem Geist des Volks. [2]) Belli selbst hat sich darüber folgendermassen ausgesprochen: „Beim Charakter unseres Volks der zum Sarkasmus, zum Epigramm, zu kurzem sprichwörtlichem Ausdruck neigt, bei seiner raschen schlagfertigen Art braucht es keine langen, regelmässig expositiven Diskurse. Ein eindringlicher, rascher und energischer Dialog, eine abgerissene und scharfe Exposition, alle Augenblicke ein paar Zweideutigkeiten und Amphibologien, klare Bilder nur lose aneinandergereiht dienen weit besser unserem Zweck. . . . Jede Seite ist der Anfang des Buchs, iede Seite das Ende." [3]) Und mit welcher

---

1) Romanisches und Keltisches. Berlin 1886, p. 155 f.

2) Wo je der Stoff zu gross ist, um in dem knappen Rahmen des 14zeiligen Sonetts Platz zu finden, hilft sich der Dichter, indem er das Sonetto ritornellato (oder caudato) zur Anwendung bringt, welches schon seit dem 14. Jahrhundert eine Lieblingsform der burlesken Dichter geworden war, oder — und das ist der häufigere Fall — er reiht mehrere einfache Sonette aneinander.

3) I son. rom. p. CCXCIII.

Treue giebt Belli die tägliche Umgangssprache des Römers wieder! In den über zweitausend Sonetten findet sich kaum ein einziger Vers, der durch Flickwörter, oder durch Konzession an den Reim die geringste sprachliche oder prosodische Unsicherheit verriete. Wie innig die Form mit dem Inhalt verschmilzt, mag man aus der unten folgenden Probe ersehen.

Doch vorher nur wenige Worte über den romanesken Dialekt. Er gehört zu e i n e r Gruppe mit dem Umbrischen, der Mundart der Marche und der Provincia romana zusammen. Die Sprachgrenze deckt sich also ziemlich mit der des alten Kirchenstaats. Die Hauptabweichungen vom toskanischen beschränken sich auf den Konsonantismus. Zu nennen ist die Assimilation von ld ⟩ ll, nd ⟩ nn, mb ⟩ mm: caldo ⟩ callo, mondo ⟩ monno, piombo ⟩ piommo; lj (gli) ⟩ jj: figlia ⟩ fijja. l vor Konsonant ⟩ r: qualche volta ⟩ quarche vorta; ebenso l hinter dem Konsonant: afflitto ⟩ affritto. Das s, das meist scharf, d. h. tonlos artikuliert wird (rosa nicht roṣa) wird nach n und r nur zu einem ausgesprochenen scharfen z: persona ⟩ perzona, penso ⟩ penzo, il sangue ⟩ er zangue. Ganz besonders charakteristisch für das romaneske ist seine ausserordentliche Neigung zur Doppelkonsonanz. Die meisten intervokalischen Konsonanten, sofern sie im toskanischen einfach sind, werden gedoppelt; cuggino, piascere (piacere), debbitore, la bbella u. s. w. Auch ist der konsonantische Einsatz am Anfang der Wörter sehr stark. All diese Lauterscheinungen geben dem Dialekt einen kräftigen und im Verhältnis zum toskanischen fast rauhen Charakter. Ausserdem ist die Satzmelodie ziemlich viel variierter und voll starker chromatischer Nuancen. Meinem Geschmack nach möchte ich das romaneske nicht mit Dante als den hässlichsten, sondern als den sonorsten und einen der schönsten aller italienischen Dialekte erklären, und die Italiener selbst mit ihrem Sprichwort: lingua toscana in bocca romana, scheinen mir Recht zu geben. Syntaktisch freilich und lexikologisch bleibt das romaneske unendlich hinter dem toskanischen zurück. Der Transteveriner ist arm an Ausdrücken und Wendungen. Die wenigen, die er hat, sind dafür um so gesalzener. Eine grosse Zahl von Begriffen werden durch Termini aus dem sexuellen Gebiet metaphorisch bezeichnet. In jedem Satz kann man sagen, sind ca. zwei oder drei schmutzige Worte. Lapi, der Verleger der Sonette des Belli hat in guter Absicht die obscönen Gedichte alle in einen Band zusammengesteckt, und wer diesen sich einzeln kaufen will, muss ihn dreimal so teuer bezahlen als die andern. Damit ist aber wenig erreicht, denn auch die übrigen fünf Bände sind alles, nur keine Lektüre für höhere Töchter. — Eine gewisse Komik,

die Komik des Ignoranten, und eine gewisse Satire liegt im römischen Dialekt gleichsam versteinert. Belli hat selbst darauf hingewiesen; als man ihm eines Tages zumutet, das Evangelium Matthei ins Romaneske zu übertragen, antwortet er: „Diese niederträchtige und lächerliche Sprache der untern Klassen würde im besten Fall eine frivole Satire auf die heilige Schrift abgeben.“ [1])

Er war sich bewusst, dass die beschränkten sprachlichen Mittel nichts anderes sind, als eine Folge des beschränkten Gedankenkreises. Das Studium der Form fruchtete ihm zugleich die Kenntnis der Gedankenwelt seiner Landsleute. Ueberall wo er ging und stand, immer war er auf der Lauer und hatte Notizbuch und Bleistift bereit, um jeden Einfall festzuhalten, jede Beobachtung, jedes Schlagwort, jeden Witz, den er im Vorbeigehn erhaschte. Der kurze Auszug aus seinen Aufzeichnungen, den uns Morandi (a. a. O. CCXXXII f.) mitteilt, legt ein klares Zeugnis davon ab, wie sich ihm immer schon im Augenblick der ersten künstlerischen Konzeption Form und Gedanke aufs innigste vereinen. Und wer vermöchte zu unterscheiden, wo in seinen Sonetten die Beobachtung und das Selbsterlebte aufhört und wo die Erfindung einsetzt? Jedem, der einige Zeit in Rom sich aufgehalten hat, wird es z. B. schon begegnet sein, von einem armen zerlumpten Weib durch die Gässchen der Altstadt verfolgt zu werden und sich etwa die folgenden Worte in beschleunigtem flehentlichem Tone nachgerufen zu hören:

Bbenefattore mio, che la Madonna
L'accompagni e lo scampi d'ogni male,
Dia quarche ccosa a sta provera donna
Co' ttre ffijji e 'r marito a lo spedale.

Me la dà? me la dà? ddica, eh? rrisponna:
Ste crature [2]) so' ignude tal e cquale
Ch' er Bambino [3]) la notte de Natale:
Dormìmo sott' a un banco a la Ritonna. [4])

Anime sante! se movessi un cane
A ppietà! ar meno ce se movi lei,
Me facci prenne un bocconcin de pane.

---

1) I son. rom. p. CCXXIX.

2) queste creature, d. h. die drei Kinder, die sie bei sich hat.

3) Das Christuskind.

4) Rotonda ist der Platz vor dem Pantheon.

Signore mio, ma pproprio me la merito,
Sinnò, davero, nu' lo seccherei . . .[1])
Dio lo conzoli e jje ne renni merito.[2])

Der Stoff dieser Sonette, der Umfang des Werks ist unendlich. Es entrollt sich uns das ganze Leben eines Volks nach allen Richtungen hin. Kein Typus, kein Stand, keine Alters- und Menschenklasse, die uns nicht vorgeführt würde mit ihrer Lebensphilosophie, ihren Gewohnheiten, ihren Lastern und Tugenden. Vom zartesten Genrebildchen intimsten Kleinlebens durchläuft Belli die ganze unendliche Scala der menschlichen Komödie bis zur erschütternden Greuelscene, wo wilde Leidenschaften aufeinanderprallen. Und ich wage nicht zu entscheiden, welche von den zahllosen Gattungen dem Dichter am besten gelungen sei. Soviel aber ist sicher, dass eine pessimistisch sarkastische Note fast überall durchklingt. Begreiflicherweise: denn das ganze Leben dieses transteverinischen Völkchens spielt sich ab auf dem dunklen, unheimlichen Hintergrund der allertraurigsten politischen Zustände. Wir stehen auf päpstlichem Territorium und befinden uns am Vorabend der Revolution. Die Misswirtschaft des Klerus, die Erbitterung und das Elend des Volks, die moralische Verworfenheit der Unterdrückten und der Unterdrücker hat ihren höchsten Punkt erreicht. Ein Künstler, der sich anschickt, ein derartiges Milieu zu schildern, wird naturgemäss ungleich mehr dunkle als helle Farben zu seinem Bilde nötig haben.

Ein junger Historiker, Ernest Bovet hat es dieser Tage unternommen, eine eingehende Kultur- und Sittengeschichte der Stadt Rom um die Vierziger Jahre zu schreiben[3]) und zwar ausschliesslich auf Grund der bellischen Dialektsonette. Man sieht, wie reich das Material sein muss, das uns der Dichter liefert, um eine derartige Arbeit überhaupt möglich zu machen. Wir betrachten, indem wir uns im grossen Ganzen an die von Bovet aufgestellte Reihenfolge anschliessen, zunächst das Familienleben des Transteveriners. Wenn auch dieses in der Hauptsache sich kaum unterscheidet von dem der übrigen Mittel- und Süditaliener, so versteht es der Dichter dennoch durch idiomatische Wendungen, durch tausend Kleinigkeiten vorwiegend formeller Natur, diesen allgemein menschlichen Scenen eine intime Lokalfarbe zu verleihen.

---

1) In diesem Augenblick empfängt sie das Almosen.

2) a. a. O. II, 116. Dieses Sonett wird von Morandi als eines der formvollendetsen bezeichnet und wurde vom Verf. mehrmals durchkorrigiert und überarbeitet.

3) Titel cf. oben.

Man weiss, dass die Auffassung der Frau im niederen italienischen Volk noch heute eine barbarische fast orientalische ist. Ueber die Jungfernschaft des jungen Mädchens wird mit eifersüchtiger Angst gewacht bis zum Tage der Heirat, und nötigenfalls wird ihre Ehre vom Vater oder Bruder mit dem Messer gerächt. Hören wir die Worte eines zum Tode verurteilten Vaters, der den Verführer seiner Tochter, einen jungen Grafen, ermordet hat.

L'impinitente.

Confesamme![1] e de che? per che ppeccato?
Perché ho spidito all' infernaccio un Conte?
Perché ho vvorzùto[2]) scancellà l'impronte
De l'onor de mi' fijja svergognato?

Bbe',[3]) una vorta che mm' hanno condannato,
Nun je rest' antro[4]) che pportamme a Pponte.[5])
È mejjo de morì ddecapitato,
Che avé la testa co' una macchia in fronte.

Ma ssi[6]) ddoppo er morì cc'è un antro monno,[7])
No, sti[8]) ggiudisci infami e sto governo
Nun dormiranno più ttranquillo un zonno;

Perché oggni[9]) notte che jje lassi Iddio,
Je verrò avanti co' la testa in mano,
A cchiédeje raggion der zangue mio.[10])

Und belauschen wir eine heitere Scene: Zwei junge Verlobte, die von der Mutter bewacht sind, löschen gleichsam aus Unachtsamkeit das Licht aus beim Putzen, und benützen den Augenblick sich im Dunkeln zu küssen.

La luscerna.

Pio, fa' er zervizzio[11]), attizza un po' quer lume,
Ché nun ce vedo ppiù mmanco er lavore.
Me pare de stà in grotta a sto bbarlume:
Me sce viè[12]) un male: me se serra er core.

Ooh, llaudata la lusce der Ziggnore!
Via, nu' l'arzà ppoi tanto, ché ffa ffume . . .
Bbona notte, sor Pio. Dar fosso ar fiume:
Sém' arimasti[13]) tutti d'un colore.

---

1) confessar mi. 2) voluto. 3) Ebbenc. 4) altro. 5) Ponte S. Angelo, wo die Todesurteile vollstreckt wurden. 6) se. 7) mondo. 8) questi. 9) sprich: ónnji. 10) i son. rom. III, 427. 11) il servizio. 12) mi ci viene. 13) siamo rimasti.

Tuta,[1]) va' a ccercà un zorfarolo,[2]) lesta,
Che ll' appicciamo cqui ddrent' ar marito.[3])
Fa' cco' ggiudizzio, veh: bbada alla testa.

Indóve sei? ... da' cqua ... Ma, Ttuta, Pio,
Che vve fate llagiù? Bbe' bbe', ho ccapito:
Da cqui avanti però smoccolo io.[4])

Weiterhin bietet uns der Dichter eine Fülle heiterer und ernster Scenen aus dem Eheleben, das leider nur zu oft durch die Leidenschaftschaftlichkeit des Mannes oder durch die Eingriffe der Geistlichkeit gestört erscheint. In mehreren Sonetten wird die Mutterliebe verherrlicht. Besonders eines davon verdient hier angeführt zu werden, welches das unübersetzbare Kauderwelsch wiedergiebt, in dem die Mutter ihrem kleinen Kinde zuredet.

Le smammate.[5])

Dillo, visscere mie de ste pupille:
Di', ccore, chi vò bene a mámma sua?
Uh fijjo d'oro! E cquanti sacchi?[6]) Dua?
Du' sacchi? E mmamma sua je ne vò mmille.

No, bbello mio, nu' le toccà le spille:
Sta' attento, sciscio,[7]) che tte fai la bbua.[8])
Oh ddio sinnòe! Oh pòvea catùa![9])
S'è ppuncicato la manina Achille!

Guarda, guarda er tettè,[10]) ccocco mio caro ...
Bbe', er, purcinella,[11]) sì ... Nno, er barettone[12]) ...
Ecco la bbumba,[13]) tiè ... Vvòi er cucchiaro?

---

1) Gertrude.
2) zolfanello.
3) = scaldino, der Aschentopf, der zum Wärmen der Hände und Füsse dient.
4) In Zukunft putz ich das Licht selber. IV, 340.
5) Der Ausdruck ist nicht zu übersetzen. Er bezeichnet jene unvollkommene Sprache, welche die Mutter dem Kinde ablernt und in der sie ihrer Zärtlichkeit Ausdruck verleiht.
6) Wie viele Säcke voll Liebe hegst du zu Mama?
7) ist ein Schmeichelwort ohne bestimmte Bedeutung.
8) entspricht etwa dem „Weweh" unserer Mütter.
9) Oh Dio Signore! Oh povera creatura! Bekanntlich macht die Artikulation des Zungen-R den Kindern viel Mühe. In Deutschland haben es sogar die Erwachsenen verlernt.
10) Der Hund, unser „Wauwau."
11) Pulcinella, der napolitanische Spassmacher, eine Maske.
12) berettone.
13) bumba heisst bei den Kindern alles, was man trinkt.

Oh, zzitto llì, cché mmo cchiamo barbone,
E vve fo portà vvia dar carbonaro
Che ve metti in ner zacco der carbone.

Da sich das Leben in italienischen Städten grossenteils in der Öffentlichkeit, auf der Strasse abspielt, so ist naturgemäss die Berührung mit dem Nachbar und mit den Bewohnern derselben Gasse eine viel häufigere und engere, als sie bei uns zu sein pflegt, abgesehen davon, dass die grössere Lebhaftigkeit und Expansivität den Italiener treibt, ein Gespräch anzuknüpfen mit jedem, der ihm gerade geschickt kommt. Um so leichter entstehen auch Streitigkeiten und heftige Wortwechsel. Von der derben und kräftigen Sprache die bei solchen Gelegenheiten zur Anwendung kommt, möge das folgende Zeugnis ablegen. Zwei Weiber auf der Strasse geraten hart aneinander, weil die eine die Tochter der anderen geschlagen hat.

Le donne litichine.[1]

Indóv' èlla, indov' èlla[2]) sta carogna
Ch' ha la ruganza[3]) de menà a mmi' fijja?
Essce[4]) fòra, animaccia de cunijja,[5])
E vvederai si cciò[6]) arrotate l'óggna.[7])

No, llassateme stà, ssora Sciscijja:[8])
Nun me tené, Mmaria, ch' oggi bbisoggna
Ch' a quella bbrutta sfrizzola d'assogna[9])
Me je dii[10]) du 'rinnacci a la mantijja.

Va', vva', ppuzzona da quattro bbajocchi:[11])
Bbrava, sérrete drento, mmonnezzara[12])
De scimisce,[13]) de piattole[14]) e ppidocchi.

Ma aritórnesce, sai, facciaccia amara?
Ché cquant' è vver' Iddio te caccio l'occhi[15])
E li fo rruzzolà[16]) ppe' la Longara.[17])

Die Antwort der Bedrohten im folgenden Sonett ist sogar noch saftiger. Ueberhaupt sind Hohn- und Schimpfworte von ganz elementarer Kraft in Rom. Körperliche Gebrechen und Krankheiten wirft man sich vor in der abscheulichsten Weise. Jede Uebersetzung muss eine

1) = litigiose. 2) dov'è ella? 3) l'arroganza, von der Volksetymologie richtig in Zusammenhang gebracht mit dem Verbum rugare. 4) esci. 5) Hasenherz. 6) se ci ho. 7) le unghie. 8) Signora Cecilia. 9) Diese schmutzige Schmalzgrübe. 10) le dia. 11) Heller. 12) Kotfass, femin. von immondezzajo. 13) cimici, Wanzen. 14) Filzläuse. 15) ich hacke dir die Augen aus. 16) rotolare. 17) la Lungara, eine Gegend im Transtevere. IV, 431.

Verwässerung werden, und ich verzichte darauf, weitere Proben zu geben aus diesem Gebiet, das Belli mit besonders reichlichen Belegen bedacht hat.

In der Religion ist der Transteveriner ein absoluter Heide. Der krasseste Anthropomorphismus feiert hier seine Orgien. So wird z. B. von einem nachdenklichen Kopf aus dem Volk die Verkündigung Mariä etwa dermassen veranschaulicht, dass die heilige Jungfrau in durchaus transteverinischer Häuslichkeit daheim sitzt und einen Teller Suppe isst, als plötzlich der Engel des Herrn vor sie tritt. Er ist durch ein zerbrochenes Fenster ins Zimmer hereingeflogen und entledigt sich nun seines Auftrags in der denkbar banalsten Weise, worauf Maria in nicht eben decenten Worten ihrem Erstaunen Ausdruck giebt über das Wunder, das mit ihr vorgegangen sein söll.[1])

Auf ähnliche Weise werden noch verschiedene Ereignisse der biblischen Geschichte paraphrasiert: Die Beschneidung Jesu, die Flucht nach Ägypten, die Schöpfung, das jüngste Gericht, Himmel, Hölle, Fegfeuer u. s. w.

Belli hatte in der That Recht, wenn er sagte, dass es klinge wie eine frivole Satire und Travestie der heiligen Schrift. Aber, ich glaube, man muss sich hüten, dem Dichter selbst eine derartig satirische Absicht unterzuschieben, er ist nichts anderes als der treue Interpret der Vorstellungen eines ignoranten, aber scharfsinnigen Volks. Einer seiner jüngsten Nachahmer, Zanazzo, der Begründer und Herausgeber des romanesken Journals „Rugantino e Casandrino“ hat nun dieses Thema freilich bis zum Eckel breit getreten. Warum sollen wir aber gerade diejenigen Sonette, in denen sich die naive Kritik des Volks an heiligen Dingen übt für subjektiv satirisch halten, wo wir doch eine ganz analoge Behandlungsweise finden bei Dingen, die der Dichter sicher nicht im Sinn hatte zu persiflieren. Der Wissenschaft, den Erfindungen (z. B. dem Blitzableiter), Taschenspielern, Bauchrednern u. s. w. kurz Allem gegenüber, was er nicht begreift, verhält sich der Transteveriner in derselben Weise halb gläubig halb kritisch.

Nicht viel besser als mit den religiösen Begriffen steht es mit der christlichen Moral. Der ganze Sittencodex wird in unvergleichlicher Kürze und Schärfe zusammengefasst in einem Sonett, betitelt: „Der Ehrenmann“ (er galantomo)[2]), etwa dahin, dass wer nur immer dem

1) VI, 121.
2) II, 113.

religiösen Ceremoniell, das ihm die Kirche auferlegt, hübsch pünktlich nachkommt, sich im übrigen erlauben kann, soviel er will, ohne im Diesseits oder im Jenseits irgendwelche Strafe zu gewärtigen zu haben.

Das Nebeneinander tiefster sittlicher Verworfenheit und religiöser Frömmigkeit oder sagen wir besser: devozione, ist in einem Sonett dargestellt, das an Naturalismus und künstlerischer Kraft seines Gleichen sucht. Eine Prostituierte, begriffen in der Ausübung ihres traurigen Gewerbes, wird jählings unterbrochen durch einen Kanonenschuss vom Castel St. Angelo her, der sie mahnt, wenigstens aus der Ferne sich mit einem kurzen Gebet zu beteiligen an der religiösen Feier, die zu dieser Stunde in S. Pietro begangen wird.[1]) Eine andere glaubt sich zu immunisieren gegen die Gefahren der Ansteckung, indem sie von Zeit zu Zeit eine Wachskerze für das Madonnenbild stiftet u. s. w.

Und nun lernen wir die Erzieher und Regenten dieses unglücklichen und verwahrlosten Volkes kennen. Wir kommen zu derjenigen Gruppe der Bellischen Sonette, die ihm den Titel eines der gewaltigsten politischen Satiriker eingetragen hat. So wäre Belli also doch ein Satiriker? In gewissem Sinne ja! Er ist der Interpret der Entrüstung und des verzweifelten Hohnes seiner geknechteten Landsleute, aber immer hält er sich streng innerhalb ihrer Form und innerhalb ihres Gedankenkreises. Bovet hat das sehr feinsinnig erkannt und ausgesprochen, wenn er gelegenheitlich der künstlerischen Einheit und Einheitlichkeit des Werkes bemerkt: „Eine Einheit, die übrigens nicht verhindert, dass ein Theil dieser Sonette, nämlich diejenigen, die gegen den Papst und die Priester und die Religion gerichtet sind, sozusagen einen doppelten Grundboden haben: sie spiegeln nämlich nicht nur das Gefühl des kleinen Volks wieder, sondern auch die persönliche Meinung des Dichters. Sie sind subjektiv mit einer ganz wunderbaren Kunst, denn sie bleiben dabei durchaus populär in Gedanken und Form, Die weitaus grösste Anzahl dieser Sonette sind rein objektiv, und nur in indirekter Weise löst sich aus ihnen die Satire heraus.“ [2]) Schuchard hat, glaube ich, auch heute noch recht,

1) VI, 219. Der Wortlaut ist so drastisch und derb, dass auf eine Wiedergabe an dieser Stelle verzichtet werden muss. Wir Deutsche machen uns kaum einen Begriff von der realistischen Gewalt dieser düsteren Sittenbilder. Wer sich aus litterarhistorischen Gründen dafür interessiert, wird die Mühe nicht scheuen, sich in die Originale einzulesen, aber es ist nicht meine Absicht, derartige Dinge auf dem Präsentierteller zu bieten.

2) a. a. O. p. 71.

wenn er betont, Belli habe die Satire gegen Papst und Kirche nicht planmässig, nicht systematisch betrieben, nein, die Aufgabe selbst, die er sich gestellt hatte, Leben und Denken des römischen Volkes darzustellen, musste ihn dazu verführen. Das unbändige künstlerische Vergnügen an der Satire, das dem Römer seit Urzeiten angeboren ist, das ist das Hauptagens gewesen; und wir haben Unrecht, wenn wir beim Italiener immer eine sittliche Entrüstung, einen ethischen Hass vermuten, so oft er satirisiert. Es ist darum auch kein blosser Zufall, wenn es bei Belli fast vollständig fehlt an Sonetten die sich prinzipiell gegen das Papsttum und gegen die Hierarchie als solche wenden.[1]) Die Vertreter der Kirche werden angegriffen, ihre Missbräuche werden gegeisselt, aber das Prinzip bleibt verschont.

Die Päpste der ersten drei Decennien unseres Jahrhunderts, Pius VII. und Leo XII., werden nur gelegentlich gestreift von der Satire Bellis. Pius VIII., ein alter kranker Mann, inspirierte dem Dichter sein erstes wahrhaft populäres Sonett. Das Volk machte sich über das gebrechliche Aussehen des heiligen Vaters lustig; zu anderer Satire gab die kurze, kaum einjährige Regierung dieses Papstes wenig Gelegenheit; und das erwähnte Sonett läuft aus in die folgende, ziemlich rohe Beschimpfung: „Die Magd des Goldschmieds hatte wohl recht zu sagen, als sie ihn in der Kirche sah: „O da haben Sie eine recht hässliche Schindmähre[2]) zum Papst gemacht.“ [3])

Am schlimmsten mitgenommen aber wird Gregor XVI., dessen Regierung bekanntlich von den Jahren 31—46 dauerte. Die Lebensgeschichte und Laufbahn des Don Mauro Cappellari, dies der Familienname Gregors, erzählt ein Römer dem aufmerksam lauschenden Kreis seiner Genossen in summarischen und sarkastischen Ausdrücken. Der refrainartig wiederkehrende Hauptgedanke ist etwa der, dass jedes Avancement in der geistlichen Laufbahn für Gregor nichts anderes bedeutet habe als eine Erhöhung seiner Einkünfte und zwar immer auf Kosten des armen Volks.[4])

Gregor stand im Ruf eines gewaltigen Trinkers und schnupfte Tabak, und seine übergrosse Nase bekam dadurch eine rötliche Farbe, er selbst aber zog sich den unübersetzbaren Spitznamen brutto pidicozzo

---

1) Es sind nur wenige Sonette, alle aus dem Jahr 1834, die hier in Betracht kommen können.

2) un gran brutto strucchione.

3) I, 19.

4) IV, 20.

de naso a ppeperone [1]) zu. Ausserdem bekam der Papst einen Nasenkrebs und musste sich einer Operation unterziehen. Das Volk lässt sich solche Gelegenheiten zu Spott und Witz natürlich nicht entgehen.

O pp' er troppo tabbacco, oppuro a ccaso,
O ppe cquarche mmotivo ppiù ppeggiore,
Fatt' è ch' è un anno ch' a Nnostro Siggnore
Je s'è appollato [2]) un canchero in ner naso.

Lui sce teneva un cerotin de raso; [3])
Ma mmo [4]) Ssu' Maestà l'Imperatore
J' ha spidito da Vienna un professore,
Che nun ne pare troppo apperzuaso.

Sto scirusico novo, ch'è un todesco,
J' ha ddetto: „Padre Santo, pe' sti mali
Ce vò aria, riposo e vvino fresco."

Sentite ch' ebbe er Papa ste parole,
Rrispose: „Bbravo, de tanti ànimali
Lei solo sci tocco ddove sci dole." [5]).

In mehreren Sonetten wird das müssige Wohlleben des Papstes gegeisselt. Die misslungene Apologie eines seiner Anhänger, eines sogenannten Papalino hat eine gewandte und treue Nachdichtung erfahren von Paul Heyse, der 59 Sonette Bellis übersetzt und in der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht hat. Wer sich die Mühe nimmt, das in Frage stehende Gedicht (Die Arbeiten des Papstes, oder ein Hundeleben") [6]) zu vergleichen mit dem Original [7]), wird ohne weiteres sehen, wie sehr sogar ein so vollendeter Meister in der Uebersetzungskunst wie Heyse hinter der Kraft und Lebhaftigkeit des römischen Dialekts zurückbleiben musste.

Gregor hat aber auch seine schlimmen Stunden, und der Genuss seiner hübschen Stellung wird ihm oft herzlich versalzen. Er wittert

1) peperone ist die Pfefferfrucht und der pidicozzo ist der fleischige Stil daran. Die Figur Gregors wird dadurch als unverhältnismässig klein im Vergleich zu seiner Nase karikiert. Ob Belli den Spitznamen selbst erfunden, oder ob er ihn gehört hat, ist kaum zu entscheiden.

2) appollaiato.

3) ein Rasierpflästerchen.

4) jetzt.

5) Dass diese ganze Anektode nur eine bösartige Erfindung des Volkswitzes ist, braucht wohl kaum erst bewiesen zu werden. V, 21.

6) Heft vom Oktober 1878, andere im Heft vom September 1893.

7) V, 294.

immer so etwas wie Revolution in der Luft und lebt in steten Ängsten. Im Frühjahr 1837 setzte es verschiedene Aufstände infolge der Hungersnot, und Belli verfasste folgendes Sonett, das von Mund zu Mund eilte und sich rasch einer ausserordentlichen Popularität erfreute.

Notte addietro, ar quartier de la Reale
De San Pietro, le scento sintinelle
Strillòrno: all' arme! e a lo strillà de quelle
Er tammurro batté la ggenerale.

Pénzete er Papa! Bbutta l'urinale,
E in camiscia, e ssì e nno cco' le sciafrelle[1])
Va a li vetri; e cche vvede, Raffaelle?
Passà immezz' a ddu torce er Prencipale.[2])

Cor naso mezzo drento e mmezzo fòra,
Ché tanto inzin' a cqui llui sce s'arrischia,
Fà allora: „Eh bbuggiarà! pproprio a cquest' ora!"

Povero frate! è ttanto scacarcione,
Che ssi una rondinella passa e ffischia,
La pijja pe' 'na palla de cannone.[3])

Als Gregor stirbt, giebt sogar sein Testament noch Anlass zu allgemeiner Entrüstung, und Belli verleiht ihr folgendermassen Ausdruck. „Papst Gregor ist wohl ein bischen mürrisch gewesen, aber was sein Innerstes, sein gutes Herz betrifft, da hat er uns mit seinem Testament gezeigt, was er für ein kaiserliches Herz in der Brust trägt. Hört ihr nicht, der arme Herr! was für eine lumpige Bagatelle an Gold und Silber er ins Trockene gebracht hat für seinen Neffen und sich zur eigenen Ehre? Und dann noch die paar elenden tausend Batzen die er dem lieben Gaetano[4]) hinterlassen hat, und der Kredenzmeister — ah, das ist nicht aufgeschnitten! — der hat 26000 Thaler gewonnen allein am Glas von den leeren Flaschen." [5])

Aber nicht allein die Päpste, nein der gesammte Clerus ist Zielscheibe des Hasses und des Hohns der Römer. Uralt ist das römische Witzwort, das aus cardinali durch Umstellung der Buchstaben ladri cani macht, und in einem Sonett Bellis heisst es: „Der Purpur der

1) Mit nur einem Pantoffel.
2) Das viaticum, das einem Sterbenden gebracht wird.
3) V, 99.
4) Gaetano Moroni, ein Günstling des Papstes.
5) Anspielung auf Gregors Trinkbarkeit. V, 343.

Cardinäle, was bedeutet der? Etwa das Blut Christi? Nein! er bedeutet das Blut der Christen." Und so geht es herunter über Bischöfe und Prälaten bis zum kleinen Pfarrer. Mit fürchterlichem und grausamem Hohn, wie ihn eigentlich nur der Italiener zu handhaben versteht, werden sie alle durchgepeitscht. Kaum ein Missbrauch, kaum ein politisches Tagesereignis, kaum eine Klasse von Mönchen, Beamten, päpstlichen Günstlingen, Spionen oder Soldaten, die nicht ihr Teil abbekämen. Andererseits aber lässt Belli auch die Anhänger des geistlichen Regiments in ihrer Weise zu Worte kommen. Allgemein gefürchtet und sogar vom unterdrückten Volk mit Misstrauen betrachtet und verabscheut sind die deklarierten Liberalen, die allesammt mit dem Namen giaccobini oder carbonari bezeichnet werden.

Doch es mag genug sein an diesen wenigen Proben aus dem Überfluss der mannigfaltigsten Meisterwerke. Ich wiederhole: man darf sich nicht täuschen über die Intensionen Bellis. Er war ein echtes Kind seines Volks, und wie dieses vermochte er sich kein Schmähwort, keinen Fluch, keinen Witz zu verkneifen. Seine hervorragende Begabung zur Satire hat ihn weiter gerissen als ihm selber lieb war, und hat ihn Dinge verspotten lassen, die er im Grund seiner Seele verehrte. Noch heute verlästert der Römer Staat und Kirche und alle Autoritäten seines Landes in den zügellosesten Ausdrücken, aber wehe! wenn ein Fremder sie anzutasten sich erlaubt.

Als im Jahre 1846 Pius IX ans Ruder kam, hat ihm mit allen andern auch Belli begeistert zugejubelt, aber bald erkennt er mit politischem Scharfblick das gewagte Spiel des politischen Neuerers, dessen Massregeln die ganze alte Tradition ins Wanken bringen, er wird ängstlich und mahnt ihn mit den Worten: „Pius trägt wie Christus die Dornenkrone und spielt den Ecce homo auf seiner Loggia vor einem Haufen verrückter Jakobiner. Möge er diesem Sturm von Beifall und diesem Blumenregen nicht zu sehr trauen. Erinnere er sich an die Palmen und ans Kreuz." [1]) Das folgende Jahr brachte denn auch schon die ersten Enttäuschungen für die Liberalen, und unser Dichter schweigt als vorsichtiger und im Grund der Seele furchtsamer Bürger und sorglicher Familienvater, der er unterdessen geworden war. Das Jahr 48 jagte ihm einen Höllenschrecken ein mit den Stürmen, die er doch selber so fleissig geholfen hatte heraufzubeschwören. Hätte er wenigstens nur geschwiegen, aber er redete der Reaktion das Wort in langen Oden und

1) V, 364.

pathetischen Gesängen. Ob dieser Umschwung wirklich eine Folge aufrichtiger Ueberzeugung war, wer mag das entscheiden? Am Anfang mag's Furcht und Reue gewesen sein und Sorge um dieZukunft seines einzigen heissgeliebten Sohnes aber mit den Jahren, scheint mir, ist's Überzeugung geworden. Belli wurde alt und begann an den Tod zu denken, und wie er als Knabe und Jüngling ein frommer Katholik gewesen war, so wollte er es als Greis wieder werden. Die Revolution mit ihren blutigen Excessen konnte nur dazu beitragen, ihm die Umkehr zu erleichtern. Er wurde ein laudator temporis acti, ein Reaktionär gegen Wissenschaft und Gedankenfreiheit und verleugnete das Werk seines gewaltigen Genius, der freilich jetzt in ihm erstorben war. „Ich weigere mich," sagt er von seinen romanesken Sonetten, „Arbeiten als die meinigen anzuerkennen, die ich in Augenblicken der Laune und in Zeiten der Verrücktheit verfasst habe, und die dem innersten und aufrichtigsten Gefühl meines Herzens widersprechen."[1]) Er hat sogar seinem Freund dem Kardinal Tizzani aufgetragen, sie sammt und sonders zu verbrennen. In den letzten Jahren lebte er ganz zurückgezogen und menschenscheu. Nur die Kirche besuchte er noch. Am 21. Dezember 1863 im Alter von 72 Jahren starb er eines leichten und raschen Todes. — Wenn sein Charakter auch nicht geeignet ist, uns Bewunderung einzuflössen, so können wir ihm eine tiefe Sympathie für sein edles, gefühlvolles Herz, ein warmes Mitleid mit seiner armen geängsteten Seele nicht versagen.

Die Sonette Bellis sind Gelegenheitsgedichte im besten Sinn, entstanden immer nur im Augenblick der Inspiration; unterwegs, in der Kutsche, im Omnibus, im Café und oft zu Hause mitten in der Nacht schrieb der Dichter seine Sonette nieder, und wie sie ihm aus der Feder geflossen waren, so wurden sie auch verbreitet: gelegenheitlich. Meist trug er sie selbst vor in Gesellschaft und rasch flogen sie dann von Mund zu Mund; in ein paar Tagen kannte sie ganz Rom; das Publikum dichtete sozusagen daran mit; es entstanden Varianten, Verbesserungen und Verschlimmerungen. Diese Art, die Satire zu lancieren erinnert freilich einigermassen an die Pasquinate. Aber ein anderer Modus der Veröffentlichung war damals nicht denkbar in Rom. Erst nach dem Tod des Dichters fing man an, seine Manuskripte in Druck zu geben. — Der unmittelbare Einfluss der bellischen Sonette auf die öffentliche Meinung wird, glaube ich, gerne überschätzt. Er lässt sich

1) Dom. Gnoli, Studi letterari, Bologna 1883, p. 164.

doch wohl nicht vergleichen mit der Propaganda der Satiren eines Parini oder Giusti, denn diese hatten ganz Italien zum Publikum, Belli aber, der in einer nicht ohne weiteres für jeden Italiener verständlichen Mundart schrieb, und sich der Veröffentlichung durch den Druck nicht bedienen konnte, Belli hatte naturgemäss ein weit engeres Wirkungsfeld. Und jetzt da er in ganz Italien, und auch ausserhalb Italiens zahllose Leser und Bewunderer gefunden hat, jetzt haben gerade seine politischen Sonette doch nur noch ein historisches und künstlerisches Interesse.

Um so bedeutender ist sein Einfluss auf die Entwickelung der italienischen Dialektdichtung geworden. Die ersten Nachahmer hat er in Rom im Kreise seiner Freunde und Verwandten gefunden. Der bedeutendste unter ihnen ist der Bruder seiner Schwiegertochter, Luigi Ferretti. Von ihm haben wir eine Reihe zusammenhängender dialogisierter Sonette, betitelt: La Duttrinolla,[1]) in denen uns der Dichter einen Priester vorführt, wie er den zwei Knaben Peppo und Pippo (Joseph und Philipp) den Katechismus erklärt, wobei ihn die beiden Jungen alle Augenblicke in die Enge treiben mit ihren naivkritischen Kreuz- und Querfragen.

Ausserdem veröffentlichte Ferretti noch eine reiche Auswahl unzusammenhängender Sonette in denen er uns mit viel Feinheit und Gemüt meist kleine Genrebildchen entwirft aus dem römischen Volksleben. Mit weniger Formvollendung, aber mit scharfer Satire hat Augusto Marini das Werk Bellis fortgesetzt in seinen Cento Sonetti in vernacolo romanesco[2]). Unter den neueren ist hauptsächlich zu nennen neben dem allzufruchtbaren Zanazzo der feinere und begabtere Cesare Pascarella, der besonders mit den 50 Sonetten, in denen ein Transteveriner in der Weinkneipe seinen Kameraden die Entdeckung Amerikas erzählt, einen wahren Beifallssturm in Rom hervorgerufen hat.[3]) — Die Schule Bellis ist aber auch über die Mauern Roms hinausgedrungen. Vielleicht der erste, jedenfalls aber der begabteste unter ihren nicht römischen Anhängern ist Renato Fucini, welcher unter dem Pseudonym Neri Tanfucio nunmehr 150 Sonette veröffentlicht hat im Dialekt von Pisa.[4])

---

1) Roma 1877. Duttrinella (die kleine Doctrin) nannten die Römer einen Auszug aus dem Katechismus ihrer Diöcese, verfasst von Bellarmino.

2) Roma 1877.

3) La scoperta de l'America. Roma. Von demselben Verfasser ist noch zu nennen: Er morto de campagna, La serenata, und Villa Gloria. Über die letzten Erscheinungen der römischen Dialektdichtung bin ich leider nicht unterrichtet.

4) Poesie in vernacolo Pisano. 11a Ed. Pistoia 1898.

Italienische Dialektdichtung hat es ja wohl zu jeder Zeit gegeben, aber seit dem Bekanntwerden Bellis hat das allgemeine Interesse des ganzen Publikums an der Dialektlit eratur sich in hervorragendem Masse gesteigert. Belli war zu allem hin auch ein tüchtiger Philologe. Schuchardt giebt ihm das Zeugnis, dass vor der Schöpfung eines wissenschaftlichen phonetischen Transscriptionssystems — wie sie später durch Ascoli erfolgte — man sich kaum eine vollkommenere Orthographie vorstellen könne, als diejenige Bellis. Dem Laien bietet sie freilich manche Schwierigkeiten, aber sie gründet sich auf die feinsten phonetischen Beobachtungen, wie sie nur ein ausserordentlich geschultes Ohr zu machen vermag, und es ist sehr zu bedauern, dass die Nachahmer Bellis dieses System verlassen haben, um sich der gewöhnlichen Orthographie wieder mehr zu nähern.

Zum Schluss bleibt noch auf einen Umstand hinzuweisen, der geeignet ist, das Verdienst Bellis in den Augen des Kultur- und Sprachhistorikers ziemlich zu erhöhen: die eigenartigen Sitten und Gebräuche des päpstlichen Roms sind grossenteils schon geschwunden, und mit jedem Tag verwischt sich im Getriebe der modernen italienischen Metropole ein Teil jener Originalität des Transteveriners. Auch die kraftvolle romaneske Mundart liegt in den letzten Zügen; und es ist ein schönes Zusammentreffen, dass der Mann, der mitgeholfen hat, die alten Zustände in Trümmer zu schlagen, derselbe gewesen ist, der dem alten Volk seiner Heimat das schönste und unvergänglichste Denkmal errichtet hat.

Luthers Thesenstreit.

Von

Adolf Hausrath.

Es giebt Partieen der Universalgeschichte, die dem Namen nach jeder Gebildete kennt und von denen doch die allermeisten, näher besehen, recht unzutreffende Vorstellungen aus der Schule ins Leben mitbekommen haben. Wer hätte nicht von Luthers 95 Thesen gehört und selbst rühmend von ihnen geredet, aber wie viele ihrer Verehrer haben sie auch wirklich gelesen? Man könnte auf sie mit leichter Namensveränderung Lessings bekanntes Epigramm anwenden: „Wer wird nicht Luthers Thesen loben? Doch wird sie jeder lesen? — nein. Wir wollen weniger erhoben und fleissiger gelesen sein.“ Sie wollen wirklich weniger erhoben sein als die thun, die sie nie gelesen haben, denn ihr Verfasser selbst sagt bei einem späteren Abdruck: „Ich lass geschehen und gut sein, dass meine Disputationen und Propositionen, die ich im Anfang meiner Sache wider den Ablass gehandelt habe, an den Tag kommen und ausgehen .... denn durch dieselben Propositiones wird öffentlich angezeigt meine Schande, d. i. meine Schwachheit und Unwissenheit.“ In der That hat man von diesen Thesen eine ganz falsche Vorstellung, wenn man in ihnen die Grundsätze in einiger Reinheit und Vollständigkeit sucht, auf die Luther später seine Kirche gegründet hat, oder sie gar als eine Proklamation kirchlicher Freiheit oder als eine Aufforderung zum Abfall vom Papsttum auffasst. Das sind sie nicht und wollten sie nicht sein, vielmehr hat ihnen sogar der Bischof von Brandenburg, der Hirte der Wittenberger Gemeinde, bezeugt, sie seien katholisch und er vermöge nichts unkatholisches in ihnen zu entdecken. Die katholischen Vorstellungen des Fegfeuers, des Schatzes der Kirche, der Schlüsselgewalt werden in ihnen nicht bestritten, sondern näher begründet und es ist im Wesentlichen der Standpunkt der mittelalterlichen Mystik, von dem aus Luther den dürr gewordenen scholastischen Begriffen neuen religiösen Lebenssaft zuzuführen strebt.

Eine stärkere Beschneidung erleidet nur der Begriff des Ablasses, aber gerade hier durfte Luther sich der Meinung hingeben, dass er das alte Kirchenrecht und die Meinungen der besten Väter auch der lateinischen Kirche auf seiner Seite habe. Er gestand später, dass er die scholastischen Doktrinen vom Ablass damals nur unvollkommen gekannt habe, aber er wusste, dass Ablass ursprünglich nichts gewesen sei als Nachlass von Kirchenstrafen. Die älteste Kirche hatte nur eine Art von Strafen gekannt, den Ausschluss aus der Kirche. Als dann die Kirche Weltkirche geworden war und es ein Draussen in dem alten Sinne nicht mehr gab, trat an die Stelle der Exkommunikation eine Reihe von Kirchenstrafen, Fasten, Geisselungen, Abstinenzen und Wallfahrten, die der Sünder über sich nehmen musste, ehe ihm Absolution und das Recht der Teilnahme an den Sakramenten wieder zu Teil wurde. Die Bussansätze einer strengen, barbarischen Zeit erwiesen sich aber für spätere, weichere Geschlechter nicht mehr durchführbar und so liess man Bussumwandlungen, Redemtionen zu, in denen man lange Strafen in kürzerer Form, harte in ungefährlicherer Weise absolvieren konnte. Mit dem Eindringen der germanischen Rechtsgewohnheiten wurde die gewöhnlichste Form der Redemtion die Umwandlung der Kirchenstrafe in eine Geldstrafe. Damit aber bemächtigte sich die Habsucht der Bischöfe dieses Instituts und schon Abälard klagt, dass manche Hirten mit Kirchweihen und anderen Festen marktschreierische Ablässe ausböten, die mit einem Geldopfer verbunden waren, und grosse Summen einbrachten. Unmerklich hatte sich dabei die Meinung eingeschlichen, die Geldstrafe löse nicht sowohl die Kirchenstrafen ab, also die Fasten, Geisselungen, Wallfahrten, Paternoster, sondern tilge die Sünde selbst und Gottes Zorn. Seit nun Bonifacius VIII. für das Jahr 1300, unter Berufung auf das alttestamentliche Erlassjahr, jedem völlige Vergebung der Sünden versprochen hatte, der an den Gräbern der Apostel zu Rom seine Gebete und Opfer darbringen werde, wurden die Ablassgelder eine Haupteinnahme des päpstlichen Stuhls. Die Jubelablässe kamen nicht nur in immer kürzeren Fristen, sondern sie wurden jetzt auch durch Kommissäre in jeder Stadt an Ort und Stelle angeboten, so dass die Reise nach Rom erspart werden konnte. Die Begründung, mit der die Scholastik diese Art der Sündenvergebung gegen Geld rechtfertigte, war sehr weitläufig und distinguierte subtil zwischen dem Nachlass von Sündenschuld und Sündenstrafe, zwischen den Sünden, die in der Hölle und denen, die im Fegfeuer gebüsst werden, zwischen der Absolution, die der Priester im Beichtstuhl kraft des Schlüsselamts spendet und dem Ablass, den der

Papst als Verwalter des Schatzes der Heiligen gewährt, indem er die überflüssigen Verdienste der Heiligen, die diese zu ihrer Rechtfertigung nicht bedürfen, den Bedürftigen überlässt; sie unterschied zwischen dem Verdienste Christi, das durch die Gewalt der Schlüssel zugewendet wird und dem thesaurus superogationis, der durch Ablass gespendet wird, zwischen dem Ablass durch Zuwendung der kirchlichen Fürbitte und der Sündenvergebung kraft der Absolution des Papstes als des Stellvertreters Christi. Der Scharfsinn der Doktoren feierte gerade hier seine höchsten Triumphe. Um das Alles aber handelte es sich für Martin Luther nicht. Er hatte es einfach mit der Instruktion zu thun, die die römische Kurie und der Mainzer Erzbischof, der das Ablassgeschäft an sich gebracht hatte, ihren Kommissären ausstellten, und um die Anweisungen, die diese ihren Subkommissären und den Pfarrern zugehen liessen. Diese Instruktionen waren es, denen Luther Volksbetrug und Gotteslästerung vorwarf. Den Anstoss zu diesem Auftreten hatte ihm sein Studium des eben erschienenen griechischen Neuen Testaments in Erasmus' Ausgabe gegeben, das ihm die Grundbedeutung der biblischen Begriffe aufschloss, die er bis dahin nur in der lateinischen Terminologie der Scholastiker gekannt hatte.[1]) In dem Begleitschreiben, das er für Staupitz den Resolutionen zu seinen 95 Thesen voranstellte, giebt er über diese Genesis seines Auftretens gegen Tetzel klare Auskunft. Er geht zurück auf den grossen Augenblick, in dem er „von den gelehrten Männern, die uns griechisch und hebräisch genau übersetzen," erfuhr, dass poenitentia im Urtexte metanoia, das heisst Sinnesänderung, heisse. Das Wort also schon besage, dass an die Stelle des alten Sinns ein neuer zu treten habe, was ohne Änderung unserer Neigungen und Lüste nicht möglich sei. Damit aber reime sich Jesu Lehre und die Predigt Pauli von der Wiedergeburt erst recht vollständig, denn nun sei die poenitentia eine innere Wiedergeburt, eine transmutatio mentis.[2]) Die Busse ist eine Wandlung des ganzen Sinnes des Menschen und die Scholastiker irren, wenn sie meinen, sie bestehe in Beichte und äusserlichen Satisfaktionen. Hätte die lateinische Übersetzung das Wort Jesu genau wiedergegeben, so würde die Kirche auf eine so äusserliche Auffassung der Busse nie gekommen sein. „Da," fährt er fort, „mir eben das Herz von solchen Gedanken brannte, siehe da fingen an um uns zu rauschen und zu tönen neue Posaunen und Drommeten von Ablass und Sündenvergebung," die nicht für

1) Vergl. den Brief an Staupitz vom 20. Mai 1518. Ausg. von de Wette 1, 116 f.
2) D. W. 1, 117.

Sinnesänderung, sondern für Geld, also den geringsten Teil der sogenannten Satisfaktionen, gegeben werde. Nicht bloss gottlos, sondern falsch und ketzerisch war ihre Lehre „und da ich ihrer Unsinnigkeit nicht steuern kann, fasste ich den Beschluss, sie bescheidentlich anzufechten.[1])

1.

Es war schon auf einer Visitationsreise, die Luther 1516 gemeinsam mit Staupitz machte, dass bei einem Konvente zu Grimma die Rede darauf kam, welcher Unfug in dem benachbarten Wurzen von den Ablasskommissären des Leipziger Dominikanerpriors Tetzel getrieben wurde. Wieder einmal war durch Leo X. ein Ablass ausgeschrieben worden zur Deckung der Kosten des Baues der Peterskirche in Rom. Es war das bereits der fünfte volle Ablass für alle Sünden, die diese Generation erlebte und in den kirchlichen Kreisen, die die römische Praxis kannten, glaubte niemand, dass der Ertrag wirklich dazu bestimmt sei, wie die Ablassprediger sagten, „die Gebeine der Märtyrer gegen die Unbilden der Witterung zu schützen." Luther selbst hatte bei seinem Aufenthalte in Rom Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, dass es damit keine Not habe, und dass man die ehrwürdigste Basilika der Christenheit nur der Baulust Julius' II. geopfert hatte. Der Kurfürst von Sachsen war darum auch dem Beispiel vieler europäischer Fürsten gefolgt und hatte die Vertreibung des Ablasses im Kurstaat einfach verboten. Da aber der Erzbischof von Magdeburg und Mainz, Albrecht von Brandenburg, mit dem Ablasshandel betraut war, standen die benachbarten bischöflichen und brandenburgischen Gebiete den Ablasspredigern offen und das Geld der kurfürstlichen Unterthanen ging nun doch auf hundert Wegen über die Grenze. Die Verschlechterung der kirchlichen Praxis, wie sie Luther auch bei seinen Visitationsreisen auf vielen Punkten entgegen getreten war, sprang hier ganz besonders verletzend in die Augen. In der päpstlichen Ablassbulle, die die Unterschrift des grossen Stilisten und Humanisten Sadoletus trägt, bietet Leo X. als Nachfolger Petri, der den Schlüssel zur Himmelsthüre führt, seinen Ablass auch denen, die wegen der Weite der Örter nicht zu den Gräbern der Apostel kommen können, indem Leo nach dem Exempel unseres Heilands, der seine Apostel in die verschiedenen Gegenden der Welt ausgesendet hat, eigene Nuntii und Commissarii entsendet, um jedem Christen Gelegenheit zu geben, sich an dem Verdienste des Baues von S. Peter Anteil zu erwerben. Wer

1) D. W. Briefe, 1, 117.

in den Kasten der gedachten Commissarii und Subcommissarii die näher bezeichneten Gaben einlegt, soll völlige Vergebung aller seiner Sünden und so viel und dergleichen Ablass haben, als wenn er alle Tage die sämtlichen Kirchen der Stadt Rom besuchte, um daselbst die Stationsgebete zu sprechen. Ausserdem haben die Kommissarien Vollmacht, Beichtbriefe auszustellen, durch welche der Käufer das Recht erhält, sich einen Beichtvater selbst zu wählen, der den Käufer von allen Übertretungen und Missethaten, so hoch und schrecklich sie auch sein mögen, auch von den dem heiligen Stuhle vorbehaltenen Fällen, sowie von der Exkommunikation freisprechen darf. Der Käufer eines solchen Beichtbriefs ist also von der Parochialordnung dispensiert und kann die Absolution da holen, wo sie am leichtesten zu haben ist. Die Kommissäre dürfen ferner die darum Nachsuchenden von gelobten Wallfahrten jenseits des Meeres und von andern Gelübden gegen Geld entbinden und Dispensationen jeder Art erteilen. Sie können Ablass verkaufen für die Gräuel der Simonie und sonstige Sünden, so dass der kirchlich infam Gewordene wieder in den Stand gesetzt wird, alle Ämter zu übernehmen und Beneficia zu geniessen, indem der Ablass alle Flecken, Schande und Unfähigkeit tilgt. Güter, die durch Wucher oder sonstiges Unrecht erworben sind, oder die der jetzige Inhaber ohne Ermächtiguug an sich genommen hat, können sie gegen einen passenden Anteil für legitimes Eigentum des jetzigen Inhabers erklären. Alles, was man res nullius nennt, herrenloses Gut, zweifelhafte Legate, unsichere Besitztitel, angefochtene oder nicht erhobene Erbschaften oder Eigentum, das zu Unrecht besessen wird, sollen sie für den Ablasskasten an sich nehmen, da der Herr Papst es für besagten Kirchenbau bestimmt hat. Ferner können die Kommissäre solchen Personen, die vor Vollendung des gesetzlichen Alters in das Kloster oder den Klerus eingetreten sind, Dispensationen nachträglich bewilligen und von geistlichen Hindernissen und verbotenen Ehegraden lossprechen. Für solche, die ohne Absolution gestorben sind, können sie die Beerdigung in geweihter Erde verwilligen. Sie können den Adeligen tragbare Altäre verstatten, die auch an ungeweihten Orten aufgestellt werden dürfen, und ihnen das Recht erteilen, selbst während des Interdikts an denselben Messe lesen zu lassen. Ingleichen können sie gegen Beitrag zum Bau von S. Peter jedem gestatten, in den Fasten und andern verbotenen Zeiten Eier, Butter, Käse und andere Milchspeise, ja sogar Fleisch zu geniessen, ohne Gewissenskrupel, in aller Freiheit. Ingleichen sind sie befugt, alle Eidschwüre, es sei in Handelsschlüssen, Instrumenten, Verzeichnissen oder Verschreibungen, der Wirkung nach

zu erlassen und von allem Meineid, doch ohne eines Dritten Schaden, lossprechen, ferner ungerechte Vorbehalte aufzuheben und jede Art von Ablass, die die Bettelorden oder sonstige Bevollmächtigte erteilen, können auch sie erteilen. Alle aber, die irgend einer dieser Vollmachten widersprechen oder Widerstand leisten, sollen sie zu 500 Goldgulden Strafe verurteilen und das Geld sofort zu Nutzen ihres Kastens einziehen.

Ist so den Lebenden eine Fülle von Ablass zugedacht, so sind auch die Toten nicht vergessen. „Dass der Seelen Heil desto mehr befördert werde, so wollen und vergönnen wir,“ sagt die Bulle, „den Seelen, die im Fegfeuer sind, dass auch ihnen solche Hilfe zu statten käme, weil wir solchen Seelen, so viel wir mit Gott können, gerne mitleidig helfen wollen aus göttlicher Gnade und voller apostolischer Macht.“ Für diese armen Seelen sollen ihre Eltern, Kinder, Freunde und sonstigen Gläubige steuern, damit dieselben Anteil erhalten an allem Gebet, allen Messen, kanonischen Stunden, Geisselungen, Wallfahrten und andern guten Werken, durch die die Kirche stündlich Gottes Zorn versöhnt und den Schatz der Verdienste mehrt.

Der Schluss endlich ist der aller solcher Bullen, dass diejenigen, die dieser Willensmeinung des Stellvertrers Gottes widerstehen, oder an den eingehenden Geldern Unterschleif treiben, den Ablasskommissären Übles nachreden, oder vorwenden, sie hätten bereits genug Ablass gekauft, oder sich mit dem Papste oder sonst jemand darüber anders verglichen, dass solche übelwollende Menschen durch die That selbst dem Banne verfallen und von diesem Banne durch keinen andern als durch den Kommissär selbst oder den heiligen Stuhl gelöst werden können.

Diese Drohung hat freilich den grösseren Teil der christlichen Staaten nicht gehindert, den Ablass zu verbieten. Minister-Cardinäle wie Wolsey und Ximenes so gut wie der streng katholische Herzog Georg trugen in dieser Beziehung nicht das geringste Bedenken. Aber trotz der längst gegen die römische Ausbeutung erregten Stimmung, die noch jüngst Hutten in seinen Schriften gegen Julius II. geschürt hatte, war es doch gerade Huttens damaliger Gönner, Albrecht von Mainz, dessen Kanzlei die neue römische Anleihe für Deutschland übernahm. Albrecht schuldete dem Hause Fugger noch seine Palliengelder im Betrag von 30,000 fl. Die Kurie schloss nun mit ihm einen für beide Teile vorteilhaften Vertrag. Der Kurfürst, der sich selbst zu dem Geschäfte angetragen hatte, wollte den Ablass in Deutschland vertreiben, wenn die Hälfte des Ertrags ihm, die andere Hälfte der Kurie zufliessen würde. Da die Fugger, denen daran liegen musste, dass der

Erzbischof seine Schulden tilgen könne, in dieser Finanzfrage ein gewichtiges Wort mitsprachen, kam der Vertrag nach einigen Winkelzügen der Kurie, die anfänglich bestimmte Zusicherungen vermied, schliesslich auf Halbpart zu Stande. Der Kurmainzische Hof war einer der aufgeklärtesten in ganz Deutschland. Huttens antirömische Schriften würden in Mainz gedruckt und die kurfürstlichen Räte waren zum Teil Huttens nahe Freunde, schlimmer als Luther nennt sie der Nuntius Aleander 1521, aber man war nun einmal an diese Art der Gelderhebung gewöhnt. Albrecht hatte vor seiner Wahl versprochen, das Stift mit den Palliengeldern nicht zu beschweren; dann war er ohnehin verschuldet; statt also ihn vollends zu ruinieren oder den Unterthanen neue Lasten aufzubürden, verkaufte man Loose für die himmlische Lotterie. Alle die, die sich vor dem Fegfeuer fürchteten, mochten die Palliengelder aufbringen. Eine solche Sündensteuer, bei der jeder sich selbst einschätzte, drückte am wenigsten. Jedenfalls schonte man so die eigenen Finanzen, deshalb konnten auch Huttens aufgeklärte Freunde dieses Verfahren ebenso klug wie patriotisch finden. Der Kurfürst, der seinen Vergnügungen nachging, und daneben ein Freund der Künste und Wissenschaften war, wird mit Unrecht als der „Ablasshändler Albrecht" bezeichnet; seine Verwaltung besorgte das und er kümmerte sich darum so wenig wie um die übrigen Geschäfte, die das Kapitel und seine Hofräte angingen. Dass der Ablass dann fachgemäss vertrieben werden musste, lag in der Natur des Geschäfts. Zu loben ist dabei doch, dass die erzbischöfliche Instruktion, die im Namen und unter Voranstellung sämtlicher Titel des Erzbischofs von Mainz und Halberstadt, Magdeburg und Markgrafen von Brandenburg, Herzogs der Cassuben und Wenden und Burggrafen zu Nürnberg hinausging, zu Eingang wenigstens den seelsorgerlichen Gesichtspunkt voranstellt. Es wird als Regel aufgestellt, dass derjenige, der an dem öffentlichen Ablassakte Anteil verlangt, zuvor gebeichtet habe und reuigen Herzens sei. Fünf Kirchen oder Altäre sind mit dem Wappen des Papstes zu bezeichnen und an ihnen haben die Ablasskäufer ihre Gebete zu verrichten, als ob sie die Stationen der römischen Pfarrkirchen durchbeteten. Die Beichtstühle sind mit dem päpstlichen Wappen zu versehen; ein Ablasskreuz ist aufzurichten, an dem sich am Abend nach der Vesper die Kleriker um die mit weissen Stäben ausgezeichneten Pönitenziare zu einer öffentlichen Andacht versammeln. An drei Tagen der Woche soll über die Ablassbulle gepredigt und die durch sie angebotenen Gnaden der Gemeinde erläutert werden. Anstössig war dabei Luther besonders der Satz der

Instruktion, dass zu der Stunde, in der diese Ablasspredigt gehalten wurde, kein anderer Gottesdienst irgendwo gehalten werden dürfe. Zum Schluss muss das Volk jedesmal ein Vaterunser und ein Ave Maria für das Wohl des heiligen Vaters sprechen. Als Zweck des Ablasses wird von der erzbischöflichen Instruktion ausser der Sorge für die Seelen die Erbauung der Peterskirche bezeichnet, die ihres gleichen in der Welt nicht haben darf, weil sie das Haupt aller Kirchen ist und dort die Körper Petri und Pauli und unzähliger anderer Märtyrer und Heiligen liegen. Da diese Gräber schutzlos vom Regen und Hagel beständig verunehrt werden, so würde es der ganzen Kirche zur Schmach gereichen, wenn sie die Bauruine so belassen wollte. Da aber zum Ausbau alle Schätze der Kirche Roms nicht ausreichen, so ist es Pflicht der Gesamtkirche hier einzutreten. Wie das zu geschehen habe, wird sodann mit trockener Geschäftsmässigkeit angeordnet. Die Beichtväter sollen im Beichtstuhl die Beichtenden fragen, „vor wieviel Geld oder andere zeitliche Güter sie die Erleichterung ihres Gewissens entbehren wollten? Antworten sie dann, wie zu erwarten, nicht um alles Geld der Welt, „so kann man dieselben hernach desto leichter zum Beitrag bringen.“ Nach der Beichte ist der Beitrag in den Kasten bei dem Kreuze und dem päpstlichen Wappen einzuwerfen und zwar haben zu zahlen: Könige und Königinnen und ihre Prinzen, Erzbischöfe, Bischöfe und Fürsten 25 rheinische Goldgulden. Aebte, Prälaten, Grafen, Barone 10 Goldgulden. Bessergestellte Adelige und Bürger, die 500 Goldgulden im Jahre einnehmen, sollen 6 Gulden bezahlen, die folgende Klasse einen Gulden und geringe Leute einen halben bis viertel Gulden, doch kann der Pönitenziar nach Lage des Falls auch noch weiter herabgehn. Von ihrem Weibergut können Frauen auch gegen den Willen ihres Mannes Ablass kaufen. Können Frauen und Unmündige das Geld nicht erlangen, so sollen sie die nötige Summe durch Betteln zusammenbringen. Bezeugt wird der Kauf des Ablasses durch einen Ablasszettel „voll von den grössten ungemein erquickenden und vorher unerhörten Vollmachten, der auch, wenn die 8 Jahre unserer Bulle gleich zu Ende sind, allzeit seine Kraft behält.“ Auch den Inhalt dieser Ablasszettel soll der Prediger der Gemeinde erläutern. Dazu wird angeordnet, „dass auf die Beichtbriefe nur eine Person geschrieben werde, es wäre denn Mann und Weib, so zwei in einem Fleisch sind.“ — Die Personen müssen auch zur Kontrolle in ein besonderes Buch eingetragen werden und muss jeder Beichtbrief von dem Kommissär unterzeichnet sein, damit kein betrüglicher Irrtum verborgen werden könne. Die mit

dem Ablass verbundene Gnade ist, dass der Käufer und seine verstorbenen Eltern von nun an in Ewigkeit Teil haben an allen Bitten, Fürbitten, Almosen, Gebeten, an allen Wallfahrten, auch an denen ins heilige Land; ferner an den Stationen, in Rom, an den Messen, Kasteiungen und allen übrigen geistlichen Gütern, welche in der katholischen Kirche und an allen ihren Gliedern geschehen und geschehen können. Dieser Dinge werden die Gläubigen alsdann teilhaftig, wenn sie Ablassbriefe kaufen. Wir deklarieren auch, dass zur Erlangung dieser Gnaden nicht nötig sei zu beichten, sondern nur den Ablassbrief zu kaufen". Noch einfacher ist der Ablass für die Seelen im Fegfeuer zu haben. Hier sagt die Instruktion ausdrücklich: „Auch ist nicht nötig, dass die Personen, welche für die Seelen in den Kasten legen, in dem Herzen zerknirscht sind und mit dem Munde gebeichtet haben, indem sich diese Gnade nur auf die Liebe gründet, in der die Verstorbenen abgeschieden sind und auf die Einlegung der Legenden, wie aus dem Texte der Bulle ersichtlich ist." Bei der Umwandlung der Gelübde ist im allgemeinen der Geldwert der erlassenen Leistung, also einer Wallfahrt nach Rom, eines Eintritts in's Kloster, eines Dispensationsgesuches, der Betrag des Betrugs einer ungerechten Besitzergreifung u. s. w. zu Grunde zu legen. Denn bei allen diesen letzteren Fällen sollte die Wiedererstattung geschehen, für die nun die Kirche in der Weise eintritt, dass der Schuldige sich mit den Subkommissariis gegen einen billigen Teil verträgt, womit er von der gänzlichen Bezahlung befreit wird. „Bei dieser Gnade sollen die Pönitentiarii und Beichtväter sich nicht einlassen, ausser nur bei denen, die ein böses Gewissen wegen zwanzig rheinischen Gulden hätten. Wo aber das Gewissen mit einer grösseren Summe beschwert wäre, alsdann sollen sie es denen Subkommissariis anzeigen, und mit ihnen über eine gewisse Taxe schliessen." Auch für die Art, wie Gefangenen, Kranken, abwesenden Personen der Ablass zugewendet werden kann, ist umsichtig Sorge getragen. Für solche Verbrecher, die ihre ganze Nachbarschaft geärgert haben, ist durch den Ablass gleichfalls Gelegenheit gegeben, wieder ehrlich zu werden, indem sie sich von den Kommissarien den nackten Rücken mit der Rute öffentlich züchtigen lassen, worauf dieselben das miserere und oremus über sie sprechen und sie dann für restituiert erklären. Den Weibern aber soll bei diesem Akt „wegen der Ehrerbietigkeit gegen dieses Geschlecht nur der Schuh ausgezogen werden." Schliesslich bestimmt die Instruktion auch die Form der Ablasszettel, deren noch zahlreiche im Original vorhanden sind. Es ist auf denselben ein Dominikanermönch abgebildet mit Kreuz,

Dornenkrone und feurigem Herzen. Oberhalb an den Ecken ist je eine genagelte Hand des Erlösers, unten ebenso ein angenagelter Fuss. Auf der Vorderseite stehen die Worte: „Papst Leo X. 1517. Gebet. Das ist die Länge und Weite der Wunden Christi der heiligen Seiten. So oft sie einer küsset, hat er 7 Jahre Ablass.“ Auf der Rückseite „das Kreuz zu 40 Mal gemessen, macht die Länge Christi an seine Menschheit. Der es küsset, der ist 7 Tage befreit von dem jähen Tode, auch hinfallender Krankheit, wie auch vom Schlage.“ Aus einem Erlasse des Erzbischofs an die Administratoren seines Stifts zu Halle geht hervor, dass an der Form mehrmals gebessert wurde, um die Ablassscheine noch verkäuflicher auszustatten. „Das Uebrige,“ heisst es dann, „wird der Subkommissarien, Prediger und Pönitentiare Urteil und Sorgfalt ersetzen, welche von unserem Herrgott und denen heiligen Aposteln Petro und Paulo ewige Belohnung für ein so glückliches Werk erlangen werden.“

Nachdem die Vorarbeiten in dieser Weise erledigt waren, verhandelte die erzbischöfliche Kanzlei wegen der Predigt des Ablasses mit den beiden Bettelorden. Die Verhandlungen mit den Franziskanern zerschlugen sich, da ihre Guardiane der Meinung waren, ihre Konvente brächten schon jetzt für ihren eigenen Unterhalt kaum die notdürftigen Gaben zusammen, kämen sie auch noch mit dem Ablass, so grüben sie sich selbst das Wasser ab.[1]) So übertrug der Erzbischof die Predigt des Ablasses den Dominikanern. Sie spielten in Mainz eine vorwaltende Rolle und ihrer hatten sich die beiden Hohenzollern schon bei der Gründung ihrer Universität Frankfurt a. O. in erster Reihe bedient. Auch besass der Orden diejenige Persönlichkeit, die in dem Ablassgeschäfte am meisten Erfahrung hatte, den Leipziger Dominikanerprior Johann Tezel, der schon im Jahre 1502 dem Kardinal Raymund Peraldus, dem Gönner Wimpina's, des Frankfurter Professors, bei dessen Türken und Tatarenpredigt als Gnadenprediger gute Dienste geleistet und schöne Einnahmen erzielt hatte. In gleicher Eigenschaft diente er seit dem Jahre 1504 dem Deutschorden unter dem Ablassprediger Arcimboldi[2]) „wider die Rewssen und Lifflande“. Wo irgend ein kirchliches Unternehmen durch Ablasspredigt gefördert werden sollte, wendete man sich gern an ihn. So finden wir ihn 1507 in Freiburg, Zwickau und Dresden, 1508 in Annaberg und Bautzen und in Görlitz, wo er zum

1) Mykonius 17.
2) Belege bei Kirner, Tezel, S. 6.

Besten eines neuen Kupferdachs für die Kirche 45,000 Gulden zusammengebracht haben soll. In Görlitz kam er 1508 selbst in Kollision mit der Ablasspredigt für S. Peter, indem der Rat zwei Ablässe nicht zulassen wollte, und damals erklärte Tezel dem Rate, dass seine Gnade, d. h. der Ablass für den Deutschorden, viel besser begründet sei als die Not des Gebäudes in Rom. Uebrigens meint er mit Selbstgefühl, dass die Görlitzer mit zwei Ablasspredigern darum nicht zu rechnen hätten, denn wo er gewesen sei, komme so bald kein Anderer. In der That behauptete er das Feld und Bürgermeister Johann Hess gedenkt in seinen Görlitzer Annalen Tezels Ablasspredigt mit folgenden Worten: „Im Jahre 1509 ist allhier gestanden eine römische Gnade durch die deutschen Herren in Lievland zu Widerstand den Ungläubigen aufgebracht, und durch Johann Tetzeln, einen Mönch Predigerordens geführt worden. War seines Leibes ein gross stark Mann, seiner Sprache beredt und sehr kunn, ziemlich gelart und seines Lebens also hin. Er sagte, er wäre mehr denn die Mutter Gottes zur Vergebung und zur Behaltung der Sunde. Sobald der Pfennige ins Becken geworfen und klünge, sobald were die Seele, dafür er geleget, gen Himmel. Er wäre ein Ketzermeister, alle, die wider seine Predigt und den Ablass redeten, wolle er die Köpfe abreissen lassen und so blutig in die Hölle verstossen, die Ketzer brennen lassen, dass der Rauch über die Mauern aufschlagen sollte Und der torstigen (verwegenen) und unzweifhelig unchristlichen Worte und Meinung überaus viel, wie die sagen, die ihn mehr denn ich gehört haben."

Dennoch darf man sich den Leipziger Prior nicht bloss als geistlichen Marktschreier und gewöhnlichen Bettelmönch vorstellen. Wie es auch mit seiner persönlichen Würdigkeit stehen mochte, die würdevollen Formen eines höheren Prälaten hatte er sich mit Glück angeeignet; man rühmte an ihm, dass er Ernst mit Freundlichkeit zu vereinigen wisse; die Bevölkerung nahm ihn überall als päpstlichen Kommissär und bevollmächtigten Ketzerrichter mit Ehrfurcht auf. Nachdem er so lang und mit solchem Erfolge in diesem Geschäftszweige gearbeitet hatte, galt er als eine Autorität, deren Rat die Fürsten gern in solchen Fragen einholten. So bat ihn im Jahr 1516 Herzog Georg um sein Gutachten, wie es zu machen sei, um Annaberg, das der Herzog in die Höhe bringen wollte, mit einer Wallfahrtskirche auszustatten. Der Herzog hatte dort für seine Bergknappen eine schöne Kirche gebaut, für die er alle die Ablassprivilegien wünschte, durch die die Jubelablässe eine solche Goldquelle geworden waren. Auch brauchte Annaberg Ablass

für die Sonn- und Feiertagsarbeit, deren die Bergleute nicht entraten konnten. Als man dem Herzog sagte, die Kurie werde schwerlich Privilegien erteilen, die ihre Jubiläumsablässe beeinträchtigen könnten, wurde Tezel ersucht, ein Gutachten zu erstatten, welche Erfordernisse zur Errichtung eines solchen Gnadenortes nötig seien und wie man am ehesten die päpstlichen Verleihungen erlangen könne [1]). Tezel stellte demgemäss im Oktober 1516 in einem barbarischen Latein die Erfordernisse zusammen, die für die Errichtung einer solchen Heilanstalt zu Nutzen der sündigen „christifideles“ unentbehrlich seien und giebt die Gründe an die Hand, mit denen man das erforderliche Gesuch in Rom zu unterstützen habe. Der Papst muss denen, die in der Woche des Annenfestes nach Annaberg wallfahrten, und dort ihre Opfergaben niederlegen, volle Vergebung ihrer Sünden bewilligen. Er muss ferner Pönitentiare aufstellen, die Vollmacht haben, den darum Nachsuchenden eigene Beichtväter zu bewilligen, Gelübde gegen Geld zu lösen, unrechtmässigen Besitz gegen passenden Anteil des Annaberger Kastens in legitimen zu verwandeln, Seelen aus dem Fegfeuer zu befreien, kurz alle jene Gnadenakte an Lebenden und Toten zu üben, zu denen die päpstlichen Ablassprediger bevollmächtigt sind. Da durch eine solche Konkurrenzanstalt der Jubelablass in seinem Ertrage stark beeinträchtigt wird, ist ein Drittel des Ertrags an die Kirchenfabrik von S. Peter abzuführen und der Kasten darf nur in Gegenwart eines Prokuristen des Hauses Fugger geöffnet werden, das die Geldgeschäfte der Kurie besorgt. Auf Grund dieses und anderer Gutachten kompetenter geistlicher Stellen verhandelte nun Herzog Georg durch seinen Gesandten Nikolaus von Hermestorff in Rom und wurde dabei von dem Domherrn Karl von Miltiz unterstützt, der dort in Geschäften der sächsichen Herzöge thätig war und namentlich den Ankauf von Reliquien für Friedrich den Weisen besorgte. Die Kurie verlangte für eine Bulle, die der Kirche zu Annaberg die Vollmacht gab, die Lebenden von Sünden und die Toten aus dem Fegfeuer zu befreien, nicht weniger als zweitausend Goldgulden und jede weitere Gnade sollte noch ausserdem mit Bergen Goldes erkauft werden. Die Verhandlungen wurden von dem sparsamen Herzog und den habgierigen Beamten der Dataria mit erstaunlicher Zähigkeit geführt. Der Herzog hätte namentlich gern das päpstliche Drittel durch eine bestimmte Zahlung in zwei Raten abgelöst, aber die Dataria erklärte, darüber erst verhandeln zu können, wenn nach einigen Jahren

1) Vergl. Gess, ein Gutachten Tetzels. Zeitschrift für K.-G. 12, 550 f.

übersehen werden könne, welchen Ertrag der neue Gnadenort jährlich abwerfe; auch sollte die Bulle nur für fünfundzwanzig Jahre gelten. Der Gesandte klagt namentlich, dass das Haus Fugger die ganze Verwilligung zu verhindern suche, da die Augsburger Bank trotz ihres Anteils Schaden an dem Hauptgeschäft fürchtete. An dem festen Glauben, dass nur Rom seiner Annaberger Kirche diese Macht der Sündenvergebung verleihen könne, lässt sich der Herzog auch dadurch nicht beirren, dass sein Gesandter ihm während der Verhandlungen meldet, eine Verschwörung der Kardinäle habe den Papst vergiften wollen, drei Kardinäle lägen in der Engelsburg in Ketten und würden gefoltert, mehrere seien entflohen, der Papst habe auf einen Tag 32 neue Kardinäle ernannt, was selbst der Frankfurter Domdechant Cochläus, der damals gerade in Bologna war, eine monströse Massregel nannte. An der Notwendigkeit einer päpstlichen Gnadenverwilligung änderte das aber nichts und alles, was der Bote des Herzogs erreichte, war, dass die Bulle statt für 2000 Dukaten schliesslich für 1600 abgelassen wurde. Für die Beförderung derselben nach Deutschland musste der Herzog den Fuggers dann nochmals 30 Dukaten bezahlen. Auch bekam Georg die Ausfertigung erst, nachdem sich Miltiz und andere sichere Leute für rechtzeitige Zahlung verbürgt hatten und eine Konventionalstrafe von jährlich 500 Dukaten für diesen Fall noch ausserdem zugestanden war. Nachdem nun aber der Herzog diesen Jubelablass für Annaberg erworben hatte, beeilte er sich, sein Land für alle anderen Ablässe zu schliessen und als Tezel sich beikommen liess, den Ablass für S. Peter in Leipzig auszubieten, fuhr der Herzog mit einem scharfen Edikte dazwischen und sequestrierte die eingegangenen Gelder.[1] So erwies sich die Operation als kluge Wirtschaftspolitik des sächsischen Fürsten, der den Abfluss des Geldes aus seinem Lande verhinderte, indem er der inländischen Bezugsquelle ein Monopol gab, wofür er freilich ein Drittel des Ertrags dem heiligen Vater abgeben muss. Während Tezel bis dahin den Bau von S. Peter, gegenüber den seither von ihm vertretenen Deutschordensangelegenheiten als minderdringlich bezeichnet hatte, vertrat er den entgegengesetzten Standpunkt seit seinem Orden diese Ablasspredigt übertragen worden war. Nach Mykonius hatte er sich dem Erzbischof selbst angeboten, „gab sich an, wu man ihn brauchen wolt, so wolt er den Ablass umführen; und also herausstreichen, dass er verhofft, es solt etwas redlichs tragen.“[2] Diesem Versprechen gemäss nahm er

1) Die Urkunden bei Gess a. a. O. 547.
2) Myconius, Hist. Reform. Ausgabe von Cyprian, S. 20.

die Vertreibung mit Energie in die Hand. Zunächst erliess er an die Priester der Bezirke, in denen er mit der Ablasspredigt beginnen wollte, eine Instruktion, in welcher Weise die Pfarrherrn ihre Gemeinde vorzubereiten hätten für die ihnen bevorstehende Gnade. Die Predigtentwürfe, die er zu diesem Zwecke an die Pfarrer versendete, liegen vor und geben ein gutes Bild jener Beredsamkeit Tezels, die den Bürgermeister von Görlitz, wie wir hörten, so wenig erbaute. Ein erster Entwurf gibt eine Übersicht über die Fälle, in denen die Prediger nach der Ablassbulle Leo's und der Instruktion Albrechts ermächtigt sind, an Stelle des Papstes Gnade zu üben. In der zweiten Predigt soll der Priester seinen Gläubigen zu Gemüt führen, welchen grossen Schatz die Heiligen für sie erworben, dass der heilige Laurentius sein Leib zu braten gegeben hat, S. Bartholomäus seine eigene Haut in grausamer Todespein, Stephanus gesteinigt und alle Märtyrer getötet und zerschlagen worden sind, um diesen Schatz zu erwerben. Der so martervoll erworbene Schatz, soll der Priester sagen, sei nun in der eigenen Stadt zu haben. „Deine Kirche ist die Kirche S. Petri zu Rom und deine Priester sind apostolische Beichtiger geworden. Die Kirchen sind die sieben zu Rom, die zur Vergebung aller Sünden verordnet sind. Die sieben Altäre sind wie jene sieben, die zu S. Petri sind, wo völlige Vergebung gefunden wird. Was denkst du denn also? Was säumest du dich zu bekehren? Warum vergiessest du jetzt in dieser Zeit nicht Thränen für deine Sünden? Warum beichtest du nicht vor den Vikarien unseres allerheiligsten Herrn Papstes? Hast du nicht ein Exempel an Laurentio, nimmst du dir nicht ein Beispiel an Bartholomäo? u. s. w. Nachdrücklich wendet sich die Predigt dann an die einzelnen Stände und Lebensalter. „Schämst du dich, das Kreuz mit einem Lichte zu besuchen und schämest du dich nicht in das Trinkhaus zu gehn? Du schämst Dich zu den apostolischen Beichtigern zu gehn aber nicht zum Tanz. Bedenke, dass du auf dem tobenden Meere dieser Welt in so viel Sturm und Gefahr bist, und nicht weisst, ob du zum Hafen des Heils kommen könnest.“ Mit besonderem Nachdrucke ist das Thema behandelt, dass jeder Hinterbliebene nach der Grösse seiner Trauer für den gestorbenen Gatten, oder Vater oder die Kinder Ablass kaufen solle, um den Geschiedenen die Qual im Fegfeuer zu kürzen. Wer bedenkt, wie weiche Elternherzen, zumal Mutterherzen, gestimmt sind nach dem Tod ihrer Kinder, der begreift, wie leicht ihnen in dieser Stimmung Ablass aufzudringen war, damit sie über die Seele ihres Lieblings beruhigt sein konnten. „Höret ihr nicht,“ so ruft Tezel,

„die Stimme euerer schreienden toten Eltern und anderer, die da sagen: Erbarmet euch doch mein, weil die Hand Gottes uns gerühret hat. Wir sind in schweren Strafen und Pein, davon ihr uns mit wenigen Almosen retten könnt, und doch nicht wollt. . . . Warum seid ihr denn so grausam und hart, dass, da ihr uns mit leichter Mühe erretten könntet, ihr doch nicht wollt und lasset uns in Flammen liegen.“ In einer weiteren Predigt wird erörtert, welch wichtige Gelegenheit, unendliche Qualen abzukaufen, hier den Gläubigen gegeben ist. „Sie sollen wissen, dass man für jede Todsünde sieben Jahre lang nach der Beichte und Reue büssen muss, entweder in diesem Leben oder im Fegfeuer. Wie viele Todsünden werden des Tags wohl begangen, wie viele des Monats, wie viele des Jahrs, wie viele im ganzen Leben? . . . Und ihr wollet nicht für einen Vierteil eines Gulden diesen Brief haben, kraft dessen ihr die göttliche und unsterbliche Seele sicher und frei zum Vaterlande des Paradieses bringen könnt? Darum rathe, ermahne und so viel es ein Hirte thun mag, befehle ich, dass sie zugleich mit mir und andern Priestern den köstlichen Schatz annehmen.“ . . . Bequemer werden sie ja dieses unentbehrliche Mittel zur Seligkeit niemals haben. „Oh ihr Mörder, ihr Wucherer, ihr Räuber, ihr Lasterhaften, jetzt ist es Zeit Gottes Stimme zu hören, der nicht will den Tod des Sünders sondern dass er sich bekehre und lebe. So bekehre dich Jerusalem zu dem Herrn deinem Gotte.“ Dieser Missbrauch der schönen Schriftworte, die unbarmherzig hineingezogen werden in den Pfuhl der gemeinsten Geldmacherei, ist vielleicht noch empörender als die bekannten viel angefochtenen Äusserungen der Kommissarien, die Luther doch wohl verbürgt erschienen sind, sonst würde er sie nicht in seinen Thesen öffentlich gerügt haben.

Immerhin zeugen diese Entwürfe von einer gewissen volkstümlichen Beredsamkeit. In dieser Form wurden sie an alle Priester in Stadt und Land hinausgegeben, damit diese vor dem Erscheinen der Mission ihre Gemeinden nach Anweisung bearbeiten sollten, worauf dann Tezel mit seinem mächtigen Worte die Herzen vollends erschüttern und die Beutel öffnen will. Zu seinen Massregeln gehörte auch das, dass er „das heilige Negotium“ mit solchem Prunk umgab, dass die erzbischöfliche Kanzlei bald selbst die grossen Ausgaben beanstandete. Mykonius erzählt als Augenzeuge,[1]) dass „wenn man den Commissarium in eine Stadt einführte, trug man die Bulle auf einem sammten oder gülden Tuch daher, und gingen alle Priester, Mönch, der Rath, Schulmeister, Schüler, Mann,

1) Cyprians Ausgabe 15.

Weib, Jungfrauen und Kinder mit Fahnen und Kerzen, mit Gesang und Procession entgegen. Da läutet man mit allen Glocken, schlug alle Orgel: beleitet ihn in die Kirchen, richtet ein roth Creutz mitten in der Kirchen auf, do hängt man des Papsts Panner an und in Summa, man hätte nicht wohl Gott selbst schöner empfangen können."

Zunächst liess der Erzbischof den Ablass in seinen eigenen Bistümern Magdeburg und Halberstadt predigen und von dort rückte er in die Mark vor, während Sachsen dem Ablasse verschlossen blieb. Bald war denn alles voll Gerede über die wunderbaren Predigten, die man von den Subkommissarien zu hören bekam, welche Tezel sich nach seinem Geschmacke ausgesucht hatte. Er selbst soll gepredigt haben: „er habe solche Gnade und Gewalt vom Papst, wenn einer gleich die h. Jungfrau geschwächt, so könne er's vergeben, wenn derselbe in den Kasten lege, was sich gebühre. Item, das rothe Ablasskreuz mit des Papstes Wappen, in den Kirchen aufgerichtet, wäre ebenso kräftig als das Kreuz Christi. Item, wenn St. Peter jetzt hier wäre, hätte er nicht grössere Gewalt noch Gnade, denn er hätte. Item, er wolle im Himmel mit St. Peter nicht beuten, denn er habe mehr Seelen erlöst als St. Peter mit seinen Predigten. Item, wenn einer Geld in den Kasten lege für eine Seele im Fegfeuer, sobald der Pfennig auf den Boden fiele und klinge, so führe die Seele gen Himmel." Auch das wird berichtet, einer der Klamanten habe oft die umherstehende Menge aufgefordert, die Ablassfahne mit dem roten Kreuze starr anzusehen, so würden sie bald gewahren, wie das Blut Christi minniglich von dem roten Kreuze herabfliesse, eine Halluzination der Sinne, die ja leicht hervorzurufen war. Um den Andrang der Käufer rascher bewältigen zu können, gab der Kommissär Tarife heraus, nach denen jeder sich selbst einschätzen konnte. Die Strafe für unnatürliche Laster konnte man abkaufen für 12 Dukaten, Eltern und Geschwistermord für 9, Hexerei für 7 u. s. w. In einem Atem verkünden diese Zettel Lossprechung der Lebenden und Toten und weisen auf die Taxe hin, die in baarem Gelde erlegt werden muss. In ihrer Art sind das doch merkwürdige Dokumente, denn welche Macht des Priesters setzt dieses Verfahren voraus, welche Finsternis im Volke und welch freches Vertrauen auf die Geduld der Einsichtigen und Obrigkeiten. Kam es doch vor, dass Tezel den Ablasszetteln hinzufügte, besagter Totschläger, Mörder u. s. w. dürfe bei Strafe des Banns auch von der weltlichen Obrigkeit nicht weiter behelligt werden, als ob Befreiung von der Kirchenstrafe auch vor Rad und Galgen schützte.

So sah sich denn Luther veranlasst, erst mild und ernst, bald aber schärfer und entschiedener gegen diesen Unfug zu protestieren. Nach seinem ernsten Bewusstsein von der schweren Schuld der Sünde und nach seiner unendlichen Dankbarkeit gegen das Verdienst Christi war es Luther eine innerste Notwendigkeit seines Herzens, gegen den Missbrauch des kirchlichen Ablasses, den er vor sich sah, Verwahrung einzulegen und er that es nicht, um Lärm, sondern um seinem Gewissen Luft zu machen. Nach ihm erlässt uns Gott die Strafen, um unseres Vertrauens auf das Verdienst Christi willen, hier aber verlangt und pflegt man unter seinen Augen einen Werkdienst, der im Küssen von Ablasszetteln bestand. Dem gemeinen Volke freilich war ein solches Mittel zur Seligkeit eben recht. Dass es die Wunderarznei im Lande nicht haben konnte, steigerte sein Verlangen, auf einer Wallfahrt jenseits der Grenze sich in den Besitz derselben zu setzen. So wurde Luther schrittweise in diese widrige Sache hineingezogen. Zuerst im Frühjahre 1516, als Tezel, damals noch im Dienste des Deutschordens und Unterkommissär des Arcimboldi, im Bistum Meissen den Ablass ausschrie, war Luther auf sein Treiben aufmerksam gemacht worden. Angeblich soll er schon bei einer Klostervisitation zu Grimma im Frühling 1516 gedroht haben, er wolle der Pauke ein Loch machen.[1]) In der That predigte er in Wittenberg selbst am 10. Sonntag nach Trinitatis 1516 gegen die habsüchtigen Missbräuche, die mit den Ablässen getrieben würden. Die Macht des Papstes, durch die kirchliche Fürbitte den Seelen im Fegfeuer beizuspringen, bezweifelt er damals noch nicht, wenn er aber seine Unwissenheit bekennt, ob diese Seelen entlassen werden, ehe sie völlige Reue empfunden haben und ob der Ablass etwas hilft, wenn sie doch durch ihre eigene Reue ihre Sünde tilgen müssen, so waren solche Reflexionen sehr geeignet, die Gemeinde am Ablass irr zu machen und jedenfalls den Eindruck der Tezel'schen Marktschreierei zu verwischen, indem Luther an das Nachdenken jedes Christenmenschen appellierte. In ähnlichem Sinn sprach er sich am 31. Oktober 1516 bei Auslegung der Geschichte des Zachäus gegen die aus, die die Busse abkaufen wollen, statt sie zu leisten. Kurz vor der Reliquienausstellung im Stifte am 24. Februar 1517 wiederholte er diese Warnungen und ebenso in einer Predigt in der Burg, mit der er sich aber schlechten Dank beim Kurfürsten verdiente. Ueber die Warnung, sich auf den Ablass allein zu verlassen, und so Reue und Besserung zu versäumen, gingen

1) Über die Grimmaer Chronik vergl. Lösche, Luthers Reisegeschichte, S. 27.

indessen diese Angriffe noch nicht hinaus. Inzwischen war Tezel in den Dienst des Erzbischofs als oberster Kommissär übergetreten und arbeitete nunmehr mit vordoppelten Kräften. Während er in Jüterbogk und Zerbst sein Kreuz aufgerichtet hatte, strömte ihm auch aus Wittenberg viel Volks zu und nach Mykonius erlebte es Luther im Beichtstuhl, dass solche Käufer von Ablasszetteln auf seine Forderung, ihren unsittlichen Verhältnissen abzusagen, ehe er sie absolviere, erwiderten, dafür hätten sie Ablass. Verweigerte er ihnen die Absolution, so verklagten sie ihn bei Tezel oder drohten wenigstens damit. Mündlich und brieflich wurde Luther auch sonst angefragt, was er zu dem Tezel'schen Spektakel meine, und so entschloss er sich, die Frage des Ablasses einmal einer gründlichen akademischen Erörterung zu unterziehen. Wieder nahte mit dem 31. Oktober 1517 der Tag, an dem das Stift, das mit der Universität so vielfach verwachsen war, seinen Ablass austeilte. Da die 5005 Stück Reliquien, die der Kurfürst in der Stiftskirche untergebracht hatte, von allen möglichen Heiligen herrührten, so war das Allerheiligenfest der angezeigte Tag, die überschüssigen Verdienste dieser Heiligen den bussfertigen Sündern zuzuwenden. Das veranlasste Luther, an der Thüre der Stiftskirche 95 Thesen anzuschlagen, in denen er aussprach, was nach seiner Meinung der Ablass bedeute und was er nicht bedeute. Die Zahl von 95 Thesen hat Luther wohl gewählt im Hinblicke auf die 94 §§ der erzbischöflichen Instruktion für die Ablasskommissäre. Diesen 94 Paragraphen setzt Luther 94 Thesen entgegen und darüber eine, um sie noch zu übertrumpfen.

2.

Auch in seinen fünfundneunzig Sätzen zur Erläuterung der Kraft des Ablasses geht Luther von der grossen Entdeckung aus, die ihn so tief bewegt hatte, dass der neutestamentliche Ausdruck für Busse, metanoia, nichts anderes sei als Sinnesänderung. Dass wir an Stelle unseres alten fleischlichen Sinnes einen neuen heiligen und bussfertigen Sinn setzen, verlangt Christus von uns, nicht äussere Pönitenzen. Diese Busse aber muss nach Jesu Willen bis zum Ende unseres Lebens währen. Jesus dachte also nicht an ein Bussakrament, das man von Zeit zu Zeit mit Beichte und Satisfaktion abthut und erledigt. Die wahre Busse und Pein, der Hass auf unsere eigene Selbstsucht (odium sui), der Kummer über unsere Sündhaftigkeit soll währen bis zu unserem Eingang ins Himmelreich. Diese wahre Strafe der Sünde, das Gefühl

unserer Unwürdigkeit, kann uns der Papst nicht erlassen, ja er müsste diese Strafe im Gegenteil, so führen die Resolutionen zu den Thesen aus, für uns erflehen, da sie die Bedingung unserer Besserung ist. Neben dieser ordentlichen Strafe unserer Sünde stehn dann die ausserordentlichen Züchtigungen, die Gott über einzelne und über ganze Völker verhängt, um sie zur Busse zu wecken. Auch sie kann der Papst nicht abwenden. „Andergestalt", heisst es in den Resolutionen, „wofern ein Priester der Kirche, es sei der oberste oder unterste, diese Strafe kraft der Gewalt der Schlüssel aufheben kann, so mag er doch Pestilenz, Krieg, Aufruhr, Erdbeben, Feuersbrünste, Mord und Totschlag, Räubereien, ingleichen Türken und Barbaren vertreiben." Er thut es nicht, weil er es nicht kann. So bleiben für den Ablass des Papstes nur die Kirchenstrafen übrig, und selbst diese kann er nicht alle erlassen, wie z. B. für den Bruch der Klostergelübde oder die widerrechtliche Nötigung zum Kloster kein Ablass gegeben werden soll. Auch die bürgerlichen Strafen kann er nicht nachlassen, sonst hätten seine Ablässe längst alle Galgen und Marterkammern abgethan. Wenn nun aber der Papst weder die natürlichen Folgen der Sünde, noch die ausserordentlichen Züchtigungen Gottes, weder die bürgerlichen Strafen noch alle kanonischen nachlassen kann, so bleiben eben nur Kirchenstrafen übrig, die er durch seine Kanones nach eigenem Ermessen, den göttlichen Strafen hinzugefügt hat; diese kann er natürlich auch nach eigenem Ermessen nachlassen. Sündenschuld aber kann der Papst nur in so fern erlassen, als er der bussfertigen Seele versichert und bestätigt, dass Gott nach der trostreichen Lehre des Evangeliums dem wahrhaft Bussfertigen seine Schuld erlässt. So weit also ständen die ersten Thesen Luthers ganz auf evangelischem Standpunkte. Allein neben der neuen evangelischen Erkenntnis ist auch noch der katholische Respekt vor den kirchlichen Ordnungen in ihm mächtig und so fügt er sofort die Einschränkung hinzu, dass Gott nicht nur Busse, sondern auch Gehorsam gegen die kirchlichen Ordnungen verlange. „Gott vergiebt keinem seine Schuld, ohne ihn zugleich wohl gedemütigt dem Priester, seinem Statthalter, zu unterwerfen," wesshalb auch in den sogenannten reservierten Fällen, keiner seiner Schuld ledig wird, der es verschmäht, des Papstes Vergebung einzuholen. Eine Mittlerrolle zwischen dem Menschen und seinem Gotte schreibt der Augustinerpater also auch seinerseits dem Priestertum zu und er begründet diese Mittlerrolle in den Resolutionen damit, dass Christus seinen Aposteln gesagt habe: „wer euch verachtet, verachtet mich." Die Vergebung der Sünden ist

davon abhängig, dass wir das Institut Gottes auf Erden, die Kirche ehren. „Es kann niemand mit Gott versöhnt werden, er sei denn zuvor mit der Kirche ausgesöhnt, zum wenigsten dem Wunsche und Verlangen nach.“ Wer also die Absolution der Kirche nicht begehrt, Papst und Priester verachtet, dem vergibt auch Gott seine Sünden nicht, denn es hat ihm nun einmal beliebt, dass sich der Sünder auf diese Weise seine Absolution erbitte. Gott aber hat diese Heilsvermittlung durch die Kirche geordnet, um die Seelen seiner Gnade gewiss zu machen und sie vor Angst und Verzweiflung zu bewahren.

Die Gründe, die Luther in den Resolutionen für die Notwendigkeit des Amtes der Schlüssel geltend macht, sind alle aus seinen persönlichen Erfahrungen geschöpft, wie er sie in den Zeiten seiner Anfechtung gemacht hat. Weil ihm in seinen innern Kämpfen die Absolution durch den Priester ein Trost und Halt gewesen ist, ist er geneigt, diese Absolution für notwendig und für eine unumstössliche göttliche Ordnung anzusehen. Es sind im Grunde lauter Selbstgeständnisse, die Luther in den Resolutionen für die Notwendigkeit der Schlüsselgewalt geltend macht. Er kennt die Schrecken des Gewissens, mit denen Gott seine Arbeit an der Seele beginnt. „Wenn Gott den Menschen anfängt gerecht zu machen, so verdammt er ihn vorher; und wenn er will erbauen, so reisst er vorher ein. Wenn er will heilen, dann schlägt er erstlich und wenn er will lebendig machen, dann tötet er.“ — Mit dergleichen Beunruhigung fängt die Seligkeit an. Diese Zerknirschung des Herzens ist Gott die wahre Genugthuung. Aber der Sünder, dem in diesen inneren Stürmen der Morgenstern aufgeht, weiss zu der Zeit so gar nichts von dieser Weise seiner Rechtfertigung, dass er meint, er sei der Verdammniss am nächsten, nicht Gottes Gnade, sondern seinen Zorn fühlt er über sich ausgegossen. „So lange diese Betrübniss währt, hat er keinen Frieden noch Trost, wo er nicht seine Zuflucht zur Gewalt der Kirche nimmt, denn er wird sich nicht durch seinen Rat oder Hilfe beruhigen können; ja er würde endlich aus der zunehmenden Traurigkeit in Verzweiflung verfallen.“ Dazu eben bedarf er des Priesters. Die innere Not muss zum Ziel kommen, indem der Sünder Sünde und Elend bekennt und sein Verlangen nach göttlicher Vergebung bezeugt. Der Priester aber soll ihn kraft seines Amtes der Schlüssel von seinen Sünden entbinden und ihm also den Frieden des Gewissens schenken. Der aber, der absolviert ist, soll nicht zweifeln, dass ihm seine Sünde vergeben sei und soll in seinem Herzen ruhig sein, und auf Gottes Verheissung trauen. Christus spricht: „Alles

was ihr auf Erden löset, soll im Himmel los sein." Wenn der Absolvierte diesem Worte glaubt, wird der Friede kommen. Glaubt er ihm nicht, so wird der Friede ausbleiben, auch wenn er vom Papste selbst absolviert würde und der ganzen Welt beichtete. Weil er selbst diese Erfahrung gemacht hat, als sein Beichtvater in Erfurt und sein Vikar im Orden ihn so tröstlich absolvierten, darum preist er in den Resolutionen diese überaus liebliche und tröstliche Gewalt des Beichtvaters, „die der einzige Trost für die Sünden und Sünder und für die unglückseligen Gewissen ist, wenn sie nur glauben mögen, dass Christi Verheissungen wahrhaftig sind." Sollten wir dagegen uns selbst absolvieren, so hätten wir statt einer Unruhe zwei, die des Beichtvaters und die des Beichtkinds. Darum ist der am besten daran, der wie der gemeine Mann an die Gewalt der Schlüssel glaubt und in einfältigem Glauben die Absolution sucht und annimmt. Er selbst aber weiss es, wie es „den Gelehrten" ergeht, die bemüht sind, durch ihre eigene viele Zerknirschung, durch ihre eigenen Werke und öfteres Beichten sich zu beruhigen — „sie thun nichts anderes als dass sie von einer Unruhe zur andern gehen, weil sie ihr Vertrauen auf sich selbst und ihr eigenes Thun setzen."

Wer die Geschichte von Luthers Erfurter Kämpfen kennt, wird nicht ohne Rührung diese Auseinandersetzungen lesen. These 6 und 7 sind zwei Ehrensteine und Denksteine für den Erfurter Beichtvater, der diesem selbständigen Geist eine solche Dankbarkeit für die Wohlthaten des Beichtstuhls eingeflösst hat, und noch viele innere Kämpfe hat es Luther gekostet, bis er sich entschloss, die Beichte wenigstens als Sakrament fahren zu lassen. Aber gerade weil er das Bussakrament so hoch hielt, verwarf er die Vermengung von Absolution und Ablass, die die Ablassprediger für ihr Geschäft vorteilhaft fanden. Im Bussakrament wurde dem Absolvierten seine ganze Schuld erlassen, so dass er die ewigen Höllenstrafen nicht zu fürchten brauchte.[1]) Allein damit erschliessen sich ihm noch nicht die Pforten des Himmelreichs, denn da er doch noch die irdischen Schlacken mit hinüberbringt in das Jenseits, müssen ihm diese im Fegfeuer erst hinweg geläutert werden. Die ewige Strafe ist dem Sünder geschenkt, nicht aber die zeitliche des Fegfeuers. Auf diese also konnten die Ablassprediger ihren Ablass beziehen, ohne mit den Voraussetzungen des Bussakraments in Widerspruch zu geraten.

---

1) Brieger, Das Wesen des Ablasses am Ausgang des Mittelalters. Leipzig, bei Edelmann. 1897. S. 22.

Gott hat gnädig gestattet, dass wir durch irdische Satisfaktionen diese jenseitige Qual abkürzen können und nicht nur für uns, sondern auch für die, die bereits in das Fegfeuer hinübergegangen sind. Als solche Satisfaktion gilt neben dem Gebet und guten Werken auch das Kaufen der Indulgenzbriefe, die der Ablassprediger für Lebende und Tote feil bietet. Da Luther den Ablass nur auf die Kirchenstrafen bezieht, so könnte der päpstliche Ablass sich auf das Fegfeuer nur dann erstrecken, wenn ein Gestorbener seine Kirchenstrafen, die er auf Erden nicht gelöst, nun im Fegfeuer zu absolvieren hätte. Allein gegen diese Annahme macht Luther geltend, dass alle Kirchenstrafen mit dem Tode des Sünders von selbst erlöschen. Sage doch der Apostel, Römer 7, 1 das Gesetz herrsche über den Menschen so lange er lebt. Gilt das sogar von Gottes Gesetzen, um wie viel mehr von denen des Papsts. Nur von Christi Wort heisse es, es bleibe ewiglich. Wer sagt, auch den Toten bleiben ihre kanonischen Auflagen behalten, der müsste auch sagen, eine zerstörte Stadt habe die gleichen Auflagen zu entrichten, die sie entrichtete, als sie noch stand. Diese Auflagen bestanden für den Absolvierten in Fasten, Wachen, Arbeiten, aber diese Dinge gehören offenbarlich in dieses Leben, nicht in jenes, in dem der Mensch weder fastet, noch weint, noch isst, noch schläft, da er keinen Leib hat. Man frage den Papst, ob er diese Auflagen den Lebenden oder den Toten gemacht habe, so wird er antworten: „freilich den Lebenden, denn was kann ich mit den Verstorbenen machen, die aus meinem Gerichte gegangen sind?" Würden die canones poenitentiales wirklich den Toten aufbehalten, so müssten ihre Seelen dem Gottesdienst beiwohnen, Festtage, Fasten und Vigilien halten, die Horen beten, sie dürften keine Eier, keine Milch, kein Fleisch essen, müssten bald schwarze, bald weisse Kleider anziehen. Alle Kirchenordnungen würden dann so gut für sie gelten wie die Bussordnung, denn es ist nicht ersichtlich, warum die einen Ordnungen erlöschen sollen, wenn andere fortdauern. Aber schon im Falle der Krankheit lässt das Kirchenrecht die Strafe nach, um wie viel mehr im Falle des Todes? Gälten doch die Kirchenstrafen für gelöscht, wenn ein Laie Priester, ein Priester Bischof werde, wie sollte jene grösste Wandlung des Übergangs von dieser Welt in jene nicht die gleiche Löschung der Kirchenstrafe bewirken? Der Papst selbst gebe das auch zu, indem seine canones vorschreiben, dass in schwerer Lebensgefahr und in extremis stets voller Nachlass der Kirchenstrafen zu gewähren sei. Wer anders lehrt, der macht Gott zu einem Wechsler oder Kaufmann, der ohne Entgelt keine Schuld erlässt. Hätte man an dem Brauche der alten Kirche fest-

gehalten, die Absolution erst zu erteilen, nachdem die Satisfaktionen geleistet waren, so gäbe es überhaupt keine absolvierten Seelen mit ungelösten Kirchenstrafen. Nun die Priester aber die Absolutionen, weil es ihnen bequemer ist, sofort nach der Beichte erteilen, geschieht es, dass sie zur Beschimpfung ihrer eigenen Absolution den Sterbenden mit noch zu absolvierenden Strafen ins Jenseits schicken. Indem sie ihn absolvieren, absolvieren sie ihn nicht und binden ihn mit denselben Worten, mit denen sie ihn lossprechen.

Aber wie steht es denn überhaupt mit der Befugnis der Ablassprediger, die Fegfeuerstrafen zu erlassen? Luther läugnet das Fegfeuer nicht. „Bei mir," sagt er in den Resolutionen, „ist es eine gewisse Sache, dass ein Fegfeuer sei, und ich kehre mich nicht viel daran, was die Ketzer dawider plaudern." Aber er definiert das Fegfeuer als eine durchaus geistige Sache. Immer bleibt vom alten Menschen etwas zurück, Spuren des alten Adam, immer also wird der Sterbende Furcht in jenes Leben mit hinüber nehmen und um so grössere Furcht, je kleiner sein Glaube ist. Diese Furcht und dieses Grauen ist, um des Andern zu geschweigen, genug, um die Qual des Fegfeuers auszumachen. „Auch ich kenne einen Menschen," sagt er, „der es versichert hat, er habe diese Strafe öfter erlitten, sie wäre aber so gross und so höllisch gewesen, dass deren Grösse keine Zunge aussprechen, keine Feder beschreiben kann." . . . Seine eigenen Anfechtungen sind es, in denen er alle Qual des Fegfeuers gekostet hat. Auch unterscheidet sich diese Strafe des Fegfeuers nicht der Art nach von der der Hölle, sondern nur der Dauer nach. „Wie wir glauben, dass im Himmel Friede, Freude und Sicherheit im Lichte Gottes regiere, so glauben wir im Gegentheil, dass in der Hölle Verzweiflung, Schmerz und eine erschreckliche Flucht in den äussersten Finsternissen herrscht. Das Fegfeuer aber mag das mittlere zwischen beiden sein, doch also, dass es der Hölle näher sei als dem Himmel." Aber es ist nicht ein Straffeuer, sondern ein Fegfeuer und sobald es an den Seelen seine Arbeit vollbracht hat, sind diese fähig, Gottes Antlitz zu schauen, d. h. reif zum Eintritt ins Himmelreich. Die ungläubigen Seelen dagegen hassen Gott und ihr Hass ist die Hölle, die kleingläubigen fürchten ihn und diese Furcht ist das Fegfeuer, die Gläubigen lieben Gott und diese Liebe ist Seligkeit. Wie jeder glaubt, so geschieht ihm. So scheinen sich Hölle, Fegfeuer und Himmel zu unterscheiden wie Verzweiflung, Kleinglaube und Sicherheit sich unterscheiden, aber die Liebe nimmt bei den Seelen im Fegfeuer zu, denn wo sie ist, wächst sie auch, und darum ist das Fegfeuer der Weg der

Liebe, die zu Gott wallet. Die Verdammten lästern Gott in wildem Hasse, die Seelen im Feuer der Läuterung haben dagegen eine blosse Klage und ein unaussprechliches Seufzen, indem ihnen der Geist aushilft. Über diese rein geistigen Zustände hat aber der Papst nichts zu verfügen. Trotz des Ablasses stirbt der grösste Teil der Menschen ohne die rechte Reue und den vollen Glauben und geht in das Feuer der Läuterung, wo sie bleiben, bis sie sich zum vollen Glauben aufgerichtet haben. Will man eine Gewalt des Papstes über die Seelen im Fegfeuer annehmen, so ist es die, dass er Gebete der Christenheit für sie anordnen kann, um die Seelen in ihrem Kampfe zu unterstützen und zu ermutigen. In der Hand des Papstes steht die Fürbitte der Christenheit und der Augustinerpater läugnet die Wirkung dieses Kirchengebets nicht. Wenn alle Glocken der Kathedralen und Dome in den Städten, alle Glöckchen der Dorfkirchen und Bergkapellen zusammenläuten, so dringt das gemeinsame Geschrei der Christenheit sicher zu Gottes Gehör, aber ob Gott in seiner Weisheit alle diese Gebete erhören kann und will — das steht in Gottes Ermessen. So ist es nur eine Täuschung der Gläubigen, wenn man ihnen predigt, sobald der Groschen im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt, denn die Seelen verlassen das Feuer der Läuterung nicht, bevor sie völlig geheilt sind. Auch sei nicht einmal sicher, ob alle Seelen auf diese Weise erlöst sein wollten, selbst wenn die Kirche es vermöchte. Habe man doch die Gemeinde gelehrt, dass der heilige Severinus und Paschalis freiwillig noch im Fegfeuer verblieben, um sich einen um so höheren Grad der Seligkeit zu verdienen. Haben Paulus und Moses aus Liebe zu ihrem Volke schon in diesem Leben auf ihren Anteil an der Seligkeit verzichten wollen, so können andere auch im Fegfeuer das Gleiche thun, wie Tauler in seinen Predigten von einer frommen Jungfrau erzähle, die aus Liebe dort zurückblieb, um andern beizustehen. Um diese seltsamen Legenden zu verstehen, muss man sich vergegenwärtigen, dass manche Lehrer noch anschaulicher als Luther das Fegfeuer als einen Ort der Besserung beschrieben haben, in dem das Bewusstsein, durch diese Läuterung besser zu werden, über die Qual hinweghilft. So weiss Dante, wie in dem einen Raum die schwachen Seelen durch den majestätischen Hymnus salve regina ermutigt werden, sich aufzurichten, wie Maria's Wort der Liebe: „Wein haben sie nicht," die Zagen an ihre fürbittende Liebe erinnert, wie den tyrannischen Seelen die Bilder der furchtbaren Tyrannen Busiris, Nimrod u. A. als abschreckende Beispiele gezeigt werden. Denen, die der Augenlust fröhnten, sind die Augen mit Haken geschlossen gleich den Jagdfalken, damit ihnen die

innere Anschauung aufgehe. Die Wollüstigen sehen die Sirenen in ihrer wahren Gestalt, Andern werden im Dunkeln passende Sprüche zugerufen, andere durch Visionen erweckt. Umgeben von solchen Anstalten der Förderung, mochten deshalb Paschalis und Severinus wohl vorziehen, noch eine Weile auf das Schauen Gottes zu verzichten, bis sie alles gelernt hatten, was hier zu lernen war. Und dennoch schildert Dante die Hitze des Fegfeuers als so gross, dass wenn ein Glasofen in der Nähe gewesen wäre, so hätte er sich in das flüssige Glas geworfen, um sich abzukühlen. Es ist aber auch gar nicht nötig, dass die Ablassprediger mit ihren Ablasszetteln „ins Fegfeuer rauschen," da die Seelen auch dort sich selbst helfen können. Das Fegfeuer ist die Furcht, die die Seelen ängstet, wie die Liebe sie über alles tröstet, auch über die Strafe. Der Liebe aber ist es eigen, dass sie wächst, denn sie fliesst aus Gott. Der Furcht dagegen ist es eigen, dass sie abnimmt, denn vollkommene Liebe treibt die Furcht aus. Wer das Fegfeuer zu einer „Werkstatt macht, darinnen man Strafen bezahlt," verwechselt es mit der Hölle. Das Fegfeuer ist ein Ort der Besserung und diese Besserung besteht eben darin, dass die Seele die Furcht ablegt und der Liebe sich hingiebt. Es ist also Lüge, wenn die Ablassprediger ausschreien, die Seelen seien ausser Stande, sich Verdienst zu erwerben; man predigt das nur, um Ablasszettel für die angeblich hilflosen Seelen an den Mann zu bringen. Wenn Tezel ferner behauptet, die Seelen riefen die Lebenden an um Kürzung ihrer Qual, so wird vorausgesetzt, dass die Seelen wüssten, dass sie nach einer Weile erlöst würden, und nicht für ewig verdammt seien. Vielleicht aber ist das gar nicht bei allen der Fall, da das Fegfeuer eben in Furcht und Mangel an solcher Zuversicht der endlichen Erlösung besteht. „So wollen wir für die armen Seelen beten, dass sie ausdauern und im Vertrauen nicht matt werden; das Gebet der Kirche für sie ist recht und billig, aber durch den Ablass ihnen helfen, ist Täuschung und Trug."

Hat der Ablass mithin nur die Bedeutung, dass der Papst die Kirchenstrafe in eine Geldstrafe verwandelt, so frägt es sich, wie diese Leistung des Bussgelds sich verhalte zu jenen anderen Leistungen, die dafür erlassen werden? Die Kirchenstrafen bestehen einerseits in Gebeten und asketischen Uebungen, anderseits in Werken der Liebe gegen den Nächsten. Sollen wir nun diese abkaufen? Da kann Luther nur raten: „lasse die faulen und schläfrigen Christen Ablass kaufen, du aber thue die Werke." Hier kommt denn in der Begründung gerade dieser praktischen Thesen sein Unmut über die materielle Schädigung des

armen Mannes durch die Habgier der Welschen zum ersten Mal zu scharfem Ausdruck und auch er giebt nun eine Anweisung, wie die Pfarrherrn ihre Gemeinde belehren sollen. Wenn die Leute sich nun doch einmal durch Geld mit dem lieben Gott abfinden wollen, meint er, würde er seinerseits also zu dem Volke sagen: „Sehet lieben Brüder, ihr müsset wissen, dass es eine dreifache Art von guten Werken giebt, welche mit Geldausgaben geschehen können. Die erste Art, und die den andern allen vorzuziehen, ist diese, wenn einer den Armen etwas schenket oder dem dürftigen Nächsten etwas leihet. Die zweite Art, die aber der ersten nachsteht, ist, dass man zu den Kirchen und Hospitälern in unseren Landen und zu andern öffentlichen, nützlichen Gebäuden etwas beiträgt. Nachdem aber auch dieses geschehen, so könnet ihr alsdann, wenn es Euch gefällt, zum dritten auch für Lösung des Ablasses etwas ausgeben, denn von dem Ersten haben wir einen Befehl Christi, vom Ablass haben wir keinen Befehl." Sollten nun aber die Gegner erwidern: „Wenn man so predigen wollte, so würde man wenig Geld durch Ablass sammeln", so erwidert Luther nicht ohne Spott: „Ich glaube es auch, aber die Päpste suchen ja, wie sie versichern, nicht das Geld, sondern der Seelen Seeligkeit."

Ohne Zweifel sind es gerade diese praktischen Sätze, durch die die ganze Disputation solches Aufsehen gemacht hat, wie denn auch in ihnen sein lang verhaltener Unwille sich mit unerwarteter Gewalt entlädt. Dem dumpfen Grollen der einleitenden Thesen folgt hier Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag. Was lehrt denn Tezel als fromme Selbstsucht, die sich gegen die Not des Nächsten verhärtet, um sich selbst in den Himmel einzukaufen? „Es sind ihrer viel," sagt er in den Resolutionen, „die kaum das liebe Brot und nicht ein gutes Kleid haben, und sich dennoch durch das Lärmen der Ablassprediger dahin verleiten lassen, dass sie es ihrem Maule und Leibe abdarben und sich in die äusserste Armut setzen, damit sie jenen ihren Überfluss vermehren mögen." Die Instruktion des Erzbischofs erlaubt den Weibern gegen den Willen ihrer Männer betteln zu gehn, um sich Ablass kaufen zu können. „So sage ich, dass dergleichen Lehre wert sei, dass man sie verfluche und dass sie wider Gottes Gebot sei. Denn ein Weib soll unter der Gewalt ihres Mannes sein und nichts wider dessen Willen thun." „Man soll die Christen lehren," sagt darum die 45. These, „dass der seinen Nächsten siehet darben und Ablass löst, der kauft sich nicht des Papstes Ablass, sondern Gottes Zorn. Man soll die Christen lehren, dass der Papst, so er wüsste der Ablassprediger Schin-

derei, lieber wollte, dass S. Peters Münster zu Pulver verbrennet würde, denn dass es sollte mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe verbauet werden. Man soll die Christen lehren, dass der Papst wie er schuldig ist, also auch seines eigenen Geldes, wenn auch schon S. Peters Münster dazu sollte verkauft werden, den Leuten austeilen würde, welche doch etliche Ablassprediger jetzund selbst um's Geld bringen." In summa: „durch Ablassbriefe vertrauen selig zu werden, ist nichtig und erlogen Ding," und nicht ohne Vergnügen erzählt er in den Resolutionen als Exempel dazu „die Sage", wie ein Verstorbener mit dem Ablassbriefe vor die Hölle kam und dem Teufel seinen Ablassbrief vorwies. Aber als der Teufel den Brief in die Hand nahm, schmolz von der Hitze das Wachs des Siegels und der Brief verbrannte in seinen heissen Händen. Da war der Brief dahin und der Teufel ergriff den Mann und warf ihn gleich in die Hölle. Darum ist das Vertrauen auf Ablass nichtig, auch wenn der Papst selbst wollte seine Seele zum Pfand setzen. Andern Gottesdienst, wie die Instruktion verlangt, aussetzen, damit die Ablasskirche voll werde, das Wort Gottes nicht auslegen, damit Zeit für die Ablasspredigt übrig bleibe, zum Ablass alle Glocken läuten, zur Predigt nur eine, das alles zieme den Feinden Christi, nicht aber den Kommissarien des Papstes. „Denn in der Kirche soll man nichts mit grösserer Sorgfalt handeln als das heilige Evangelium, indem die Kirche nichts köstlicheres und heilsameres hat; denn ohne Evangelium lebet der Mensch nicht im Geiste, ohne Messe aber lebet er." Und lebhaft stellt der Mönch sich vor, welch schönes Schauspiel es doch für den Teufel sein müsse, wenn er sehe, wie der Ablassprediger, der ihm selbst verfallen ist, denen Ablass erteilt, die dessen nicht bedürfen. Ist es mit dem Ablass nichts, so frägt es sich aber auch, wie steht es denn mit dem Rechtstitel, auf den ihn die Kirche gründet, dem Schatze der überflüssigen Verdienste der Heiligen? Nach der Meinung der Scholastiker haben die Heiligen, die nicht bloss die zehn Gebote, sondern auch die evangelischen Ratschläge befolgt haben, sich damit mehr Verdienste erworben als sie zu ihrer eigenen Rechtfertigung bedürfen. Da nun aber die Kirche ein Leib ist, kann das Haupt dieses Leibes, der Papst, die überflüssigen Verdienste eines überreichen Glieds den anderen Gliedern zuwenden, die daran Mangel haben und eben das thut er im Ablass. So wenig nun Luther das Fegfeuer geleugnet hat, so wenig leugnet er den Schatz der Kirche. Vielmehr bestätigt er, dass die Verdienste der Heiligen (freilich ohne Zuthun des Papstes) allezeit wirken Gnade des innerlichen und Kreuz, Tod und

Hölle des sündigen Menschen. Mit anderen Worten, dieser Schatz ist das Beispiel der Heiligen, an dem unser innerer Mensch sich aufrichtet, und es ist wiederum ihr Beispiel, das uns sagt: es wäre doch gut, wenn du auch so wärest. Insofern sind ihre Verdienste, Kreuz, Tod und Hölle für unsern sündigen Menschen, weil sie ihm stündlich vorhalten, was wir hätten werden sollen und nicht geworden sind. Der Schatz der Heiligen, der ohne des Papstes Zuthun fortwirkt, und an dem jeder Christenmensch geheimnisvollen Anteil hat, ist also der Segen der Vergangenheit, der auf die Gegenwart mündet, das aneifernde und strafende Vorbild der Heiligen, das uns ansporut, die Gemeinsamkeit grosser Erinnerungen, von der unser besserer Mensch lebt. „Die Verdienste Christi und seiner Heiligen", sagen die Resolutionen, „wirken ein eigenes und fremdes Werk. Ein eigenes, das ist Gnade, Gerechtigkeit, Wahrheit, Geduld, Gütigkeit im Geiste des auserwählten Menschen, ein fremdes, Kreuz, Mühe, Arbeit, allerlei Strafen, damit der sündige Leib aufhöre. Alle diese Schätze aber wirken von sich, verteilen lassen sie sich nicht und sind nicht in der Hand des Papstes, sondern kommen jedem zu, denn Gott hat alle berufen. Mit nichten aber bestehen diese Schätze aus überschüssigen Verdiensten der Heiligen, denn solche giebt es nicht. Gott vergilt einem jeden über sein Verdienst und kein Menschenkind hat mehr Verdienst, als es für sich braucht. Selbst die klugen Jungfrauen hatten kein Oel übrig für die andern und die Apostel sollten sprechen: „Wir sind unnütze Knechte!" Sagt doch auch der heilige Johannes: „So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst." „Wir müssten denn den Träumen etlicher sehr abgeschmackten Leute folgen, die da schwatzen, Christus habe damit gewollt, seine Christen sollten also sagen aus Demut, nicht aber, als ob es wahr wäre." Wenn die Lehrer zugeben, dass die Heiligen lässliche Sünden begangen haben, aber dessen ungeachtet ihnen einen Überschuss von Verdiensten herausrechnen, so kann Luther nur erwidern: mit diesen dummen Köpfen ist schwer etwas zu handeln." Überhaupt sind seine Sätze über diesen Punkt spitz uud ironisch. Er meint, was die Schätze der Kirche seien, sei der Gemeinde nicht genugsam bekannt, nur eines sei klar, dass es keine zeitlichen Schätze seien, denn diese würden die Ablassprediger für sich behalten und nicht so freigebig ausschütten wie sie thun. „Dieser Schluss ist aus der Erfahrung klar genug," sagen die Resolutionen mit spöttischer Kürze. Auch die Armen der Kirche sind Tezels Schatz nicht, darin unterscheidet er sich von dem heiligen Laurentius. Sogar die boshafte An-

tithese des heiligen Bernhard nimmt Luther als eigene These auf, dass Petrus mit seinem Netze die Leute des Reichtums gefischt habe, seine Nachfolger aber fischen den Reichtum der Leute. Doch sei dem wie ihm wolle, das Eine steht fest: „Es gibt keine überschüssigen Verdienste der Heiligen, die uns zugerechnet werden könnten. Nur einer hat ein Verdienst erworben über seine Schuldigkeit hinaus, das ist Christus; aber dieses Verdienst wird nicht durch Ablass zugeteilt, sondern kraft ihrer Schlüsselgewalt kann die Kirche verkünden, dass es dem Bussfertigen zu gut komme unter der Bedingung wahrer Reue. Auch die Liebe Gottes, die die Heiligen der Menschheit durch ihren Gehorsam immer mehr zugewendet haben, mag man zu diesem Schatze rechnen. Der wahre Schatz aber ist das heilige Evangelium, das zu predigen mehr not thäte als die Verkündigung lügenhaften Ablasses. So sucht Luther im Sinne der mittelalterlichen Mystik allen diesen Vorstellungen von der Schlüsselgewalt, dem Fegfeuer und dem Schatze der Kirche eine tiefere religiöse Bedeutung abzugewinnen und hätte man ihn in Frieden gewähren lassen, so wäre er der Mann gewesen, diesen Vorstellungen noch einmal religiöses Leben einzuhauchen. Nicht um ihre Beseitigung, sondern um ihre Läuterung war es ihm zu thun. Und ebenso wenig hatte man ein Recht ihn zu beschuldigen, dass er Ungehorsam gegen den römischen Stuhl lehre, vielmehr wahrt er auch in dieser Beziehung vorsichtig seine Stellung. „Es sind die Bischöfe und Seelsorger schuldig," sagt er, „des apostolischen Ablasses Commissarien mit aller Ehrfurcht zuzulassen. Aber viel mehr sind sie schuldig, mit Augen und Ohren aufzusehen, dass dieselben Commissarien nicht anstatt päpstlichen Befehls ihre eigenen Träume predigen. Wer wider die Wahrheit des päpstlichen Ablasses redet, der sei ein Fluch und vermaledeit, wer aber wider des Ablasspredigers muthwillige und freche Worte Sorge trägt oder sich bekümmert, der sei gebenedeit." Wenn freilich die Wahrheit des päpstlichen Ablasses nur darin besteht, dass der Papst Kirchenstrafen erlassen darf, wird von diesem Fluche niemand getroffen, denn diese Wahrheit läugnet niemand, und so hat dieses Anathema nur die Bedeutung, festzustellen, dass Luther dem Papste nicht den Ablass an sich bestreite, sondern nur den Missbrauch, der mit diesem Ablass getrieben wird.

3.

Luthers Widerspruch gegen die Missbräuche der Ablassprediger war sicher unbequem, aber zur Erhebung eines Ketzergeschreis lag kein

Anlass vor. Seine Unterscheidung der rechtfertigenden innern Busse und des Busssakraments war so lang nicht unkatholisch, als er ausdrücklich betonte, die innere Busse müsse sich auch in äusseren Busswerken (variae mortificationes carnis) erweisen und der Reuige habe für reservierte Fälle die Absolution des Papstes nötig, auch sei keinem seine Sünde erlassen, der sich nicht wohl gedemütigt dem Priester als Gottes Statthalter unterwirft. Die geistige Deutung des Fegfeuers und des Schatzes der Kirche konnte dem Augustiner nicht als Heterodoxie angerechnet werden, so lange er auch die üblichen sinnlichen Vorstellungen mit einem ut alia taceam vorbehielt, davon gar nicht zu reden, dass er alle seine Aufstellungen als Thesen zum Disputieren bezeichnete, nicht als Wahrheiten, über die sich nicht mehr streiten lasse. Auch hatte es durchaus nicht in der Absicht Luthers gelegen, die Frage an das Volk zu bringen. Er versichert das nicht nur den Klostergenossen und Vorgesetzten, sondern auch solchen Freunden, die ihm von aussen zustimmten, wie Scheurl in Nürnberg, der ihm mit seinem Dank eine künstlerische Gabe und Grüsse Albrecht Dürers übersendete.[1]) Luthers Absicht war gewesen, durch seine Thesen eine Verhandlung über die ihm bedenkliche Lehre in Gang zu bringen und ein kirchliches Einschreiten gegen Tezel zu veranlassen. Eben darum hatte er ein Exemplar seiner Thesen sofort an den Erzbischof Albrecht gesendet mit der Bitte, einer Predigt zu steuern, die das Volk nicht zur Seligkeit, sondern zum Tode unterweise. Der Form nach war dieses Schreiben[2]) im demütigsten Mönchsstile gehalten, dem Inhalte nach war es eine kurze Darlegung seiner Meinung, dass der Ablass sich überhaupt nicht auf die göttlichen Strafen beziehe und es zudem dem Menschen besser sei, die kirchlichen Satisfaktionen zu leisten als sie abzukaufen. Darum ersucht er den Erzbischof, seine Instruktion zurückzuziehen und den Kommissären eine andere Form der Predigt zu befehlen. Ähnliche Schreiben richtete er an die Bischöfe von Meissen, Zeitz, Brandenburg und Merseburg.[3]) Das demütige Schreiben war der Angstruf eines tief betrübten und beleidigten Gewissens, aber keineswegs eine Drohung mit Abfall oder Aufruhr. Auch blieb in seiner Umgebung alles still. In Wittenberg mochte man abwarten, was der Erzbischof und Tezel antworten würde; wenigstens nahm niemand zur Sache das Wort. Wie sehr aber Luthers Auftreten der Bevölkerung gefiel, zeigte sich darin, dass eine Auflage der Thesen nach der andern verkauft wurde

1) Luthers Briefe, D. W. 1, 95.
2) D. W. 1, 65 f.
3) Myconius, Hist. ref. S. 22.

und auch von aussen zahlreiche Erklärungen der Zustimmung einliefen. Bekannt ist die Erzählung des Mykonius, dass die Thesen in 14 Tagen in ganz Deutschland bekannt geworden seien, als ob die Engel selbst die Botenläufer machten. „Es glaubt kein Mensch, wie ein Gered davon wurd: wurden bald geteutscht und gefiel dieser Handel jedermann sehr wohl ausgenommen den Predigermönchen.“ [1]) Selbst Herzog Georg, sonst Luthers Feind, da ihn Emser verhetzt hatte, verhandelte mit dem Bischof von Merseburg, wie dem Tezel'schen Betrug zu steuern sei, verbot die Vertreibung des Ablasses in der Paulinerkirche zu Leipzig und schlug noch in Worms vor, man solle Luthers Thesen überall anschlagen, wo der Unfug noch fortgesetzt werde.[2]) Aber Luther selbst erzählt später[3]): „der Ruhm war mir nicht lieb, denn ich wusste selbst nicht, was der Ablass wäre und das Lied wollte meiner Stimme zu hoch werden.“ Auf die Briefe der Freunde konnte er darum nur erwidern, dass er eine solche Verbreitung seiner Sätze weder vorausgesehen noch gewünscht habe, sonst würde er nicht diese Form der Mitteilung gewählt und teilweise Sätze aufgestellt haben, die er als der Erörterung wert, aber keineswegs als bereits erwiesen ansehe.[4]) Nicht ohne Unbehagen gewahrte er, dass aus der amtlichen und akademischen Verhandlung sofort eine öffentliche geworden war.

Die grosse Resonanz, die seine Sätze fanden, war aber auch den Kollegen an der Universität bedenklich. „Es ging in der erste gar schwächlich.“ Sogar Karlstadt fand jetzt plötzlich, dass Luther zu weit gehe.[5]) „Bald nach dem Allerheiligenfest machte Luther mit seinem Freunde Hieronymus Schurff einen Ausflug nach Kemberg[6]). „Wollt Ihr gegen den Papst schreiben,“ sagte der Kanonist ironisch zu dem Mönche: „Was wollt ihr machen? Man wird's nicht leiden.“ Dr. Martinus aber erwiderte: „Wie, wenn man's müsste leiden?“ Auch im Konvente begegnete er sorgenvollen, bedenklichen Mienen. Der in Wittenberg damals studierende Priester Oldekop berichtet, als 1516 Luther mit seinen Angriffen auf den Ablass begann, „do horde ich zu Wittenberg von dem Magistro Balthasar Vach, der datsmal de Bursen Sophie bewohnte, also von dem Luther sagen: de Mönnich wart den

1) Myconius, S. 23. Ebenso Luther „Wieder Hans Wurst.“ E. A. 26, 53.

2) Gess, Zeitschr. für K.-G. 9, 590 f.

3) E. A. 26, 53.

4) D. W. 1, 96. An Trutvetter, 9. Mai 1518. D. W. 1, 108. An Leo X. D. W. 1, 121.

5) Tischreden 2, 421. D. W. 1, 92.

6) Lauterbachs Tagebuch ed. Seidemann S. 18.

Duvel vor einen Abt setten, und wart es endlich nit gut machen. Dieser Vach was ein alt und verstandig Mann und plag opera Ciceronis et Virgilii to lesen.“ Selbst von Pollich will Oldekop wissen, er sei der Meinung gewesen: „dat de Duvel wollt Abt werden, wenn Luthers Geist die Veränderungen bringen werde.“ Aber es lag bereits ausserhalb der Macht des Wittenberger Mönchs, der Bewegung Stillstand zu gebieten, zumal Tezel selbst das Seine that, die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf die Sache zu lenken. Sobald er in Jüterbogk hörte, Luther weigere sich Leute zu absolvieren, die diese Absolution auf Grund seiner Ablasszettel begehrten, wütete er, wie Mykonius berichtet,[1] auf dem Predigtstuhl, „kätzerte, schrie und tobete feindlich,“ und liess etliche Male in der Woche auf dem Markte vor seiner Ablasskirche ein Feuer anzünden, um daran zu erinnern, dass er auch mit der Ketzerverfolgung betraut sei. Sobald sich so herausstellte, dass der Angriff auf Tezel eine Bewegung des gesamten Predigerordens herbeiführen werde, wünschten Luthers Klosterbrüder, er möge die Sache beilegen. „Da alle Welt die Augen aufsperrte,“ berichtet Luther selbst[2], „und sich liess dünken, es wäre zu hoch angehoben, kamen zu mir mein Prior und Subprior, aus dem Zetergeschrei bewegt, und fürchten sich sehr, baten mich, ich sollt den Orden nicht in Schanden führen, denn die andern Orden hüpften schon fur Freuden, sonderlich die Prediger, dass sie nicht allein in Schanden stecken; die Augustiner mussten nu auch brennen (wie Savonarola) und Schandträger sein.“ Da antwortet ich: „Lieben Väter, ist's nicht in Gottes Namen angefangen, so ist's bald gefallen; ist's aber in seinem Namen angefangen, so lasst denselbigen machen.“ Da schwiegen sie. Doch niemand stimmte zu. Weder Orden noch Universität erklärten sich gegen ihn, aber er konnte sich bald nicht mehr verhehlen, dass er einsam stehe, „wie eine Feldblume.“ Noch ablehnender als die Brüder des Wittenberger Konvents verhielten sich die Erfurter, die ihm schon seine Angriffe auf Aristoteles schwer verdacht hatten. Luther wusste wohl, was er von dort zu erwarten habe, und sagt, als er Lang seine neuen Thesen übersendet, indem er sich als Martinus Eleutherius, der Befreier, unterzeichnet, ihn kümmere es nicht, was den Leuten gefalle oder nicht gefalle[3]) und ob sie ihn bescheiden oder unbescheiden fänden, denn seine Sätze würden durch Bescheidenheit nicht wahrer und durch Unbescheidenheit nicht falscher.

1) Cyprians Ausgabe S. 22. 24.
2) Das schöne Confitemini E. A. 41, 37.
3) Enders 1, 125.

Wer etwas Neues bringe, erscheine den Anhängern des Alten immer hochmütig. Selbst Christus wurde gekreuzigt, weil er so hochmütig war, das Alte zu verachten. Dennoch sieht er die Lage keineswegs so ernst an, dass er etwa den Schutz des Kurfürsten angerufen hätte. Er schrieb in jenen Tagen an Friedrich den Weisen[1]), um ihn an eine versprochene neue Kutte zu mahnen, mit deren Lieferung ihn der Rat Pfeffinger immer wieder hin halte. „Er kann fast gute Worte spinnen, wird aber nit gut Tuch daraus," spottet er. Des Lärms über seine Sätze vom Ablass gedenkt er dabei nicht, getreu seinem Grundsatze, die weltliche Gewalt nicht in seine theologischen Angelegenheiten hereinzuziehen. Der Kurfürst wurde vielmehr von der Gegenseite her mit der Frage befasst. Das Schreiben Luthers mit den Thesen war von den erzbischöflichen Administratoren des Erzstifts zu Halle, an deren Spitze ein Graf von Stolberg Werningerode stand, dem Erzbischof nach Aschaffenburg gesendet worden, wo Albrecht damals residierte. Auch einen Tractat und andere Schriften Luthers hatten die Halle'schen Räte beigelegt, um ihre Kollegen in Aschaffenburg über Luthers ganze Stellung zu orientieren. Mit dem Tractat kann der Sermon von Ablass und Gnade nicht gemeint sein, da dieser erst im März im Druck erschien und Tezels Gegenthesen bereits berücksichtigt.[2]) Man hat an die Predigt gedacht, in der Luther am Allerheiligenfeste seinen Standpunkt der Gemeinde darlegte oder an seine Thesen gegen die scholastische Theologie, doch lässt sich nicht mehr ausmachen, mit welchen Schriften Luthers die Administratoren in Halle ihre Aktenvorlage ausstatteten. Die Entschliessung des Erzbischofs in Aschaffenburg dagegen liegt vor. Sie erging am 13. Dezember[3]) und beweist, dass die dortige Kanzlei die Bedeutung des Vorgangs nicht unterschätzte. Dem Erzbischof war Luthers Angriff auf den Ablass um so ärgerlicher, als er durch den Bischof von Reval bereits gewarnt worden war, man sei in Rom erzürnt, dass der Ablass so wenig trage und schiebe die Schuld des Ausfalls darauf, dass Albrecht „das heilig negotium mit mannichfaltigen grossen unkosten, pompa und versoldung vieler Personen" beschwert habe. Da aus dem Ertrag die noch rückständigen Palliengelder Albrechts bezahlt werden sollten, befiehlt Albrecht, doch ja keine ihn allein betreffenden Kosten dem päpstlichen Anteile aufzurechnen, „dan wir und unsere Stifte uns sunst grosser fehrlichkeit und

1) D. W. 1, 77.
2) Vergl. Brieger, Zeitschrift für K.-G. 11, 116. Kolde, Luther 1, 575.
3) Abgedruckt bei Körner, Tezel S. 148.

beswerung zu besorgen hetten." Namentlich soll der Kasten immer nur in Anwesenheit des päpstlichen Vertreters vom Bankhause Fugger geöffnet werden und über den Kassenstand ein Protokoll aufgenommen werden, damit dieser nicht glaube, der Erzbischof wolle seinen Geschäftsteilhaber übervorteilen. Gelegentlich einer solchen Abrechnung ist uns auch das Protokoll eines Kassensturzes überliefert.[1]) Es zeigt, dass die Ablasskäufer doch gern minderwertige, verbotene und ungangbare Münzen in den Kasten einwarfen und wenn das Protokoll einen Gulden in falschem Geld notierte, so wollte der Käufer wohl weniger den lieben Gott als seine fromme Frau betrügen. Auch sind in einer reichen Stadt wie Frankfurt am Main in drei Tagen nicht mehr als 270—280 Gulden eingegangen. Da begreift es sich, dass man am erzbischöflichen Hofe auf Mittel sann, mehr Käufer anzulocken. Die Administratoren werden darum angewiesen, auch den Vicar der Barfüsser für die Kommission zu gewinnen, die die Dominikaner mit so geringem Erfolge betrieben und durch neue, schönere Ablasszettel die Kauflust zu beleben. Aus dem gleichen Grunde schien es dem Ordinariate dringend, dass der Opposition des Wittenberger Klosterbruders sofort gesteuert werde. In einem Erlasse, der nur Massregeln zur Hebung der Ablasserträgnisse behandelt und unter diesem fiskalischen Gesichtspunkte, wird Luthers Gesuch erledigt. Auf den Brief, in dem Luther ihm ins Gewissen geredet und ihn für die schädlichen Folgen von Tezels Treiben verantwortlich gemacht hat, geht der Erzbischof nur indirekt ein. „Wiewohl," schreibt er, „uns berührten Mönchs trotzig Fürnehmen unserer Person halben wenig anfechtet, haben wir doch fast ungerne erfahren, dass das arme unverständig Volk dergestalt soll geärgert und in beschwerlichen Irrthum soll geführt werden." Die lateinischen Thesen werden allerdings das arme, unverständige Volk wenig beunruhigt und geärgert haben, der beschwerliche Irrtum besteht nur darin, dass dasselbe abgehalten werden will, sein Geld für Ablass auszugeben. Um dieser Vermessenheit zu steuern und sich nicht neue Vorwürfe der römischen Kurie zuzuziehen, hat der Erzbischof dreierlei gethan. Er hat den ihm übersendeten Tractat, die conclusiones und andere Schriften, die Stolberg zu den Akten gegeben hat, den Theologen und Kanonisten seiner Universität Mainz überschickt, damit sie ein Gutachten über dieselben erstatten. Er selbst hat zu Aschaffenburg mit seinen Hofräten und andern Verständigen die Sache „stattlich berathschlaget und bedächtig erwogen." Einstimmig wurde in diesem

1) Körner, Tezel S. 95.

Staatsrat beschlossen, „einen processum inhibitorium wider den ehegemeldeten Mönch anzustellen," dessen Urkunde, nebst einem Auszug für die Administratoren, untersiegelt dem Schreiben an Stollberg beilag. Eine solche Verfügung sollte Luthern Schweigen gebieten, bis die päpstliche Entscheidung erfolgt sein würde. Gleichzeitig aber wurden sämtliche Akten päpstlicher Heiligkeit zugefertigt, damit Rom selbst zur Sache sehe, eine Massregel, die sich dem furchtsamen Hohenzollern auch darum empfahl, „damit wir Orden und Sache nicht auf uns laden," denn der Erzbischof hatte keine Lust, sich die Feindschaft eines so mächtigen Mannes wie Staupitz und einer so einflussreichen Kongregation wie der Augustiner Eremiten zuzuziehen oder die in Deutschland längst verhasste finanzielle Ausbeutung durch die Kurie mit seinem Namen zu decken. Darum gab er die ganze Sache nach Rom ab. Die nächste Sorge war nun, dass der besiegelte processus inhibitorius Luthern intimiert werde, „damit solcher giftiger Irrthum unter gemeinem Volk weiterhin nicht gepflanzt werde." Mit diesem Auftrag sollte „Ern Tetzel" beladen werden, der ja zugleich Ketzermeister war, wenn nicht die Administratoren in Halle etwa Gründe haben sollten, einen andern Weg zu versuchen. Dass Luthern dieser processus inhibitorius wirklich eröffnet worden sei, geht aus Luthers Briefen nicht hervor. Dennoch meint Tezel später,[1]) Luther habe wegen dieser Ladung seinen Hass auf ihn geworfen, „so doch hochbenannter Erzbischof ihn bestellt hat zu citieren und nicht ich, wie das Gott mein Gezeug ist." Citiert wurde Luther also allerdings, es scheint aber, dass der Kurfürst dazwischen trat, so dass Tezel gar nicht in die Lage kam, ihm den processus inhibitorius zu eröffnen. Dann erklärt es sich auch leichter, dass Wimpina den Tezel in seiner disputatio secunda sagen lässt: „Man soll die Christen lehren, dass Fürsten, die den Irrthum der Ketzer vertheidigen und mit ihrer Macht hindern, dass diese in die Hand des Richters zur Untersuchung kommen, der Excommunication verfallen und binnen Jahresfrist auch der Acht." Das also war die Antwort auf Luthers Gewissensbedenken! Für seine Frage, wie sich Tezels Predigt mit der Kirchenlehre und der Verantwortlichkeit des Erzbischofs für seine Heerde vertrage, sah er sich mit einem doppelten Ketzerprozess in Mainz und Rom bedroht und den besiegelten Befehl, sich weiterer Einreden zu enthalten, sollte ihm der ehrwürdige Subcommissarius Tezel intimieren.

Nur in einem Punkte hatte Luthers Auftreten Erfolg. Ganz konnten die Hofräte in Aschaffenburg an den Anklagen, die wohl auch von An-

1) Körner, Tezel 118.

dern erhoben worden waren, „dass die Ablasscommissäre in Predigten sich unschickerlich halten," nicht vorübergehen, vielmehr soll Tezel eröffnet werden, er habe dafür zu sorgen, dass sich seine Kommissäre „in predigen, worten, werken und sunst allenthalben schicklich, züchtig, ehrlich und nach erheischung ihres standes wohl halten, damit das heilig negotium aus leichtfertigkeit nicht verachtet werde." Auch das gehörte unter die fiskalischen Rücksichten. Da aber der Administrator vielleicht Bedenken trug, einem so mächtigen Prälaten wie dem Leipziger Prior einen solchen moralischen Vorhalt zu machen, wird er ermächtigt, demselben nötigenfalls diesen erzbischöflichen Erlass selbst unter die Augen zu rücken. Eine Rüge war das, doch war sie nicht allzu ernstlich gemeint, denn durch den gleichen Erlass bestätigt der Erzbischof „Ern Tetzel" als Kommissar für die Mark und Preussen, erweitert ihm also sein Arbeitsgebiet und wenn gerade ihm das weitere Verfahren gegen Luther übertragen wird, so ist das die beste Antwort auf Luthers Beschuldigungen und Anklagen. Aber damit war der Prior noch keineswegs zufrieden. Luther hatte ihm vorgeworfen, seine Kommissäre hätten gepredigt, sobald das Geld im Kasten klinge, die Seele aus dem Fegfeuer springe, und sogar die lästerliche Rede sollten sie geführt haben, des Papstes Ablass sei so kräftig, dass er selbst den von der Strafe zu befreien vermöge, der die Mutter Gottes vergewaltigt hätte. In der That wurde ihm vor dem Rate in Halle am 12. und 14. Dezember das Zeugnis ausgestellt,[1]) dass niemand solche Reden gelegentlich der Ablasspredigt von ihm gehört habe. Um so verdriesslicher war es dann freilich, dass der Dominikaner Prierias, der Beichtvater des Papstes, der die Nachrede für begründet hielt, nichts Anstössiges an diesen Behauptungen finden wollte, die eben nur in einer für den gemeinen Mann eindringlichen Weise die Gewalt des päpstlichen Ablasses illustrierten. Auch Wimpina läugnet zwar in den Gegenthesen (99—101), dass die Kommissäre das gepredigt hätten, dass sie aber auch einen solchen Sünder kraft des Ablasses würden lossprechen können, ist ihm sonnenklar. Bei einer solchen Auffassung liegt freilich der Gedanke nahe, dass was zu Halle nicht gepredigt wurde, anderwärts gesagt worden ist. Das wenigstens ist ausgeschlossen, dass Luther diese von ihm öffentlich und amtlich vertretene Anklage erfunden oder auf leeres Gerede hin zur Sprache gebracht hätte. Hielt Wimpina den Satz für richtig, Prierias für unanstössig und angemessen, warum sollte er nicht auch ausgesprochen worden sein? Wie

---

1) Körner, Tezel 87.

es sich dann im Weiteren mit der Eröffnung des processus inhibitorius an Luther verhält, wissen wir nicht. Allein der Sache nach erreichte der Ordinarius für Wittenberg, der Bischof von Brandenburg, auf gütlichem Wege den Zweck desselben. An ihn, als den Ordinarius der Diözese, hatte sich Luther sofort nach Anschlag seiner Thesen mit einem ähnlichen Schreiben wie an den Erzbischof Albrecht gewendet und von allen Bischöfen, die er so anging, hatte nur dieser geantwortet. Hieronymus Scultetus, Sohn eines Dorfschultheissen, daher sein Name Schulz, aus Gramschiz im Herzogtum Glogau, war für die ostelbischen kurfürstlichen Lande Bischof.[1]) Er erscheint in dem Verkehr mit Luther als ein höflicher und friedfertiger Prälat. Als solcher hatte er auf Luthers Klageschreiben in freundlichem Tone geantwortet, da er Luther schon länger kannte und schätzte. Aber gerade darum riet er dem Augustiner ab, in die Gewalt der Kirche einzugreifen, weil er damit sich nur selbst Schwierigkeiten bereiten und Mühe machen werde.[2]) Der freundliche Zuspruch fand den Mönch willfähiger, als man gehofft hatte. Während die Angriffe von aussen sich mehrten, schwieg Luther vom November bis Ende März und als er endlich mit einem längst beabsichtigten Sermon zur Aufklärung seiner Gemeinde hervortrat, stellte er auch dann noch die weitere Verbreitung desselben ein, sobald der Bischof ihn darum ersuchte. Der Sache nach kam er also den Weisungen des processus inhibitorius nach, auch wenn derselbe ihm nicht formell intimiert worden war.

Um so lauter waren die Gegner. Ihren natürlichen Mittelpunkt hatten sie in der benachbarten Universität Frankfurt an der Oder, die Joachim I. und Erzbischof Albrecht von Brandenburg der sächsischen Gründung von Wittenberg entgegengesetzt hatten. Dass alle von dort ausgehenden Machenschaften den Schaden und die Unehre Wittenbergs bezweckten, ist Luthers stete Klage bei dem Kurfürsten und den Prinzen. Seele dieser Machinationen war Konrad Koch von Buchen, der sich nach der Wimpfener Schule, auf der er seine Bildung erhalten hatte, Wimpina nannte.[3]) Mit Pollich von Melrichstadt war er 1505 von Leipzig nach Wittenberg übergesiedelt, wo beide Staupitz bei der Organisation der Universität an die Hand gingen. Aber er vertrug sich mit Pollich nicht und da ihn Friedrich der Weise nicht nach seinen Ansprüchen würdigte, trat er in den Dienst Joachims und wurde 1506 Rektor der

1) Enders 1, 152.
2) E. A. 26, 52.
3) Vergl. Nik. Müller, Ueber Konrad Wimpina. Theol. Stud. Jahrg. 1893 S. 83 f.

neugegründeten Universität Frankfurt. Die Zollernschule war zugleich Anstalt des Ablasshändlers Albrecht und so dachte Koch sich des Erzbischofs Gunst zu sichern, indem er sich Tezels annahm. Das war dann auch die beste Gelegenheit, den sächsischen Kurfürsten seinen Zorn für die schlechte Behandlung in Wittenberg fühlen zu lassen. So veranlassten die Frankfurter Predigermönche ihren Ordensbruder, Luthers Thesen durch eine feierliche Disputation an ihrer Universität zu beantworten und Wimpina schrieb dem Leipziger Prior dazu zweierlei Thesen, die einen pro licentiatu, die andern pro doctoratu. Über die ersten Thesen wurde noch in den letzten Tagen des Jahres 1517 disputiert, die Promotion zum Doktor fand am 21. Januar 1518 statt, wie es scheint, ohne vorangegangene öffentliche Behandlung. Beide Thesenreihen liegen vor.[1]) In der Form parodieren sie Luthers Streitsätze, aber die geistvolle Rätselform derselben vermögen sie nicht nachzuprägen und ihr Latein ist das der epistolae obscurorum. In jeder Beziehung ein umgekehrter Luther, findet Wimpina in der Predigt „Thuet Busse und bekehret euch" das kirchliche Bussakrament inbegriffen, da Christus jedenfalls die Wahrheit predigte und also durch seine Predigt die Menschen an die Sakramente der Kirche binden wollte, die die wahre Kirchenlehre vorschreibt. Darum hilft eine Busse ohne Beichte und Satisfaktion nichts. Die Strafe, die der Priester nach seinem Gutdünken oder nach kirchlicher Satzung auferlegt, ist hier oder im Fegfeuer abzubüssen. Der Forderung Luthers, dass die Busse währen müsse bis zu unserem Eintritt ins Himmelreich, setzt Tezel die Versicherung entgegen, wie dieselbe Sünde nicht zweimal gebeichtet zu werden brauche, so brauche sie auch nicht zweimal gebüsst zu werden, aber er findet dann doch für gut, hinzuzufügen, dass wir trotzdem verpflichtet sind, unser Leben lang über sie Leid zu tragen und auch die vergebene Sünde zu hassen. Gleichfalls ein Rückzug ist es, wenn Wimpina nunmehr zwischen heilenden Strafen und genugthuenden unterscheidet. Die ersteren will der Ablass nicht erlassen. (Errat tamen, qui ob id tolli putet poenam, quae est medicativa et praeservativa, cum contra hanc iubileus non ordinetur.) Damit wird also doch eine Kategorie von Strafen vom Ablass ausgenommen, wovon in Tezels Predigten nie die Rede gewesen war. Dass die Schlüsselgewalt nur in der Vollmacht bestehe, zu verkünden, dass Gott dem Bussfertigen seine Sünden vergebe, läugnet Wimpina. „Die jüdischen Priester haben weder Schlüssel noch Zeichen, darum können sie

1) Luth. op. lat. 296 f. und 306 f.

auch keine Schuld vergeben, aber der Christen Sacramente machen die Gnade, die sie bedeuten." Wenn aber Luther behauptet, dass damit der Priester in Gottes Amt greife, so unterscheidet Tezel claves autoritatis, die Gott, claves excellentiae, die Christus und claves ministeriales, die der Priester habe. Aber auch dem katholisch gemeinten Satze Luthers, dass Gott niemanden Sünden vergebe ohne den Priester, und dass die Kirche in extremis immer absolviere, widersprechen die Frankfurter Gegenthesen. Dazu eben ist der Ablass da, damit man die ins Jenseits nachfolgende Strafe in eine zeitliche verwandle. Darum handeln die thöricht (stulte faciunt), die die Leute abhalten, Ablass zu kaufen. Wenn Luther von schlafenden Bischöfen geredet, so erwidert Wimpina: „Nicht von schlafenden Bischöfen sondern von den Kirchengesetzen wird den Priestern vorgeschrieben, dass sie bescheiden und gottesfürchtig seien, damit ihr Beichtkind lieber mit einer geringeren Strafe ins Fegfeuer gesandt werde als mit der verschmähten in die Hölle." Meint Luther, die Kirchenstrafen erlöschen mit dem Tode, so weist Tezel darauf hin, dass die Kirche Ketzer, Schismatiker und Lästerer auch nach dem Tode noch exkommuniziere, verfluche und ausgrabe. Von solchen kann also nicht gesagt werden, dass sie mit dem Tode für alles genug gethan haben. Das Fegfeuer eine halbe Verzweiflung, prope desperatio, zu nennen, ist ein Irrtum, da gerade die Hoffnung auf Erlösung Fegfeuer und Hölle unterscheide. Dass des Papstes Schlüsselgewalt sich nicht auf das Fegfeuer bezieht, beweist nicht, dass auch sein Ablass nichts über das Fegfeuer vermöge. War Luther besonders warm geworden, wo er auf die Ausbeutung der Armen und Einfältigen durch die Ablassprediger zu reden kam, so verhält sich Wimpina diesem Missbrauch gegenüber um so kühler. Wer Arme unterstützt, der erwirbt sich Verdienst, sagt Koch, wer aber Ablass kauft, befreit sich rascher von der Strafe. Geistliche Almosen, d. h. Ablassbriefe, sind besser als leibliche, und jeder denkt am besten zuerst an seine eigene Seele, darum ist es besser, sich Ablass zu kaufen, als Arme zu unterstützen, es wäre denn im Falle der äussersten Not. Auch Luthers Anschauung, dass die Verdienste der Heiligen, der Schatz der Kirche, von sich wirken ohne Applikation durch den Papst, ist ein Irrtum. Selbst den Satz, den Tezel nie gepredigt haben will, dass im Ablass sogar die Vergewaltigung der Madonna vergeben werden könne, verteidigt Wimpina völlig schulgerecht. Der Sohn ist grösser als seine Mutter. Christus lehrt, dass Sünden gegen den Sohn vergeben werden können. Also können auch Sünden gegen seine Mutter vergeben werden. Wer das läugnet, ist selbst, was Luther von jener

Äusserung sagte, „toll, thöricht, irrig und rasend.“ In einem Nachtrag geht Tezel dann noch auf die spitzen Laienargumente gegen den Ablass ein, von denen Luther bekannt hatte, er wisse sie nicht zu widerlegen.[1]) Dass der Papst die Peterskirche nicht aus seinen eigenen Reichtümern baut, ist ein Beweis nicht seines Geizes, sondern seiner Güte, weil er den Leuten Gelegenheit geben will, Ablass zu kaufen, sich ihrer Sünden zu entledigen und die ewige Seligkeit zu erwerben. So gut jene Laien fragten, warum der Papst, wenn er Gewalt über das Fegfeuer habe, dasselbe nicht mit einem Gnadenakte ausleere, ebenso thöricht könnten sie fragen, warum Gott seinen Sohn wegen eines Apfelbisses habe hängen lassen, da nach bürgerlichem Rechte wegen eines Wertes von weniger als fünf Solidi die Todesstrafe nicht verhängt werden darf. So Recht hatte Luther, den Scholastikern vorzuwerfen, sie redeten von den heiligsten Dingen wie der Schuster vom Leder. Besieht man sich die hochfahrenden Thesen freilich näher, so treten sie in der Hauptsache einen Rückzug an. Das hatte Luther doch unwiderleglich bewiesen, dass wenn Gott Strafen mit der Sünde verbunden habe, um den Sünder von der Sünde zu lösen, ihn zu bessern und zu läutern, der Papst diese Strafen nicht erlassen könne. Dem widersprach auch Wimpina nicht mehr.

Auch die zweite Disputation, durch die Licentiat Tezel sich zum Doctor disputieren sollte, ist eine Parodie der Luther'schen Thesen, deren docendi sunt Christiani, „man soll die Christen lehren“, sie nachäfft. Die Absicht derselben ist, den Augustiner als Gegner der Papstgewalt darzustellen, weshalb Tezel sofort erklärt, dass die Autorität des Papstes höher sei als die von Kirche und Konzil. Darum hat auch der Papst Glaubensfragen allein zu entscheiden. Quae fidei sunt solus habet determinare ... scripturae sensus ipse autoritative, et nullus alius, pro suo sensu interpretatur. Mit Luthers epigrammatischem Latein kann der Sohn des Odenwalds, wie man sieht, nicht konkurrieren, und die Schule zu Wimpfen hatte keine Ursache, auf diesen Schüler stolz zu sein, auch wenn Tezel die hohe Kunst seines Gönners bewundert haben wird. Die Gewalt des Papstes über Konzil und Kirche in fünfzig Thesen zu verteidigen, lag zudem kein Grund vor, da Luther dieselbe gar nicht angegriffen hatte. Es handelte sich eben nur darum, Wittenberg und seinen grossen Lehrer in Rom zu verdächtigen, und so schreckt Wimpina auch davor nicht zurück, den besonders von ihm gehassten sächsischen Kurfürsten in die Verhandlungeu hereinzuzerren und ihm Bann und Acht

1) Walch 18, 278 f.

in Aussicht zu stellen, falls er fortfahre, Luther dem Arme Tezels, des legitimen Richters und magistrti haereticae pravitatis, zu entziehen. Nachdem Luther in hundert Wendungen angeblichen Widerspruchs gegen Papst, Tradition und Brauch der Kirche, der Ketzerei, der Ermutigung der Ketzer und der Verführung der Schwachen geziehen ist, schliessen die Streitsätze mit dem blutdürstigen Hinweis auf die verbotenen Zirkel, die Moses 2 Mos. 19, 12 um den Sinai zog: „Ein jegliches Tier, das den Berg anrührt, soll gesteinigt werden.“ Das Tier ist natürlich Luther und der Berg der Felsen Petri.

Dieser akademische Akt also war die Form, die der Dominikanerorden gefunden hatte, seinem angegriffenen Gliede beizuspringen. So erlebte die Zollernuniversität ein grosses Mönchsfest. Ueber dreihundert Dominikaner, wie die Konvente sie hegten, alt und jung, dick und hager, fanden sich in Frankfurt ein, um der Promotion ihres Ordensgenossen beizuwohnen und einen jener Doktorschmäuse abzuhalten, die wir aus den Briefen der Dunkelmänner genauer als nötig kennen. Hätte es sich um die Promotion eines jungen Lehrers gehandelt, so wäre es nur selbstverständlich, wenn seine Freunde sich zu seinem Ehrentage eingestellt hätten. Hier lag der Fall doch anders. Der von dem Augustiner angegriffene Leipziger Prior ging an sich die Frankfurter Universität gar nichts an und nur als eine Demonstration gegen das von den Augustinern geleitete Wittenberg und seinen berühmtesten Lehrer war es zu verstehen, wenn 300 Dominikaner Tezel bei seinem Ehrentage das Geleite gaben. Fort mit den Feinden des heiligen Thomas, fort mit den Augustinern vom Katheder, das war die Losung des Tags. Eine Mönchsfehde von verhängnissvoller Bedeutung war entbrannt, die den Dominikanern wieder zu einem grossen Ketzertreiben Gelegenheit geben konnte, wie sie es jüngst gegen Reuchlin veranstaltet hatten. Anders haben auch die damaligen Zuschauer die Sache nicht aufgefasst. Hutten beschreibt im April die Fehde als den neusten Skandal der Dunkelmänner. „Die Heerführer sind rasch und hitzig, voll Mut und Eifer; bald rufen und schreien sie, bald jammern sie und klagen das Schicksal an.“ „So hoffe ich, werden sie sich gegenseitig zugrunde richten. Ich selbst habe neulich einem Ordensbruder, der mir davon sagte, geantwortet: „Fresset einander, damit ihr von einander gefressen werdet.“ Vor allem war das aber die Auffassung der Dominikaner selbst, dass es sich um eine Ordenssache handle. Sie hatten den päpstlichen Auftrag erhalten den Ablass zu vertreiben und konnten sich die Angriffe, die von den Augustinern in Wittenberg ausgingen, nur aus

dem Verdruss erklären, den es den Augustinern mache, dass nicht sie zu diesem Geschäfte bestimmt worden seien. Noch im Jahre 1519, als man Luthers Motive doch längst kennen konnte, wirft Emser diesem geradezu vor, hätte der Papst die Augustiner mit der Ablasskommission beehrt, so würde Luther alles recht und schön finden. Mönchseifersucht sei das ganze Gerede. Und wie klug dünkt sich der grosse Mann, Luthers eigentliche Motive damit aufgedeckt, ihm tief ins Herz geschaut zu haben! Der akademische Akt in Frankfurt selbst freilich fiel nicht sehr glänzend aus. Ein junger Franziskaner Knipstrow, später Reformator Pommerns, liess es sich nicht nehmen, den Dominikanern ihr Fest zu verderben und brachte in der Disputatio pro licentiatu dem Kandidaten Tezel, der im Grunde ja nur ein Strohmann war, eine empfindliche Niederlage bei, da Tezel die Thesen gar nicht verfasst hatte und auf ernstlichen Widerspruch nicht gefasst war. Der junge Barfüsser büsste diese Keckheit mit seiner Versetzung nach Pommern in einen andern Konvent. Aber so skurril eine solche Mönchsversammlung auch sich darstellen mochte, für den Angegriffenen war sie eine ernste Sache, wenn man bedenkt, dass hier mehr als dreihundert Dominikaner aus den verschiedensten Konventen sich mit Eifer gegen den Feind ihres Ordensbruders und ihrer Kutte durchdrangen und in ihre Klöster zurückkehrten, um alle Gegenden mit Weherufen über den neuen Husiten in Wittenberg zu erfüllen. Aber Luther schwieg auch jetzt, wie er geheissen war. In seinen Briefen bedauert er den Lärm, an dem er unschuldig sei, und beklagt vor allem, dass man nach Wimpinas Vorgang nun überall den Kurfürsten in die Sache hereinziehe.[1]) Seine Stellung zu Friedrich dem Weisen wurde indessen dadurch nicht geschädigt. Nach wie vor ist er der Vertrauensmann des hohen Herrn für die Weiterentwickelung der Hochschule, wobei Spalatin den Verkehr vermittelt. Der ist in dieser Zeit überhaupt sein bester Halt. „Jmo quid tibi non debeo! Was hätte ich dir nicht zu danken“, schreibt Luther selbst.[2]) Erläuterungen zu den theologischen Streitfragen, die sich Spalatin erbittet, werden wohl auch in der einen oder anderen Weise zu des Kurfürsten Kenntnis gekommen sein, der sich keine Schrift des Doktor Martinus entgehen lässt, wie wir aus seinen Briefen an seinen Bruder Johann wissen.[3]) Auch waren sie im Punkt der Heiligenverehrung, der sie später zeitweilig entzweite, noch nicht allzuweit auseinander. Wenigstens protestiert

1) Briefe, Ausg. von Enders 1, 156. 160.
2) Enders 1, 127.
3) Die Stellen in meiner Schrift: Aleander und Luther, S. 31.

Luther noch am 31. Dezember 1517 gegen die Nachrede, er betrachte das Anrufen der Heiligen als Aberglauben. Das sei die Meinung der Pikarden in Böhmen, die er nie geteilt habe.[1]) Wenn die Leute freilich den h. Laurentius gegen das Feuer, S. Sebastian, Martinus und Rochus gegen die Pest, S. Anna um Reichtum, S. Valentin gegen die fallende Sucht, Hiob gegen den Aussatz anrufen und die h. Scholastica, Barbara, Katharina, Apollonia jede für etwas anderes gut sind, (letztere gegen das Zahnweh), so finde er freilich, die Leute thäten besser, den h. Paulus um rechte Erkenntnis Gottes zu bitten, aber immer wendeten sie sich besser an Gott durch die Heiligen als an den Teufel durch Zauberer und Hexerei, wie sie oft thun. Für sich arbeitete Luther ruhig an den Resolutionen zu seiner Disputation, deren Inhalt wir bereits zur Erläuterung der Thesen beigezogen haben. Wann er sie freilich werde veröffentlichen dürfen, war ganz ungewiss, da der Bischof von Brandenburg fest darauf bestand, der Streit dürfe nicht fortgesetzt werden.[2]) Es dauerte denn auch volle acht Monate, bis den Thesen die Resolutionen nachfolgen konnten. Des Bischofs Mahnungen, Luther solle schweigen, wurden namentlich von den Erfurter Augustinern unterstützt, die sich schon früher[3]) eine Art von vorangehender Censur der Schriften ihres Ordensbruders anmassen wollten, was Luther freilich sehr entschieden abgelehnt hatte. Dennoch gab er dem Drucke soweit nach, dass er bis zum März sich jeder öffentlichen Verteidigung gegen alle Angriffe enthielt.

Von einem Hamburger Theologen[4]) wird berichtet, als er die Thesen gelesen hatte, habe er gesagt: „du sagst die Wahrheit guter Bruder, aber du wirst nichts ausrichten; gehe in deine Zelle und sprich: Gott erbarme dich meiner!" Es schien einen Augenblick, als ob Bruder Martin diesen Rat befolgen wolle. Er liess die Dominikaner schmähen und drohen und schwieg. Zum Glück gibt es nun aber nicht bloss Bischöfe und Mönchsobere in der Welt, sondern auch eine sorglose, thatenfrohe Jugend. So waren es dieses Mal die Wittenberger Studenten, die die Frage vorwärts trieben. Der 18. März 1518 war ein lustiges Vorspiel der fröhlichen kommenden Tage, in denen überall die Volksmassen selbst gegen die Dunkelmänner in Aktion traten. Als bereits vier Monate seit dem Anschlag der Thesen Luthers verstrichen waren,

1) Enders 1, 135.
2) Brief an Scheurl vom 5. März.
3) Enders 1, 126.
4) Albert Krantz, † 7. Dezember 1517.

schickte ein Buchhändler aus Halle einen Ballen von 800 Exemplaren der Tezel'schen Gegenthesen nach Wittenberg,[1]) der Mitte März dort eintraf. Nachdem die Studenten von dem Inhalt Kenntnis genommen hatten, nahmen sie dem Verkäufer den ganzen Ballen weg und luden unter Nachäffung der üblichen Gerichtsformen die Kommilitonen ein, am 18. März, um zwei Uhr, auf dem Marktplatze der Verbrennung der Tezel'schen Thesen beizuwohnen. Luther erfuhr die Sache erst nach vollbrachter That und fand seine Lage dadurch bedeutend verschlimmert. (Periculum meum eo ipso fit periculosius). Er verhehlte sich nicht, dass man, wie sogar seine Erfurter Klosterbrüder thaten, ihm das Ganze in die Schuhe schieben werde. Sofort nahm er darum die Gelegenheit wahr, in der Fastenpredigt am Freitag nach Lätare (am 19. März) seine Missbilligung des Vorgangs auszusprechen.[2]) So entstand seine erste Gegenschrift. Wenigstens Mykonius[3]) erzählt, der Sermon von Ablass und Gnade, wie nachher die Schrift: „Freiheit des Sermons," seien Predigten gewesen, die Luther in der kleinen Klosterkirche gehalten habe. Der Predigtcharakter des Sermons ist in der That unverkennbar, aber als Publikum ist in dem im Druck erschienenen Sermon die gesamte Gemeinde gedacht, nicht die Genossen des Klosters. Mit dieser frühstens Ende März veröffentlichten Bearbeitung seiner Predigt trat nun Luther zum ersten Mal aus der ihm auferlegten Reserve heraus,[4]) aber seines dem Bischof gegebenen Wortes ist der Verfasser sich auch hier bewusst. Die Schrift will den Streit nicht fortsetzen, sondern abschliessen.[5]) Der Redner wiederholt kurz und bündig, dass nach aller Meinung der Ablass ein Nachlass der kirchlichen Satisfaktionen sei, ob er aber auch die Pein hinnehme, die die göttliche Gerechtigkeit für die Sünde fordere, sei eine grosse und noch unbeschlossene Opinion. Die Schrift fordere von dem Sünder nichts Anderes, als seine herzliche Reue oder Bekehrung, mit dem Vorsatz forthin das Kreuz Christi zu tragen. Gottes Strafen aber stehen in niemandes Gewalt, denn allein Gottes. Der aber will sie nicht nachlassen, sondern verhängt sie zu des Sünders Besserung. Die neuen Prediger (d. h. Tezel und Wimpina) unterschieden zwar heilende und genugthuende Strafe, aber alle Pein, ja

1) Enders, Luthers Briefwechsel 1, 170. Brief an Lang von Benedicti 1518 (21. März).

2) Krit. Ges.-Ausgabe 1, 277.

3) S. 25 f.

4) Im Briefe an Lang am 26. März redet er noch nicht von der Schrift. Vergl. Brieger, Zeitschr. für K.-G. 11, 122.

5) E. A. 27, 4 ff.

alles, was uns Gott auferlege, sei besserlich und zuträglich. Auch dass Ablass nötig sei, weil der Mensch oft nicht alle Satisfaktionen leisten könne, sei unbewiesen, denn Gott und die heilige Kirche lege niemanden mehr auf als ihm zu tragen möglich sei. Ablass wird zugelassen um der unvollkommenen und faulen Christen willen, besser aber bleibt es, die Werke zu thun und die Pein zu leiden. Will einer aber den Bau von S. Peter unterstützen, so braucht er dazu nicht Ablass zu kaufen, denn „es ist gefährlich, wenn er sulch Gabe um des Ablasses willen und nicht um Gottes willen gibt." Ganz wie in den Resolutionen, die er noch immer nicht hat veröffentlichen dürfen, sagt er darum, zunächst solle der Christ für die Armen Sorge tragen, dann für die Bedürfnisse seiner eigenen Stadt und Kirche und wenn auch das nicht mehr not thut, dann möge er an den Bau von S. Peter denken. Ob aber die Seelen durch den Ablass aus dem Fegfeuer gezogen werden, weiss er nicht, auch hat es die Kirche nicht beschlossen, wenn gleich die neuen Doctores es sagen. Darum ist sicherer für die armen Seelen zu bitten und zu wirken, als für sie Ablass zu kaufen. „Ob etliche nun," so schliesst er seinen Sermon, „mich nu wohl einen Ketzer schelten, denen solche Wahrheit schädlich ist im Kasten, so acht ich doch sulch Geplärre nit gross; sintemal das nit thun dann etliche finster Gehirne, die die Biblien nie gerochen, die christlichen Lehrer nie gelesen, ihr eigen Lehrer nie verstanden. Denn hätten sie die verstanden, so wüssten sie, dass sie niemanden sollten lästern unerhört und unüberwunden. Das ist seine Schlusserklärung in dieser Sache, die die Gegner nicht wollen zur Ruhe kommen lassen. „Doch Gott gebe ihnen und uns rechten Sinn. Amen." Den Streit damit fortzuspinnen, fällt ihm um so weniger ein, als er trotz aller Warnungen vor einem Handstreich der Dominikaner sich bereits reisefertig macht, um den nach Heidelberg ausgeschriebenen Konvent der Augustiner zu besuchen. Aber selbst dieses abschliessende und versöhnliche Wort verdachte ihm der Bischof von Brandenburg. Die Form, in der er Einsprache erhob, war freilich auch dieses Mal eine ausserordentlich verbindliche. Schulz schickte keinen Geringeren als den Abt von Lenin, der Luther bat, propter scandalum jede Veröffentlichung, auch die der Resolutionen, zu unterlassen und die des Sermons wieder rückgängig zu machen. Luther war völlig verwirrt über das Erscheinen eines hohen Kirchenfürsten in seiner armen Zelle und erwiderte, er wolle lieber gehorchen als Wunder thun. So verzichtete er auch jetzt auf jede Abwehr der perfiden Angriffe. Scultetus also trug die Schuld, wenn ein Gegner wie Prierias

Luthern verhöhnen konnte, Thesen habe er veröffentlicht, die Beweise aber sei er schuldig geblieben.[1] Erst um Ostern entband ihn der Bischof seines Versprechens,[2] so dass wenigstens der Sermon noch vor Luthers Abreise nach Heidelberg in die Oeffentlichkeit gelangte, immerhin auch erst drei Monate nach Tezels Angriff. Es war das nicht das letzte Mal, dass Luther sich von den „freundlichen" Bischöfen täuschen liess. Noch lang hielt Scultetus ihn mit gütigem Zureden hin, als aber zu Worms der päpstliche Legat eben diesen Scultetus für die Wittenberger Zustände verantwortlich machte, erbot sich derselbe sofort die Bannbulle gegen Luther persönlich in Wittenberg zu verkünden und die Strafmandate zu vollziehn.[3] So hat Luther mit dem ersten „milden" Prälaten die Erfahrung gemacht, die sich dann mit Miltitz, Greiffenklau und allen andern Friedensbischöfen wiederholte: sie lähmten durch gütiges Zureden seine Aktion, stumpften seine Waffen ab und schliesslich waren sie Knechte des Papstes wie alle andern.

In Rom führte die Aktenvorlage des Erzbischofs von Mainz und Magdeburg, die noch im Dezember dort eingetroffen sein wird, dahin, dass der päpstliche Fiskal Marius de Perusiis gegen Luther eine Anklage auf Ketzerei erhob. In der Kommission für den Prozess befand sich der Magister sacri palatii, ein Amt, das herkömmlich ein Dominikaner bekleidete. Da es aber den Papst durchaus nicht nach einem Streite über den Ablass gelüstete, der den Ertrag des ausgeschriebenen nur schädigen konnte, suchte Leo X. noch am 3. Februar 1518 die Luther'sche Angelegenheit in der Stille abzuthun, indem er dem neu ernannten General der Augustinereremiten, Gabriel Venetus, den Auftrag gab, den Menschen zu besänftigen und die Flamme zu ersticken, so lang es noch Zeit sei.[4] Aber bereits hatte jener magister sacri palatii, Prierias, Stroh zum Feuer getragen und damit die gute Absicht Leo's gekreuzt, indem er sofort nach Empfang von Luthers Thesen sich an deren Widerlegung machte. So waren es wieder die Dominikaner, die den Frieden hinderten. Luthers Freund Mecum (Myconius) stellt darum die Fortsetzung des Streits ganz unter den richtigen Gesichtspunkt, wenn er seine weitere Erzählung mit den Worten einleitet: „Unter allen Mönchen auf Erden waren die Prediger Mönche die hoffärtigsten, und waren die Ketzermeister. Die meinten, die ganz Christenheit stünd

1) Enders 1, 164.
2) Enders 1, 180.
3) Bericht Aleanders vom 11. Mai 1521.
4) Bembi epp. 16. ep. 8. Kolde, Zeitschr. für K.-G. 2, 472.

auf ihnen, wie die Welt auf Concelebrants, des grossen Fischschwantz, als die Bauern sagen.“ Zunächst freilich beunruhigte die Schrift des päpstlichen Hausprälaten Luther nicht, da sie erst im Sommer in Luthers Hände kam. Unmittelbar vor seiner Abreise nach Heidelberg erfuhr Luther dagegen zu seinem Befremden, dass ein anonymer Angriff, der den Titel obelisci trug, von Eck in Ingolstadt herrührte, der ihn im April 1517 um seine Freundschaft gebeten [1]) und ihn noch bis in die jüngste Zeit mit verehrungsvollen Briefen und litterarischen Zusendungen behelligt hatte, wie ihm dann auch Luther ebenso vertraulich zu antworten pflegte. [2]) (Scripsi familiariter Eckio nostro). „Ohne Mahnung, ohne ein Wort des Abschieds,“ ruft Luther [3]), „bricht er eine eben geschlossene angenehmste Freundschaft und nennt mich in seiner Obelisken einen giftigen Böhmen, einen Ketzer, einen Aufrührer, einen Verächter des Papstes!“ Dieses Beispiel gelehrter Niedertracht, mit dem Eck sich in den Luther'schen Streit einführte, war freilich nicht das einzige in Ecks Laufbahn. Sein eigentlicher Name war Johann Maier aus Eck, doch nannte er sich nach seinem Heimatsorte Eck, vielleicht weil vornehme Herren, wie der baierische Kanzler Leonhard von Eck und der Kurtrierer Fiskal Johann von der Ecken, diesen Namen führten. Auf einer stillen Pfarre durch einen Oheim zum Wunderkinde erzogen, bezog er in seinem dreizehnten Lebensjahre die Universität Heidelberg, promovierte im fünfzehnten zu Tübingen und habilitierte sich dann zu Freiburg, wo er durch die Massenhaftigkeit seiner Leistungen schon damals imponierte, indem er oft an einem Tage sechs Vorlesungen hielt. Die grossen Humanisten Brant, Geiler, Peutinger, Reuchlin, Wimpheling, Zasius sind in dieser Zeit die Gönner, die er mit verehrungsvollen Briefen überschüttet. Dass er aber daneben auch sehr nützliche Beziehungen zu den Dunkelmännern unterhalten hatte, kam an den Tag, als er in seinem vierundzwanzigsten Jahre als Professor nach dem noch immer im Bann der Scholastik liegenden Ingolstadt berufen wurde, wo er bald zum Rektor und Prokanzler aufstieg. Das hinderte ihn nicht, mit Humanisten wie Scheurl in Nürnberg gute Freundschaft zu halten und Luthern, dessen Kämpfe gegen Aristoteles und die Scholastik er doch bereits kennen musste, noch 1517 seine Freundschaft anzutragen. Luther aber hatte sich vorzuwerfen, dass seine Arglosigkeit die Freundschaftsversicherungen dieses Strebers, der

1) Enders 1, 92.
2) Enders 1, S. 97.
3) Enders 1, 173.

bald rechts, bald links seine Angel auswarf, für ächt genommen hatte. Eck seinerseits hatte auch gar nicht vorgehabt, mit Luther öffentlich zu brechen; seine Obelisken waren nur eine kleine, stille Denunciation gewesen, durch die er sich bei dem Bischofe von Eichstädt, Gabriel von Eyb, hatte empfehlen wollen. Wir glauben es Eck aufs Wort, was er am 28. Mai an Karlstadt schreibt, es sei ihm sehr leid gewesen, dass dieses unüberlegte und leicht hingeworfene Gutachten ganz gegen seinen Willen in die Öffentlichkeit gebracht worden sei. Karlstadt möge also ihren gemeinsamen Freund Luther besänftigen. Schöner wird seine Handlungsweise dadurch nicht, denn schon der Titel seines Gutachtens war eine Anklage. „Obelisken" nannte man die langen Kreuze, durch die in den Handschriften verdächtige Stellen angezeigt wurden. So wollte er die verdächtigen Stellen in Luthers Thesen anstreichen. Ihm war Christi Wort: „thuet Busse, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen," schon darum Einsetzung des kirchlichen Bussakraments, weil das Himmelreich einfach die Kirche selbst ist. Er würde Luthers Thesen nur ungeschickt finden, hätten sie nicht einen giftigen Stachel. Wenn Luther behaupte, die Erhörung der kirchlichen Fürbitte stände allein in Gottes Gutdünken, so müsste man die Votivmessen, Totenmessen und den Messkanon abändern, der die Toten in seine Fürbitte und Wirkung einschliesst. Ansehnlichen Schaden fürchtet Eck von Luthers Behauptung, die Verdienste der Heiligen wirkten von sich, ohne Ablassbriefe, denn dann wären alle Bruderschaften und Gesellschaften zur Verehrung der Heiligen zwecklos. Das heisse nichts Anderes, als böhmisches Gift ausschütten. Ja Eck kann von den meisten rohen und thörichten Thesen Luthers überhaupt nichts sagen, als: „sie schmecken nach dem Böhmerland." Luther findet in dieser Treulosigkeit, mit der Eck ihn im Geheimen seinem Bischof als Husiten verdächtigte, eben die Bestätigung des Wortes der Schrift: „Alle Menschen sind Lügner. Wir sind Menschen und bleiben Menschen." [1]) Indessen war jetzt nicht mehr Zeit dazu, auf die anonymen Angriffe des Klopffechters zu antworten. Da das Triennium seiner Amtszeit ablief, berief Staupitz die Obern der Kongregation auf den Sonntag Jubilate zu einem Ordenskapitel nach Heidelberg.[2]) Als bisheriger Distriktsvikar wurde auch Luther geladen und beschloss, „dem Gehorsam genugzuthun." Die Freunde warnten ihn vor diesem Wagnis. Tezel hatte seine Thesen unter dem Titel eines magister

1) Op. lat. 1, 411.

2) Kolde, Die deutsche Augustiner-Congregation, S. 313.

haereticae pravitatis verbreitet. Eck hatte ihn als Ketzer, Böhmen und Husiten verdächtigt. Er selbst klagt Lang,[1]) wie es von allen Kanzeln fulminiere und man den Leuten bereits ankündige, binnen 14 Tagen, längstens in Monatsfrist, werde er verbrannt sein. Unter diesen Umständen rate man ihm allgemein ab, nach Heidelberg zu reisen, denn wenn er auch gegen offene Gewalt geschützt sei, so sei er doch vor geheimen Nachstellungen nicht sicher. Er aber werde gehen, wie ihm befohlen sei und zwar zu Fuss gehen. Seinem Freunde, dem Prediger Egranus in Zwickau, der dort in ähnlicher Weise als Ketzer angefallen worden war, schreibt er: „wünsche mir Glück, wie ich Dir!“ [2]) Doch weiss er, dass er in viel üblerem Rufe steht wie jener[3]) und er rät ihm ab, sich auf ihn zu berufen, man würde sonst das Sprüchwort von den zwei Mauleseln, die einander jucken, auf sie anwenden. An Staupitz meldet er, da man bereits von ihm aussprenge, dass er den Rosenkranz und alle vorgeschriebenen Gebete verachte, so glaube er wohl, dass man seinen Namen überall stinkend gemacht habe. Er aber lehre nichts anderes als Tauler und die deutsche Theologie, die Staupitz selbst jüngst herausgegeben hatte.[4]) Auch die Ungunst, die im Erfurter Kloster, das er passieren muss, sein Auftreten gegen die Scholastik ihm zuwege gebracht hat, kennt er wohl, aber daran trage er leicht. Mögen sie nach ihrer Gewohnheit aus einem Funken einen Brand, aus einer Mücke einen Elephanten machen, vor solchen Gespenstern fürchte er sich nicht. „Es sind Worte und werden Worte bleiben.“

4.

Die Reise nach Heidelberg unterbrach zunächst den litterarischen Streit, den Luthers Sermon von Ablass und Gnade nach langem Zögern aufgenommen hatte, aber ohne die Berührung, die er auf dieser Wanderung mit den Brüdern draussen gehabt hatte, würde Luther den Thesenstreit nicht mit solcher Freudigkeit aufgenommen haben. Der grosse Aufschwung, den unmittelbar nach Luthers Heimkehr seine polemische Thätigkeit nimmt, der gänzlich neue Ton, den er in seinen nunmehr rasch aufeinander folgenden Streitschriften anschlägt, beweisen deutlich, dass die Reise nach Heidelberg eine gründliche Umwandlung seiner Stimmung hervorgebracht hat und in gewissem Sinne epochemachend für ihn

1) D. W. 1, 98.
2) D. W. 1, 100.
3) D. W. 1, 103.
4) D. W. 1, 102.

gewesen ist. Die Reise hatte befreiend gewirkt, weil sie den Mönch dem engen Banne des kleinen Gelehrtendorfes entrückte. Der Mönch hatte Menschen und Höfe gesehen und im Umgang mit den auswärtigen Ordensgenossen erfahren, dass auch sie in ihm den Bruder Eleutherius, den Befreier, verehrten. Draussen fragte niemand danach, wie sein Streit mit Tezel auf die Frequenz der Universität Wittenberg zurückwirke, oder was der Senat und der Bischof von Brandenburg zu seinen Thesen sagten, was dem sächsischen Hofe genehm oder minder genehm sei? Er hatte erfahren, dass er Leute wie Bischof Bibra, Magister Simler, ja im Hauptquartier der Gegner selbst Predigermönche wie Butzer zu seinen Gesinnungsgenossen rechnen dürfe. Sein Orden hatte im Kampf gegen den Ablass und die Scholastik sich offen zu ihm bekannt, indem er das Präsidium der Disputation zu Heidelberg bei dem Ordenskapitel ihm übertragen hatte, den Dominikanern zum Trotz. Aber auch sonst hatte er erfahren, wie satt man der Tyrannei der Dominikaner sei, die die Kirche in den verderblichen Reuchlinistenstreit gestürzt hatten und die damit nicht zufrieden, nun wieder neue Händel stifteten. Das war die Stimmung, in der Luther fröhlich und kampfesmutig seine enge Zelle wieder betrat. Die Reise im Frühling hatte ihm gut gethan und sein ganzes Geblüt verjüngt. In allem, was er in den nächsten Wochen schrieb, weht Heidelberger Luft.

Auch in Wittenberg selbst herrschte jetzt eine frischere Stimmung. Hatte es im Anfang damit recht schwächlich gestanden, so wurden die Bürger je länger je mehr stolz auf ihren tapferen Mönch. „Weil niemand der Katzen die Schellen anbinden wollte, denn die Ketzermeister des Predigerordens hatten alle Welt mit dem Feuer in Furcht gejagt und Tetzel selbst auch etliche Priester, so wider seine freche Prediger gemuckt hatten, eingetrieben: da ward der Luther ein Doktor, gerühmt, dass doch einmal Einer kommen wäre, der drein griffe.“ [1]) Natürlich wuchs damit auch der Zorn der Gegner. Luthers Gönner, Albrecht von Mannsfeld, mahnte den Distriktsvikar Lang, er solle den Mönch in seinem Kloster lassen, da er ausserhalb Wittenbergs nicht sicher sei, gehängt oder ertränkt zu werden. [2]) Er selbst sieht einem solchen Ausgang mit melancholischer Ergebung entgegen. „Mein Weib und Kind sind versorgt; Felder Haus und mein ganzes Anwesen verteilt, Ansehen und guter Name bereits zerpflückt: so bleibt nur noch das unschein-

1) E. A. 26, 53.

2) Enders 1, 211. Brief vom 10. Juli an Link.

bare und gebrochene Körperchen." Auch auf eine Exkommunikationsbulle, wie sie ja stets „gleich Fledermäusen" umherschwirrten, war er gefasst und nicht allzulang nach seiner Rückkehr sprach er sich auf der Kanzel der Stadtkirche über die Bedeutung des Bannes aus, um die Wirkung eines solchen Blitzstrahls schon zum voraus abzuschwächen. [1]) So erinnert sein Verhältnis zu den Wittenbergern immer mehr an Hus und die Gemeinde der Prager Bethlehems-Kapelle. Immer mehr reifen Prager Zustände um ihn heran. „Es gibt einen Bann," sagte er seiner Gemeinde, „den der Papst verhängen kann, den äussern Ausschluss aus der Kirche. Es gibt aber auch einen Bann, den nur Gott verhängen kann, den geistigen Ausschluss aus der Gemeinschaft Christi. Dieser Bann tritt nur ein, wenn sich der Sünder selbst der geistlichen Güter begeben hat und dem Tode verfallen ist. Ist einer im innern Bann, geistig los von Christus, dann kann ihm der äussere Bann ein heilsames Zuchtmittel sein, ihn aufzurütteln aus seinem geistigen Tode und ihn der geistigen Gemeinschaft mit Christus wieder zuzuführen. Ist aber einer nicht geistig ausgestossen, dann schadet ihm die leibliche Ausschliessung nichts. Nein wir werden die geistige Gemeinschaft nur um so wärmer empfinden, wenn wir ungerecht von der äussern ausgeschlossen sind. Ein solcher Bann ist ein Verdienst vor Gott wie ein anderes unschuldiges Leiden. Seelig und gebenedeit ist, wer in ungerechtem Banne stirbt, weil er um der Gerechtigkeit willen in Ewigkeit gekrönt wird. Soll uns aber der äussere Bann inneres Heil wirken, so dürfen wir der Kirche nicht Böses mit Bösem vergelten, sondern wir müssen ihr Unrecht dulden, wie Krankheit und böses Regiment, wie ja auch Christus seine ungerechten Richter geehrt hat. Gott, der die Herzen in seiner Hand hält, wird wissen, wozu es gut ist." Aber gerade die Eintracht, in der der neue Hus mit seiner Gemeinde stand, war der Grund, warum keine der deutschen Instanzen es wagte, mit Exkommunikation des Mönchs vorzugehen. Man überliess die Sache dem römischen Stuhl, dem Albrecht sie übergeben hatte, da auch er keine Lust hatte, den Hass der Bevölkerung und der Augustiner auf sich zu ziehen.

Auch in einer Disputation „über die Kraft des Banns" wollte sich Luther zu der Frage aussprechen, die dann ein Seitenstück zu seinen Thesen „über die Kraft des Ablasses" geworden wäre. Aber als die

1) Am 10. Juli schreibt Luther an Link: „Habui nuper sermonem ad vulgum de virtute excommunicationis.

Kunde davon nach Brandenburg kam, fertigte der Bischof sofort wieder einen Boten an Luther ab, der ihm das Versprechen abnahm, das zu lassen.[1]) Während so die Lage auch nach dem Urteile der Freunde bedenklicher wurde, hatte Luther neben seinen Geschäften, die er nur zur Hälfte bewältigen konnte, wie er am 4. Juni an Spalatin schreibt, mit Zusammenhaltung aller Kräfte die Resolutionen zu den Thesen vollendet. Diese Arbeit vor allem zeigt, welchen Fortschritt seiner Entwickelung die Heidelberger Reise für ihn bezeichnete. Das vor ihr Geschriebene steht auf einem völlig andern Standpunkte als der Schluss, der Ende August die Presse verliess. Dass er die disparaten Elemente nicht mehr ausglich, erklärt sich daraus, dass die ersten sechs Bogen während seiner Abreise gedruckt worden waren, während er nun in ganz anderer Stimmung den Schluss niederschrieb. Denn reimen lässt es sich doch nicht, wenn er in der vorangedruckten „Protestatio" erklärt, er wolle nichts sagen noch aufrecht erhalten, ausser was sich aus der heiligen Schrift, den von der Kirche angenommenen Vätern, den Kanones, den Konzilien und den Dekretalbriefen der Päpste erweisen lasse. Nur das, was aus diesen weder bestätigt noch widerlegt werden könne, sei ihm Gegenstand freier Disputation, so jedoch, dass die Entscheidung aller seiner Obern vorbehalten bleibe.[2]) Korrekter konnte kein Thomist noch Skotist sich aussprechen. Aber in eben demselben Buche lesen wir dann: „Mich rührt es nicht, was dem obersten Pontifex gefällt oder missfällt. Er ist ein Mensch wie die Andern." [3]) Oder er erklärt: „Die Kirche bedarf einer Reformation, und diese ist nicht das Geschäft eines einzelnen Menschen, des Papsts, noch mehrerer der Kardinäle, wie das letzte Konzil beides bestätigte, sondern des ganzen Erdreiches, ja Gottes selbst.[4]) Zwischen diesen beiden Standpunkten liegt ein weiter Weg. Luther hatte ihn zurückgelegt auf seiner Heidelberger Reise. Ausgleichen konnte er diesen Widerspruch nicht mehr, denn die sechs ersten Bogen waren während seiner Abwesenheit gedruckt worden; er versendet sie im Mai, während der Rest erst im August nachfolgte. Die Vormundschaft, in der Scultetus als Bischof und Staupitz als Generalvikar ihn bis dahin gehalten haben, löst er nicht etwa so, dass er vor Veröffentlichung des Buches, dasselbe zur Approbation den Oberen vorlegte, sondern er stellte der ersten Lieferung

1) Enders 1, 212.
2) Op. lat. II, 136.
3) Op. l. II, 220.
4) Op. l. II, 292.

der gedruckten Resolutionen Briefe voran, in denen er sich ganz wie in der Protestatio dem Schlussurteil seiner Oberen unterwirft.[1]) Alle sollen wissen, dass er in dem folgenden nichts kühnlich behaupte, sondern nur disputiere, bis die Kirche würde entschieden haben. So richten sich diese Dedikationen in gleicher Weise an die angeredeten Obern wie an die Oeffentlichkeit, Privatbriefe sind sie nicht. Eine feste kirchliche Entscheidung verlangt er, dann wird er sich unterwerfen. Bis dahin wird er disputieren, denn es ist unlogisch von den Gegnern, ihm die Disputation über die päpstliche Autorität und die kirchliche Gewalt zu verbieten, während sie selbst nicht anstehen, über den zu streiten, der der Kirche diese Gewalt gegeben hat. Dennoch setzt er selbst nichts fest, er prüft nur die Meinungen der Gegner nach Vernunft und Erfahrung. Indem er aber die Entscheidung aller Obern vorbehält, bittet er den Bischof, die Feder einzutauchen und auszustreichen, was ihm missfällt, oder auch das ganze Buch zu verbrennen. In vertraulicherem Tone erinnert er Staupitz an eines seiner Worte, das ihm selbst einst ein Wort vom Himmel her gewesen sei, die wahre Busse fange mit der Liebe zur Gerechtigkeit und zu Gott an. Wie der scharfe Pfeil eines Gewaltigen habe ihn dieses Wort getroffen. Von da an sei ihm das Wort Busse in der Schrift süss geworden. Denn so werden die Gebote Gottes uns süss, wenn wir sie nicht bloss in der Schrift, sondern in den Wunden des süssesten Erlösers lesen. Nun habe er auch erkannt, dass die Busse, die die Schrift meine, keine Pönitenz sei, sondern Sinnesänderung, metanoia. Die also hätten die Busse falsch verstanden, die sie in der Beichte und den Satisfaktionen bestehen lassen. „Da als ihm das Herz von solchen Gedanken brannte, da habe er mit Pauken und Trompeten neue Ablässe ausrufen hören und da er ihrer Unsinnigkeit nicht habe steuern können, habe er doch bescheiden seine abweichende Meinung anmelden wollen und zeigen, wie zweifelhaft ihr Dogma sei. Die Gegner aber, da sie seine Aufstellungen nicht widerlegen konnten, gaben nun vor, durch seine Disputation habe er die Gewalt des Papstes angegriffen. Das sei der Grund, warum er, der stets ein Freund der stillen Zurückgezogenheit gewesen, nun leider in die Oeffentlichkeit treten müsse. So möge der Vikar die Schrift an den Papst befördern. Christus aber möge selbst zusehen, was ihm und was sein sei. Den Drohungen der Gegner könne er nur Reuchlins Wort entgegen setzen: der Arme hat nichts zu verlieren. Sein Leben können

1) Vergl. Brieger, Zeitschr. für K.-G. 17, 167 f.

sie um ein oder zwei Stunden kürzen, ihm genügt sein süsser Erlöser, dem er singen wird, so lange er lebt. Wer aber nicht mit ihm singen will, was kümmert's ihn, der möge für sich heulen. Nicht minder wohl überlegt ist das dritte Dedikationsschreiben an Leo X., zu dem wir noch einen andern Entwurf besitzen, der zeigt, dass diese Briefe schon längst beabsichtigt und vielleicht schon vor der Reise konzipiert waren.[1]) In starken Worten giebt er seinem Kummer Ausdruck, dass man ihn bei dem Papste in den Geruch eines Abtrünnigen gebracht habe. Zu seiner Rechtfertigung erzählt er die Geschichte des Tezel'schen Ärgernisses und seine vergeblichen Versuche, die Bischöfe zum Einschreiten zu bewegen. So sei er dazu gekommen, den Gegnern eine Disputation anzubieten, um sie eines Besseren zu belehren, das sei die ganze Brandstiftung, über die sie nun lärmten. Ihm selbst freilich erscheine es als ein Wunder, dass akademische Sätze, im engsten Kreise ausgegeben, eine solche Verbreitung gewonnen haben. Aber was solle er nun thun? Widerrufen könne er nicht. So sei er gezwungen, mit seiner geringen Bildung in diesem Leoninischen Zeitalter, das selbst einen Cicero in den Winkel scheuchen könnte, als Gans unter den Schwänen zu schnattern. Er gebe seine Erläuterungen zu den Thesen heraus, aber, um um so sicherer zu sein, unter dem Schutze des päpstlichen Namens, damit jedermann erkenne, wie lauter und einfältig er der Gewalt der Kirche und der Verehrung des Schlüsselamts habe dienen wollen; wäre es anders, so hätte ihn der erhabene sächsische Fürst an seiner Universität gar nicht geduldet, was freilich ein kleiner Wink ist, dass die Kurie doch nicht allein mit ihm, dem armen Mönche, wird zu rechnen haben. „Darum, heiligster Vater, hingeworfen zu den Füssen deiner Heiligkeit, biete ich mich dar mit allem, was ich bin und habe. Belebe, tödte, rufe, widerrufe, billige, missbillige, wie es Dir gefällt. Deine Stimme werde ich als die Stimme Christi erkennen. Denn des Herrn ist die Erde und ihre Fülle, der gepriesen sei von Ewigkeit zu Ewigkeit." Noch also hält er in den Dedikationsschreiben an die Häupter der Diöcese, des Ordens und der Gesamtkirche den Standpunkt des Mönchsgehorsams streng fest, und mit der bereits gedruckten ersten Lieferung seiner Resolutionen steht diese Widmung auch nicht im Widerspruch; aber als er nun nach der Heidelberger Reise in der Arbeit fortfuhr, stellte es sich heraus: er war ein Anderer geworden. An sich schon verschärften die Resolutionen, in denen er die schwache Begründung der Ablasslehre ins

1) Weimarer Ausg. IX, 173.

Auge fasst, die Angriffsstellung der Thesen. Der Wortlaut der Thesen hatte noch sehr bestimmt dem Priester eine Mittlerstellung angewiesen, die Resolutionen zeigen, wie Gott Sünde vergiebt auch ohne Priester und Werke der Satisfaktion, da der Gläubige mit seinem Heile nicht an das Wort eines einzigen Menschen gebunden sein könne. Unsere Reue ist schon der Anfang der Gnade, die priesterliche Absolution ist nur die Versicherung derselben. Den Zwang, in der Ohrenbeichte alle Sünden aufzuzählen, tadelt er. Die Lehre, dass die Sakramente an sich rechtfertigende Gnade spendeten, wenn man nur keinen Riegel vorschiebe, ist ihm Ketzerei. Überschüssige Verdienste der Heiligen läugnet er, da kein Fleisch Gott genug thut, geschweige zu viel. Auch vom Schatz der Kirche und dem Fegfeuer bleibt dann im Weiteren, wie sie an der Schrift gemessen werden, weniger übrig, als die Thesen erwarten liessen. Die eigentlichen direkten Angriffe auf das Ablassinstitut und auf Rom selbst, diesen Schlund, der die Schätze der Welt verschlingt, das Aufsagen des Gehorsams, wo des Papstes Wort nicht Schrift und Konzil für sich hat, die Klage über den Geruch der grossen Babel, der zum Himmel stinkt, der Ruf nach einer Reform, die nicht bloss von geistlichen Organen zu vollziehen ist, stehen alle in dem später geschriebenen Teile des Buchs, bis er gegen Ende sogar die Unterwerfung unter beliebige päpstliche Entscheidungen ablehnt, um nicht mitschuldig zu werden an dem Blute, das Julius II. vergossen und den blutigen Schatten Alexander VI. heraufbeschwört, um den Leser zu erinnern, wohin es führen müsste, wollte man sich jedem Papste blindlings unterwerfen. Auch die Ausfälle auf Tezel, „diesen Kuhhirten, der seine Worte daher grunzet,“ zeigen, wie seine Stimmung sich geändert hat, so dass der Schluss des Buchs, das Ende August endlich gedruckt ward, ganz anders lautet, als die einleitenden Briefe im Mai erwarten liessen. Er hatte eben, seit er es begann, aus der engen Mönchszelle einen Schritt hinausgethan in die Freiheit. Wie thätig aber die Gegner waren, ihm überall den Boden zu unterwühlen, erfuhr er kurz vor dem Abschluss des Buchs, als er Ende Juli 1518 mit dem Distriktsvikar Lang in Ordensgeschäften in Dresden war. Hieronymus Emser, dessen Zuhörer er in Erfurt gewesen, und der jetzt in den Diensten des Herzogs Georg stand, presste ihn und Lang, nebst dem Prior des Dresdener Augustinerkonvents zu einem Abendessen in seinem Hause, dem Luther sich viel lieber entzogen hätte. Er fand dort unter andern Gästen ein Leipziger Magisterlein, das ihn in einen Streit über seine Angriffe auf Aristoteles und Thomas verwickelte. Während Luther seine Meinungen freimütig verteidigte, stand aber hinter der Thüre ein

Predigermönch, den Luthers Angriffe auf seinen Ordensheiligen in solche Wuth versetzten, dass er, wie er nachher sagte, an sich halten musste, nicht hereinzustürzen, Luthern ins Gesicht zu speien und ihm zu sagen, was er sei. In Dresden sprengte dann die Gesellschaft aus, Luther sei so in die Enge getrieben worden, dass er kein Wort mehr habe antworten können, weder deutsch noch lateinisch. Eine Predigt, die er am 25. Juli im Schloss hielt, wurde gleichfalls verdreht und entstellt. Sogar bei Hof verunglimpfte man ihn, wie der Augustinerprior Luthern meldete, so dass herüber und hinüber grobe Briefe gewechselt wurden, obwohl Emser dann bei der Leipziger Disputation Luthern versicherte, er habe ihn durchaus nicht in einen Hinterhalt locken wollen. „Schlangengezüchte!“ das war Luthers wohlberechtigtes Urteil über diese ganze Sippe.[1])

Mit ihr abzurechnen hatte Luther aber durch Tezels neuste Thaten die schönste Gelegenheit. Der Prior hatte die Verbrennung seiner Thesen zu Wittenberg natürlich sehr ungnädig vermerkt und da er Luthern für die Streiche seiner Studenten nicht verantwortlich machen konnte, hielt er sich an dessen Sermon von Ablass und Gnade. Am 4. Juni giebt Luther Spalatin Nachricht davon, dass eine neue Streitschrift Tezels eingelaufen sei.[2]) Die beiden Disputationen hatte Wimpina dem Prior angefertigt, jetzt verfasste Tezel selbst eine „Vorlegung eines vermessenen Sermons päpstlichen Ablass und Gnade belangend.“ Die Beziehung auf den Papst ist eingeschwärzt, da Luther nur vom Ablass überhaupt geredet hatte, aber er sollte nun einmal als Feind des Papstes dargestellt werden. Auch tritt Tezel jetzt ausdrücklich als Ketzermeister auf und erinnert, dass um derselben Ketzereien willen das Konzil von Konstanz Hus zum Feuertod verurteilt habe. Neues aber hat er nicht vorzutragen. Ohrenbeichte und Satisfaktion hat Gott schon im Paradiese eingesetzt, als er Adam ins Gebet nahm und ihm harte Arbeit an dem Acker voll Dorn und Disteln auferlegte. Dass er andererseits Maria Magdalena, die Ehebrecherin und den Gichtbrüchigen ohne alle Satisfaktion annahm, kommt daher, dass er die claves excellentiae hat, wo wir nur die claves ministrabiles besitzen. Dass Gott seine Gnade spende, ohne Strafen einzutreiben, stimme nicht mit Davids Schicksal und dem anderer zu Gnaden angenommenen Sünder. Wenn Luther vom Fegfeuer nichts zu sagen weiss, so wird er es vielleicht bald lernen, wenn er nicht etwa sofort

1) D. W. 1, 84.

2) D. W. 1, 123. Enders 1, 205. Unter gleichem Datum meldet Luther dasselbe an Laug D. W. 1, 124. Enders 1, 207.

zur Hölle fährt mit allen Andern, die die Christenheit so jämmerlich verführen. Dass der Ablass nicht nur die Kirchenstrafen hinnimmt, sondern auch die göttlichen Strafen, ist Kirchenlehre. Wenn Luther rät, lasse die faulen Christen Ablass kaufen und thue du lieber die Werke, so liegt am Tage, dass im Gegenteil gerade die Gottesfürchtigen und Frommen und nicht die Faulen Ablass kaufen. Indem man Ablass kauft, thut man selbst ein gutes Werk, denn der Ertrag des Ablasses dient dazu, das Kreuz gegen die Ungläubigen zu verteidigen, Brücken und Wege zu bessern u. s. w. Darum ist der Ablass auch nicht blos zugelassen, wie Luther sagt, sondern empfohlen. Auch ist er dem Almosen vorzuziehen, denn mit Almosen kann man wohl allmählig sich Verdienst erwerben, aber mit Ablass wird man auf einen Schlag seine Sündenschuld los. Im Übrigen verweist der Predigermönch auf seine Disputation über seine zweite Thesenreihe, die er also noch nachholen will und für die in Frankfurt schon der Tag angesetzt ist, ohne dass es jedoch dazu gekommen wäre.

Luther war nicht gesonnen, diesen neuen Angriff abzuwarten und eben so wenig wollte er Eck und Prierias ihren Bescheid schuldig bleiben. Indem er nun aber den Kampf gegen drei Fronten aufnahm, trat zum ersten Mal eine Seite von Luthers Begabung so recht an's Licht, die für den ganzen Verlauf der Bewegung von entscheidender Bedeutung werden sollte. Ich meine Luthers unendliche Ueberlegenheit in der Polemik, eine Ueberlegenheit, gegen die überhaupt kein Gegner aufkam, und die einen um so grösseren Eindruck machte, als der eine Mönch absolut allein der Hetze der Inquisitoren, Akademiker und Kurialisten standhielt. Las man seine polemischen Flugblätter, so erkannte man den Mann nicht wieder, der bis dahin nur aus mystischen und asketichen Traktaten bekannt war. Es war, als ob erst im Kampf sich Luther aller seiner Kräfte bewusst würde. Er selbst sagt, er habe keinen besseren Bundesgenossen als seinen Zorn. „Wenn ich wohl dichten, schreiben, beten, und predigen will, so muss ich zornig sein. Da erfrischt sich mein ganzes Geblüte, mein Verstand wird geschärft und alle unlustigen Gedanken und Anfechtungen weichen.“ Dieser Bundesgenoss klopfte jetzt bei ihm an, der dämonische Zug in seiner Natur, vor dem schon seinen Genossen im Kloster gegraut hatte, erwachte und riss ihn viel weiter fort als er zuerst gewollt hatte. Und gerade das war sein Heil. Hätte er klug erwogen, was erlaubt, was katholisch, was ungefährlich sei, er wäre sicher erdrückt worden. Er wäre unrettbar verloren gewesen ohne die erhöhte Stimmung, ohne die kühnen,

packenden Worte, ohne die Wucht des Angriffs all der Schriften, die er nun in die Welt hinaus warf. Nur kühnes Vorgehen konnte ihn jetzt noch retten. Er gewann auch die Ruhigen und Gemässigten durch seine tiefe Frömmigkeit, durch die gesunde Vernünftigkeit seiner Ansichten. Aber diese Ruhigen und Gemässigten hätten ihn ruhig verbrennen und einkerkern lassen, wie sie immer thun, und hätten dann in sehr gemässigten Worten den tragischen Ausgang dieses schönen Talents bedauert. Darum war es gut, dass er nicht ruhig und gemässigt auftrat. Erst sein Zorn, die geniale Wucht seines Angriffs machte ihn zum Führer eines gewaltigen Heeres, das sich täglich mehrte. Mit Jauchzen sah die rat- und führerlose Nation plötzlich den Mann vor sich, auf den sie seit Jahren gewartet hatte, so deutsch, so fromm und so tapfer, wie sie ihn brauchte, und in seinen aufbrausenden, überwältigenden Worte hörte Jeder das Wort, das ihm so lange schon auf dem Herzen gelegen hatte. „Der Wundermann Gottes," wie Mykonius sich ausdrückt, war gekommen, der mit Donnerworten sagte, was sie alle hatten sagen wollen. Die Geleitsbriefe für die Resolutionen an die kirchlichen Obern waren noch in dem herkömmlichen Stile mönchischer Unterwürfigkeit geschrieben. Ganz anders stimmte er den Ton, als Tezel und Hogstraten Miene machten, ihm einen Handel einzurühren wie jüngst dem ängstlichen Reuchlin. Sie bekamen Antworten, dass der Nation das Herz im Leibe lachte. Als inquisitor haereticae pravitatis hatte Tezel geschrieben; einen Scheiterhaufen hatte er bei der Kirche von Jüterbogk angezündet, auf Husens Kerker hatte er hingewiesen und die Flammen, die vor dem Konstanzer Thore Hus zu Asche verbrannt. So beginnt Luther. „Jesus! Ich, Doktor Martinus Luther, Augustiner zu Wittenberg, bekenne, dass der deutsche Sermon, die Gnad und Ablass belangend, mein sei." Gegen alle Vorlegungen und Verlästerungen will er diesen Sermon vertreten, deren Dichter zu viel Zeit und Papier gehabt hat, die er nicht besser anzuwenden wusste, denn dass er mit unsaubern Worten die Wahrheit angegriffen, damit Jedermann erfahre, wie gar nichts er in der Schrift verstände. Die leeren Scheltworte will Luther wie Pappeblumen und dürre Blätter dem lieben Wind befehlen, der auch müssig ist; die einzelnen Argumente aber will er an der Schrift messen, nicht an den Scholastikern, samt ihren Jaherrn und Nachfolgern. Weil aber Leute wie Tezel Schrift, Väter, Lehrer und Jaherrn alle, „dazu ihre eigenen vermessenen Schlüsse in einander bräuen ist es nit Wunder, dass sie uns ein Sotten machen, daran einem grauen möchte." „Dass Tezel mich nur allein übel han-

delte, und ein Ketzer, Abtrünniger, Uebelredner, und nach all seiner Lust und seines Unlusts nennete, wöllt ich gern haben, und ihm nimmer feind werden — das ist aber in keinem Weg zu leiden, dass er die Geschrift, unsern Trost, nit anderst handelt, dann wie die Sau ein Habersack." Auch aus den Vätern reisse Tezel so manchen Spruch aus dem Zusammenhang und ziehe ihn bei den Haaren herbei, „dass ihm die Schwarten krachen." Wer wie Tezel meint, alle Leistungen würden im Ablass nachgelassen, lasse jede Tugend gegen Geld nach, da es doch die Laien besser wissen, die sprechen: Nimmer thun ist die beste Buss. Christus habe auch nicht zu Petrus gesagt: was ich binde, sollst du lösen, sondern, was du lösest, soll los sein, falls es nämlich mit Recht und in Gottes Sinn gelöst war. Das Gegenteil ist Menschengeschwätz und die neuen claves excellentiae, claves autoritatis, claves ministrabiles sind nur Schlüssel zu unserem Geldschrank, „damit sie uns alle Beutel und Kasten leer machen, und danach die Höll aufschliessen und den Himmel zuschliessen." Ganz besonders entrüstet ist er über Tezels Beharren auf der Weisheit des Wimpina, es sei besser, Ablass kaufen, als die Armen zu unterstützen. „Lass dichs Gott erbarmen, das heissen Lehrer des Christenvolks. Johannes sagt: So einer sieht sein Bruder darben und schliesst seine Mildigkeit zu, wie mag die Liebe Gottes in ihm bleiben?" Statt dessen lehrt Tezel, „man soll vorhin Ablass lösen und also sich sein selbs am ersten erbarmen. Wenn Christus nit wahrer Gott wäre, halt ich, er hätt längst solch unser Theologen lassen die Erden verschlingen." Auch darauf beruft Tezel sich, der h. Vater habe ja mit dem Besuch der Heiligtümer in Rom gleichfalls grossen Ablass verbunden, den die Priester suchen, die dort Messe halten. „Es ist wahr," sagt Luther, „dass zu Rom etliche dafür halten, und ich selbs mehr dann eine Messe daselbst für die Seelen gelesen. Es hat mich aber der Glauben gerauen, darumb, dass kein Bewährung oder Bestätigung darüber ist und sie selbs zu Rom nit viel achten." Der Spruch, was du lösest auf Erden, könne aber schon nach seinem Wortsinne sich nicht auf das Fegfeuer beziehen, denn die Seelen sind nicht mehr auf Erden. „Am Letzten, so er müde geworden ist, die Geschicht zu martern, oder vielleicht nit mehr gewusst, gehet das Wetter über mich, und bin da Erzketzer, Ketzer, Abtrünniger, Irriger, Frevler, Uebelredner u. s. w. Darzu antworte ich: Gott geb mir und dir seine Gnade." — „Was ein Ketzer sei," schliesst Luther, „wisse Tezel gar nicht, und darum sei ihm zu Muth, als ob ihn ein grober Esel anschreiete und mache ihm auch nicht mehr Schmerzen." „Dass er sich aber," in Nachahmung von

Luthers pectoralem Ton, „zu Stock, Kerker, Wasser, Feuer beutet, kann ich armer Bruder nit wegern. Wiewohl auch für ihn selbs wär mein treuer Rath, er erböte sich mit Bescheidenheit zum Rebenwasser, und zu dem Feuer, das aus den gebratenen Gänsen räucht, dess er bass gewohnt ist." Die ganze streitige Frage ist nach Luthers Meinung eine Frage der Disziplin und hat mit dem Glauben gar nichts zu schaffen. Da sie nun einmal aber „so gottsüchtig und liebesiech seind, auch in solchen unnöthigen, unketzerlichen Sachen Ketzer zu verbrennen," so fordere er sie zu einer öffentlichen Disputation: „Hie bin ich zu Wittenberg Doctor Martinus Luther, Augustiner, und ist etwa ein Ketzermeister, der sich Eisen zu fressen und Felsen zu zerreissen bedünkt, den lass ich wissen, dass er hab sicher Geleit, offen Thor, frei Herberg und Kost darinnen durch gnädige Zusagung des löblichen und christlichen Fürsten, Herzog Friedrich, Churfürsten zu Sachsen" . . . „Ich bedarf keiner Niesswurz hab auch nit den Schnuppen oder Strauchen, dass ich nit riech." . . . Er vermesse sich nicht über die hohen Tannen zu fliegen, aber über das dürre Gras komme er schon fort. Was die Tezel'schen Thesen aber betreffe, vor deren Weisheitslicht sich Sonne und Mond verwundert hätten, so will Luther ihm den Gefallen nicht thun, seinen Sätzen über die Infallibilität des Papstes zu widersprechen. Im Gegenteil halte er die Mehrzahl der Sätze für richtig. Nur hätte Tezel nicht schreiben sollen: „Man soll die Christen lehren," sondern „die Ablasseinnehmer müssen, sagen," wenn nämlich Geld eingehen soll. Er aber bleibt dabei, von den armen Leuten Geld schinden, das heisst die Kirche und die Sakramente verunehren und die Christen ärgern. „Hilf Gott der Wahrheit allein und sonst niemand. Amen."

Der Zug zur possenhaften Polemik, die Luther Zeit seines Lebens in so genialer Weise gehandhabt hat, herrscht schon in dieser ersten Streitschrift vor und es ist nicht zu läugnen, dass Luther nicht nur der grösste, sondern auch der gröbste Schriftsteller seines Jahrhunderts war. Die Dominikaner waren denn völlig verblüfft über diese neue Sprache, die da mit ihnen geredet wurde. Sie waren gewohnt, dass man sich ängstlich zurückziehe, wenn sie mit dem Holzstosse drohten. So hatte noch im Jahre 1511 Reuchlin auf den ersten Angriff des Ketzerrichters Tungern gefleht: „Habe Geduld mit mir, ich will Dir Alles bezahlen. Befiehl, so stecke ich mein Schwert ein; es krähe mir der Hahn, so will ich weinen; donnere erst, bevor du blitzest." Die Folge dieser Schwäche war, dass die Predigerbrüder sich mit doppelter Tapferkeit auf ihn stürzten. Da waren sie denn ganz verduzt, dass hier ein Angeklagter sich

stellte, sie selbst an der Kehle nahm, sie schüttelte, dass ihnen der Atem ausging, und sie dann dem Gelächter des Volkes hinwarf. Das war ihnen ganz neu, aber eben weil es neu war gefiel es der Nation. Geradezu verschlungen wurden diese Schriften gegen Tezel und nachdem sie eine Weile ihre Wirkung geübt, trat eine Stimmung in der Bevölkerung ein, die die Dominikaner nötigte, sich hinter ihren Klostermauern zu verbergen. Noch im Juli 1518 warnte Albrecht von Mansfeld, Luther solle Wittenberg nicht verlassen, er gefährde sein Leben, bereits am 31. Dezember desselben Jahrs aber erklärt Tezel, er könne die kleine Reise von Leipzig nach Altenburg nicht wagen, da Luther das Volk so gegen ihn erregt habe, dass er kaum auf der Kanzel vor seinen Feinden sicher sei.[1]) So hatten die Rollen gewechselt. Nach diesem Siege konnte Luther die scholastische Kontroverse mit aller Ruhe weiter führen. Begann doch sein bedeutendster Gegner, Eck, sich bereits von der Sache zurück zu ziehen.

Der grosse Gelehrte hatte in seiner natürlichen Abneigung gegen Schläge seinen Angriff anonym ausgehen lassen. Nun trieb ihn nach Bekanntwerden seiner Treulosigkeit das gleiche Motiv, sich brieflich an Karlstadt zu wenden, er möge „den gemeinsamen Freund“ Luthern besänftigen. Seine Obelisken seien nur ein flüchtig hingeworfenes, gar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmtes Gutachten gewesen, auf das er selbst keinen Wert lege. Auch Scheurl in Nürnberg hatte er in Bewegung gesetzt, um die drohende Züchtigung abzuwenden.[2]) Aber Luther war unerbittlich. Eck hatte seine Schläge verdient und er erhielt sie. Zu den warnenden Kreuzen des Anklägers fügte Luther seine entschuldigenden Sternchen; auf die Obelisken antworteten Asterisken, die vom 10. August 1518 datiert sind,[3]) unter welchem Datum Luther sie auch an Link zur Bestellung an ihre Adresse schickte. Da Eck selbst seine „tadelhaften Urteile“ sehr obenhin abgegeben hatte, lässt sich auch Luther nicht tiefer auf die Materien ein; er begnügt sich, den aufgeblasenen Ton des Ingolstädter Sophisten zu verspotten, der sein Buch um Fastnacht schrieb, „als ihm die Larve über dem Gesicht gehangen“. Doch treten in diesen Verhandlungen schon zwei Punkte zu Tag, die später noch eine grössere Rolle spielen sollten. Suchte die Scholastik die wirkende Gnade des Sakraments, in dem, was die Kirche und der Priester thun, so sucht sie Luther in dem

1) Körner, Tetzel, S. 117.
2) Luthers Brief vom 15. Juni. Enders 1, 208 f.
3) Op. lat. I, 456.

Glauben des Empfängers. „Die Sakramente“, sagt Luther,[1]) „wirken nicht die Gnade, die sie bezeichnen, sondern es wird der Glaube vor allen Sakramenten erfordert. Der Glaube aber ist eine Gnade: darum gehet die Gnade stets vor dem Sakramente her, nach dem gemeinen Spruch: Nicht die Sakramente, sondern der Glaube an das Sakrament macht gerecht; nicht, mit Augustin zu reden, weil es geschieht, sondern weil es geglaubt wird.“

Auch einen andern Kardinalpunkt berührten „die liederlichen Sätze“.[2]) Luther muss zugestehen, dass eine Extravagans Clemens V. von einem Schatze der Verdienste Christi rede, der durch Ablass ausgeteilt werde, während er seinerseits stets behauptet hatte, das Verdienst Christi werde durch das Schlüsselamt dem Bussfertigen zugewendet, nicht aber durch Ablass dem Käufer des Ablasses. Er meint zwar, nicht alles, was ein Papst sage, sei eine kirchliche Entscheidung. Aber er muss auf diesem Punkte doch zugeben, dass er die Bulle Unigenitus nicht auf seiner Seite habe, ein Vorteil, den sich die Gegner nicht wieder entwinden liessen. Den tieferen Grund, warum Luther Glauben und Verdienst Christi nicht will entwerten lassen, kannte Eck nicht, wie viele Scholastiker er auch ins Feld führt und wie sehr er seine Gelehrsamkeit glänzen lässt. „Er ist der rechte Thurm Davids, daran tausend Schilde des Zeugnisses hängen,“ spottet Luther, aber das hat er noch nicht erkannt, „dass der Christen Friede der Ruhm ihres guten Gewissens ist, welchen kein Ablass geben kann, sondern die Erlassung der Schuld allein durch die Gnade.“

Der Verwendung Scheurls in Nürnberg trug Luther insofern Rechnung, dass er seine Asterisken nur schriftlich verbreitete, so wie auch der Angriff schriftlich erfolgt war. Zog Eck vor, darauf zu schweigen, so sollte die Sache abgethan sein. Und Eck schwieg, ja er erneute die Versicherungen seiner Verehrung und Freundschaft.

Ein gefährlicherer Gegner blieb Prierias, der als eine Stimme aus dem Vatikan Luthern einen betrübenden Eindruck machte. Später erzählte er, nie habe ihm der Papst so wehe gethan als da er auf dem Titel dieses Buches las „sacri palatii magister.“ „Will's dahin gereichen, dass die Sache vor den Papst kommt? Was will das werden?“ seufzte er. Als er aber die Schrift gelesen hatte, da gab ihm Gott die Gnade heiligen Lachens. Hatten Ecks Obelisken trotz ihrer flüchtigen Form doch zwei Punkte berührt, die für Luthers Stellung entscheidend waren,

1) These 2. Op. lat. I, 417.

1) Op. I, 488.

so stand ihm dagegen im Dialog des Prierias ein Gegner gegenüber, der die ganze Oberflächlichkeit des Italieners auch in diesen tiefsten Fragen des Gemütslebens nicht verleugnete. Stimmen des Gewissens, exegetische Schwierigkeiten, dogmatische Bedenken giebt es für Prierias überhaupt nicht; für ihn ist alles Frage der Autorität. So stellt er als fundamentum primum den Satz voraus, dass die Kirche repraesentiert sei durch die Kardinäle, die Fülle ihrer Kraft aber wohnt im Papste, der darum so wenig irren kann, wie die Kirche selbst. Von diesem Standpunkte aus sagt er auf Luthers Angriff gegen den Ablass kurzab: „Wer in Betreff der Ablässe behauptet, die römische Kirche könne nicht thun, was sie thatsächlich thut, der ist ein Ketzer.[1]“ Damit wäre denn freilich jeder Streit zu Ende. Eingekleidet hat der römische Prälat seine Erwiederung in die bei den Humanisten so beliebte Form eines Dialogs. „Auf,“ ruft er Bruder Martin zu, „bringe deine Sätze herbei!“ worauf dieser immer eine seiner Thesen aufsagen muss. Der stellt dann Prierias die Entscheidung seines Thomas entgegen und damit ist für ihn die Sache erledigt. Nicht nur das Thun der römischen Kirche aber, sondern auch das seines Ordensbruders Tezel nimmt der römische Dominikaner in Pausch und Bogen in Schutz. Welche Mühe hatte es Tezel sich kosten lassen, durch Zeugen zu erhärten, er habe niemals gepredigt: „So bald der Groschen im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt“ und noch weniger habe er gesagt, selbst einem Schänder der Madonna könne der Papst durch seinen Ablass seine Schuld erlassen. Prierias aber, der alles verteidigt, was ein Dominikaner gethan hat oder gethan haben soll, verbittet sich selbst hier Luthers Tadel. So predigen heisse keineswegs Menschentand predigen, sondern die reine katholische Lehre vortragen.[2]) Tezel habe durch jene Exempel, wie ein guter Koch, die an sich gesunde Speise dem Magen noch genehmer gemacht durch reizende Würze. Unzweifelhaft habe der Papst jene Vollmacht und so lang er auf dieser Wanderschaft begriffen war, hätte sogar Judas Ischariot Erlassung seiner Schuld sich erwirken können, wenn er sich päpstlichen Ablass kaufte. „Ganz italienisch und thomistisch“ nennt Luther mit Recht solche Hyperbeln; zeigte sich doch darin am besten die grosse Differenz der deutschen und italienischen Empfindungsweise, dass der römische Predigermönch Reden für katholisch erklärt, von denen der deutsche Dominikaner sich mit Aufgebot aller Zeugen gerichtlich zu reinigen suchte. Dem Wittenberger Augustiner tritt dieser Wider-

1) E. A. Op. lat. I, 347.
2) Op. l. I, 357.

spruch noch mehrmals entgegen und er bittet Gott, dass er erst den italienischen und deutschen Thomas, die sich widersprechen, vereinige, damit er wisse, mit welchem er streiten oder sich vergleichen solle.[1]) Die gleiche Oberflächlichkeit zeigt Prierias Behauptung, Jesus würde etwas Unmögliches verlangen, wenn er nicht die zeitweilige Sakramentsbusse, sondern eine lebenslängliche Bussfertigkeit von uns verlange, da es dem Welschen unmöglich erscheint, dass der Mensch sein Leben lang bussfertig sei. Dennoch will Luther Prierias graue Haare und auch die Würde des päpstlichen Beichtvaters in ihm ehren. „Ich mag nicht mit Schmähworten mit euch handeln, mein Vater", sagt er dem zornigen Greise. Darum ist seine Antwort glimpflicher als der Dialog voll beissenden Spottes es verdient, der nach seiner Meinung noch viel thörichter ist als alles, was Tezel in Deutschland geschrieben hat. Dem papistischen Standpunkte des Römers setzte er den seinen entgegen, dass „virtualiter" nicht der Papst sondern Christus die Kirche sei und dass sie repräsentiert sei im Konzil, nicht in den Kardinälen. Zu den einzelnen Thesen übergehend, setzt er dem römischen Prälaten darin auseinander was *μετανοειτε* eigentlich heisse und wie auch Augustin die Busse niemals anders verstanden habe als so, dass das ganze Leben des Christen ein Kreuz und Märtyrertum sein solle. Hielt ihm Prierias darauf den scharfsinnigen Einwand entgegen, der Mensch schlafe doch auch, schon darum könne nicht sein g a n z e s Leben Busse sein, so erinnert Luther an Röm. 14, 13, wer da isset, der isset dem Herrn. So sage er: „wer da schläft, der schläft dem Herrn." Denn gerade im Schlafe, wenn der Mensch Gott ruhig in sich handeln lässt, feiert er den Sabbath des Herrn. Dass man in Rom mit der Busse es so ernst nicht nehme, sondern Ablass gebe schon für den einfachen Besuch heiliger Orte weiss er freilich. Er weiss, wie es in den Krypten von S. Sebastiano, S. Lorenzo und Ste. Pudentiana zugeht, die er ja selbst besucht hat. Aber auch Prierias weiss, was die Römer von solchen Orten halten und durch welche Mährlein sie noch neue hinzugedichtet haben. Der hierarchischen Meinung, es gehöre zu den Gnadenwirkungen des Schlüsselamts, die halbe Reue des Beichtenden in eine volle Reue zu verwandeln, setzt Luther seine Lehre entgegen, dass die Reue selbst schon Gottes Werk sei, wie auch Augustin sage: „Das Verlangen nach der Gnade ist schon der Anfang der Gnade", und „gerecht sein wollen ist schon ein gross Stück der Gerechtigkeit." Dieser Rückgriff auf die tiefsten Grundlagen seiner religiösen Ueberzeugung ist das Wertvolle an der schon so oft durchgesprochenen Kontroverse, die durch den römischen

Prälaten in unerlaubter Weise auf das persönlische Gebiet hinübergespielt worden war. Prierias meint, wenn der Papst Luthern ein gutes Bistum gegeben hätte, dann würde er alles gut und schön finden, worauf Luther mit Fug erwiedert: „Vielleicht, ehrwürdiger Vater, richtet ihr mich nach euerem Sinn . . . Denkt ihr denn, ich wisse nicht, auf was für einem Wege man in der Stadt zu Bistümern und Pfründen gelange?“ Auch was das Ende seines Weges sein könne, ist ihm nicht unbekannt. Weist Prierias darauf hin, dass der Ablass dem herrlichsten Kirchenbau der Welt zu gut komme, so erwiedert Luther, dass den Deutschen ihre eigenen Kirchenbauten näher liegen; die Römer mögen es machen wie sie und ihre Prachtbauten selbst bezahlen. Dass das Geld, das nach Rom fliesst, vielen zu gut komme, ist weder Kaiser Maximilian noch seinen Deutschen ein Trost, denn darüber klage man eben, dass Rom alle seine Fresser mit deutschem Gelde sättigen will und fast die ganze Welt auffrisst. Den Papst will Luther damit nicht kränken. „Das weiss ich auch, dass wir den besten Papst an Leo X. haben, gleichsam einen Daniel in Babylon, dem seine Unschuld zuweilen Lebensgefahr zugezogen hat,“ aber Leo's Unschuld kann die Andern nicht entschuldigen. Hat Prierias die zarte Vermutung ausgesprochen, dass Luther einen Hund zum Vater habe, da beissen die Eigenschaft der Hunde sei, so erwiedert der Augustiner gelassen: „So mag ich denn ein Hund, eines Hundes Sohn, ein Plauderer, nicht frei von Bann, unsinnig, verrückt und was noch alles sein, wie ihr mich mit der Bescheidenheit eines alten Mannes nennt: was kümmert's mich, wenn ich nur die Wahrheit herausgebissen habe.“ Unvergessen ist es ihm auch, dass gerade Prierias es war, der den gelehrten Johann Reuchlin ohne Nachsicht verfolgte. Was aber die Drohung mit dem Banne betrifft, so wird kein Bann ihn von der Kirche scheiden, so lang ihn die Wahrheit mit der Kirche eint. „Jch will lieber von euch und euresgleichen verflucht und verbannt sein als mit euch gesegnet und gelobt. Ich habe nichts, was ich verlieren kann. Komme ich um, so komme ich dem Herrn um. Also sucht euch einen Andern, den ihr schrecken möget.“ „Siehe! mein ehrwürdiger Vater,“ so schliesst er sein Buch, „dieses habe ich in Eile, in zwei Tagen dir erwiedert.“ Auf schale Einwürfe habe er auch aus dem Stegreif geantwortet. Wolle Prierias wieder kommen, so möge sein Thomas sich besser waffnen, sonst werde er zum zweiten Mal nicht so glimpflich aufgenommen werden. Für dieses Mal habe Luther an sich gehalten (repressi me ipsum), um nicht Böses mit Bösem zu vergelten. Im Druck vollendet wurde die Schrift fast gleichzeitig mit

den Resolutionen die den Thesenstreit abschliessen. Am 28. August schickte Luther die Resolutionen an Spalatin nach Augsburg und am 31. August bereits liess er die in Leipzig fertig gestellte Antwort an den Wald und Wiesen-Sophisten (sylvestrem et campestrem sophistam) folgen [1]). Die Schrift hatte inzwischen eine höhere Bedeutung gewonnen, da die römische Kommission, an die Albrechts Bericht über Luther verwiesen worden war, und als deren theologisches Mitglied Prierias fungierte, inzwischen zu dem Beschlusse gekommen war, Luthern nach Rom zur Verantwortung zu laden. Während Luther noch an seiner Responsio arbeitete, [2]) wurde ihm am 7. August 1518 diese Citation zugestellt. Auge in Auge sollte er sich also vor Prierias in Rom verantworten. Aber gerade diese Ungeheuerlichkeit, dass sein Ankläger zugleich sein Richter sein solle, machte es für Luther leicht, einen anderen Gerichtsstand zu verlangen. Schon am folgenden Tage schrieb Luther an den in Augsburg bei dem Reichstage verweilenden Kurfürsten eine Eingabe, in der er seinen und der ganzen Universität Wunsch ihm vortrug, es möchte sein Prozess an ein deutsches geistliches Gericht verwiesen werden. Auch die Stadt Wittenberg soll, nach einer späteren Tischrede, sich in diesem Sinne bei dem Papste verwendet haben [3]). Doch war er selbst weit entfernt von der Thorheit, der römischen Hydra, die ihn aus dem Citationsschreiben mit hundert Höllenaugen anstarrte, so ohne weiteres in die ausgestreckten Fangarme zu laufen [4]). Er war in Rom gewesen und hatte die Engelsburg gesehen. Seine Ordensbrüder hatten ihm erzählt, wie ein früherer Bote der Augustiner, Besler, in Haft gehalten worden war, wie Andere im Kloster selbst waren ermordet worden. Nach Rom gehen, hiess Gott versuchen. Dagegen in Deutschland, an unverdächtigem Orte wollte er unverdächtigen Richtern sich gerne stellen. So kam es zu der Citation nach Augsburg, wo Luther sich vor Kardinal Cajetan verantworten sollte. Damit aber wurde der Thesenstreit durch andere Controversen von viel grösserer Tragweite abgelöst. Cajetan griff gerade die Punkte auf, die schon Eck moniert hatte, dass Luther die Gnade des Sakraments durch den Glauben des Empfängers gewirkt sein lasse und dass er einer Extravagans Klemens V. widerspreche. An die Stelle des Ablassstreits trat damit ein Streit über das sola fide Luthers und über die Infallibilität des Papstes, Themata die die viel

1) Enders 1, 219. 221.
2) An Spalatin vom 8. August. Enders 1, 214.
3) Tagebuch des Cordatus ed. Wrampelmeyer Nr. 840.
4) Enders 1, 214.

weniger wichtige Streitfrage über die Bedeutung des Ablasses in den Hintergrund drängten, und die Bulle Exurge machte eben darum einen so geringen Eindruck in Deutschland, weil sie Luthers Excommunication auf dessen Behauptung im Thesenstreite stützte, während dieser seitdem noch viel kühnere Häresien vorgetragen hatte. Auch liess die Kurie nun selbst den Ablassstreit fallen. Unter den Anklagen, die der Nuntius Aleander in Worms den deutschen Ständen vortrug, fand sich nur die ganz kurze Bemerkung, auch von den päpstlichen Indulgenzen, habe Luther „unschickerlichen geschrieben". Mit diesen kurzen Worten, berichtet Kanzler Brück ironisch, habe der Nuntius von der grossen Frage, von der der ganze Streit ausgegangen war, „abgebissen". Wenn selbst Herzog Georg verlangte, überall, wo der Papst seinen Ablass ausbiete, solle man Luthers Thesen anschlagen, so lag darin das volle Anerkenntnis, dass Luther aus dem Thesenstreite als Sieger hervorgegangen war.

Germanische Rechtssymbolik auf der Marcussäule[1].

Von

Richard Schröder.

Scene 31, 32 der Marcussäule stellt ein römisches Marschlager vor, das durch einen halbkreisförmigen Wallgraben und zwei Zelte angedeutet wird; vor jedem Zelte ein Wachtposten in voller Rüstung. Auf einer Erhöhung oberhalb der Zelte stehen sechs Personen, links Marc Aurel mit zwei römischen Begleitern, ihm gegenüber rechts zwei vornehme Barbaren, hinter diesen ein römischer Soldat, nur der letztere bewaffnet, alle übrigen waffenlos. In dem Krieger erkennt man sofort den Geleitsmann, der die Barbaren in das Lager geführt hat. Seine abgewandte Stellung deutet an, dass er mit der dargestellten Verhandlung nichts zu thun hat. Während die Begleiter des Kaisers mit gespreizten Beinen und als ruhige Zuschauer dastehen, fällt das Typische in der Stellung des Kaisers und der beiden Barbaren sofort auf. Der Körper ruht bei allen auf dem linken Fusse, der rechte ist leicht nach rückwärts gestreckt. Jeder von ihnen fasst mit der linken Hand einen Zipfel seines Gewandes; die Rolle, die der Kaiser sonst regelmässig in der Linken hält, fehlt. Seinen rechten Arm hält der Kaiser gebogen, die offene Hand in Brusthöhe, den Barbaren entgegen. Der Zeigefinger und der Mittelfinger der Hand sind gestreckt; ob die übrigen Finger ebenfalls gestreckt oder ob

1) Die Marcussäule auf Piazza Colonna in Rom, her. von Petersen, v. Domaszewski und Calderini, München 1896. Da die Marcussäule von vielen nur als eine mehr oder weniger unvollkommene Nachahmung der Trajanssäule angesehen wird, so mag hervorgehoben werden, dass die einzige, einigermassen an unser Bild anklingende Darstellung der letzteren (Cichorius, Reliefs der Trajanssäule Nr. 51, Sc. 128) den Empfang des Kaisers durch seine vor einer Festung aufgestellten Truppen zum Gegenstande hat. Trajan und der vorderste Krieger erheben die rechte Hand zum Grusse. Die Füssestellung des Kaisers ist dieselbe wie auf unserem Bilde und insoweit könnte allenfalls eine Entlehnung zugegeben werden. Alles andere ist nach Form und Inhalt grundverschieden und giebt unserem Bilde ein durchaus individuelles Gepräge.

sie eingebogen sind, lässt sich nicht sicher erkennen. Von den Barbaren hat der dem Kaiser unmittelbar gegenüberstehende die rechte Hand bis in die Höhe der Schulter erhoben, Zeigefinger und Mittelfinger gestreckt, die drei anderen Finger eingebogen. Dieselbe Handbewegung ist bei dem zweiten Barbaren anzunehmen, wird aber durch seinen Vordermann verdeckt.

Das Bild stellt einen Vorgang aus dem Markomannenkriege, wahrscheinlich v. J. 171/2, dar. Die beiden Barbaren sind offenbar germanische Fürsten, nach v. Domaszewski (a. a. O. Seite 117) wahrscheinlich Naristen, die westlich des Böhmerwaldes bis zum Fichtelgebirge, zwischen den Hermunduren und den Markomannen, im Flussgebiete der Naab, sassen. Sie gehörten zu den Sueben und waren zweifellos herminonischen Stammes. Dass die Germanen (entgegen ihrem sonstigen Brauche, Germ. c. 13) beim Betreten des römischen Lagers die Waffen haben ablegen müssen, erklärt sich aus den Gebräuchen des völkerrechtlichen Verkehrs. Dass sie kraft freien Entschlusses gekommen sind, ergiebt sich aus der entsprechenden Waffenlosigkeit des Kaisers und seiner beiden Begleiter. Auch die Zusammenkunft Armins mit seinem Bruder Flavius (Tacitus annal. 2, 9. 10) fand unbewaffnet statt.

Die beiden gestreckten Finger der Germanen werden von Petersen und v. Domaszewski (a. a. O. Seite 65. 117) auf eine Eidesleistung bezogen[1]). Diese Annahme hat auf den ersten Blick manches für sich, da nach den Bilderhandschriften des Sachsenspiegels wie nach anderen Zeugnissen dieselben Finger als Schwurfinger dienten[2]). Allein der einfache Schwur mit aufgereckten Schwurfingern gehörte erst der späteren Entwickelung an[3]). Die ältere Zeit kannte den Eid nur in der Form, dass die Schwurfinger einen Gegenstand berührten[4]), sei es das Schwert oder

---

1) Eidliche Bekräftigung völkerrechtlicher Verträge ist u. a. bei Caesar, BG. IV, 2 bezeugt.

2) Vergl. Siegel, Handschlag und Eid (SB. d. Wiener Akademie, 1894) 27 f. Grimm, Rechtsaltertümer 141. 903. Kopp, Bilder und Schriften der Vorzeit 1, 97.

3) Die von Siegel, a. a. O. 28 ff. dafür angeführten Belege sind ausschliesslich aus dem späten Mittelalter.

4) Vergl. Grimm, a. a. O. 117. 135. 140 f. 147. 159. 895 ff. 903. Brunner, Deutsche RG. 2, 427 433. v. Amira, Grundriss[2] 164 f. Die Bilderhandschriften des Sachsenspiegels zeigen regelmässig die aufgelegten Schwurfinger. Vergl. Kopp, Bilder u. Schriften der Vorzeit 2, 12. 92. 96 f. 123. 129. Batt, Babo, Eitenbenz, Mone und Weber, Teutsche Denkmäler, Tafel 1, 5 f. 2, 8. 3, 2. 3. 4. 6. 4, 4. 8. 5, 1. 6, 5. 6. 8. 7, 6. 7. 8. 8, 8. 10. 9, 6. 10, 3. 11, 1. 2. 8. 12, 7. 13, 4. 14, 7. 9. 15, 2. 16, 9. 10. 17, 1. 4. 6. 7. 18, 3. 7. 9. 19, 4. 20, 5. 26, 9. 29, 1. 2. 31, 2. 9. 10. 32, 1. 2. 33, 3. 4. 7. 10. 11. Nur Tafel 15, 1 (zu Ssp. III, 5 § 5) begegnet ein Bild mit aufgereckten Fingern ohne Auflegung.

das Haupt eines Opfertieres, den vorher in das Blut des Opfertieres getauchten Eidring, einen Stein, einen von dem Gegner gehaltenen Stab oder die Hand eines Sippegenossen oder des Richters; in der christlichen Zeit legte man die Schwurfinger in der Regel auf den „Heiligen“, d. h. einen Reliquienschrein, oder auf das Evangelienbuch, bei Überführung des Gegners durch Eid auch wohl auf dessen Haupt. Die Eideshelfer legten ihre Finger an die Schulter oder den Arm des Hauptmannes. Bei Frauen begegnet ein Eid auf die Brust, während die linke Hand einen Zopf erfasste. Bei dem friesischen „Vieheid“ (in vestimento vel pecunia) fasste der Schwörende wie auf unserem Bilde mit der Linken seinen Rockschoss, den er sodann mit den Schwurfingern der rechten Hand berührte.

Bei der unverkennbaren Absicht des Bildners der Marcussäule, den von ihm geschilderten Vorgang ganz naturgetreu wiederzugeben, erscheint es unmöglich, seine Darstellung auf ein den beiden Germanen von dem Kaiser abgenommenes eidliches Versprechen zu beziehen; mindestens hätte der Kaiser dann, da er nach germanischer Sitte den Eid vorzusprechen (zu staben) hatte, einen Stab in der Hand halten müssen, während die Schwörenden diesen oder ihren mit der linken Hand gehaltenen Rockschoss mit den Schwurfingern berührten. Dagegen spricht alles dafür, dass der Bildhauer die Form des germanischen Treugelöbnisses oder Gelübdes zum Ausdruck bringen wollte. Die vorwiegende Form des Treugelöbnisses war nach den meisten Stammesrechten die Handreichung oder der Handschlag [1]) oder die Überreichung eines Stabes oder Halms (festuca) oder eines sonstigen Gegenstandes als Pfand (wette, wadia) [2]). Nur bei den Sachsen war neben und vor der auch ihnen geläufigen Form des Gelobens mit Handschlag die Ablegung des Treugelöbnisses in einer unserem Bilde entsprechenden Form „mit Finger und Zunge“ gebräuchlich. Die Bilderhandschriften des Sachsenspiegels zeigen bei den meisten Rechtshandlungen die Erhebung des Zeigefingers der rechten Hand [3]), und

1) Zahlreiche Belege bei Siegel, a. a. O. Puntschart, Schuldvertrag und Treugelöbnis 348. 351. 353—357. 362 f. v. Amira, Grundriss [2] 138; Nordgerman. Obl.-R. 1, 290 ff. 2, 299. 305 ff. 357. Grimm, Rechtsaltertümer 138. Batt, Babo etc., a. a. O. Tafel 15, 8 (Ssp. III. 9 § 2). 31, 1 (Ssp. III. 85 § 2).

2) Vergl. meine DRG. [3] 290.

3) Vergl. Kopp, Bilder u. Schriften der Vorzeit 1, 66 ff. und Batt, Babo etc. Tafel 1, 12. 13 (Sächs. Lehnr. 4): Gelöbnis der Heerfahrt durch den Lehnsmann, der knieend den rechten Zeigefinger erhebt, während die Linke das entblösste Schwert fasst. Kopp 1, 104 und Batt, Babo 23, 5. 6 (Ssp. III. 57 § 2): Königswahl, der Pfalzgraf als erster Wähler und der Gewählte erheben den rechten Zeigefinger. Batt, Babo 16, 5 (Ssp. III. 13) und 16, 9 (Ssp. III. 17 § 2): Bürgengelöbnis mit dem Finger. Ebd. 17, 5 (Ssp. III. 22 § 1): Leihe einer beweglichen Sache, Leiher und Empfänger heben den Finger auf.

zwar in der Regel ebensowohl auf Seiten des Sprechenden wie dessen, der seine Erklärung entgegennimmt[1]), während dieser eine Ablehnung der Erklärung dadurch ausdrückt, dass er den rechten Arm mit der linken Hand festhält[2]). Schon zum Jahre 776/777 wird von der Unterwerfung der Sachsen unter Karl den Grossen berichtet, dass sie nach Sachsenbrauch „mit den Händen" erfolgt sei. Einhardi Annal. (MG. Scr. 1, 156): „reddiderunt patriam per vadium omnes manibus eorum et spoponderunt se esse Christianos, et sub ditione domini Caroli regis et Francorum subdiderunt." Annal. Lauriss. (ebd. 1, 158): „multitudo Saxonum baptizati sunt et secundum morem illorum omnem ingenuitatem et alodem manibus dulgtum fecerunt, si amplius immutassent." Annal. Fuld. (ebd. 1, 349): „Saxones baptizati, ingenuitatem et omnem proprietatem suam secundum morem gentis abdicantes".

Der in den vorstehenden Zeugnissen angedeutete Akt hatte offenbar die doppelte Bedeutung eines persönlichen Treugelöbnisses der besiegten Sachsen und der Abtretung ihres Landes an den Sieger. Und gerade bei Landabtretungen und Grundstückauflassungen lässt sich der alte Sachsenbrauch durch alle Jahrhunderte bis zur Gegenwart verfolgen. Vor dem Hofgerichte Konrads II. zwischen 1027 und 1038 wurden in der Wetterau belegene Besitzungen zunächst nach dem Stammesrechte des Veräusserers übertragen: „fecit abnegationem — — primo incurvatis digitis secundum morem Saxonum," und zwar unter Zuziehung sächsischer Zeugen; darauf folgte, vor fränkischen Zeugen, die Wiederholung des Aktes nach dem Rechte der belegenen Sache durch Überreichung einer Wadia: „deinde abnegationem fecit cum manu et festuca more Francorum"[3]). Der Osnabrücker Kirche übertrug jemand im Jahre 1049 ein Grundstück, „investituram eiusdem traditionis statim illi cum digito suo, sicut mos est, promittens"[4]). In Asendorf bei Hoya vollzog im Jahre 1091 ein gewisser Gerhard eine Auflassung vor dem Altar: „super reliquias nostras cum cyrotheca, sicut mos est liberis Saxonibus," unter Anwesenheit des Stiftsvogtes, „qui cyrothecam traditionis sacris reliquiis inpositam, ut mos est, abstulit et ab ipso Gerhardo per digitorum extensionem promissionem confirmationis accepit"; später erfolgte auch die Bestätigung durch die Mutter des Schenkers, die „ex lege Saxonum

1) Vergl. auch Puntschart, a. a. O. 359.

2) Vergl. Kopp, a. a. O. 1, 54. 78 ff.

3) Loersch und Schröder, Urkunden [2] Nr. 83.

4) Ebd. Nr. 84.

donationem eius ore laudavit et digito confirmavit" [1]). Dem Kloster Huysburg im Bistum Halberstadt übertrug im Jahre 1114 Friedrich, der Sohn des Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen, gewisse Grundstücke „cum consensu uxoris sue et filiorum suorum, scilicet uxore sua cum elevatione digiti secundum ius seculare prius ibidem redonante, quod sibi de eisdem prediis in dotem evenerat"; neun Jahre später erweiterte Friedrich seine Stiftung noch durch weitere Zuwendungen, „conlaudantibus et confirmantibus heredibus suis, uxore sua videlicet et duobus filiis ipsorum, cum elevatione digitorum" [2]). Von zahlreichen weiteren Belegen sei noch Folgendes angeführt. Cod. dipl. Anhalt. I. Nr. 419 (1150—1156): „lingua digitoque confirmavit. — — digito et viva voce." Urk.-B. d. Stadt Hildesheim (I. Nr. 327 (1270): „renunciaverunt digitis et linguis." Bremisches Urk.-B. I. Nr. 512 (1296): „lingua et manu resignavimus, sicut fieri est consuetum". Urk.-B. z. Gesch. d. Herz. von Braunschweig I. Nr. 512 (1331): „digitis et linguis resignarunt." Von den Bilderhandschriften des Sachsenspiegels bringt die Wolfenbütteler zwei Auflassungen unter Streckung des Zeigefingers und gleichzeitiger Überreichung der Investitursymbole (Zweig, Handschuh) [3]). Die Fortdauer des Gebrauches bis zur Gegenwart ist von dem Kieler Amtsgericht bezeugt, wo bis zur Einführung der preussischen Grundbuchordnung von 1872 die Auflassungen in der Weise vor sich gingen, dass nach Verlesung des Veräusserungsvertrages der Richter erklärte, dass das Grundstück vom Verkäufer an den Käufer verlassen werde. Während dieser Erklärung standen sich Käufer und Verkäufer mit erhobener rechter Hand, den Zeige- und Mittelfinger gekrümmt, die übrigen Finger eingebogen, gegenüber, indem der Verkäufer die Finger dem Käufer zuwendete, der Käufer dagegen sie sich selbst zugekehrt hielt [4]). Die Krümmung der Finger bei der Auflassung scheint das Wegschnellen des Eigentums von dem Veräusserer zu dem Erwerber angedeutet zu haben [5]).

Bei allen anderen Rechtshandlungen, namentlich auch bei dem Treugelöbnis, wurden die Finger gestreckt, in der Regel nur der Zeige-

1) Lappenberg, Hamburg. UB. Nr. 118. Vergl. Nr. 119. Den bekannten Gebrauch des Handschuhes als Wahrzeichen bei der Übertragung der Gewere zeigt auch die Heidelberger Bilderhandschrift des Sachsenspiegels. Vergl. Kopp, a. a. O. 1, 78 und Batt, Babo etc. Tafel 5, 4 (Sächs. Lehnr. 20).

2) Urk.-B. d. Hochstifts Halberstadt I. Nr. 138. Nr. 159.

3) Grupen, Teutsche Altertümer S. 1.

4) Vergl. Tagg, Ein alter Rechtsbrauch, Zeitschr. d. Ver. f. schleswig-holst.-lauenb. Geschichte XII (1882) S. 191.

5) Vergl. v. Amira, Grundriss [2] 138.

finger[1]), gelegentlich statt desselben der Daumen[2]). Wo zwei Finger aufgerichtet wurden[3]), waren es wohl stets Zeige- und Mittelfinger wie bei dem Eide und bei den klagenden Weibern auf einem Bilde zu Ssp. II, 64[4]).

Seit Ende des 13. Jahrhunderts machte sich vereinzelt eine Bewegung geltend, die das ganze Gewicht auf die gesprochenen Worte legte und die begleitende Handbewegung für ein entbehrliches Beiwerk erklärte. So im Jahre 1296 bei einem Ritter Burkard, der sich mit anderen Personen zusammen verbürgte, aber das Treugelöbnis verweigerte, da er es abgeschworen habe, ein solches abzulegen: „una nobiscum se verbis veredicis obligavit, sed fidem non dedit, quia dicebat, se abiurasse, quod fide data promittere non deberet“ [5]). In dem im 14. Jahrhundert in der Mark Meissen entstandenen Rechtsbuche nach Distinktionen heisst es (I, 31 Dist. 1), der ein Grundstück Auflassende „sal recken di finger, domete sal her sich der gewer vorczin; unde sal denne daz eigen uflassen mit den fingern unde mit orkunde eines hutes adder hantschus, so daz her is mit eime czeichen ufgebe; domete enphet her [der Erwerber] di gewer.“ Dann heisst es aber weiter: „Wurde ouch vorgessen, daz man di finger nicht ufreckte, daz en schadet ouch nicht; wen her is mit worten uflisz unde wenne di gehort werden, so ist is doch gnugk.“

Unser Bild auf der Marcussäule hat offenbar ein germanisches Treugelöbnis (ahd. triuwa, alts. treuwa, got. triggwa, altnord. trygdh, vergl. frz. trêve, ital. trégua, mlat. treuga), das „fidem facere“ der Volksrechte, zum Gegenstande. Der römische Kaiser hat sich dem Barbarenbrauche gefügt, wie das heute ebenso von den Vertretern des Deutschen Reiches bei Verträgen mit den Eingeborenen der Schutzgebiete geschieht. Das Handgelöbnis mit aufgereckten Fingern, das ausserhalb Sachsens sonst nur spärlich bezeugt ist[6]), muss hiernach in der Urzeit eine erheblich weitere Verbreitung gehabt haben. Man darf annehmen, dass es den Römern als ein allgemeiner Gebrauch der Germanen, mindestens der Westgermanen, bekannt gewesen ist; hätte es sich um eine blosse Spezialität

1) Vergl. Puntschart, a. a. O. 342 ff. 352 f. 357 ff. 364. v. Amira, a. a. O. 138.

2) Vergl. Grimm, Rechtsaltertümer 141 f.

3) Vergl. Puntschart, a. a. O. 358. Wasserschleben, Sammlung deutscher Rechtsquellen 426: „Do hub Ebeling czwene finger uff an der rechten hand unde globte di wer.“

4) Kopp, a. a. O. 1, 86. Batt, Babo etc. Tafel 11, 5. Puntschart 358 nimmt an, dass Daumen und Zeigefinger erhoben wurden.

5) Brem. Urk.-B. I. Nr. 512.

6) Vergl. Grimm, RA. 141.

der Naristen oder eines anderen suebischen Volkes gehandelt, so würde der Bildner schwerlich Notiz davon genommen haben. Die Körperstellung der drei Beteiligten mit Füssen und Händen darf als typisch aufgefasst werden. Die vor die Brust gehaltene Hand des Kaisers bringt in germanischer Weise die Annahme des von den Germanen ausgesprochenen Treugelöbnisses zum Ausdruck. Das Ergreifen des Rockschosses seitens der Gelobenden bedeutete wohl die Verpfändung ihrer Person und ihrer Habe für das gegebene Wort, die entsprechende Bewegung auf Seite des Kaisers aber die Annahme dieser Verpfändung. Wie bei der römischen Stipulation und bei völkerrechtlichen Sponsionen, so dürfte auch hier ein Austausch von Frage und Antwort oder, was noch näher liegen möchte, ein Vorsprechen der von den Germanen verlangten Worte seitens des Kaisers die Bewegung der Hände begleitet haben [1]).

Das Treugelöbnis ist den Germanen jedenfalls schon in der Urzeit bekannt gewesen [2]), im Privatverkehr allerdings zunächst nur in Verbindung mit der Stellung eines Geisels, der bei Wortbrüchigkeit seines Hauptmannes in Knechtschaft verfiel, während für den letzteren keine Haftung bestand. Est seit der fränkischen Zeit gelangte das Treugelöbnis mit Selbstbürgschaft des Gelobenden zur Anerkennung [3]). Vielleicht, dass der zweite Germane auf unserem Bilde als Geisel aufzufassen ist, doch fehlt es nicht an einer Andeutung, dass schon die germanische Urzeit wenigstens in einem Falle das Treugelöbnis mit unmittelbarer Selbstverpfändung gekannt hat. Sie findet sich in der vielbesprochenen Nachricht des Tacitus (Germania c. 24) über die Spielleidenschaft des Volkes: „aleam, quod mirere, sobrii inter seria exercent, tanta lucrandi perdendive temeritate, ut, cum omnia defecerunt, extremo ac novissimo iactu de libertate ac de corpore contendant. victus voluntariam servitutem adit; quamvis iuvenior, quamvis robustior, alligari se ac venire patitur. ea est in re prava pervicacia; ipsi fidem vocant.“ Da das Spiel damals ebenso wenig wie heute eine Haftung des Verlierers begründet haben kann, so ist der Bericht des Tacitus nur in dem Sinne zu verstehen, dass der Verlierer seine eigene Person verpfändet hatte. Von einer solchen „triuwa“ beim Spiele hatte Tacitus gehört, das Wort aber nicht im rechtsgeschäftlichen, sondern im moralischen Sinne verstanden, wodurch dann für

1) Vergl. Pernice, SB. d. Berl. Akad. 1885, S. 1159 f. Puntschart, a. a. O. 371 f.

2) Vergl. v. Amira, Nordg. Obl.-R. 2, 354 ff.

3) Vergl. meine deutsche Rechtsgeschichte [3] 287. 291. 716. Puntschart 150 ff. 159. 164. 169 ff. 180 ff. 185. 197. 419 ff. 428 ff. 493.

nationale Romantiker der Wahn von einer ganz besonderen, den anderen Völkern unbekannten germanischen Treue (nach Tacitus selbst „in re prava pervicacia") erzeugt wurde.



Zur ältesten Besiedelungsgeschichte Badens.

Von

Karl Schumacher.

Wie spärlich auch die Nachrichten der alten Schriftsteller über vorrömische und römische Besiedelungsverhältnisse der Länder nördlich der Alpen und speziell Deutschlands sind und wie mangelhaft auch die archäologische Erforschung der erhaltenen Überreste noch in vieler Beziehung sein mag, so lassen sie doch allmählich immer klarer gewisse allgemeinere Gesichtspunkte erkennen, welche auch für andere Zweige der Altertumswissenschaft von Bedeutung erscheinen.

In Baden ist zur Aufhellung der Geschichte und Topographie des Landes in den letzten 20 Jahren der Spaten recht fleissig angesetzt worden. Eine grosse Anzahl Wohn- und Grabstätten, Befestigungsanlagen und Bauten aller Art sind entdeckt und sorgfältig untersucht worden und zahlreiche Erzeugnisse ältester Kunst und Kultur haben als wichtige geschichtliche Dokumente unsere Museen bereichert. Da dürfte es an der Zeit sein, die Ergebnisse dieser Arbeiten allmählich zusammenzufassen.

Im folgenden wollen wir nur auf einige einzelne Punkte die Aufmerksamkeit lenken, da eine eingehendere Betrachtung sich erst ermöglichen lässt, wenn einmal umfassendere Veröffentlichungen der Ausgrabungen vorliegen. Aber auch eine kurze vorläufige Behandlung scheint nicht unnütz zu sein, namentlich wenn sie Ziele für weitere Forschungen und Grabungen zeigen sollte.

Zwei Fragen sind es insbesondere, über welche noch grosse Unklarheit herrscht, nämlich die nach Grösse und nach der Kontinuität der ältesten Siedelungen. Im allgemeinen ist man geneigt, die Wohnstätten der älteren vorrömischen Bevölkerung nur als flüchtige Zeltlager halbwilder, in kleinen Verbänden oder ganz zerstreut hausender Nomaden anzusehen, während man hinter jedem römischen Mauerrest ausgedehnte Ansiede-

lungen vermutet. Und über die Kontinuität der Siedelungen macht man sich entweder gar keine Gedanken oder lässt höchstens den Römern Gallier vorausgehen. Was lehren nun die neueren Funde?

Vor allem treten immer deutlicher die Gesichtspunkte hervor, nach denen die Wohnplätze in den verschiedenen Perioden ausgewählt wurden. Die offenbar sehr dünn gesäten, der Jagd und dem Fischfang obliegenden Höhlenbewohner der paläolithischen Zeit wurden namentlich von den natürlichen Höhlenbildungen der Juraformation am Oberrhein angelockt, wo abgelegene Thalschluchten grossen Wild- und Fischreichtum bieten mochten. Doch haben sie auch in der leicht zu bearbeitenden Molasse der Bodenseegegend und in den Lehmabhängen des Rheinthales ihre Spuren hinterlassen. Die viel zahlreicheren Neolithiker, die bereits Viehzucht und Ackerbau trieben, wurden angezogen durch den lehmgründigen Ackerboden und die zahlreichen Wiesenthälchen der Vorberge des Rheinthales und der Seegegend sowie durch die ausgedehnten Weideflächen der Rheinebene selbst. Zum Schutz gegen Mensch und Tier bauten sie ihre Hütten inmitten der Seen und Torfmoore oder auf leicht zu verteidigenden Bergkuppen, an die sich ihre Felder anschlossen. Auch die Bronzezeitmenschen müssen eine ähnliche Lebensweise geführt haben, da sie die Pfahlwohnungen in Seen und Mooren zunächst noch beibehielten und auch auf den Vorbergen des Rheinthals wie in diesem selbst manigfache Reste hinterlassen haben. Gegen das Ende der Bronzezeit wurde infolge zunehmender Bevölkerung und gesteigerten Sicherheitsgefühls allmählich auch die Ebene dichter besiedelt, wie namentlich die Urnenfriedhöfe beweisen. In der Hallstatt- und La Tène-Periode war die Rheinebene allgemein bewohnt, soweit sie anbaufähiges Land bot, aber nicht minder gesucht war die fruchtbare Umgebung des Bodensees und das Neckarhügelland zwischen Schwarzwald und Odenwald. Aus der Mittel- und Spät-La Tène-Zeit, namentlich aber aus letzterer, sind allerdings bis jetzt nur wenige Funde bekannt, so dass gerade die der römischen Kolonisation unmittelbar vorausgehende Zeit am dunkelsten ist, wenn auch von der Litteratur bereits einige Lichtstrahlen herüberfallen.

Schon diese gedrängte Übersicht lässt erkennen, dass wir manchenorts eine durch verschiedene Perioden hindurchgehende Besiedelung erwarten dürfen, namentlich in den fruchtbaren Gegenden des Hügellandes und der Rheinebene. War an einem solchen Punkte der Wald einmal gerodet und zu Acker- oder Weideland umgewandelt, dann lockte die durch primitive Pfade zugänglich gemachte Stätte sicherlich immer wieder Ansiedler heran, wenn auch neue Stämme die alten ablösten.

Die leicht zu erstellenden Hütten werden allerdings nicht immer an demselben Platze gestanden haben.

Gehen wir nun auf die Funde der einzelnen Orte selbst ein, so ist es im Norden der Rheinebene vor allem die fruchtbare und günstig gelegene Gegend von Ladenburg, welche die Hinterlassenschaft verschiedenster Zeiten aufweist. Schon in der jüngeren Steinzeit muss sie, wenn auch nicht dicht, besiedelt gewesen sein, wie gelegentliche Funde von Steinbeilen beweisen.[1]) Zahlreicher sind schon die Reste aus der Bronzezeit, sowohl aus einer mittleren Periode[2]) als aus dem Ende derselben.[3]) Dass aus der Hallstatt-Zeit bis jetzt m. W. keine Funde vorliegen, beruht jedenfalls nur auf Zufall. Aus der Früh-La Tène-Epoche besitzt das Karlsruher Museum verschiedene Grabfunde (C 2620—2628, vergl. E. Wagner, Hügelgräber S. 39 Anm. 1) und noch viel zahlreichere aus der Mittel-La Tène-Zeit ebenso wie die Mannheimer Sammlung (vergl. Photogr.-Album der Berl. Ausstellung 1880 Sektion VII Taf. 8, E. Wagner, Hügelgräber S. 39, K. Baumann, Westd. Zeitschr. V Museographie S. 45). Die letzteren Funde stammen aus einem grossen gallischen Friedhof im Norden des jetzigen Städtchens, wo beim Abtragen des Kieses schon Dutzende von Flachgräbern mit Skeleten, häufig allerdings ohne jede Beigabe, entdeckt wurden. Auf gallische Besiedelung weist auch der Name des römischen Ladenburg Lopodunum. Sind diese Überreste, namentlich diejenigen der älteren Perioden, auch nicht besonders umfänglich, so dürfen sie doch als Anzeichen einer weit stärkeren Besiedelung aufgefasst werden, wenn man bedenkt, dass der jahrhundertelange intensive Acker- und Weinbau sicherlich die meisten Reste und vor allem die über der Erdoberfläche befindlichen Grabhügel beseitigt oder wenigstens verwischt hat.

In der Umgebung von Ladenburg sind namentlich auf den Dünenerhöhungen des Atzelbergs und bei Wallstadt Überreste der verschiedensten Zeiten gefunden worden, so aus der Steinzeit ein Steinbeil des Mannheimer Museums, aus der Bronzezeit ein ausgedehnteres Urnenfeld (vergl. K. Baumann, Urgeschichte von Mannheim und Umgegend in den

1) Vergl. Karlsruher Sammlung C 750 und 751 und Mitteilungen Ladenburger Einwohner.

2) Vergl. den Grabfund im Gewann Ziegelscheuer (Mus. Mannheim): geschwollene Nadel, Spiralarmringe, sogen. Brillenornament etc.; ferner Radnadeln im Mus. Darmstadt und Donaueschingen etc.

3) Verschiedene Gefässe der Mannheimer Sammlung, wahrscheinlich aus einem Urnenfriedhof.

Vortr. d. Mannh. Altert.-Ver. S. 10, Wagner, Hügelgräber S. 38 Anm. 1), aus der La Tène-Periode Gräber und Einzelfunde (Museum Mannheim, vergl. auch K. Baumann, Corrbl. d. Westd. Zeitschr. 1892 S. 243, 1894 S. 367 u. s.).

Der nächste Punkt der Rheinebene gegen Süden, welcher Spuren zusammenhängender Besiedelung zeigt, ist Walldorf bei Wiesloch. Auf eine neolithische Bevölkerung weisen zwei Steinbeile des Karlsruher Museums, von welchen eines in der Nähe der bekannten Grabhügelgruppe im Hochholz gefunden sein soll (vergl. Sinsheimer Jahresb. VII 117). Von dieser Grabhügelgruppe selbst gehört ein Hügel dem Ende der Steinzeit an, wie die Bestattungsweise und ein schnurverzierter Scherben zeigen (vergl. Corrbl. d. Westd. Zeitschr. I 51 (Hügel II) und Fundb. von Schwaben VI (1899) S. 27), vielleicht aber auch mehrere andere, die schon vor langer Zeit geöffnet wurden (vergl. Sinsh. Jahresb. VII S. 22, Schnarrenberger, d. vor- und frühgeschichtliche Besiedelung des Kraichgaus 1898 S. 20 f.). Der genannte Steinzeithügel enthielt noch eine Nachbestattung der Hallstatt-Periode, welcher Zeit auch die übrigen Grabhügelfunde angehören (vergl. auch Tischler, Westd. Zeitschr. V S. 184). Aus der La Tène-Periode sind mir bis jetzt von Walldorf selbst keine Überreste bekannt, wohl aber aus dessen Nähe bei Wiesloch (vergl. Schnarrenberger S. 26). Über ein bronzezeitliches Grab bei Hockenheim vergl. Westd. Zeitschr. 1896, 45.

Die zahlreichen Überreste von Huttenheim bei Philippsburg, nämlich Spuren von einem bronzezeitlichen Pfahlbau in einem Moore, einem ausgedehnten Urnenfriedhof der jüngeren Bronzezeit,[1] Mardellenwohnungen und verschiedene Grabhügelgruppen der Hallstatt- und La Tène-Periode hat Schnarrenberger bereits zusammengestellt (S. 15 f., 22, 25).

Weiterhin heben sich die Ausmündungen der verschiedenen Thaleinschnitte des Neckarhügellandes namentlich bei Stettfeld, Untergrombach, Weingarten durch verschiedenzeitliche Funde heraus (vergl. die Aufzählung der Funde bei Schnarrenberger). Die steinzeitliche Ansiedlung lag oben auf den leicht zu verteidigenden Kuppen des Westrandes des Gebirges, wie bei Untergrombach (Michelsberg) und Weingarten. Die späteren Ansiedlungen scheinen sich am Fusse des Gebirges in der Rheinebene befunden zu haben, wenigstens liegen hier die Gräber, so bei Weingarten eine grosse Grabhügelgruppe der jüngeren Bronze- und Hall-

1) Das im Nachtrag von Schnarrenberger erwähnte 7. Grab, das 1898 von Herrn Bonnet geöffnet wurde, liegt ca. 100 m von den andern Gräbern entfernt, lässt also auf ziemliche Ausdehnung der Begräbnisstätte schliessen, falls diese nicht aus einzelnen Gruppen besteht.

statt-Zeit, bei Stettfeld Grabfunde aus der Bronze- und La Tène-Zeit, während die von Herrn Bonnet neuentdeckten Grabhügel bei Untergrombach, wie solche bei Forst, noch nicht geöffnet sind. Refugien werden aber immer noch oben auf den Höhen beibehalten worden sein.

Die mittlere Rheinebene südlich der Murg scheint weniger dicht besiedelt gewesen zu sein, offenbar wegen der noch heute nachwirkenden grösseren Versumpfung. Doch finden sich auch hier Spuren wiederholter Besiedelung, namentlich von der Hallstatt-Zeit ab, so bei Iffezheim (Steinzeit und Spät-Hallstatt oder Früh-La Tène), Hügelsheim (Bronzezeit und Früh-La Tène, vergl. Wagner, Hügelgräber S. 29 f.), zwischen Rheinbischofsheim-Wagshurst und Gamshurst (Bronzezeit (Mus. Karlsr.) und La Tène, Bissinger, Münzfunde I n. 121 (Maced. Philipp.), vergl. auch n. 122), Auenheim und Schutterwald (steinzeitliche Funde etc.). Die Hauptansiedlungen werden sich aber auch hier am Westrande des Gebirges hingezogen haben, wo ihre Spuren durch den ausgedehnten Weinbau früh beseitigt wurden.

Dichtere Bevölkerung zeigt wieder der südliche Teil der badischen Rheinebene, namentlich die Gegend um den Kaiserstuhl und weiter südlich, wo das Gebirge allmählich näher an den Rhein herantritt. Namentlich bei Riegel-Malterdingen-Kenzingen (vergl. Schauinsland XXIV (1897) S. 5 f. (H. Maurer), Wagner, Hügelgräber S. 26 f. und sonstige neuere Funde), zwischen den Tunibergen und dem Kaiserstuhl, am Kaiserstuhle selbst, ferner in der Gegend von Müllheim und Istein (vergl. Schreiber, die neuentdeckten Hünengräber im Breisgau 1826, Taschenbuch f. Gesch. und Altert. in Süddeutschland, die Arbeiten von M. de Ring, Wagner, Hügelgräber und zahlreiche Grabfunde in den Sammlungen von Karlsruhe und Freiburg) reichen die Fundserien wiederholt ununterbrochen von der Steinzeit bis zur La Tène-Periode herab.

Während die sehr steilen Südabhänge des Schwarzwaldes natürlicher Weise nur vereinzelte Spuren alter Besiedelung aufweisen, zeigt das Hügelland zwischen Wutach-Bodensee und Donau durch alle Perioden hindurch eine ziemlich dichte Bevölkerung, namentlich die fruchtbare Ebene des Klettgaues, das sonnige Hügelland bei Stühlingen-Schleitheim, die fruchtbare Baar bei Donaueschingen bis hinüber nach Villingen, die schützende Hochebene der Alb beiderseits des Donauthals und die nähere und weitere Umgebung des Bodensee's selbst hinab bis Schaffhausen und nördlich bis Engen und Pfullendorf. Alle die einzelnen Orte, welche ununterbrochene Anbauung zeigen, aufzuführen, würde hier zu weit führen; eine teilweise Aufzählung der Funde enthält das badische Inventarisations-

werk der Kunstdenkmäler von E. Wagner. Der eigentliche Gebirgsstock des Schwarzwaldes ist so gut wie ganz frei von Wohnresten, ebenso wie der des Odenwaldes, wenn auch die fruchtbareren grösseren Thäler, wie das der Wiese, Kinzig und einige Seitenthäler des Neckars solche zeigen.

In dem wieder dichter besiedelten Neckarhügelland zwischen Schwarzwald und Odenwald finden sich die meisten Spuren auf den Anhöhen längs der Thäler der Pfinz, des Weingarter Grabens, der Saal-, Kraichund Katzbach, der Angel- und Leimbach sowie der Elsenz und ihrer Nebenbäche. Orte besonders zahlreicher verschiedenzeitlicher Funde sind Sinsheim-Dühren, Ehrstätt, Rappenau. Über die Besiedelung des Baulandes vergl. meinen Aufsatz Neue Heidelb. Jahrb. 1897 S. 138 f.

Über die Grösse der vorrömischen Ansiedlungen liegen bereits bestimmte Anhaltspunkte vor. Die neolithischen Pfahlbaudörfer bei Maurach, Unteruhldingen und Bodman haben eine Länge von 840, 590, 550 und 410 m und eine Breite von 30—70 m (die grösste Breite in der Mitte). Die von einem Graben umgebene steinzeitliche Ansiedlung auf dem Michelsberg bei Untergrombach weist eine Länge auf von gegen 400 m bei einer Breite von gegen 200 m. Etwas kleiner ist die auf einer Anhöhe bei Bühl (Amt Waldshut) gelegene Siedelung. Die bei Eichelsbach (Bezirksamt Obernburg a. Main) genauer erforschte Niederlassung nimmt einen etwas gekrümmten Streifen von 220 m Länge und 30 m Breite ein und zeigt scharfe Abgrenzungen, was auf eine umgebende Schutzhecke oder ähnliches schliessen lässt (vgl. v. Haxthausen, Beitr. z. Anthr. u. Urgesch. Bayerns XII (1897) S. 11 f.). Bei Grombach sind, abgesehen von den Gräbern, bis jetzt ca. 70 Hütten- und Feuerstellen festgestellt, während sehr viele durch den Ackerbau bereits verschwunden sind, bei Eichelsbach 154. Die bis jetzt erforschten bronzezeitlichen Pfahlbauten des Bodensees sind etwas kleiner als die steinzeitlichen, wenn der Unterschied auch kein beträchtlicher ist. Ebenso haben sich bei Eichelsbach die bronzezeitlichen Trichtergruben zu mehreren kleineren Einzelgruppen vereinigt und ziehen über eine $1^1/_2$ Kilometer lange Zone hin. Aus der Hallstatt- und La Tène-Periode ist bis jetzt in Baden keine Ansiedlung eingehender untersucht, doch weisen verschiedene grössere Gruppen von Trichtergruben, Grabhügeln und Urnenfeldern auf ähnliche Dorfgemeinschaften hin. Neben diesen grösseren Komplexen sind aber allenthalben auch kleinere Gruppen von Hüttenstellen und Gräbern vorhanden, welche auf kleinere Verbände und Einzelsiedlungen hinweisen. Schon unter den Pfahlbauten des Bodensees finden sich auch kleinere Anlagen von 50 bis 100 m Länge und ca. 30 m Breite und mehrfach auch ganz vereinzelte

Hütten, und ähnliche Erscheinungen lassen sich im Binnenland durch alle Perioden hindurch nachweisen. Man sieht also, dass von der jüngeren Steinzeit ab neben den geschlossenen Dörfern Einzelsiedlungen hergingen. Von den Galliern speziell wird ja berichtet, dass sie sich gern einzeln ansiedelten, ut fons ut campus ut nemus placuit.

Die römische Besiedelung des jetzigen badischen Landes hing natürlich eng zusammen mit dem Verlauf der militärischen Okkupation. Das Land nördlich vom Bodensee und westlich bis etwa an die Wutach wurde schon unter Augustus besetzt und der Provinz Raetien zugeteilt. Hier finden sich auch die ältesten Spuren römischer Ansiedlung, wie die Münzen, Fibeln, Ziegelstempel und Gefässreste bestätigen. Auch die Südabhänge des Schwarzwaldes zwischen Basel-Säckingen-Waldshut werden damals schon mit einzelnen römischen villae rusticae bedeckt worden sein, da die gegenüber liegende Festung und Kolonie Augusta Rauracorum rasch zu grosser Blüte gelangte. Die Rheinebene und das Land südlich der Linie Strassburg-Rottweil wurde erst von Vespasian besetzt, das Neckarhügelland und der Odenwald wahrscheinlich erst von Trajan, dem wohl auch die Anlage der älteren Limeslinie vom Neckar durch den Odenwald zum Main zuzuschreiben ist. Die Vorschiebung der Grenze in die Linie Miltenberg-Walldürn-Osterburken-Jagsthausen etc. erfolgte unter Hadrian oder spätestens unter Antoninus Pius. Der militärischen Besetzung folgte die private Besiedelung dicht auf dem Fusse, ja ging ihr unter günstigen Umständen sogar voraus. Doch scheint sie, soviel wir bis jetzt beurteilen können, wenigstens in Baden die offizielle Grenzlinie nach Osten nicht überschritten zu haben. Als die Verhältnisse von der Mitte des III. Jahrhunderts ab in den Grenzgebieten unsicher wurden, liess auch die private Besiedelung nach, nur in der Nähe der Kastelle wie bei Osterburken und von ummauerten vici wie Wimpfen mag sie noch länger Stand gehalten haben. In der Rheinebene dagegen hat sie unter dem Schutze der linksrheinischen Festungen offenbar noch etwas länger gedauert.

Die römische Neubesiedelung richtete sich in erster Linie nach dem militärischen Strassensystem, welches die grossen Waffenplätze am linken Rheinufer mit denen am germanischen und rätischen Limes zu verbinden hatte. Zu den ältesten als militärische Kunststrassen angelegten Strassenzügen gehören wohl die vom Bodensee bezw. der Nordschweiz nach Augsburg führenden, ferner die Strasse Stein-Singen-Orsingen-Neuhausen, welche einerseits Anschluss an die Donauthalstrasse Buchheim-Vilsingen-Mengen etc. hatte, andererseits an die nach der Offen-

burger Inschrift von Vespasian erbaute Strasse Tuttlingen-Rottweil-Kinzigthal-Offenburg-Strassburg. Wohl ebenfalls von Vespasian erbaut ist die sogen. Peutingerstrasse Zurzach-Hüfingen-Rottweil und die Rheinthalstrasse Strassburg-Rastatt-Heidelberg-Gernsheim-Mainz, während die Bergstrasse Heidelberg-Durlach-Baden-Offenburg etc. nach dem Bühler Meilenstein erst unter Trajan erstellt wurde. Von Trajan und seinen Nachfolgern sind endlich die Strassen angelegt, welche die Limeskastelle mit Mainz, Worms, Speier, Strassburg verbanden. Die Verbindung der nördlichen Odenwaldkastelle mit Mainz geschah auf den Kolonnenwegen der inneren und äusseren Limeslinie und weiterhin um die nördlichen Ausläufer des Odenwaldes herum. Weiter südlich führte eine Strasse vom Kastell Osterburken über Neckarburken-Obrigheim-Lobenfeld-Heidelberg-Ladenburg nach Worms und Mainz, und fast parallel zu ihr, ca. 10 Kilometer weiter südlich, eine zweite Strasse vom Kastell Jagsthausen über Wimpfen-Wiesloch nach Speier. Die Verbindung Öhringen-Böckingen lenkte wahrscheinlich in die letztere Strasse ein (bei Hasselbach oder Steinsfurth?), während die nach Süden folgenden Kastelle Mainhard-Wahlheim, Murrhardt-Benningen und Welzheim, Lorch-Cannstadt wahrscheinlich sowohl mit Speier (über Flehingen-Stettfeld) wie mit Strassburg (Pforzheim-Ettlingen) verbunden waren. Ueber den Schwarzwald nach Osten führte wohl nur eine Kunststrasse, die oben genannte Kinzigthalstrasse; Saumpfade mögen aber immerhin dem Rench- und Dreisamthal entlang gegangen sein.

Wollen wir uns über den Umfang und die Art der römischen Besiedlung klar werden, so sind vor allem jene Ueberreste auszuscheiden, welche nur einzelstehenden Meierhöfen angehören. Früher glaubte man, wo etwas ausgedehnteres römisches Mauerwerk vorlag, gleich eine grössere Ansiedlung vieler Menschen vor sich zu haben, die zahlreichen neueren Ausgrabungen haben uns aber über den Charakter dieser Bauten eines besseren belehrt. In den meisten Fällen sind es nur einzelstehende villae rusticae. Bald sind es grosse Gutshöfe mit geräumigem Wohnhaus, gesonderter Badeanlage und zahlreichen Wirtschaftsgebäulichkeiten, das ganze von einer Mauer umgeben, wie die villa im Hagenschiess bei Pforzheim und in der Altstadt bei Messkirch, bald sind es einfachere Wohnhäuser mit einigen Badezimmern und gesonderten Scheuer- und Stallgebäuden, und nicht selten auch nur ganz einfache Gebäulichkeiten mässigen Umfanges mit Fachwerk-Zwischenwänden und remiseartigen Anbauten. Die einfachsten Formen begegnen namentlich in nächster Nähe der Grenze, wo sich wohl ausgediente Soldaten angesiedelt haben. Weiter landeinwärts sind sie schon etwas reicher ausgebaut

und komfortabler eingerichtet, die ganz grossen Gutshöfe finden sich aber nur im Innern des Landes (ausser den oben genannten bei Wössingen, Fischbach, Schleitheim etc.). Doch hängt dies nicht nur mit der grösseren Unsicherheit jener Grenzdistrikte, sondern auch mit der geringeren Fruchtbarkeit derselben zusammen. Ueber die Grösse des Ackerbesitzes solcher Kolonisten gibt uns vielleicht eine Inschrift von Obrigheim (C. J. Rh. 1724) Aufschluss, wenn die Lesung Schultens (Bonn. Jahrb. 1898 S. 37 f.) richtig ist, wonach ein solcher Grossgrundbesitzer einen Merkurtempel und vier Centurien Landes (= 800 iugera) stiftet, also ein ganz beträchtliches Stück Land.

Am zahlreichsten sind diese landwirtschaftlichen Gehöfte in der Nähe der grösseren vici, wie rings um Ladenburg und Baden-Baden und in der Nähe der grösseren Kastellorte (Osterburken, Neckarburken, Wimpfen etc.). Ausserdem begleiten sie in langen Reihen die römischen Heerstrassen, bald in näherem, bald in weiterem Abstand von diesen, je nach der Lage des zu bewirtschaftenden Acker- und Wiesengeländes und ausreichender Quellen, auf welche sie bei der offenbar stark gepflegten Viehzucht vor allem angewiesen waren. Kleine Wiesenthälchen mit sonnigen Abhängen tiefgründigen Ackerbodens werden besonders bevorzugt. Nicht ohne Interesse ist die Thatsache, dass sie selbst über den rauhen Schwarzwald hinweg vereinzelt die Peutinger- und Kinzigthalstrasse begleiten, wie sie ebenso auf den unwirtlichen Höhen des Odenwalds bei den Kastellen Oberscheidenthal und Schlossau nicht ganz fehlen. Im Odenwald und Bauland allein sind über 50 solcher Meierhöfe nach sicheren Resten von mir festgestellt worden, eine grössere Anzahl neuer auch im Neckarhügelland und am Oberrhein. Ferner hat in der Umgegend von Karlsruhe Herr Ingenieur Bonnet eine grössere Zahl nachgewiesen. Ein Teil derselben liegt in der Rheinebene und zeigt wiederum, dass das Rheinthal schon um jene Zeit bei weitem nicht mehr in der Ausdehnung versumpft war, wie man es sich oft vorstellt. Die Gesamtzahl dieser Meierhöfe in Baden beträgt sicher mehrere hunderte (vergl. auch das Verzeichnis der Trümmer- und Fundstätten aus römischer Zeit von K. Bissinger 1885).

Ausser diesen Meierhöfen lassen sich aber auch Ansiedelungen anderer Art nachweisen. Vor allem sind es Gruppen mehrerer, meist unterkellerter Häuschen, mit einem oder mehreren Brunnen. Sie finden sich namentlich an den Kreuzungspunkten der Heerstrassen, so an der Dornmühle bei Wiesloch und bei Stettfeld, an den Schnittpunkten der Bergstrasse mit den vom Rhein nach dem Limes führenden Strassen. Ur-

sprünglich wohl nur Kneipen, Kaufläden etc., wie sie an solchen wichtigen Verkehrsstellen entstehen, mögen sie bald auch weitere Siedler angelockt haben. Ähnliche weilerartige Ansiedlungen an Strassenknotenpunkten dürften nach verschiedenen Anzeichen bei Schriesheim, Steinsfurth, Ettlingen, Bechtersbohl, Singen, Neuhausen gelegen haben. Auch an verschiedenen Flussübergängen sind sie nach mehrfachen Funden zu vermuten, so längs des Rheines bei Hockenheim gegenüber Speier, bei Au und Plittersdorf gegenüber Lauterburg und Selz, bei Kehl, Wyhlen (bei Augst), Rheinheim (bei Zurzach), Stein (gegenüber Eschenz), am Neckar bei Neckarhausen (gegenüber Ladenburg) und bei Obrigheim, an der Pfinz bei Dietenhausen-Ellmendingen und bei Pforzheim.

Einzelne dieser an Strassenknotenpunkten und Flussübergängen gelegenen Weiler vergrösserten sich nachweisbar bald zu Dörfern, wie Neuenheim-Heidelberg, Lobenfeld (vicus Nediensis), wohl auch Stettfeld, Sandweier-Oos (vicus Bibiensis), Offenburg und vermutlich auch mehrere der an die rechtsrheinischen Brückenköpfe sich anschliessenden Weiler. Die schon in vorrömischer Zeit bestehenden Siedlungen bei Heidelberg und Offenburg verdankten wie die bei Schleitheim (Juliomagus) und Hüfingen (Brigobanne) ihre Entwicklung allerdings wesentlich den dort liegenden Kastellen früher Zeit, wie auch die Lagerorte bei Neckarburken, Osterburken und Wimpfen zu förmlichen vici auswuchsen, während die canabae bei Walldürn, Oberscheidenthal und Schlossau ein bescheideneres Dasein geführt zu haben scheinen.

Ausser diesen an wichtigen Verkehrsstellen gelegenen Weilern und Dörfern lassen sich aber auch solche nachweisen, welche eine derartige günstige Verkehrslage entbehrten und z. T. nicht einmal unmittelbar an einer römischen Heerstrasse liegen. Schon der vicus Nediensis (Lobenfeld-Neidenstein) liegt nicht in der Nähe eines Knotenpunktes, eigentlich nicht einmal an der Heerstrasse selbst, ebenso konnte auch in der weiteren Umgebung des vicus Senotensis im Welschenthal bei Wilferdingen[1]) (Br. 1677) bis jetzt keine Heerstrasse entdeckt werden. Auch die grösseren röm. Ansiedlungen am Atzelberg bei Wallstadt (vgl. Westd. Ztschr. 1892 S. 243, 1894 S. 367), bei Walldorf (Schnarrenberger S. 33/34), Riegel etc. liegen nicht an einem solchen Knotenpunkt und z. T. auch

1) Bei Wilferdingen und Lobenfeld sind bis jetzt allerdings nur Gegenstände der Steinzeit gefunden worden; doch beruht das wohl nur auf Zufall, da bis jetzt keine umfänglicheren Untersuchungen stattgefunden haben. Uebrigens könnte bei Wilferdingen auch nur die villa eines vicanus Senotensis gestanden haben, der vicus selbst könnte bei Pforzheim oder Dietenhausen anzunehmen sein.

nicht unmittelbar an der römischen Heerstrasse. Wie die Namen vicus Nediensis und Senotensis zeigen, sind es wahrscheinlich ältere Niederlassungen der einheimischen gallisch-germanischen Bevölkerung, während der vicus Bib(= v)iensis am Kreuzungspunkt der Strasse bei Sandweier-Oos sich schon durch seinen Namen als römische Neusiedlung kundgiebt. Auch Ladenburg verdankt seine Entstehung älterer Zeit, wie schon der Name Lopodunum zeigt, während Baden-Baden (Aquae Aureliae) nach den bisherigen Funden eine römische Neugründung zu sein scheint, obwohl die warmen Quellen doch schon ältere Besiedlung wahrscheinlich machen.

Erinnern wir uns jetzt des oben über die vorrömische Besiedelung Gesagten, so wurde gerade für die meisten der genannten Römerstätten eine ununterbrochene Besiedelung durch die ganze vorrömische Periode hindurch nachgewiesen. Es ergiebt sich also, dass viele derselben auch in römischer Zeit weiterbestanden, dank ihres fruchtbaren, lang angebauten Bodens. Auch die Namen der römischen Garnisonsorte im Odenwald wie Elantia (Neckarburken an der Elz), Triputium (die Gegend von Schlossau), Stu . . . (Walldürn), Seiopa (Miltenberg) verraten, dass die Römer auch hier eine einheimische Bevölkerung vorfanden. Dass die römischen Heerstrassen nicht immer Rücksicht auf diese älteren Dörfer der Einheimischen nahmen, hängt mit ihrem dem Fernverkehr dienenden Charakter und der militärisch-technischen Tracierung derselben zusammen, wie es ähnlich bei den wichtigeren Eisenbahnlinien neuerer Zeit der Fall ist.

Zu der Bedeutung von Städtchen oder Städten [1]) kamen auf dem rechten Rheinufer nur wenige Ansiedlungen, sicher nachweislich sind auf unserem Gebiet nur Ladenburg, Baden-Baden (und Wimpfen), vielleicht auch Badenweiler, welches jedenfalls ein nicht unbedeutender Badeort war. Ladenburg, zunächst nur ein grösseres gallisch-germanisches Dorf (Lopodunum), wurde wohl schon von Trajan zum vicus erhoben und mit einer Stadtmauer umgeben und gleichzeitig oder bald darauf zum Vorort der civitas Ulpia S(ueborum) N(icretum) gemacht. Nach der Ausdehnung der im Boden vorhandenen Mauerreste und dem bisher aufgedeckten Zuge der Stadtmauer zu schliessen, mag es etwa die doppelte Grösse des jetzigen Städtchens gehabt haben. Es war, wenigstens längs der Hauptstrassen, mit geräumigen, massiven Häusern bebaut, an abgelegeneren Stellen wurden allerdings auch einfache Baracken und Grubenwohnungen gefunden, doch stammen diese z. T. aus der ersten römischen

---

1) Nur dem Umfang nach. Denn eigentliche Stadtgemeinden in römischem Sinn gab es im Dekumatenland nicht, vergl. E. Kornemann, zur Stadtentstehung in den ehemaligen keltischen und germanischen Gebieten des Römerreichs, Giessen 1898 (S. 70 f.).

Zeit. Ähnliches wurde bei Wimpfen beobachtet, das nach dem Umfang seiner Stadtmauer etwas mehr als die doppelte Grösse des jetzigen, sehr weitläufig gebauten Marktfleckens Wimpfen im Thal hatte. Wimpfen wurde später der Vorort der civitas Alisinensis, wohl des Elsenzgaus. Baden-Baden, zunächst als Garnisonsort einer Kohorte, bald auch durch seine grossartigen Badeanlagen von Bedeutung, in seinem Umfang aber noch nicht durch Ausgrabungen festgestellt, wurde von Caracalla zum Vorort der civitas Aurelia Aquensis gemacht. Diese reicht im Norden mindestens bis zur Linie Au-Ettlingen-Pforzheim-Mühlacker, wie die Meilensteine von Au, Ellmendingen-Nöttingen und vielleicht auch die Inschrift von Dürrmenz lehren, während die Erstreckung gegen Süden unbekannt ist. Ob im südlichen Baden noch eine weitere civitas existierte, etwa mit dem Vororte Riegel oder Badenweiler, wissen wir nicht, ebenso wenig wie wir den Vorort kennen, zu welchem das Land nördlich vom Bodensee gehörte. Die eigentlichen Grenzdistrikte waren, wenigstens in der älteren Zeit, Staatsdomäne mit Kleinpacht, soweit sie nicht von den Kastellterritorien in Anspruch genommen waren,[1]) und zeigen deshalb besonders zahlreich jene einzelstehenden Bauernhöfe.

In welcher Weise die ersten alamannischen Eroberer sich einrichteten, wissen wir trotz der zahlreichen Reihengräberfunde nur sehr ungenügend, hauptsächlich weil die chronologische Unterscheidung dieser noch sehr im argen liegt und von den Wohnstätten bis jetzt so gut wie nichts entdeckt ist. Wenn von den Alamannen überliefert ist, dass sie die römischen Städte mieden — ipsa oppida ut circumdata retiis busta declinant (Ammian 16, 2, 12) — so bewohnten sie doch deren wohl kultivierten Territorien und zwar mit Vorliebe, wie das bedeutende Überwiegen der Reihengräberfelder innerhalb der Limesgrenze gegenüber den ausserhalb derselben gelegenen in Baden und Württemberg zeigt, und auch charakteristische, an fast allen oben genannten Römerstätten gemachte Funde bestätigen, wobei wir von den zahlreichen Münzen aus dem Ende des III. und aus dem IV. Jahrhundert ganz absehen wollen. Bei Osterburken, (Neckarburken), Heidelberg-Neuenheim, Ladenburg, Walldürn, Wiesloch, Hockenheim, Oos-Baden, Offenburg, Herthen, Schleitheim, Hüfingen etc. sind vielfach recht ausgedehnte Reihengräberfelder entdeckt worden, die sich, wie bei Neuenheim und Herthen, z. T. als noch früher Zeit angehörig erweisen lassen. Verschiedene derselben, darunter auch frühe, sind zwar inmitten römischer Gebäudetrümmer gelegen, beweisen aber

1) Vergl. E. Herzog, Bonner Jahrb. H. 102 S. 83 f.

dadurch keineswegs, dass die Alamannen die römischen Gebäude noch bewohnten, sondern sprechen eher dagegen.[1]) Aber schon durch die Benützung des wohlbebauten römischen Ackerlandes ist eine gewisse Kontinuität gegeben.

Und ein, wenn auch vielleicht nur äusserlicher Zusammenhang mit den römischen Einrichtungen lässt sich vielleicht auch noch in der fränkischen Gaueinteilung erkennen. Oder sollte es reiner Zufall sein, dass im Gebiet der civitas S. N. mit Lopodunum als Vorort und dem der civitas Alisinensis wohl mit Wimpfen als Vorort später der Lobden- und Elsenzgau (Elisanzgau) erscheinen? Der Lobdengau war im Süden etwa durch die Linie Hockenheim-Wiesloch-Dühren begrenzt, im Osten durch eine Linie Reilsheim-Dühren. Der unmittelbar anstossende Elsenzgau reichte im Süden von der Linie Dühren-Eppingen bis gegen Maulbronn und hinüber bis Wahlheim an den Neckar, der im Osten und Norden die Grenze bildete. Da wir die Abgrenzung der beiden römischen civitates nicht kennen, besitzen wir vorderhand allerdings keine Anhaltspunkte dafür, ob jene Übereinstimmung der Gau-Bezeichnung auch auf eine wirkliche Anknüpfung an ältere Verhältnisse schliessen lässt. Die civitas Aquensis würde teilweise dem Uffgau (mit Alb-, Pfinz- und Enzgau etc.) entsprochen haben.

Überblicken wir zum Schluss noch einmal das Dargelegte, so ist ein Zusammenhang zwischen römischer und vorrömischer Besiedelung ohne jeden Zweifel vorhanden. Von weitergehender Bedeutung für die Entwicklung der betreffenden Orte wurde er aber im allgemeinen nur in den Fällen, wo die vorrömischen Ansiedlungen an einen Knotenpunkt oder an eine sonst wichtige Verkehrsstelle des neuen Strassennetzes oder Befestigungssystems zu liegen kamen, wie z. B. die an der Ausmündung der Thaleinschnitte des Neckarhügellandes gelegenen Siedelungen bei Wiesloch, Stettfeld, Bruchsal, Durlach, Ettlingen etc., oder an Punkten wie Ladenburg, Heidelberg, Obrigheim, Osterburken, Walldürn, Wimpfen, Pforzheim u. s. w. Viele dieser Ansiedlungen bestunden auch in alamannisch-fränkischer Zeit weiter und vergrösserten sich im Verlauf des Mittelalters zu kleinen Städtchen. Die Wurzeln dieser Entwicklung reichen also in letzter Linie auf die geschilderten Verhältnisse jener ältesten Zeiten zurück.

---

1) Vergl. auch K. Weller, d. Besiedelung des Alemannenlandes, Württ. Vierteljahrh. VII (1898) S. 301 f. (vgl. auch III (1894) S. 22 f.).

Die Machtstellung Heinrichs II. von England.

Von

Alexander Cartellieri.

Die seit dem Falle des imperium Romanum in der Geschichte wiederkehrenden Versuche, allgemeine Reiche zu gründen, pflegen die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen wie der Nachlebenden in besonderem Masse zu fesseln. Die Erneuerung des abendländischen Kaisertums durch Karl den Grossen, die Monarchie Karls V., worin die Sonne nicht unterging, das Grosskönigtum Ludwigs XIV., das Empire Napoleons sind dem Historiker zugleich End- und Ausgangspunkte langer Entwickelungsreihen, an denen er länger verweilen muss, um tiefere Einblicke in das Werden und Wachsen der Völker zu gewinnen. Auch dann, wenn sie nicht verwirklicht wurden, sind solche weltumspannenden Pläne eingehender Betrachtung würdig, weil darin die erfolgreiche Arbeit von Jahrhunderten gleichsam gesammelt und verdichtet zu Tage tritt. Sie bedeuten immer eine gewaltige Anspannung der Kräfte, die starke Gegenwirkungen hervorruft und noch viel später in der Geschichte deutlich wahrnehmbare Spuren zurücklässt. So gross ist die Macht der politischen Idee, dass Unternehmungen, die einmal, wenn auch vergeblich, gewagt worden sind, kühnen Geistern immer wieder als lockendes Ziel vorschweben.

Während des Mittelalters ist man gewöhnt, in den deutschen Kaisern die berufenen Träger der Idee des Weltreiches zu sehen. Man beachtet vielleicht nicht genug, dass kurz vor der Zeit, wo der geschickten Diplomatie der Hohenstaufen durch die Verheiratung Heinrichs VI. mit Konstanze die lang ersehnte Vereinigung Deutschlands und Siziliens gelang, und damit der Papst in Rom der ihn von Norden und Süden bedrohenden Macht des Kaisers unterworfen schien, im Westen Europas ein grossartiges Staatensystem ausgebildet wurde, dessen rascher Zerfall allein verhinderte, dass es mit dem Kaisertum um den Vorrang streiten musste: das angiovinische Reich, wie es Heinrich von Anjou, König von England, gegründet hatte.

Wer auf der Karte Frankreichs den Lauf der Loire von der Mündung stromaufwärts verfolgt, dem fällt sofort die von der Natur vielfach begünstigte geographische Lage von Angers in die Augen. In geringer Entfernung von der alten Hauptstadt der Grafschaft Anjou, des heutigen Département Maine et Loire, vereinigen sich fünf schiffbare Flüsse und wichtige Handelsstrassen. Die Umgebung ist reich an Vieh, Getreide, Wein und Obst. Von diesen gesegneten Fluren breitete sich die Macht der Grafen von Anjou aus. Der Ursprung des Geschlechtes verliert sich im Dunkel der Sage: nur spärliche und unsichere Kunde führt in die letzten Zeiten des Karolingischen Reiches. Der Mannesstamm starb 1060 aus, aber Hermengard, des vorletzten Grafen Tochter, die einen Grafen Gottfried oder Alberich von Gâtinais heiratete, vererbte die auszeichnenden politischen Eigenschaften der Väter auf die Söhne. Ihr Enkel war Fulko V., Graf von Anjou und durch seine Frau auch Graf von Maine, der als König von Jerusalem 1143 starb. Um der überlieferten Feindschaft seines Hauses gegen die Herzöge der Normandie ein Ende zu machen, verheiratete er seinen 15jährigen Sohn Gottfried mit der zehn Jahre älteren Mathilde, der Tochter Heinrichs I., Herzogs von Normandie und Königs von England, einer Enkelin Wilhelms des Eroberers, die in erster Ehe mit Kaiser Heinrich V., dem letzten Salier, vermählt gewesen war.

Gottfried, den Sage und Dichtung feierten, erhielt von den Zeitgenossen den Beinamen des Schönen, in der Geschichte den Beinamen Plantagenet (Ginsterpflanze), weil er durch die Ginstersträuche seiner Heimat zu schweifen liebte. Er verband ein gewinnendes Äussere mit vortrefflicher Bildung, namentlich einem treuen Gedächtnis für geschichtliche Ereignisse. Die ruhige Sicherheit, die ihm eigen war, fehlte seiner Gemahlin gänzlich. Mathildens Charakter bot grelle Gegensätze: echt weibliche Milde und Sanftmut neben wilder Rachsucht und politischer Leidenschaft.

Heinrich II. war der älteste Sohn, der dem ungleichen Elternpaare, das keineswegs in glücklicher Ehe lebte, im März 1133 geboren wurde. Als er, zum Manne herangereift, die Aufmerksamkeit von Freund und Feind im stärksten Masse fesselte, ist er mehrfach geschildert worden. Kurz-Mantel nannten ihn Engländer und Normannen, weil er sich nach der Sitte seiner angiovinischen Heimat zu kleiden pflegte. Er war ein Mann von stämmigem Wuchse. Der Stiernacken, die breiten Schultern, nervigen Arme und rauhen Hände kündigten die aussergewöhnliche Leistungsfähigkeit des Körpers an. Seine Beine waren durch unablässiges

Reiten gekrümmt. Das rötlich schimmernde Haar trug er kurz geschoren, weswegen Spötter wohl sagten, er habe Farbe und Art eines Fuchses. Der hervorstechendste Zug seines Wesens war ein ungezügelter, rücksichtsloser Thätigkeitsdrang im Guten wie im Schlimmen. Nachdem er sich den Tag über an den Staatsgeschäften abgearbeitet, eilte er, sich im Kreise seiner Kleriker durch angeregte Unterhaltung über geistige Dinge zu erholen. Furchtbar konnte er im Zorn aufwallen, aber er ist mit Unrecht von seinen Feinden als Wüterich verschrieen worden. Die eiserne Zeit verlangte eine eiserne Faust, um Ordnung zu stiften. Hass und Liebe bewahrte er gleich beharrlich, und scheute kein Hindernis, um eine, wenn auch verbotene sinnliche Neigung zu befriedigen. Worte achtete er wenig, auch Versprechungen und Schwüre waren ihm nicht heilig. Edles Mass liess er am meisten vermissen. Von Natur kein Freund des Krieges, suchte er sich, so lange es anging, mit Geld zu helfen und griff nur ungern zu den Waffen, obwohl es ihm keineswegs an persönlichem Mute fehlte. Aber der Krieg war ihm nur ein und nicht das sicherste Mittel der Politik.

Seiner Bildung nach konnte er nichts anderes sein als Franzose. Englisch verstand er wohl, wie denn seine ausgedehnten Sprachkenntnisse gerühmt werden, aber er redete nur Französisch und Latein. Litterarischen Bestrebungen brachte er rege Teilnahme entgegen. Vor allem blühte die Geschichtsschreibung unter ihm auf. Den Chronisten, die ausführlich und genau, wenn auch schmucklos, Jahr für Jahr seine Thaten aufgezeichnet und damit auch für die Geschichte der Nachbarländer ein ungemein wertvolles, von der Forschung vielleicht noch nicht genügend gewürdigtes Hilfsmittel geschaffen haben, hatte Europa damals kaum etwas Ebenbürtiges an die Seite zu stellen.

Um die Eigenart der Machtstellung Heinrichs klar zu erkennen, wird man sie auf ihrem Höhepunkte betrachten, etwa in den Jahren 1175 bis 1183, das heisst nach der glücklichen Bewältigung der ersten Empörung Jung Heinrichs, vor dessen zweiter Empörung, an die sich nur wenige Jahre später der Entscheidungskampf mit Philipp II. August von Frankreich anschloss.

So verschieden nach Bodenbeschaffenheit und Nationalität die einzelnen, dem Anjou gehorchenden Länder waren, so verschieden auch die Rechtsverhältnisse, auf die sich seine Herrschaft gründete.

England gab ihm den stolzen Königstitel, hob ihn aus der grossen Zahl der Herzöge und Grafen heraus und wies ihm gleich unter dem Kaiser, neben dem Könige von Frankreich, seinem Lehensherrn für den

festländischen Besitz, einen Platz an. Nach dem verhängnisvollen Zeitalter der Anarchie, da König Stephan von Blois und Heinrichs Mutter, die Kaiserin Mathilde, in wildem Bürgerkriege um die Krone stritten, atmete das Land unter dem harten, aber gerechten Regimente Heinrichs erleichtert auf. Als willkommenste Gabe empfing er von seinen normannischen Vorgängern eine so stark, wie sonst nirgends unter der Herrschaft des Lehenswesens, ausgeprägte monarchische Gewalt, der sich nicht einmal die Kirche entziehen konnte. Auf diesem festen Grunde baute er unablässig weiter, und wahrlich, übersieht man heute nach 700 Jahren, was er geleistet hat, so kann man ihm nur aufrichtige Bewunderung zollen. Jeder Aufenthalt Heinrichs in England — denn die meiste Zeit brachte er diesseits des Kanals zu — bedeutete einen weiteren Fortschritt auf der Bahn der Reformen. Da gab es kein Gebiet, das sich seinem durchdringenden Scharfblick entzog. Hier errang er seine dauerndsten Erfolge. Als Organisator, als sachkundiger Gesetzgeber fand er im ganzen Mittelalter kaum seinesgleichen. Wie er, so hatte auch Kaiser Friedrich I. der Rotbart ein sehr lebhaftes Gefühl für die Bedeutung des geschriebenen Rechtes und machte am Anfang seiner Regierung verheissungsvolle Anstrengungen, mit der Rechtsunsicherheit aufzuräumen. Aber die fortwährenden Kämpfe in Italien, die Scheu der deutschen Fürsten vor jeder allgemeinen Massregel, die ihre eifersüchtig gewahrte Selbständigkeit hätte beeinträchtigen können, erstickten in Deutschland jede Neuerung auf dem Gebiete der Verfassung im Keime. Heinrich hatte mehr Erfolg. Er vermochte sich auf alte nationale Gewohnheiten zu berufen und zu seinem Glück standen seine Barone hinter den deutschen Stammesherzögen, seine Bischöfe hinter den deutschen an an Macht weit zurück.

Die englische Gerichtspflege hatte früher sehr im Argen gelegen. Gründliche Reformen thaten Not. Wegen ihrer besonderen Bedeutung sei die sogenannte Assise von Northampton (1176) hervorgehoben. In diesen Assisen darf man eine Vorstufe der späteren Parlamentsbeschlüsse sehen. Bei der erwähnten ist die klare und entschieden juristische Aufstellung von Grundsätzen bemerkenswert, die teilweise noch in voller Kraft bestehen. In Verbindung mit den fahrenden Richtern, die an Karls des Grossen Königsboten erinnern, erscheint das Institut der Geschworenen in einer Form, die von der heutigen gar sehr verschieden ist, diese aber vorbereitet und ermöglicht hat. Eine spätere Assise über die Bewaffnung (1181) kam durch die bald folgenden unruhigen Zeiten nicht recht zur Geltung. Ihr Zweck ging dahin, das ganze angiovinische Reich,

nicht bloss England, durch allgemeine Wehrpflicht gleichmässig in Verteidigungszustand zu setzen, wobei auch schon auf eine Flotte Bedacht genommen wurde.

Charakteristische Eigenschaften des englischen Staatswesens unter Heinrich sind die straffe, technisch hervorragende Durchführung des Lehenswesens und des normannischen Verwaltungsrechtes, die Schöpfung eines geschäftserfahrenen Amtsadels. Der Erfolg blieb nicht aus. Handel und Gewerbe nahmen einen raschen Aufschwung. Normannen und Sachsen verschmolzen sich immer mehr zu einer einzigen Nationalität, der englischen, die dann sogleich den Versuch machte, ihre Grenzen zu erweitern. Damals darf man zuerst mit einem gewissen Recht von Grossbritannien sprechen. Des Königs Befehlen mussten die unruhigen Häuptlinge von Nord- und Südwallis gehorchen. Der König von Schottland fand es geraten, sich um die Freundschaft des übermächtigen Nachbars zu bewerben und sie durch verwandtschaftliche Bande zu festigen. Selbst Irland, dessen Bewohner sich rühmten, dass weder Römer, noch Sachsen, noch Normannen zu ihnen vorgedrungen seien, vermochte die sorgsam gehütete Unabhängigkeit auf die Dauer nicht zu behaupten. Im Bunde mit dem Papst fasste Heinrich schon ein Jahr nach seinem Regierungsantritt die Eroberung der grünen Insel ins Auge. Drei Mal wiederholte er sein Unternehmen. Er selbst verstand es, die Iren zu behandeln, und daher war es ein Unglück, an dessen Folgen England noch heute krankt, dass er das halb vollendete Werk im Stich lassen musste, um anderweitige Gefahren abzuwehren.

Jenseits des Meeres war Heinrich nicht nur der Sache, sondern auch dem Namen nach als König Haupt und Herr des Staates, vor dem sich jedermann, ob Hoch oder Niedrig, beugte. Auf dem Festlande musste er selbst sich vor seinem Lehensherrn, dem Könige von Frankreich, beugen. Freilich nur sehr ungern entschloss er sich, Schritte zu thun, die dieses Verhältnis offenkundig machten. So weigerte er sich lange, Philipp August nach dessen Thronbesteigung Mannschaft für alle seine festländischen Besitzungen zu leisten und that es erst nach drei Jahren.

Der geschickten Familienpolitik der Anjous, die er fortzusetzen wusste, verdankte Heinrich seine weiten Besitzungen in Frankreich. Von seiner Mutter erhielt er noch bei deren Lebzeiten die Normandie und die Anwartschaft auf England. Bald darauf machte ihn der Tod seines Vaters zum Herrn von Anjou, Maine und Touraine. Den Grafen der Bretagne zwang er zur Unterwerfung und brachte einen Ehebund zwischen dessen einziger Tochter und Erbin Konstanze und seinem Sohne Gott-

fried zu Stande. Eine noch gewaltigere Machtfülle vereinigte er 1152 in seiner Hand, als er Eleonore von Poitou, die geschiedene Gemahlin König Ludwigs VII. von Frankreich, heiratete. Eleonorens freie, heiter sinnliche Lebensauffassung, wie sie in den Kreisen der Troubadours gang und gäbe war, passte schlecht zu Ludwigs spiessbürgerlichen Ansichten. Sie habe einen Mönch geheiratet, aber keinen Mann, klagte sie einmal. Heinrich wusste die üppig schöne und kluge Erbtochter durch sein männliches Auftreten zu gewinnen: 19jährig führte er die acht Jahre ältere Braut heim und gewann dadurch den grössten Teil des alten Aquitaniens, Poitou, Saintonge, Périgord, Limousin, Angoumois, Gascogne mit Ansprüchen auf Berry, Auvergne und Toulouse. Überaus merkwürdig gestalteten sich die Beziehungen zwischen dem Plantagenet, der wohl der grösste Vasall seiner Zeit war, und dem Kapetinger auf dem Throne. Über die Hälfte des heutigen Frankreich gehörte dem Vasallen unter der nur dem Namen nach bestehenden Hoheit des Souzeräns, der ganze Nordwesten, Westen und Südwesten, alles Land zwischen Kanal und Pyrenäen, zwischen dem atlantischen Ozean und dem Puy de Dôme. Wie armselig nahm sich dagegen, wenn man einen Blick auf die Karte wirft, der Eigenbesitz der Kapetinger aus, als 1180 Ludwig VII. die Augen schloss! Die übrigen französischen grossen Vasallen, der Graf von Toulouse, der Herzog von Burgund, der Graf von Blois-Champagne, der Graf von Flandern, konnten durchaus nicht als natürliche oder sichere Bundesgenossen der Krone gegen Anjou gelten. Einzelne davon standen in engen Beziehungen zu den Plantagenets, die immer über einen vollen Beutel verfügten. Wenn sie diesen entgegenwirkten, so geschah das grossenteils deswegen, weil ihre Unabhängigkeit unter dem schwachen französischen Herrscher viel besser gewahrt wurde, als sie es unter Heinrich, der absolutistisch in England regierte, gewesen wäre.

Man möchte annehmen, dass Heinrich daran dachte, sich von der für ihn immerhin lästigen Oberhoheit des Königs von Frankreich zu befreien. Aber wenn es ihm gelang — und unter Ludwig VII. wäre es ihm nach menschlichem Ermessen gelungen — was dann? Wem sollte er den Treueid leisten? Seine Lehen mussten doch einen Suzerän haben. Er wurzelte zu fest in den Anschauungen seiner Zeit, um etwas anderes überhaupt für möglich zu halten. Heinrichs Vasallen wären überdies nicht für ihre Lösung aus dem französischen Lehensverbande zu haben gewesen, nicht aus besonderer Vorliebe für die Kapetinger, sondern aus Furcht vor einer so tief einschneidenden Neuerung, deren Folgen sich nicht im Voraus berechnen liessen. Einen bequemeren Herrn konnte Heinrich

nicht finden, als jenen König von Paris und Orléans, dessen bescheidener Hof durch den Glanz des seinigen tief in den Schatten gestellt wurde. Er hätte die Lehen dem Kaiser auftragen können als dem höchsten Inhaber weltlicher Gewalt auf Erden, der in der Theorie als die Spitze des weiten Lehensgebäudes angesehen wurde. Gern wäre der Kaiser darauf eingegangen, hätte aber zweifellos zugleich, wie später Heinrich VI. von Richard Löwenherz, auch für England den Lehenseid verlangt. Heinrich zielte eher darauf ab, durch möglichst enge verwandtschaftliche Bande Einfluss auf Frankreich zu erlangen. Er legte Wert darauf, dass Jung Heinrich, sein ältester Sohn, Margarete von Frankreich ehelichte, und damit Aussicht auf ihr Erbe gewann. Als dann 1165 unter allgemeiner freudiger Teilnahme der Bevölkerung dem Könige Ludwig VII., der bis dahin nur Töchter hatte, ein Sohn Philipp August geboren wurde, schwand freilich die Hoffnung auf eine Verschmelzung der Häuser Kapet und Anjou. Aber hernach wurde noch Richard mit Margaretens Schwester Adelaïde verlobt. Zweifellos meinte Heinrich, die naturgemässe Entwickelung der Dinge werde seinen Nachkommen die ihnen noch fehlenden Gebiete Frankreichs ausliefern. Er strebte daher auch nicht nach der völligen Beseitigung der Kapetinger, bemühte sich nicht, wie die Stammesherzöge in Deutschland es zu thun liebten, um die Einsetzung eines Gegenkönigs. Die monarchische Idee war doch in Frankreich viel fester gegründet als in Deutschland. Der Kampf zwischen Ludwig und Heinrich wurde eigentlich nie nach hohen Gesichtspunkten geführt. Es war eine lange Reihe grösserer und kleinerer Fehden, von denen nur die eine, in der Ludwig als eifriger Bundesgenosse Jung Heinrichs gegen dessen Vater vorging, der normannischen Macht zeitweilig gefährlich wurde. Bei seinen bescheidenen Mitteln fiel es Ludwig nicht ein, unbedacht Krieg anzufangen. Wo sich aber gegen Heinrich irgend ein Feind erhob, erst dessen früherer Kanzler Thomas Becket, dann dessen eigene Söhne, da war er sofort dabei. Heinrichs Feind hatte ohne weiteres Anrecht auf seine Freundschaft.

Als Philipp II. August von Frankreich, einer der grössten Fürsten, die je gelebt haben, an Stelle des kranken und altersschwachen Vaters die Regierung übernahm (1179), gelang es ein halbes Jahr lang dem ehrgeizigen Grafen Philipp von Flandern, den jungen Kapetinger im antienglischen Sinne zu bestimmen. Aber gleich die erste Zusammenkunft der beiden Könige, die doch der Überlieferung ihrer Häuser nach geschworene Feinde sein mussten, führte ein völliges Einvernehmen herbei, das mehrere Jahre andauerte. In dem gefährlichen Kampfe, den Philipp

August sehr bald gegen Flandern und die Fürstenopposition zu bestehen hatte, unterstützten ihn die Söhne Heinrichs mit einem starken Ritteraufgebote, und Heinrich selbst war immer geschäftig, als wahrer Friedensengel, wie ihn ein Zeitgenosse bei anderer Gelegenheit genannt hat, zu gunsten seines Schützlings zu vermitteln. Philipp August verdankte ihm seine ersten Erfolge gegen Flandern, und die organisatorischen Leistungen dieses Königs von Frankreich, die ihm in der Geschichte zum höchsten Ruhme gereichen, sind zum grossen Teil durch englische Vorbilder angeregt. Glaubte Heinrich, der in seinem langen erfahrungsreichen Leben doch so oft getäuscht worden war und nicht weniger oft andere getäuscht hatte, aufrichtig an einen ewigen Frieden mit den Nachkommen Hugo Kapets? Das ist kaum anzunehmen. Heinrich II. liess sich zweifellos sehr stark durch die Rücksicht auf die deutschen Verhältnisse bestimmen und suchte lange Zeit, um für die welfische Partei etwas thun zu können, in Philipp August einen Bundesgenossen gegen das staufische Kaisertum zu gewinnen. Er mochte aber auch noch persönliche Gründe haben, sich mit Philipp August freundschaftlich zu stellen. Seine Söhne waren weit entfernt, seine politische Begabung zu erben, zeigten überhaupt wenig Verständnis für sein wohldurchdachtes Regierungssystem. Um so mehr fühlte er sich geschmeichelt, als sein frühreifer, hochbegabter Lehensherr seinen, des Vasallen, bewährten Ratschlag erbat. Wie dem auch gewesen sein mag, Heinrich selbst begünstigte anfangs, ohne es zu wissen und zu wollen, in Philipp August den Mann, der ihn verderben sollte, erwarb sich das grösste Verdienst um die Befestigung der französischen Monarchie, der sein Reich zum Opfer fiel.

Dem Beispiel der Väter treu, betrachtete Heinrich die Verheiratung seiner Töchter als ein sehr wesentliches Mittel zur Unterstützung seiner Politik. Die älteste Tochter Mathilde ward die Gemahlin Heinrichs des Löwen, Herzogs von Sachsen und Bayern, Eleonore Königin von Kastilien, Johanna Königin von Sizilien. Auf diese Weise gewann der englische Einfluss auch in fernen Ländern Anknüpfungspunkte. So unterwarf sich Eleonorens Gemahl, Alfons VIII., in einem Streite, den er mit Navarra hatte, dem Schiedspruch des Plantagenet und vermehrte dadurch dessen Ansehen. Die Verbindung mit Sizilien brachte geschickt in Erinnerung, dass dieser Inselstaat ebenso wie England eine Gründung der seefahrenden Normannen war. König Wilhelm II. suchte, da seine Ehe mit Johanna kinderlos blieb, seinen Schwiegervater zu bewegen, das Reich zu übernehmen, aber Heinrich wollte es nicht, vermutlich weil er Verwickelungen mit dem Kaiser und dem Papste vermeiden wollte.

Einem Ahnherrn Heinrichs, Fulko dem Guten von Anjou, wurde geweissagt, seine Nachkommen würden einst bis zu den Enden der bekannten Welt ihre Herrschaft ausdehnen. Die Prophezeihung schien erfüllt, als Heinrich in England, sein Vetter Balduin IV. in Jerusalem gebot. Da dieser unglückliche Fürst an der unheilbaren Krankheit des Aussatzes litt, boten Vertreter der morgenländischen Christen 1185 Heinrich die Krone und die Schlüssel zum Grabe des Herrn an, aber er schlug beides unter Hinweis auf die drohende Haltung Frankreichs aus. Man rechnete trotzdem bestimmt auf seinen schon oft versprochenen Kreuzzug. Keiner schien so geeignet wie er, im heiligen Lande Ordnung zu schaffen.

Heinrichs Beziehungen zum Papsttum wurden durch den erbitterten Streit bestimmt, den er mit Thomas Becket, dem Erzbischofe von Canterbury, seinem früheren Kanzler und Vertrauten, in dem sich Charakterzüge des höfischen Weltmannes und des opfermutigen Märtyrers merkwürdig mischten, lange Jahre hindurch führte. Des Königs Ausgangspunkt war ganz richtig. Seit langem empört über die Straflosigkeit, die schwere und gemeine Verbrecher genossen, bloss weil sie Geistliche waren, verlangte er mit gutem Fug, dass ohne Ansehen der Person gerichtet werde, und mag er selbst nicht immer so gehandelt haben — die kräftige Betonung des Grundsatzes, der heute einen Pfeiler der zivilisierten Staaten bildet, wird man ihm immer zur Ehre anrechnen. Er wollte sodann unter anderem die Appellationen nach Rom abgethan wissen: die Curia regis sollte im letzten Rechtszuge entscheiden. Nationale Staatsgewalt und internationale Hierarchie traten einander feindlich gegenüber. In der Hauptsache hatte Heinrich, der das von seinen Vorgängern begonnene Werk fortsetzen wollte, Recht. In Nebensachen, so z. B. finanziellen Anforderungen, die in frühere Zeiten, wo Thomas noch des Königs Geschäfte führte, hinaufreichten, und in der Form liess er sich weit über das Mass des Notwendigen hinaus von seinem aufbrausenden, zur Gewaltthat neigenden Temperamente hinreissen. Die sachlichen Gegensätze wurden immer mehr in den Hintergrund gedrängt. Es brach ein scharfer, vielfach mit kleinlichen Mitteln geführter, persönlicher Kampf zwischen zwei gleich ehrgeizigen und starrsinnigen Männern aus, deren ehemalige Freundschaft in glühenden Hass umschlug. Ein unbedachter Zornesausbruch Heinrichs, die vorschnelle Liebedienerei einiger Höflinge, führten zur Ermordung des Erzbischofs, die überall das allergrösste Grauen hervorrief. Kein schlimmerer Dienst hätte Heinrich erwiesen werden können. Den bösen Eindruck konnte er nie wieder verwischen, und der Tote, der ungewöhnlich rasch heilig gesprochen wurde, ward ihm gefährlicher, als

es der Lebendige je gewesen. Um seine Aussöhnung mit der Kirche zu ermöglichen, musste er schwören, die Gewohnheiten gegen die Freiheit der Geistlichen abzuschaffen, falls solche zu seiner Zeit eingeführt worden seien. Dadurch wurde — und das muss nachdrücklich betont werden — der Kern des englischen Kirchenstreites gar nicht berührt. Heinrich konnte immer noch auf das ältere Recht zurückgreifen. Seine thatsächliche Macht über die Kirche blieb ungeschmälert. Namentlich hing die Ernennung der Bischöfe und Äbte ganz von ihm ab. Mehrere seiner eifrigsten Anhänger, die als solche gebannt worden waren, erhielten Bistümer und wurden vom Papste bestätigt. Auf Beckets Erzstuhl stieg ein königlich gesinnter Mann. Es kam so weit, dass Alexanders III. Nachfolger, Lucius III., recht froh war, als er einmal von Heinrich Geldunterstützung gegen die aufsässigen Bürger von Rom erhielt. Eine gewisse Freiheit wahrte sich Heinrich auch in den Jahren, wo er mit der Kirche in angenehmen Beziehungen lebte. In seinen Landen verfuhr er milde mit den ketzerischen Sekten, gegen die um 1180 sehr scharf vorgegangen wurde, und mit den Juden.

Der Gegenwart wird es schwer, zu verstehen, warum Heinrich während seines heftigen Kampfes mit dem Papsttum nicht mit dem Kaiser einen festen Bund einging, um gemeinsame Massregeln zu ergreifen. Es gab auch thatsächlich Augenblicke, wo er sich ungemein beflissen zeigte, die Gunst Friedrichs I. zu gewinnen. Aber meist that er es nur, um durch das Schreckbild eines englisch-deutschen Bündnisses Ludwig VII. von Frankreich einzuschüchtern. Im Jahre 1165 war es der Kaiser, der durch seinen vertrauten Ratgeber, den Erzbischof Reinald von Köln, um die Hand zweier Töchter Heinrichs für seinen eigenen unmündigen Sohn und Herzog Heinrich den Löwen von Sachsen werben liess. Die Familienverbindung sollte nach des Kaisers Absicht politische Freundschaft zur Folge haben. Auf einem Würzburger Reichstage (Mai 1165) liess Heinrich II. durch seine Gesandten einen feierlichen Eid schwören, er wolle mit seinem ganzen Reiche den kaiserlichen Papst anerkennen und Alexander III., dem er bisher gerade in den Stunden grösster Gefahr die rettende Hand geboten, aufgeben. Aber mochte er selbst auch ernstlich dazu gewillt sein, so bemerkte er doch bald, dass bei dem Widerstreben seiner alexandrinisch gesinnten Geistlichkeit er sich bei weiterem Vorgehen in dieser Richtung nur neue Verlegenheiten im Innern schaffen würde. Er scheute sich daher nicht, die gethanen Schritte einfach abzuleugnen und bald wieder mit Alexander III. Fühlung zu suchen, um durch diesen seinen Feind Becket zur Ruhe zu bringen. Ja, einzelne seiner Handlungen

werden nur dann recht verständlich, wenn man ihm zutraut, dass er sich später gegen den Kaiser wenden wollte, selbst nach dem Besitz Italiens und der Kaiserkrone strebte, wobei er sich eines Vorfahren seiner Gemahlin, des Herzogs Wilhelm V. von Aquitanien, erinnern mochte. Er verhandelte mit den lombardischen Städten und gedachte seinen jüngsten Sohn Johann ohne Land mit Alix von Maurienne zu verheiraten, deren Vater Graf Humbert die Alpenpässe zwischen Italien und Nordwesteuropa vom Grossen St. Bernhard bis zum Col die Tenda beherrschte und seinen ganzen Besitz der Tochter und dem künftigen Schwiegersohne verschrieb. Wäre Alix nicht schon als Kind gestorben, so würde Heinrich vom atlantischen Ozean bis zum Po geboten haben. Durch seinen Bund mit dem Hause Barcelona-Aragon, dem damals die Grafschaft Provence gehörte, verstärkte er seine Stellung, die früh oder spät einen Zusammenstoss mit dem Kaisertum in der Lombardei unvermeidlich gemacht hätte. Wenn auch nichts daraus wurde, so war doch der blosse Versuch ungemein bedeutsam.

Heinrichs Eintreten für Alexander III. ward späterhin glänzend gerechtfertigt, als Friedrich selbst sich zu Venedig (1177) vor jenem demütigte. Der Papst, den der Kaiser verworfen, den die Könige des Westens anerkannt hatten, war schliesslich doch der allein rechtmässige Stellvertreter Christi, und das Ansehen des Kaisertums schien durch diese augenfällige Niederlage stark erschüttert.

Bald hernach bereitete sich die Auseinandersetzung zwischen dem Kaiser und Heinrich dem Löwen in Deutschland vor. Dem Sachsenherzog wurden verräterische Umtriebe mit den Feinden des Reiches zur Last gelegt. Ein vortrefflicher Chronist, der zu dem diplomatischen Briefwechsel des Königs von England Zutritt hatte, erwähnt besonders, dass der Welfe sich mit dem Kaiser von Ostrom zum Schaden des weströmischen Reiches eingelassen habe. Wenn man in Heinrich II. einen Mann sieht, der überall Verbindungen hatte, um ein umfassendes angiovinisches Reich zu gründen, so kann man ohne weiteres annehmen, dass er bei den politischen Bestrebungen seines Schwiegersohnes die Hand mit im Spiele hatte. Beim Sturze Heinrichs des Löwen ist davon die Rede, dass ihm die Schätze Siziliens nichts genützt hätten. Der König von Sizilien war aber wie der Löwe ein Schwiegersohn Heinrichs. Dieser dachte daran, durch die Welfen den Kaiser in Schach zu halten, und vielleicht tauchte in ihm schon der Gedanke auf, das hohenstaufische Kaisertum durch ein welfisches zu ersetzen. Ein welfisches Kaisertum, das seine vornehmste Aufgabe in der Germanisierung und Kolonisierung

des Ostens gesehen hätte, würde die Wege der angiovinisch-normannischen Mittelmeerpolitik kaum gekreuzt haben. Als dann das Strafgericht über den stolzen Herzog hereinbrach, und er der Reichsacht verfiel, da wollte Heinrich ihm in der ersten zornigen Aufwallung mit den Waffen Hilfe bringen. Aber bei ruhiger Überlegung sagte er sich bald, dass der vermutliche Kriegsschauplatz zu weit entfernt sei. Er hoffte wohl eine Zeit lang, Frankreich und Flandern in den Kampf mit Deutschland hineinziehen zu können, während er sich die Leitung des Unternehmens vorbehielte. Aber infolge des weisen Rates des Pfalzgrafen Heinrich von Troyes, eines Mannes, der immer für eine französisch-deutsche Annäherung thätig war, hütete sich Philipp August wohl, für den Anjou die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Der Welfe erlag: er musste am Hofe seines Schwiegervaters Zuflucht suchen. Dieser bemühte sich unablässig, eine Milderung seiner Strafe zu erwirken. Friedrich, der durch Philipp Augusts Kriege mit dem Grafen Philipp von Flandern, einem deutschen Reichsfürsten, verstimmt war und namentlich durch seinen Sohn, Heinrich VI., gegen Frankreich eingenommen wurde, stellte sich mit den Welfen und Anjous wieder freundlicher. Wie es scheint, auf seinen Wunsch, wurde eine neue Familienverbindung geplant, die für Frankreich schimpflich war: Richard Löwenherz, Heinrichs II. Erbe, sollte, obwohl er seit langen Jahren mit einer Schwester Philipp Augusts verlobt war, eine kaiserliche Prinzessin heiraten. Es hatte einmal den Anschein, als bereite sich ein deutsch-englisches Bündnis vor, dessen Spitze sich natürlich gegen Frankreich gerichtet hätte. Aber gar bald zerrannen solche Gedanken wieder. Des Kaisers Tochter starb nach wenigen Monaten, und als er selbst anlässlich des Trierer Wahlstreites mit dem Papste Urban III. in Zwist geriet, stellte sich Heinrich II., den Einflüsterungen des Kölner Erzbischofs folgend, auf die Seite des päpstlich gesinnten Bewerbers Folmar. Philipp August machte sich die Gunst der Lage zu nutze und schloss sich eng an den Kaiser an. Es wurde ein freundliches, noch im 13. Jahrhundert lange nachwirkendes Einvernehmen der beiden Nachbarreiche begründet, dessen nächste Folge war, dass Philipp August, ohne von irgend jemand behelligt zu werden, Heinrich II. besiegen und ihn wie ein gehetztes Wild in den Tod treiben konnte.

Philipp II. August von Frankreich, ein Jüngling, dessen ganzes Dichten und Trachten dahin ging, das Reich Karls des Grossen in seiner alten Herrlichkeit zu erneuern, verwandte seine ungewöhnliche staatsmännische Begabung darauf, der überragenden Stellung Heinrichs ein Ende zu machen, ohne viel darnach zu fragen, dass dieser ihm die

Waffen, mit denen er ihn bekämpfte, selbst geschärft hatte. Der Schüler warf den Meister leicht zu Boden. Am 6. Juli 1189 starb Heinrich II., nur 56 Jahre alt, zu Chinon in der Touraine, von seinen Söhnen verraten und verfolgt, von den Höflingen verlassen.

Damit war das Ende des grossen angiovinischen Reiches, wie er es im Geiste geschaut hatte, herangekommen. Sucht man nach den tieferen Gründen, warum es so rasch zusammenbrach, ohne ernstlichen Widerstand dem kecken Angriff Philipp Augusts erlag, so darf man sich nicht mit der bequemen Erklärung begnügen, die einzelnen Staatengebilde seien von einander zu verschieden gewesen, um eine gemeinsame Regierung zu ertragen. Dieser Umstand wirkte mit, gab aber nicht den Ausschlag. Denn nur 15 Jahre nach Heinrichs Tode kamen die Normandie, Anjou, Maine, Auvergne und Teile von Guyenne an Frankreich, das ihnen bis dahin auch sehr fern stand, ohne dass daraus besondere Schwierigkeiten entstanden wären. Das Verhängnis entsprang aus den inneren Zwistigkeiten der Plantagenets, die wieder mit der Ermordung Thomas Beckets zusammenhingen. Heinrichs Söhnen fehlte jedes Verständnis für die dem Gesamtwohl dienende Unterordnung. Nach übler Ritterart dachte jeder nur an sich, liess sich von seinen unbändigen, wilden Trieben beherrschen. Gehorchen wollte keiner. Nie drohte Heinrich grössere Gefahr, als wenn sich seine Söhne erhoben. Und doch liebte er sie über alles. Es wäre besser gewesen, wenn er sich auch ihnen gegenüber hart gezeigt hätte. In frevelhaftem Übermut zerstörten sie das Werk des Vaters: unmittelbar, indem sie fortwährend gegen ihn und unter sich kämpften, die Machtmittel des Reiches unnütz verbrauchten; mittelbar, indem sie dadurch den Zeitgenossen als fluchbeladenes Geschlecht erschienen, dem Gottes Strafgericht drohe. „Vom Teufel kommen wir und zum Teufel gehen wir," sagte Richard Löwenherz selbst einmal. Die Unverträglichkeit der Brüder, dieser „Löwenbrut," wurde als Rache des Himmels für Beckets Tod angesehen. Nicht wegen der Verbrechen, die sie wirklich begingen, sondern wegen der Verbrechen, die man ihnen zutraute, verscherzten die Anjous die Gunst weiter Kreise, namentlich der streng kirchlich Gesinnten, die voller Begeisterung auf den König von Frankreich als den gottbegnadeten Fürsten schauten, ohne daran zu denken, dass er der furchtbarste Feind ihres Reiches war. Nationale Neigungen und Abneigungen traten vor den dynastischen zurück.

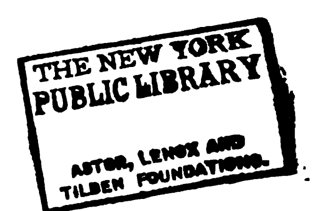
Das Geheimnis seiner Pläne nahm Heinrich II. mit sich ins Grab. Niemand vermöchte mit Sicherheit zu sagen, wie er sein weites Reich im Frieden weiter regiert oder durch Eroberungen erweitert hätte, wären

ihm längeres Leben und Glück beschieden gewesen. Unmöglich war es jedenfalls, England einerseits, die festländischen Besitzungen andererseits auf eine und dieselbe Art zu regieren. Das beabsichtigte er auch nicht, wie man annehmen darf. Er zog die Kreise seiner Politik um zwei Mittelpunkte, London und Angers. Aus England gedachte er einen nationalen, unabhängigen Staat mit der Oberhoheit über Wallis, Schottland und Irland zu machen, ihn nicht als blosses Anhängsel des angiovinischen Reiches zu betrachten. Ebenso wenig sollte aber auch dieses Zubehör der englischen Krone werden. Freilich, überaus schwierig wäre es gewesen, ein solches Nebeneinander unruhiger Volkskräfte, das man etwa mit dem heutigen Österreich vergleichen möchte, dauernd aufrecht zu erhalten. Aber Heinrich mag der Zukunft vertraut haben, wie seine Väter an den Stern des Hauses Anjou glaubten.

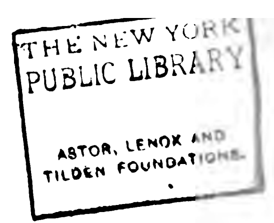
Die unvergängliche Bedeutung, die das heutige England der Regierung Heinrichs von Anjou zuschreibt, ist bekannt genug. Man sieht in ihm einen der Männer, die zur Befestigung der nationalen Monarchie mit das meiste beigetragen haben und weist ihm neben Wilhelm dem Eroberer und Edward I. einen Platz an. Von seinem angiovinischen Reiche lässt die Karte des modernen Europa keine Spur mehr erkennen. Aber man dürfte nicht sagen, er sei einem haltlosen Luftgebilde nachgejagt. Was er erstrebte, war nicht unerreichbar, wie sich deutlich über 200 Jahre später zeigte, als 1420 im Vertrage von Troyes Heinrich V. von England als Regent und Erbe von Frankreich anerkannt wurde. Im 15. Jahrhundert handelte es sich darum, ob Frankreich von Paris oder von London aus regiert werden sollte, und schon war, wie das Auftreten der Jungfrau von Orléans zeigt, der nationale Gedanke im französischen Volke lebendig. Im 12. Jahrhundert war die Frage vornehmlich dynastisch. Der Anjou war kein schlechterer Franzose als der Kapetinger. So lange aber Heinrich Aussicht hatte, ganz Frankreich seinen Zwecken dienstbar zu machen, so lange schien bei seinen fast unerschöpflichen finanziellen Hilfsmitteln, seinen Familienbeziehungen, seinen hervorragenden Beamten und Diplomaten die Gründung eines allgemeinen Reiches von Westeuropa aus nicht undenkbar. Er hätte damit weiter zurückreichende, aber noch rege Überlieferungen wieder erweckt, namentlich normannische. Die Ziele, die er sich steckte, erwiesen sich als zu hoch für ihn, aber indem er ihnen nacheilte, hob er die staatlichen Machtmittel auf eine bis dahin unbekannte Höhe. Sein Zeitgenosse, Friedrich I., der Rotbart, schloss die Epoche des Kaisertums ab, Heinrich II. leitete die Epoche der nationalen Monarchien ein. Seine Ver-

waltung und Gesetzgebung, sein Heer-, Finanz- und Kirchenwesen zeigen schon deutlich moderne Züge. Erst von ihm ab kann man von europäischer Politik und Diplomatie reden. Er passt nicht mehr in die Schablone des mittelalterlichen Menschen und Königs. Eher ist er einem Friedrich II. von Deutschland, einem Philipp dem Schönen von Frankreich, den Tyrannen der Renaissance an die Seite zu stellen.

Gerade in diesen Tagen, wo die Fäden der englischen Politik über den Erdball laufen, wo die fast erloschene Feindschaft zwischen England und Frankreich wieder aufzulodern beginnt, hat man besonderen Anlass, die Pläne eines Fürsten in Erinnerung zu bringen, unter dem England, wenn auch als Teil des angiovinischen Reiches, zum ersten Male achtunggebietend in die Geschicke der Welt eingriff.



Univ.-Buchdruckerei v. J. Hörning in Heidelberg



NEUE

HEIDELBERGER JAHRBÜCHER

HERAUSGEGEBEN

VOM

HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN VEREINE

ZU

HEIDELBERG

JAHRGANG IX ✓

HEIDELBERG
VERLAG VON G. KOESTER
1899

INHALT.

Seite

Paul Hensel, Englische Zustände zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts . 1

Fritz Schöll, Aus neuerworbenen Korrespondenzen der Heidelberger Universitätsbibliothek 17

Walther Arnsperger, Einfluss der kirchlichen Unionsversuche des 13., 14. und 15. Jahrhunderts auf die philosophische Renaissance des Abendlandes 73

Moritz Cantor, Niclaus Koppernikus 90

F. v. Duhn, Fundumstände und Fundort der ältesten lateinischen Steininschrift am Forum Romanum 107

Karl Vossler, Die Lyrik des Angelo Poliziano 121

A. v. Domaszewski, Die Principia des römischen Lagers 141

Albert Krieger, Eine kaiserliche Brautwerbung in Kopenhagen 1697 . . 164

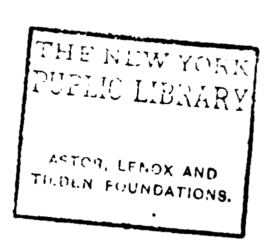
F. Ed. Schneegans, Batisto Bonnet. Ein provenzalischer Bauer u. Schriftsteller 182

Karl Wild, Leibniz als Politiker und Erzieher nach seinen Briefen an Boineburg 201

Moritz Cantor, Carl Friedrich Gauss 234

Karl Schumacher, Die Handels- und Kulturbeziehungen Südwestdeutschlands in der vorrömischen Metallzeit 256

Karl Held, Die Legende von Erzbischof Udo von Magdeburg (Nachtrag) . 273



Englische soziale Zustände zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

Von

Paul Hensel.

Wer sich über die englischen sozialen Verhältnisse zur Zeit der Restauration der Stuarts orientieren will, muss zu einer sehr wenig erfreulichen Klasse von Schriftstellern greifen, zu den Lustspieldichtern der Restauration, Wycherley, Congreve, Farquhar, Vanbrugh, wie sie Leigh Hunt gesammelt hat. In ihren Stücken finden wir den ganzen Jubel, den ganzen Geist einer Zeit wieder, die lange in allzu enge moralische Zucht genommen, nun aber geneigt ist, mit den Lehrmeistern auch die Lehren zu vergessen, die entschlossen ist, sich des Lebens zu freuen und wenig danach frägt, durch welche Mittel dieser Zweck erreicht wird. Eine tolle und übermütige Stimmung tönt uns aus diesen Komödien entgegen; mit dem langen Aufenthalt in Frankreich hatten die Stuarts und ihre Umgebung ein gutes Stück der französischen freieren Anschauung des Lebens mit nach England gebracht, leider nicht immer auch die freie Grazie, welche französische Glücksritter selbst vom Schlage des Chevalier de Grammont nie verliess und sie davor bewahrte, ganz schlecht und gemein zu werden, wie es bei ihren englischen Nachahmern leider nur zu häufig der Fall war. Dass sich ein volles Mass des Hohnes über die unterlegenen Gegner, die Puritaner und Independenten ergoss, wird man nur erklärlich finden, aber es giebt schlechthin keine bürgerliche Lebensanschauung, kein sittliches Urteil, das nicht als Vorurteil oder Heuchelei dargestellt und lächerlich gemacht würde. Der ehrsame Bürger in der City, der Gutsherr, der in die Stadt kommt, werden von den eleganten und sittenlosen Herren aus der guten Gesellschaft und vom Hofe geprellt, in ihrer Hausehre gekränkt, dem öffentlichen Gelächter preisgegeben. Es muss indessen nicht geglaubt werden, dass die Mehrheit der Nation, oder auch nur der Stadt London auf der Seite

dieser witzigen Köpfe stand. Sicher fühlten Viele instinktiv, dass diese Art von Lebensanschauung für sie selbst, ihre Frauen und Kinder das Gegenteil dessen sei, was sie erstrebten, aber es war schwer gegen die Missbräuche der Bühne aufzutreten, ohne in den Ruf eines sauertöpfischen Rundkopfes zu kommen und als solcher vielleicht in höchst fragwürdiger Gestalt auf die Bühne geschleppt zu werden, ohne sie dadurch besser und sittlicher zu machen. Unmittelbar vor dem Anbruch des achtzehnten Jahrhunderts fand sich der Mann, der den Mut hatte, das zu sagen, was so viele fühlten, es war Jeremias Collier. Er brauchte nicht zu fürchten, als Rundkopf zu erscheinen. Als fanatischer Anhänger der vertriebenen Stuarts bekannt, ein Hochtory reinsten Wassers, tadellos in seinem Lebenswandel, strenge in seinen Prinzipien, voll abstruser Gelehrsamkeit, war er in mancher Hinsicht eine Person, die auf der Bühne sich gut gemacht haben würde, aber instinktiv fühlten seine Gegner, dass diesem Mann auf diese Weise nicht beizukommen sei. Ihre litterarische Polemik aber war in höchstem Grade unglücklich; sie lief im wesentlichen auf eine Bitte um Nachsicht, eine Beschönigung ihrer eigenen Arbeiten hinaus, die mit der Wahrheit in schwer zu vereinigendem Gegensatz steht. Dryden bekannte unumwunden, dass er geschlagen sei und Congreve war nicht der Mann, einem so furchtbaren Gegner zu antworten. Damit aber war die Zeit der Restaurationsschule vorbei, 1700 wird das beste Lustspiel Congreves „So geht es in der Welt" aufgeführt und vom Publikum einfach abgelehnt.

Eine Wiederkehr der puritanischen Sittenstrenge war nicht zu befürchten. Es war und blieb ein weltliches Geschlecht, das viel mehr darauf sah, in der Welt fortzukommen als den Weg zum Heil zu suchen. Aber es waren inzwischen Männer aufgetreten, die nicht in den Traditionen der Restauration lebten, die in der nüchternen Luft, die mit Wilhelm von Oranien in das Land kam, atmen gelernt hatten. Ihnen war es nicht mehr Axiom, dass die Religion lediglich als Zielscheibe des Witzes zu gelten habe, dass das einzige Muster freier Lebensart die Gesellschaft von Whitehall sei, dass jede Sittlichkeit als ein Rest abergläubischer Vorurteile angesehen werden müsse. Sie waren gläubige Christen, aber standen durchaus in der Welt, ihr Witz richtete sich nicht gegen die Religion, sondern gegen ihre Verächter, nicht gegen den ruhigen arbeitsamen Bürger, sondern sehr viel mehr gegen die vornehmen Müssiggänger, die sich unglaublich erhaben über ihre bescheidenen Mitbürger fühlten; es war der gesunde Menschenverstand des Engländers, der sie lenkte und den Ton ihrer Schriften bestimmte und

sie fanden daher auch ein anderes Organ, um ihre Meinungen zu vertreten, als es die von vielen ihrer Mitbürger gemiedene Bühne war; an Stelle des Lustspiels tritt die Wochenschrift, als ihre Vertreter können wir Addison und Steele ansehen. Es würde zu weit führen, die Entwicklung des englischen Romans aus diesen Unternehmungen des Spectator, Tatler, Guardian, und wie sie heissen mögen, zu skizzieren. Genug, dass es eigentlich schon Romane sind, in sofern, als die einzelnen Nummern nicht planlos aneinander gereiht sind, sondern irgend welche Charakteristik eines Mannes oder einer Gesellschaft von Männern wird gezeichnet und die Fiktion gemacht, dass die einzelnen Blätter die Aeusserungen und Schicksale dieser Männer uns geben sollen. Ganz dasselbe also wie die Fiktion, die Dickens' Pickwick Papers zu Grunde lag und die er in Master Humphreys Clock wieder zu beleben versucht hat. Vielleicht gelingt es, mit Hülfe von Addison und Steele, und indem wir Hülfstruppen hinzuziehen, wie die spätern Romanschriftsteller, Sterne vor allem, aber auch Fielding, Smollet und Richardson uns ein Bild zu entwerfen, wie es in London vor ungefähr 180 Jahren aussah. Manche Scenen werden uns vertraut sein, wie die Bilder Hogarth's, und wir werden darin die Gewähr ihrer Richtigkeit haben. Unentbehrlich, aber mit Vorsicht zu behandeln sind die Schriften des grössten Satyrikers, der je gelebt hat, Swift; wir fühlen die groteske Uebertreibung seiner „Anweisung für Dienstboten“ und seiner „feinen Unterhaltung“, aber wir können häufig nicht mehr die nötige Korrektur anbringen, die uns den Kern der Wahrheit, die darin enthalten ist, enthüllen würde. Ohne Vorbehalt ist er nur in seinem intimen Briefwechsel mit Stella zu verwenden, er ist das wertvollste Ueberbleibsel aus dieser Zeit, aus ihm lernen wir nicht nur das Alltagleben dieser vergangenen Tage, die feinsten politischen Intriguen beider Parteien um die Gunst der Königin kennen, sondern, was fast noch wichtiger ist, wir gewinnen einen Einblick in die Seele des Giganten, der sie schrieb. Hier liegt sie offen da, die er sonst mit dem dreifachen Panzer der Satire, der Menschenverachtung und der Selbstverachtung zu umhüllen liebte.

Was uns zunächst in diesem Alltagsleben auffällt, ist die Abwesenheit des Hauptelements unseres Lebens, der Arbeit. Es ist nicht mehr so schlimm wie in der etwas früheren Zeit, die uns das Tagebuch von Pepys schildert, der doch einer der fleissigsten und tüchtigsten Beamten der Admiralität war. Wenn wir sehen, wie Tag für Tag, mitunter Wochen hindurch, Kopfschmerzen als Erinnerung an den vorigen Abend des Morgens sich einstellen, durch ein kopiöses Frühstück vertrieben

werden, dann der Weg auf das Büreau kommt, wo sich alsbald ein Freund einfindet, mit ihm nach Hause, mehrere neue Lieder auf der Flöte eingeübt, Mittags im Gasthaus, Nachmittags zwei oder drei Flaschen, dann Besuche, Abends vielleicht das Theater mit darauf folgendem Abendessen und reichlichen Libationen und dann nach Hause und sogleich zu Bett, um nicht bei der häuslichen Abendandacht den Dientstboten zu verraten, dass ihr Herr seiner Stimme nicht mehr ganz mächtig ist. — Wenn dies Tag für Tag so weiter geht, so fragen wir uns mit Erstaunen, wer denn eigentlich damals auf dem Bureau arbeitete, wie mindestens die dringenden Sachen erledigt wurden. Gearbeitet wurde ja: Addison fand neben seinen eigenen klassischen Studien, neben seiner amtlichen Thätigkeit die Zeit, Tag für Tag seinen Spectator zu schreiben, der in seiner einfachen Gefälligkeit, seinem feinen Witz, seiner urbanen niemals rohen Satire das Entzücken der ganzen Stadt bildete. Die Arbeitslast, die Swift in den Jahren seines Londoner Aufenthalts bewältigte, ist wahrhaft erstaunlich, und doch, nehmen wir sein Journal an Stella, so wissen wir kaum, in welche Lücke zwischen zwei Besuchen wir die dafür nötige Arbeitszeit unterbringen sollen. Von Steele will ich gar nicht reden; das Leben mit seinen alten Regimentskameraden, seine Besuche in der Oper, der Komödie, ja mitunter der Arena des Hahnenkampfes und nachfolgender Gelage brachten ihn häufig in die Lage, seinen immer bereiten Freund Addison um einen Tatler zu bitten, den zu schreiben er sich augenblicklich unfähig fühlte. Und immer war Addison bereit und Dick Steele lohnte ihn mit treuer Anhänglichkeit und Bewunderung für seinen Freund, den „grossen Dichter und Gelehrten". Was uns, die wir heute genugsam über die verheerenden Wirkungen des Alkohols unterrichtet sind, noch mehr erstaunen muss, ist die Thatsache, dass diese feinen Essays, diese scharfen politischen Kampfschriften, ja die Quartos schwerer theologischer Polemik notwendigerweise unter dem Einfluss des Alkohols geschrieben worden sind. Alle Welt trank damals und zwar mit Vorliebe schwere Weine. Der Burgunder wurde dem leichten Rotwein vorgezogen. Dem Burgunder erstanden bereits in Portwein und Xeres gefährliche Konkurrenten. Die Bestimmung, dass Kriegsgerichte nur am Vormittag sitzen dürften, war durchaus weise, aber nach dem, was wir von den Vormittagen der damaligen Zeit wissen, vielleicht noch etwas zu sanguinisch. Auch thut man wohl, diese Gewohnheit nicht nur auf die Männer zu beschränken. Ganz abgesehen davon, dass beim Mittagessen die Damen den schweren Weinen sich durchaus nicht entzogen, so verlief auch der übrige Tag

nicht ohne die Anwendung unterschiedlicher feiner Liköre. Es ist darauf aufmerksam gemacht worden, dass gerade um diese Zeit der Thee anfängt, wenigstens in den oberen Kreisen der Gesellschaft gebräuchliches Getränk zu werden, aber man hat durchaus fälschlich den Schluss gezogen, dass damit sogleich eine Abnahme an andern Getränken gegeben ist. Mistress Millamont behält sich für ihre zukünftige Ehe „die alleinige Herrschaft über ihren Theetisch" vor, ihr Liebhaber willigte ein, aber mit dem Vorbehalt, „dass keine fremden Hülfstruppen zugezogen werden, wie Orangen, Anis, Cordemom, Citronen und sonstige Liköre mit Rataffia und dem nicht genug zu lobenden Rotwein". Als Hauptgetränk aber tritt uns das Bier entgegen. Wenn wir für eine Familie, deren Ausgabebuch wir besitzen, sämtliche weibliche Personen mit einbegriffen, vier Liter den Tag an Dünnbier herausrechnen können, wenn wir berücksichtigen, dass Kaffee und Thee zum Frühstück unbekannt waren, und dass ihre Stelle gleichfalls von Dünnbier eingenommen wurde, so sehen wir, dass in allen Klassen des englischen Volkes das Bier als Lebensnotwendigkeit galt. Und neben dem Dünnbier wurden die stärkern Sorten, starkes Bier und Porter nicht vernachlässigt. Die Steuer auf Malz war eine Haupteinnahmequelle des Staates, und die damalige Philantropie freute sich der Liebe des Volkes zum Nationalgetränk als des sichersten Mittels den Branntweingenuss einzuschränken. In Hogarth's „Biergasse" und „Branntweingasse" ist dieser Kontrast aufs stärkste betont. In der Biergasse schäumende Krüge mit mächtigen Stücken Rindfleisches, Arbeiter, deren Muskeln von dieser gesunden Nahrung Zeugnis ablegen, gut gehaltene Häuser, das einzige verfallene gehört einem Pfandleiher. In der Branntweingasse elende halbidiote Gestalten, nur der Pfandleiher hat ein blühendes Geschäft. Es ist essentiell eine Gesellschaft von Männern, in der wir uns bewegen. Ihre Zusammenkünfte finden an öffentlichen Orten statt, die den Frauen verschlossen waren. Die königliche Börse, Cheapside, die engen Strassen der City ertönten nicht nur von dem Geschrei unzähliger Verkäufer, dem eiligen Schritt der Kommis und dem würdigern ihrer Brodherrn, sondern dort trafen alle die zusammen, die die letzte Post aus Flandern mit dem neuesten Siege Marlbourough's oder das Eintreffen der langerwarteten indischen Flotte möglichst früh erfahren wollten, und wer wollte das damals nicht? Die Zeitungen, die heute an jedem Morgen auf jede beliebige Frage Antwort geben, waren zwar schon vorhanden, aber äusserst ärmlich und unzuverlässig im Inhalt, dabei an beständigem Stoffmangel leidend. Kam es doch so weit, dass in einer etwas früheren Zeit ein Redakteur den

leerbleibenden Raum durch allmählichen Abdruck der Bibel füllen musste. Für London wurde diese Lücke, wie Macaulay richtig bemerkt, durch die Kaffeehäuser zum grossen Teil ausgefüllt. Jeder Gentleman hatte damals sein bestimmtes Kaffeehaus, wo er Besuche annahm, seine Briefe vorfand, zu bestimmten Stunden zu treffen war. Diese Habitues hatten ihre bestimmten Plätze — wehe dem, der sich auf den Stuhl Dryden's gesetzt hätte. Will's Kaffeehaus, wo dieser Stuhl stand, war lange das hervorragendste litterarische Kaffeehaus in London. Wenn Swift in sein Kaffeehaus kam, so dominierte er das Gespräch. Alles lauschte ihm, und er erwartete es nicht anders. Er konnte es um so mehr, als er sicher war, nur Gesinnungsgenossen anzutreffen. Denn es gab toryistische und whigistische Kaffeehäuser, solche für Katholiken, Juden und Dissenters. Fremde Ankömmlinge, die nicht eingeführt waren, wurden systematisch angestarrt, gestossen, bedrängt, bis sie die gewohnte Gesellschaft ihren gewohnten Gesprächen überliessen. Es ist dies der Uebergang des Kaffeehauses zum Klub. Hier war ein noch engererer Zusammenschluss möglich, und so finden wir, dass es die Klubs gewesen sind, die allmählich an die Stelle der Kaffeehäuser treten. Wir müssen hierbei nicht an die Paläste denken, aus denen jetzt fast ganz Pall Mall besteht, sondern meistens kamen die Mitglieder der Klubs an einem bestimmten Tage in einem bestimmten Gasthofe zu einem Mittagessen zusammen, und strenge Klubgesetze sorgten für regelmässiges Kommen. Swift schloss ein angesehenes Mitglied seiner Gesellschaft ohne Gnade aus, weil es zweimal ohne Entschuldigung gefehlt hatte. Nach dem Essen erschien dann die unvermeidliche Punschbowle, die langen Tonpfeifen wurden gebracht. Denn wie alle Welt trank, so rauchte und schnupfte alle Welt. Es liesse sich aus dieser Geschichte des Tabaks in England ein merkwürdiges Kapitel machen. In dieser Zeit ist es selbstverständlich, dass geraucht wird, später, es hängt dies mit dem zunehmenden weiblichen Einfluss auf die Geselligkeit zusammen, verfällt das Rauchen in gesellschaftliche Acht und Aberacht, im Hause darf überhaupt nicht mehr geraucht werden, der Junggeselle, wenn er heiratet, verschenkt seine Cigarrenkisten an seine Freunde. Allmählich kommt — wahrscheinlich unter deutschem Einfluss — das Rauchen wieder auf, und heute hat der Tabak seine frühere Stellung wieder erobert. Es kann nicht gesagt werden, dass bei dem geselligen Verkehr beider Geschlechter wesentlich günstige Resultate zu konstatieren sind. Eher das Gegenteil ist der Fall. Wenn wir den Berichten, die der Stutzer Will Honeycomb aus dem Spectatorklub über seine gesellschaftlichen Erfahrungen giebt, trauen können,

so waren die damaligen Frauen weit davon entfernt, die gesellschaftliche Stellung einzunehmen, belebend und anregend nach allen Seiten auf sie einzuwirken, wie dies heute ihr schönes Amt ist. Addison giebt den Katalog der Bücher, die er bei einer hochgebildeten Dame findet, und wir sind erstaunt, darin philosophische Werke und theologische Controversen zu finden. Aber Addison selber ist es nicht minder, und beeilt sich, hinzuzufügen, dass die grössere Anzahl dieser Werke wohl nur angeschafft sei, weil die Dame sie loben gehört habe, und dass man kaum annehmen könne, dass sie nach der Anschaffung auch gelesen worden seien. Was gelesen wird, sind Theaterstücke, Romane (wohl meistenteils höchst romantischen Inhalts, etwas später natürlich der allgemein verehrte Richardson), mitunter wohl auch ein theologisches Erbauungsbuch und eben die moralischen Wochenschriften. Damit dürfte die Liste wohl ziemlich erschöpft sein, und ob eine Kritik, wie sie Addison an einer ganzen Reihe von Nummern des Spectator Milton widmete, nicht sehr erheblich das Niveau seiner Leserinnen unter sich liess und ihnen bittere Enttäuschung verursacht, möchte aus einer halb apologetischen Bemerkung des Spectator fast geschlossen werden können. Allerdings musste jede feine Dame darauf gefasst sein, am Vormittag (man fing in feineren Kreisen damals schon an, um drei Uhr zu Mittag zu essen), Besuche nicht nur von Freundinnen, sondern auch von der eleganten Männerwelt, den Stutzern und Schöngeistern der Stadt zu empfangen. Aber die dabei geführten Unterhaltungen, sofern sie nicht den allezeit beliebten Klatsch betrafen, bewegten sich überwiegend auf dem Gebiete der Galanterie und der witzigen Rede und Gegenrede, irgend welche gründlichen Unterhaltungen über ernstere Gegenstände waren nicht nur ungewöhnlich, sondern wurden direkt als pedantisch verpönt. Am Abend aber gab das Spiel die Form des geselligen Verkehrs. Es ist von sehr komischer Wirkung, wenn bei Swift die Gesellschaft, die vorher sich an inhaltslosem Wortgefecht ergötzt hat, plötzlich stumm wird, so wie sie sich an die Kartentische setzt, und die lakonische Bemerkung „sie spielen Quadrille bis drei Uhr morgens“ den genussreichen Abend beschliesst.

Es ist selbstverständlich, dass dies nicht ein Bild der Frauen und der Geselligkeit überhaupt ist, sondern nur des Teils derselben, der am meisten in den uns vorliegenden Berichten erscheint, wir brauchen nur die schöne Nummer des Tatler zu lesen, in der Steele seinen Besuch bei einem Jugendfreund schildert, um uns zu überzeugen, dass es auch damals treue tiefe Neigung, ein inniges Zusammenleben der Ehegatten,

gemeinsame Freuden und gemeinsam ertragenes Leid gab, die damals wie heute, die Herzen unauflöslich zusammenketteten.

Diese bürgerliche Welt Londons tritt uns doch auch mitunter entgegen. Addison ist stolz auf seine Mitbürger, die die Bank von England gegründet, deren Unterschrift auf einem Stück wertlosen Papiers diesem goldenen Wert in allen Kontoren der Welt gab; und wenn sein schalkhafter Humor uns in dem Journal des vom Geschäft zurückgetretenen Kaufmanns ein wahres Meisterwerk in der Schilderung eines geistesarmen Spiessbürgers geliefert hat, so wusste er immer, wem sein geliebtes London seine Grösse und Blüte verdankte. Diese Männer ehrlicher Arbeit, die das von Feuer und Pest halbverödete London wie ein Phönix aus der Asche hatten erstehen lassen, die als die Kerntruppen seiner geliebten Whigpartei dastanden, die wieder und immer wieder trotz schwerer Schädigung ihres Handels durch französische Freibeuter mit Herz und Börse ihrem König Wilhelm und dem grossen Herzog von Marlborough zur Seite standen, sie bildeten die feste Stütze der protestantischen Erbfolge, der Freiheiten Englands.

Diesen eigentümlichen Charakter verdankte die City vielleicht am meisten der starken Beimischung des englischen Disentertums, die sie in ihren Mauern zeigte. Nicht mehr stark genug die Regierung des Landes an sich zu reissen, war dieses Element durchaus in der Lage, einen bestimmenden Einfluss auf die politische Haltung der Stadt auszuüben. In den Gilden und den grossen Kompanieen in der Stadtverwaltung war dies Element stark vertreten und mancher Sektirer, dem der Eintritt zum Parlament verschlossen war, übte von seinem Komptoir aus einen minder merklichen aber nicht weniger weitreichenden Einfluss auf die Regierung aus, als es die Stimmen von zehn Unterhausmitgliedern zu thun vermocht hätten. Diese protestantischen Gemeinden in der City vermochten es aber auch, für Geistliche ihrer Konfession zu sorgen, die durchaus bewandert in den Grundsätzen ihrer Sekte, gute Redner und tüchtige Gelehrte, durchaus geeignet waren, dem anglikanischen Geistlichen der City eine gefährliche Konkurrenz zu machen und dies hatte wieder zur Folge, dass die guten Pfründen der City mit den tüchtigsten Geistlichen der anglikanischen Kirche besetzt wurden. Wen nicht ein besonderer Hang zum gelehrten Leben in Oxford und Cambridge zurückhielt, suchte nach London zu kommen, und dort fanden sich die besten Kanzelredner, die hervorragendsten Theologen, über die die anglikanische Kirche verfügte. Die Kirchen der City, die heut so vergessen und verödet sind, deren Gemeinden heut etliche Portiers der umliegenden Warenhäuser

bilden, füllten sich an jedem Sonntag mit der elegantesten Gesellschaft, den behäbigsten Bürgern, und eifrig wurden die Predigten der Geistlichen miteinander verglichen, gegeneinander abgewogen. Und wenn es auch mitunter vorkam, dass der intolerante Eifer eines Geistlichen der Hochkirche sich Angriffe auf die Glaubenssätze der Besucher der benachbarten Kapelle nicht versagen konnte, oder dass ein puritanischer Pediger sich genötigt sah, gegen die päpstlichen Abominationen in den Gebräuchen der anglikanischen Kirche zu donnern, so war dies doch die Ausnahme. In der Regel fanden sich die verschiedenen Konfessionen in einem Geist der Duldsamkeit zusammen, der weit von den wilden theologisch-politischen Kämpfen des vorigen Jahrhunderts sich unterschied. Der Geist des Protestantismus war bei beiden lebendig, die Weite des Blicks, die in der grossen Handelsstadt natürlich war, hinderte sie, auf die kleineren Unterscheidungslehren allzu grosses Gewicht zu legen und vor allem waren es die Ereignisse in den Niederlanden, wo der Krieg gegen Ludwig XIV zugleich als Krieg gegen den Katholizismus und die Stuarts erscheinen konnte, der die Augen immer wieder auf den gemeinsamen Feind lenkte, der Kirche wie Sekte in gleicher Weise bedrohte. Der Seehandel ist überhaupt das bestimmende Element für den londoner Bürger. Die übrigen Städte, mit Ausnahme vielleicht von Bristol, waren Mittelpunkte des sie umgebenden Landes, der Londoner richtet seine Blicke auf das Meer, dorther kamen seine Reichtümer, dorthin gingen die jungen Leute aus den Kontoren. Schon die Existenz der Stadt selber war auf das Wasser angewiesen. Bei den damaligen Transportverhältnissen konnte eine so grosse Stadt gar nicht ohne Zufuhr zu Wasser bestehen, da auf dem Landweg die Kosten des Transports sehr bald den Wert der Waare und den Preis des Getreides ins Unerschwingliche gesteigert haben würden. Wir können London als eine Insel in der grösseren Insel England betrachten. Es wird häufig erzählt, dass es in London Menschen gab, die in den Häusern, welche damals Londonbridge verengten, geboren wurden, ein langes Leben lebten und starben, ohne jemals die Brücke verlassen zu haben. Ich weiss nicht, ob diese Angabe auf Wahrheit beruht, es scheint mir aber, dass viele Londoner der damaligen Zeit nie über London herausgekommen sind. Es gab eingefleischte Londoner, Cockneys, denen alles das, was uns den Aufenthalt in dem damaligen London unerträglich machen würde, die engen Strassen mit ihrem betäubenden Lärm, das Knarren der unzähligen Hauszeichen, die verdorbene Luft, die aus dem Unrat auf den Strassen, dem Qualm der Schornsteine, den verschiedenen Gewerben, sich bald wieder ersetzte,

wenn ein Sturm sie wieder einmal reingefegt hatte, nicht missen mochten. Alles dies bildete das Lebenselement des richtigen Cockneys, ohne das für ihn ein Glück nicht möglich war. Mit verschwindenden Ausnahmen blieben auch die reichen Bürger in der Stadt, ohne daran zu denken, eine geräumigere Wohnung in reinerer Luft aufzusuchen. Auf den ersten Blick erscheint es als ein Widerspruch dagegen, dass gerade um diese Zeit Eilkutschen eingeführt wurden, die Wirtshäuser an den Poststrassen, von Altersher durch gute Unterkunft und Behaglichkeit sich vor denen des Kontinents auszeichneten, dass die Postanstalten durch Güte und Anzahl der Pferde berühmt waren. Man muss aber berücksichtigen, dass wenn London nicht des Landes bedurfte, viele Landbewohner zu bestimmten Zeiten nach London reisen mussten. Wer Hofgunst brauchte, wer bei den höchsten Gerichtshöfen einen Prozess hatte, wer Mitglied des Ober- oder Unterhauses war, wer seinem Vergnügen leben wollte, wer neue Waaren einkaufen wollte, musste sich zur Reise nach London entschliessen und wählte dazu die Zeit, wo die Wege trocken waren und weniger Gefahr von grundlosen Strassen, umgeworfenen Wagen und schneidender Kälte zu befürchten war. Es ist ein merkwürdiges Beispiel für die Stabilität englischer sozialer Einrichtungen, dass bis auf den heutigen Tag die Londoner Saison in der Zeit stattfindet, in der man es heute vorziehen würde, auf dem Lande zu sein, in der man aber in früheren Zeiten am leichtesten die Stadt erreichen konnte. Ein Uebelstand freilich war in jeder Jahreszeit mit dem Reisen verknüpft. Die Gefahr, durch Räuber angehalten und seiner Barschaft beraubt zu werden, drohte nicht nur dem einzelnen Reisenden, sondern auch ganze Karavanen wurden häufig durch organisierte Reitertrupps angehalten und geplündert, und die Figur des Strassenräubers, die wir aus „the Beggar's Opera“ von Gay kennen, war lange durchaus populär und nicht ohne ein gewisses romantisches Interesse.

Kam aber der Provinziale nach London, so fühlte er sich in eine andere Welt versetzt und wurde von den Eingeborenen behandelt, wie ein Ankömmling aus einer anderen und niedrigeren Welt. Seine umständliche Höflichkeit, sein übertriebenes Selbstgefühl, die Naivität seiner Ansichten, die Neigung, sich beleidigt zu fühlen, alles das musste zu dauernden Attentaten auf diese schwachen Seiten unwiderstehlich reizen. Es ist interessant, dass Addison in seiner früheren Zeit, wo er an Steele's Tatler mitarbeitete, dieser Versuchung nicht widerstehen konnte. Der Besuch von Sir Harry Quickset im 86sten Tatler zeigt uns lediglich diese lächerlichen Seiten des Landbewohners. Und doch ist dieser Tatler

der Keim, aus dem sich später die unvergängliche Gestalt Sir Roger de Coverley's entwickeln sollte. Es ist merkwürdig, wie auch in dieser Gestalt jeder einzelne dieser kleinen lächerlichen Züge wiederkehrt, und doch, eine wieviel tiefere Einsicht in das Seelenleben des guten Edelmanns versöhnt uns mit allen diesen kleinen Wunderlichkeiten, ja macht sie uns selber liebenswert! Eine herzliche Achtung vor der einfachen Herzensgüte des Mannes erfüllt uns, und sein Wert als Mensch hebt ihn hoch über die eleganten Londoner, die über seine unschuldigen und etwas pompösen Bemerkungen in Westminster Hall und im Theater lächeln. Aber um ihn vollständig zu verstehen, müssen wir den Spectator bei seinem Besuch auf das Landgut Sir Roger's begleiten. Dort fühlt er sich nicht als Fremder, sondern als Herr auf eignem Boden, geliebt von seinen Dienern, verehrt von der ganzen Nachbarschaft, als Orakel angestaunt von seinen Pächtern, ein Friedensrichter im schönsten Sinn des Wortes, denn auf Frieden, auf Wohlwollen unter den Menschen ist sein ganzes Wirken gestellt. Der Mann, der in London abends nicht ins Theater gehen mag aus Furcht vor wilden Nachtschwärmern, den Mohawks, fühlt sich in seiner ländlichen Umgebung frei und sicher, Wohlthaten spendend und Liebe empfangend.

Aber so schön diese Schilderung ist, sie hat etwas Unwirkliches an sich. Unser gegen alles Idealisieren argwöhnisch gewordener Geist glaubt zu erkennen, dass hier nicht der wirkliche englische Landedelmann, sondern ein Ideal geschildert wird, das unendlich anziehend ist, sich aber zur Schilderung der wirklichen Verhältnisse nicht benutzen lässt. Ich glaube es fällt gerade in diese Zeit, dass die Beziehungen von Stadt zu Land noch an einem andern wichtigen Punkt unterbrochen worden. Es war ja auch schon früher so, dass bei dem englischen Erstgeburtsrecht die jüngern Söhne des Landadels für ihr Fortkommen ausserhalb des väterlichen Gutes zu sorgen hatten. Die Kirche mit ihrer Menge reicher Pfründen hatte seit der Reformation aufgehört, ein solcher Zufluchtsort zu sein, erst in neuester Zeit ist sie es wieder geworden. Das Heer war gänzlich unerheblich, nur in der Leibgarde waren auch die Gemeinen gentlemen. So ist nach der Reformation ein dauernder Zufluss jüngerer Söhne in die Kontore der City zu bemerken, ungefähr aber um die Zeit, die wir behandeln, hört auch diese Verbindung zwischen Stadt und Land auf. An Stelle des minimalen stehenden Heeres, das früher in England unterhalten wurde, forderten die Kriege in Holland grosse Truppenmengen, und die kriegerische Laufbahn war es vor allem, zu der sich diese Elemente der gentry gedrängt fühlten. Der Offizier-

stand des Landheeres und später der Marine absorbierte die Menge der jüngeren Söhne, die kaufmännische Laufbahn wurde immer mehr als nicht gentlemenlike betrachtet. So reichlich also die Quellen für die Schilderung des Londoner Lebens flossen, so unergiebig werden sie, wenn wir nun das übrige England betrachten. Wir können hier meistens nur aus Symptomen Rückschlüsse auf Zustände machen, diese aber haben durchaus die Tendenz, uns ein sehr abweichendes Bild von dem, was uns London bot, zu geben.

Am besten unterrichtet sind wir für die einflussreichste Klasse, die Geistlichkeit. Swift giebt uns manche wertvollen Aufschlüsse aus eigenster bitterer Erfahrung. Denn wie die Laufbahn der meisten englischen Landgeistlichen begann, als Kaplan oder Annanuensis eines vornehmen Herrn auf dem Lande, so war auch sein Anfang gewesen. Die Jahre, die er in Moore-Park bei Sir William Temple zubrachte, haben in ihm, dessen Geist empfindlicher, dessen Seele höherstrebend war, als die seiner Schicksalsgenossen es zu sein pflegten, einen unerschöpflichen Vorrat von Menschenhass und Menschenverachtung gezeitigt, von jener saeva indignatio, die er auf seinem Grabstein als Grundzug seines Wesens bezeichnet hat. Und doch, so reich dies Leben an kleinlichen Kränkungen war, es wäre hunderten seiner Leidensgenossen als Ideal erschienen! Hatte er doch eine reichliche Bibliothek zur Verfügung, war doch seine Beschäftigung überwiegend eine litterarische, brauchte er doch nur unter gelegentlichen galligen Verstimmungen des Herrn selber zu leiden. Aber wem das Loos zugefallen war, der Kaplan eines fuchsjagenden Landedelmanns zu werden, musste durch eine Schule gehn, die geeignet war, jeden Funken von Selbstachtung zu ersticken. Die Zielscheibe der rohen Scherze seines Patrons und seiner Jagdgenossen, beim Mittagessen genötigt, sobald der Pudding erschien, aufzustehen und hinter seinem Stuhle zu warten, bis er das Tischgebet zu sprechen hatte, von den Dienstboten gehasst, wegen seiner Stellung, und schlechter behandelt als nicht einer von ihnen, und dieses Jahre hindurch zu ertragen aus Furcht, die notwendige Protektion seines Herrn zu verlieren, die zur Erlangung einer Pfarrstelle unumgänglich war, das war das Los dieser Unglücklichen. Und gerade diese Erlösung musste häufig mit dem schlimmsten Opfer erkauft werden. Es ist nicht nur aus Swift allein, wo er der Kammerzofe, die keine Hoffnung mehr darauf haben kann, die Ehefrau des Kellermeisters zu werden, den Rat giebt, sich des Kaplans zu versichern, dass wir ahnen, an welche Bedingungen die Uebertragung eines Pfarramts durch den Patron häufig geknüpft wurde. Es giebt traurige

Zeugnisse genug, die uns zeigen, dass dies, wenn auch nicht die Regel, so doch ein häufiges Vorkommnis war. Und dann die schlechte Besoldung, die Unmöglichkeit sich Bücher zu verschaffen, für die heranwachsende Familie zu sorgen. Da gab es nur eins, was diese Männer aufrecht erhielt, das Bewusstsein ihres Amtes, ihrer Würde, der Hass gegen Andersgläubige, die Starrheit ihrer politischen Ueberzeugungen. Ein Mann wie Yorik in Sterne's Tristram Shandy ist eine Ausnahme, und er fühlt es selber. Die eigentlichen Repräsentanten seines Standes treten uns in der berühmten Pfarrkonferenz entgegen. Und diese Männer, so dürftig ihre Bildung war, waren doch das Orakel ihrer Gemeinde. Dies erklärt uns den Aufschrei der Wut, der durch das ganze Land ging, als die Minister unklug genug waren, gegen die törichte Predigt J. Sacheverell's einzuschreiten. Für sie war es ein intoleranter und unkluger Geistlicher; den Tausenden seiner Amtsbrüder auf dem Lande hatte er aus der Seele gesprochen. Daher finden wir als Grundzug der Landgeistlichkeit genau das Gegenteil der geistigen Strömungen in London. War man hier der theologischen Streitigkeiten satt, suchte man immer wieder die Pforten der Kirche so weit zu öffnen, dass sie allen protestantischen Bekenntnissen den Eingang gewähren konnten, war es hier der dringendste Wunsch, die drückenden Gesetze gegen die Dissenters aufzuheben oder doch zu mildern, so ging bei einem jeden derartigen Versuch der Ruf „die Kirche ist in Gefahr“ wie Sturmglocken durch das Land. Und diese fanatisch entschlossene Schaar der ländlichen Geistlichkeit kämpft den Kampf für ihre Kirche selbst gegen ihre eigenen kirchlichen Obern fort. Unter Wilhelm von Oranien und in der ersten Zeit der Königin Anna waren die Bischofssitze überwiegend mit den gelehrten und milddenkenden Männern des Londoner Klerus besetzt worden. Noch als die Whigs am Ruder waren, vermochten sie nicht, diesen ihren Anschauungen zum Siege zu verhelfen, und als dann der plötzliche Umschwung kam, Lady Marlbourough gestürzt wurde und ihren Gemahl und die Whiggistische Partei im Sturze mit sich riss, als an ihre Stelle Lady Masham trat und in ihrem Gefolge die Lords Oxford und Bolingbroke, da mochte die Bank der Bischöfe einsehen, dass ihre Zeit verloren war, dass die Aussicht auf eine Vereinigung aller Protestanten innerhalb der anglikanischen Kirche für lange unmöglich geworden war. Sie ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Ebenso wie der Spectator und Tatler vor allem auf London berechnet war, richtete Swift seinen Examiner an die untere Geistlichkeit und die Landedelleute. Und wenn er den Zwiespalt zwischen höherer und niederer

Geistlichkeit bedauerte, sich mit dem Gedanken tröstete, dass die Zeit und die Sterblichkeit diesen bedauerlichen Zwiespalt zwischen den Hütern der Kirche und ihrem Klerus schlichten würde, so wusste Freund und Feind, wie das aufzunehmen sei. So finden wir denn überall auf dem Lande den stärksten feindseligen Gegensatz der verschiedenen Konfessionen. Die Katholiken in Lancastershire waren bereit, für die Stuarts die Waffen zu ergreifen, und ihren protestantischen Nachbarn die lange von ihnen erduldete Unterdrückung mit Zinsen heimzuzahlen. Die Presbyterianer Schottlands hassten ihre Nachbarn jenseits des Border mit nicht geringerer Glut wie einst im Mittelalter, denn zu dem nationalen Gegensatz war der der Religion dazu gekommen und noch leidenschaftlicher wurde dieser Hass von ihren englischen Nachbarn erwidert.

Und so wie die Geistlichkeit empfanden auch zum grossen Teil die Landedelleute. Als einen guten Typus dürfen wir Squire Western aus Fielding's Tom Jones betrachten, mit seinem naiven Ausfruf: Gute Nachricht, der König ist gelandet mit 30000 Mann französischer Truppen! England für immer! Selbst bei diesen Männern, die sich mit Stolz als Engländer fühlten, an der physischen und militärischen Ueberlegenheit der Engländer gegenüber den Fremden keinen Zweifel hegten, war der Gedanke, die Stuarts mit Hülfe fremder Truppen zurückkehren zu sehen, England in die alte Abhängigkeit von Frankreich geraten zu lassen, ein Ziel aufs Innigste zu wünschen.

Es ist wahr, solchen Extremen stand in den kleineren Städten und auf dem Lande eine stark whiggistische Partei gegenüber. Aber wir werden nicht fehl gehen, wenn wir diese ländlichen Whigs prinzipiell von den hauptstädtischen unterscheiden. Es waren die Bürger der kleineren Städte, die ihre Unabhängigkeit gegenüber dem Lande zu behaupten suchten, es waren die grossen alten whiggistischen Familien des höhern und höchsten Adels, die ihren Einfluss für ihre Partei einsetzten, es war endlich der noch immer erhebliche Stand der Freibauern, die ihre Interessen dem Landadel gegenüber zu verfechten entschlossen waren. Wie sehr, namentlich auf die letztere Klasse die Whigs sich zu stützen gewohnt waren, beweist der Titel und die erste Nummer des Freeholder.

Wenn es aber auch das lebhafte Gefühl für die bürgerlichen Freiheiten Englands und die ebenso lebhafte Ueberzeugung der Notwendigkeit einer protestantischen Thronfolge waren, welche die Partei der Whigs selbst gegen die Gunst des Hofes zusammenhielt, und ihren Gegnern

dauernd furchtbar blieb, so würden wir doch sehr irren, wenn wir glaubten, dass diese so bunt zusammengesetzte Partei von demselben Geist der Duldung und Toleranz, der weltmännischen Stellung gegenüber den religiösen Streitigkeiten erfüllt glaubten, wie ihn das geistige Leben der Hauptstadt gezeigt hat. Mehr als einmal geschah es, dass whiggistische Minister, getäuscht durch die Beobachtung ihrer nächsten Londoner Umgebung, oder vielleicht unter dem Drängen derselben, Massregeln in diesen toleranten Geist beim Parlament einbrachten, die ihre eigenen Anhänger vom Lande aufs höchste verstimmten und ihren Gegnern willkommene Gelegenheit gaben, sie als Feinde der Kirche, als Republikaner, als Atheisten zu verschreien.

Wenn wir uns lediglich an die damalige englische Litteratur halten, so würden wir derartige Vorkommnisse nicht verstehen, wir würden nicht begreifen, dass Swift wirklich das Ohr des englischen Volkes hatte, während sein „älterer Bruder“ Addison sich fast nur an die Stadt wenden konnte.

Es ist fraglich, ob nach dem Tode der Königin Anna eine Rückführung der Stuarts möglich gewesen wäre; dass sie eine dauernde nicht hätte sein können, unterliegt keinem Zweifel. In allen staatlichen Umwälzungen, die England zu erleiden gehabt hat, ist der Sieg auf die Länge bei der Partei gewesen, auf deren Seite London stand. Wenn damals, um mit Thakerays Esmond zu reden, anstatt Argyle's Regiment die blaue Leibgarde die Königswache gehabt hätte, so hätte vielleicht ein Bürgerkrieg entstehen können, aber der Ausgang wäre nicht zweifelhaft gewesen. Es war verhängnisvoll für das englische Königtum, dass die fremden Hannoveraner, fremd an Sprache wie an Geist, die Stützen englischer Freiheit waren, aber es wäre unmöglich gewesen, dass ein Stuart gegen den Willen der City sich auf dem englischen Thron behauptet hätte. Swift kannte die Macht dieser Stadt nicht, als er das Scheitern der Toris auf die Uneinigkeit zwischen Oxford und Bolingbroke zurückführte, und sich in Verzweiflung nach Irland zurückzog, um dort wie „eine vergiftete Ratte in ihrem Loch“ zu sterben. Wenn auch die Torys einig geblieben wären, ein bleibender Erfolg war von vornherein unmöglich.

Dieser Widerstreit zwischen Stadt und Land ist von grösster Wichtigkeit und von grösstem Wert für die Entwicklung des englischen Lebens geworden. Während in Frankreich der Adel sich immer mehr und mehr gewöhnte, seine eigentliche Heimat am Hof von Versailles zu sehn, blieb der englische Adel zum grössten Teil seinen Landsitzen

treu, und Viele vermochten es, aus diesen Landsitzen allmählich Mittelpunkte auch geistiger Art zu schaffen. Während in Frankreich Paris während der Revolution es wagen durfte, die alten Provinzen, deren Hauptstädte als Mittelpunkte des Lokalpatriotismus eine selbständige Stellung behaupten konnten, zu zerschlagen und über dem Gewimmel winziger Departements als einziger Centralpunkt sich zu erheben, schuf sich England durch die Union mit Schottland einen zweiten geistigen Mittelpunkt, der bestimmend selbst auf London gewirkt hat. David Hume, Walter Scott, die Edinburgh Review sollten den englischen geistigen Richtungen durchaus ebenbürtig an die Seite treten. Während endlich die Sorbonne schon früh es vermocht hatte, die übrigen alt-ehrwürdigen Stätten gelehrter Bildung in Frankreich so zu überstrahlen, dass sie erst in unsern Tagen wieder angefangen haben, erhöhte Geltung in Anspruch nehmen zu können, waren Oxford und Cambridge nahe bei London, doch entfernt genug, um den wohlthätigen Einfluss Londons zu fühlen, aber sich nicht ihm willenlos unterordnen zu brauchen. Das was London in dieser von uns betrachteten Zeit gesät hat, sollte erst in späterer Zeit in ganz England in reichlichen Aehren aufgehen. Es ist die Schöpfung einer dem englischen Volk vorzüglich angepassten Litteraturgattung, der des Essays und des Romans. Bald lernten die Schriftsteller, sich an das ganze englische Volk zu wenden, ihm eine gesunde geistige Nahrung zu bieten, und bis zum heutigen Tag verfügt der englisch schreibende Schriftsteller über das grösste, verständnisvollste Publikum der Welt. Wenn er sich aber dessen freut, dann mag er die Männer, die uns hier beschäftigt haben, mit Dankbarkeit und Ehrfurcht als seine Ahnen nennen.

Aus neuerworbenen Korrespondenzen der Heidelberger Universitätsbibliothek.

Mitteilungen

von

Fritz Schöll.

I.

Ueber eine Umfrage des letzten Heidelberger Curators.

Mit dem laufenden Jahre sind es gerade 50 Jahre, dass die Universität Heidelberg kein eigentliches Curatorium oder — wie es offiziell auch oft genannt wurde — keine „Curatel" mehr besitzt.

Nach dem Abgang des Curators Fröhlich 1832 waren 12 Jahre lang die Geschäfte (geradeso wie nunmehr seit 50 Jahren) durch unmittelbare Verhandlungen und Verfügungen des Grossherzoglichen Ministeriums gegenüber Prorektor und Senat erledigt worden. Dann aber erfolgte am 9. Januar 1845 die Ernennung des Geh. Rathes Dahmen zum Curator, eines sehr verdienten und angesehenen Verwaltungsbeamten, der nun am Ende seiner eigentlichen Laufbahn noch veranlasst wurde, vier Jahre unter besonders schwierigen Umständen und mannigfachen Konflikten dieser undankbaren Aufgabe zu widmen.

Angriffe auf alle möglichen Universitätsverhältnisse und namentlich auf die Person des Curators, die in den vielbesprochenen 6 Artikeln der „Deutschen Zeitung" 1848 Nr. 316—336 erschienen (von Gervinus u. A.), endigten mit dem Rücktritt des gekränkten Mannes, und sie riefen — ausser Morstadts gepfefferter „Inquisition auf den Rattenkönig in Heidelberg" (Heidelberg 1849) — eine „Beleuchtung" durch den Curator „am Schlusse seiner Geschäftsführung" hervor (Heidelberg 1849), die ihrerseits eine halboffizielle „Beurteilung" seitens der Grossherzoglichen

Regierung fand (von Fröhlich, Karlsruhe 1849), worauf „Noch ein Wort“ des bisherigen Curators erfolgte (Heidelberg 1849).

Es liegt uns ferne, auf diese längst begrabenen Streitigkeiten einzugehen; die Erinnerung an sie wird nur gerechtfertigt durch den eigentümlichen Zufall, dass gerade im Beginne dieses „Jubiläumsjahres“ ein verzettelter Aktenfaszikel aus jenen vier Jahren zu Tage gekommen und zur Ergänzung unseres Universitätsarchives auf der hiesigen Bibliothek erworben worden ist.

Gleich nach dem ersten Halbjahr seiner Amtsführung (am 18. August 1845) erliess Dahmen an sämtliche Professoren und Privatdozenten die Aufforderung, ihm eine Angabe der Bücher oder Abhandlungen mitzuteilen, die sie bis dahin in Druck hätten erscheinen lassen. Es liegen nun 38 eigenhändige Beantwortungen [1]) dieser „weisen Aufforderung“ vor (wie sie der Germanist K. A. Hahn bezeichnete), während solche von etwa 25 weiteren Gliedern des damaligen Lehrkörpers fehlen (u. A. von Chelius, Gervinus, Häusser, Mittermayer, G. W. Muncke, Pfeuffer, Rosshirt, Rothe, Ullmann, Vangerow). Ob die Letzteren [2]) das Verlangen unerfüllt liessen oder ob sich ihre Antworten, wie so manches Aktenstück, verloren haben, wird sich wohl kaum sicher entscheiden lassen: bei manchen, aber keineswegs bei allen, läge es nicht fern, an eine absichtliche Nichtbeachtung zu denken. Denn das ganze Ansinnen mochte vielleicht mit ähnlichen Empfindungen aufgenommen werden, wie die gleichfalls ungewöhnliche Frage nach den Zuhörerzahlen, die einst im Jahre 1569 — auch im August — angestellt wurde, und die zum Teil so charakteristische Aeusserungen der damaligen Dozenten hervorrief. In unserem Falle haben bei weitem die meisten sich begnügt, ein trockenes Verzeichnis einzureichen, höchstens — nur in zehn Fällen — von nichtssagenden Höflichkeitsformen begleitet. Eine für den Mann und die Zeit bemerkenswerte Aeusserung fügte nur der vortreffliche Philolog Leonhard Spengel bei, der bald danach von Heidelberg nach

---

1) Von Bischoff, Blum, Brackenhöft, Bruch, Bronn, Delffs, Dittenberger, Frey, Friedländer, Gmelin, Hagen, Hahn, Henle, Höfle, Jolly, Kayser, Kortüm, C. C. und G. Leonhard, Lewald, Morstadt, A. Muncke, F. J. Nägele, Nebel, Nuhn, Oppenheim, Pickford, Platner, Posselt, Puchelt sen., Quitzmann, Rau, Reichlin-Meldegg, Röder, Ruth, Spengel, Umbreit, Weil.

2) Ausser den genannten fehlen Arneth, Deurer, Dierbach, Erb, Hanno, F. K. Nägele, Paulus, W. Posselt, B. Puchelt, E. Röth, Sachse, Sartorius, Schweins, Tiedemann, Willy (vergl. das „Verzeichnis der Universitätsprofessoren und Privatdozenten seit 1803“ in Hintzelmanns „Almanach der Universität Heidelberg für das Jubiläumsjahr 1886“, S. 82 ff.).

München entführt werden sollte. Obgleich seine litterarische Thätigkeit nach Umfang und noch mehr nach Wert schon damals keineswegs gering war, schrieb er zu seinem zwei Folioseiten umfassenden Verzeichnis doch folgenden Brief:

Der gehors. Unterzeichnete beehrt sich hiermit dem vom hohen Curatorium an ihn ergangenen Auftrage, ein Verzeichniss der von ihm gelieferten Schriften einzureichen, Folge zu leisten. Wenn es von jeher dessen Ueberzeugung gewesen ist, dass die Thätigkeit eines Professors überhaupt mehr auf Unterricht und mündliche Belehrung hingewiesen ist, so darf doch die Bemerkung nicht umgangen werden, dass die beengenden buchhändlerischen Verhältnisse unserer Zeit im Fache der Philologie fast jede Möglichkeit nehmen, ein rein philologisches Werk zu liefern und wer über die gewöhnlichen Bedürfnisse von Lehr und Handbüchern hinausgeht, sichere Zurückweisung zu gewärtigen hat.

In tiefster Hochachtung

Heidelberg den 22 August 1845.

ergebenster Spengel
Professor.

II.

Aus Briefen an G. H. Moser.

1. Von L. Spengel.

Die Klage des eben abgedruckten Briefes zieht sich als roter Faden auch durch einen grossen Teil der Briefe an G. H. Moser [1]), die kürzlich durch Angebot des Kaufmann'schen Antiquariates in Stuttgart an unsere Bibliothek verkauft worden sind.

Ja, unter den Wirren der nächstfolgenden Jahre hören wir sie verstärkt, wie von anderen, so aus demselben Munde in einem Brief aus München (Mai 1849):

1) Dieser war bekanntlich der älteste und treueste Schüler und weiterhin der vertrauteste Freund und eifrige Mitarbeiter von Creuzer: ihm war er von Heidelberg nach Leiden gefolgt, wo er nach Creuzers baldiger Rückkehr unter Wyttenbach seine Studien vollendete. Fast sein ganzes Leben verbrachte Moser dann in seiner Vaterstadt Ulm, wo er als Professor und bald Rektor (weiterhin auch Kreisschulinspektor) bis in sein hohes Alter wirkte, nicht nur praktisch, sondern auch wissenschaftlich ungemein thätig war und des allgemeinsten Ansehens genoss. Er starb erst 1874.

Mein theuerster Herr Rector

Sie haben mir verflossenes Jahr ein Programm Ihres seitdem verstorbenen Collegen zugesandt und ich habe — nicht geantwortet; wir lebten hier schon damals in Zuständen, welche zu anderen Dingen aufforderten und ich habe während dess tüchtig exerciren gelernt. Ihr Programm, das Sie mir neulich sandten, war freilich auch stillschweigend eine laut sprechende Mahnung, die begangne Schuld gut zu machen, aber ich konnte es sogleich nicht thun, weil ich beabsichtigte Ihnen meine Gedächtnissrede an unsern tüchtigsten Schulmann Fröhlich beizugeben, die noch nicht gedruckt war. ich thue es jetzt und lege einige andere nichtswürdige Kleinigkeiten bei. — Sie selbst erkennen jezt, dass unsere Litteratur dem Untergange nahe sei. Oft wunderte ich mich über Ihr Vertrauen wenn Creuzer und Kayser mir erzählten wie Sie nichts von Abnahme unserer Studien fühlten und ich pries Sie glücklich, wenn Sie in Ihrer Umgebung die verderblichen Einflüsse nicht fühlten und in klösterlicher Abgeschiedenheit die frühere Ruhe erhalten konnten. Ich habe sie schon lange gefühlt, und dass wir immer weiter gehen ist sichtbar. Eine längst erschienene Schrift über die Zukunft der Philologie von einem mir unbekannten Salgo (ich glaube 1834) hat mich zuerst darauf aufmerksam gemacht und ich fand nur bestätigt was er sagte. Und so müssen wir eben erleben was noch kömmt. Das traurige ist, dass wer siegt, kein Maas zu halten weiss und die Erfüllung des alten Verses droht

Κλαίει ὁ νικηθεὶς, ὁ δὲ νικήσας ἀπόλωλε.

Und nun gar der freundliche Besuch der Russen! Alles, wie ich überzeugt bin, zur Grösse und Verherrlichung Deutschlands. aber wann! wie lange es währen mag? ob wir's noch erleben! Es wird so, dass ein ehrlicher Mensch bald nicht mehr weiss wohin er sich wenden soll; so schroff stehen die Meinungen einander gegenüber, und die in der Mitte liegende Wahrheit bleibt unbeachtet. aber so war es von jeher, *quidquid delirant* und *intra et extra muros.* Doch genug von diesen leidigen Politicis.

Hochachtungsvoll
Ihr
ergebenster
L. Spengel [1])

---

1) Ausserdem enthält die Sammlung von Spengel nur einen Jugendbrief (München, April 1823), welcher beginnt: „H. Hofrath [Creuzer] für die überschickten Variantes meinen innigsten Dank abzustatten ist meine sehnlichste Bitte an Sie.

2. Von Fr. Creuzer.

Den Hauptbestandteil der Sammlung bilden begreiflicherweise Briefe Creuzers (114), aber nur aus den letzten neun Lebensjahren desselben. Der erste ist vom 10. I. 1850, der letzte ist kaum einen Monat vor Creuzers Tod am 11. I. 1858 geschrieben: nur der letzte und wenige andere zeigen eine Veränderung der im Ganzen so gleichmässigen, schönen und deutlichen Handschrift [1]).

Dass gerade in diesen Jahren die Korrespondenz besonders lebhaft war, hatte ausser in persönlichem den besonderen Grund in Verhandlungen über den Verkauf von Creuzers Büchern, Autographen und Kunstwerken und in der Neubearbeitung des — früher in Oxford erschienenen — Plotin durch Creuzer und Moser für Firmin Didot mit den vielen Hemmnissen, welche sie in den ungünstigen Zeitläuften und den Pariser Wirren fand. Daneben spielt auch Creuzers Geschichte der Philologie und die Herausgabe seiner Opuscula selecta u. a. eine Rolle. Mit der Not der Zeit beginnt gleich der erste Brief:

Theuerster Freund!

Heute sollen Sie meinen 2ten Brief, den ich heuer schreibe, als Antwort auf Ihre zwei vom 6 u. 9 Dec. empfangen, hoffentlich gesund mit allen den Ihrigen, und munter will ich nicht hinzusetzen, denn welcher denkende und empfindende Mensch kann ein auf so verwünschte Jahre folgendes drittes munter antreten? Damit bin ich denn schon an den Verfolgungen und Pensionirungsdrohungen. — Erstere können Sie verlachen, wie Vömel in Frankf. [2]) von dem neulich ein grosser Steindruck erschienen ist, den mir der junge Dr. Römer zu Weihnachten

Ich erkenne dadurch dessen wohlwollende Gesinnung gegen mich, die ich nicht verdiene, da ich Ihm nicht näher bekannt bin, und er von meinen wenigen Fähigkeiten keine entschiedene Zuverlässigkeit besitzt. Möchte das Schicksal es geben, dass ich Ihm, worin es auch sey, durch That einen Beweis meines Dankes darbringen und so vielleicht in näheres Verhältniss mit Ihm treten könnte! —"

1) Auch auf schönem Papier, während er an Moser einmal schreibt: „Aber ums Himmelswillen, Ihr Brief vom 6 huius ist halbzerrissen; nehmen Sie doch nicht wieder so dünnes Papier, zumal wenn es dickerem zur enveloppe dient!" Wie grossen Wert er auf die Handschrift legte, tritt u. A. bei Abschriften von Mosers Sohn Eugen hervor, z. B. 4. XI. 50: „Ihr Eugen hat sich Mühe gegeben, das sehe ich wohl, aber die Schrift ist zu klein (Mit den verdammten Stahlfedern schreibt Jettchen auch so und so klein, aber die ist ein Mädchen und hat nicht für die Druckerei zu schreiben. Wenn aber *Eugenius* so fortfährt, so kann er es dahin bringen, wohin es *Spengelius* gebracht; über dessen Briefe ich und Kayser Stundenlang studieren müssen)."

2) Der dortige Gymnasialdirektor, Herausgeber von Reden des Demosthenes u. a.

mitgebracht hat: Vömel als Diogenes, aber mit einem Heiligen-Schein um den Hut, schreitet mit einer brennenden Laterne dem Thor zu, ein heraustretender Heuler sucht ihn am Rockzipfel hereinzuziehen, während ein unfrommer Wühler ihn von hinten am andern Zipfel zu sich zurückzuziehen sucht. Vömels Gesicht ist vollkommen kenntlich. — Er macht sich aber so wenig aus dieser Contrefei, dass sein eigner Sohn, der Buchhändler, es in seinem Laden verkauft! — So müssen Sie auch die Schmäh-Artikel behandeln. Ein Anderes ist es mit der Pensionirung — wegen des reellen Verlustes — denn Ruhe werden Sie Sich mit 70 Jahren doch wohl selber gönnen. Aber ich bin in diesem Stück zuvorgekommen, und muss mir jetzt folgerecht *quartaliter* so Viel abziehen lassen. Aber, sage ich und Frau oft, wenn wir nur Das behalten. — Wie aber wenn der Communismus mit hungernden Schaaren aus Frankreich hereinbräche, und sich mit Ihrem Württenbergischen, unserm Badischen und s. w. vereinigte! — Sollten nicht, denke ich manchmal, Sie mit Ihren Collegen, ich mit den Meinigen u. s. w. jeder andere Professor mit den seinigen, heuer im Frühjahr sich zusammenthun, noch ehe jene Theiler kämen, Alles was möglich zu Geld machen und gemeinschaftlich in die neue Welt hinüber seegeln — und Pfarrer, Schulmeister usw. in Amerika werden?

Doch seit den Adressen für den Anschluss an Preussen lässt sich's bei Ihnen besser an. Was hoffen Sie davon? —

— — — — — — — — — — — — — — —

Im nächsten Brief vom 14. II. 1850 lesen wir dann u. A.:

Dass Ihre Schulsache eine für Sie so günstige Wendung genommen war mir beruhigend zu erfahren und ich zweifle nicht, dass Freund Schwab dabei gute Dienste gethan hat[1]. . . . . Meine Hefte, Papiere und mehrere Bücher zur Geschichte der Philologie hat seit Jahren Jul. Kayser in Händen, der sie vor oder nach meinem Tod ausarbeiten wird. Jetzt arbeitet er noch nicht daran, weil niemand das Buch jetzt in Verlag nehmen würde. Aus demselben Grunde denke ich zunächst an eine Fortsetzung meiner Selbstlebensbeschreibung[2]) nicht; so sehr viele prägnante Erlebnisse

1) Noch im selben Jahre heisst es dann am 8. XI.: „Schwabs Tod überraschte mich weniger, schmerzt mich aber sehr, und ist ein allgemeiner Verlust. Doch edle Männer entgehen schweren Zeiten."

2) Dazu am 26. I. 51: „An Biographie Nr. 2 mag ich immer noch nicht ernstlich denken; zwar meint Umbreit, das sey meine Schuldigkeit, und ich solle darin recht derb auf die Politiker unter den Professoren losschlagen. Aber einerseits wird auf diese von obenher gewaltiger losgeschlagen werden (bei dem heranrückenden

die Jahre 48—49 mir persönlich zugebracht haben. Möchte 50 u. ff. nur nicht noch mehr und Schlimmeres zubringen! Aber ich fürchte, ich fürchte — noch viel Schlimmeres! — nicht von Baden und Würtenberg her; denn das ist am Ende wiederaufgeweckter Bauernkrieg (wie Sie jetzt bei Zöpfl[1]) neuerdings sehen können) — sondern von Frankreich, wo es hoffnungslos aussieht. —

Ich sitze über den griechischen Historikern und werde noch vermuthlich den ganzen Sommer dransitzen. Mein Gesichtskreis erweitert sich ungemein. Erlebte ich's, und würden die Zeiten heiterer, so würde ich ein ganz neues Buch schreiben in mehrern Bänden: Historik, und vielleicht auch die römischen *historicos* mitnehmen. — Aber wer kann Plane machen? . . . . . Ich will Sie übrigens nicht um Ihre unzerstörbare Hoffnungsstärke bringen, die mir 10 Jahre lang nicht hat glauben wollen: „wir giengen der Barbarei entgegen"; und jetzt sind wir mitten drin!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Gleich danach beginnen die Verhandlungen wegen des neuen Plotin. Der Vorschlag von Ambroise Firmin Didot (vom 3. III. 50) wird sofort angenommen „schon deswegen, dass er nicht etwa unserm guten Freund Kirchhoff die Redaktion überträgt", obgleich der Antrag eigentlich ungelegen kam und Creuzer noch einige Jahre ganz bei den griechischen

---

Absolutismus der Grossen, die bald ausrufen werden, wie der Mönch in Wallenstein's Lager: „*Contenti estote!*") andrerseits wird man toleranter und sanftmüthiger, wo die *mortes* so um einen herumwandeln, wie um mich (Nägele ist am Schlag ein Vierteljahr lang gestorben; der Rath Schlosser vom Stift Neuburg eine Minute lang, gleich dem Schwab; Gmelin hat in Folge eines wiederholten Schlages den Gebrauch seiner Füsse nicht mehr; und mich selbst mahnen *monitoria*, Rheumatismus und Schwindel an das *συσκευάζου*). —" Und wieder am 5. V. 54: „In Betreff der Autobiographie kann und darf ich zunächst gar nicht daran denken, weil ich seit Eintritt Frühjahrs mich viel schlechter befinde als selbst während des Winters, und wegen meiner alten Uebel bis jetzt arzneyen, viel laufen und nicht viel sitzen muss. — Kommt es im Sommer noch einmal besser, so treten doch Bedenklichkeiten ein, wie über die letzten Jahre seit 1848 zu schreiben seyn möchte, wenn gerade das Pikante und wahrhaft Belehrende nicht weggelassen werden soll? —" Endlich dann am 23. XI. 56: „[Unter uns vorläufig] Hoffentlich bald nach Neujahr werden Sie ein Heft oder Schriftchen empfangen „Paralipomena, Gedanken und Berichte über Religion, Wissenschaft und Leben an Herrn Dr. Bunsen, Königl. Preuss. GHR u. s. w. von GHR Dr. Fr. Creuzer" — 1856. Darin werden Sie nur Ihren alten Wunsch einer biographischen Fortsetzung, und, wie sich von selbst versteht, Ihren eigenen Platz finden. Das Ding ist mir saurer geworden, als ich dachte und es hat einen grösseren Haufen Hobelspäne als Geräthe gegeben (15 Pandectbogen meiner Handschrift)."

1) In dessen Prorektoratsrede über Götz von Berlichingen.

Historikern bleiben wollte. Wir verfolgen die allmähliche und ziemlich umständliche Fertigstellung der Correcturen, Prolegomena und Beigaben und die vielfachen Hemmnisse in der Drucklegung bis zum endlichen Erscheinen im Herbst 1855 und der endlichen Befriedigung der bescheidenen äusseren Ansprüche Mosers (Creuzer hatte für sich solche gar nicht gemacht). Wiederholt werden die befreundeten Academiciens in Bewegung gesetzt, besonders Felix Lajard, auch Guigniant, ebenso Dübner, K. B. Hase und Karl Müller, es werden Intriguen vermuthet und Klagen erhoben und immer wieder heisst es „von Paris *ne γρὺ quidem*“ u. ä. Nur wenige Auszüge von etwas grösserem persönlichem oder sachlichem Interesse mögen das illustrieren:

7. VI. 50: — Aber glauben Sie mir, H. Didot selbst hätte auch mir keinen Antrag gemacht, wenn er Göthe's Ausspruch gekannt hätte: „Dass wir Deutsche über Allem schwer werden.“ In diesem Sinne sind Sie besonders ein potenzirter Deutscher, da Sie von jeher jede Sache zu genau genommen, und Ihren so sehr verdienstvollen Editionen oft selbst geschadet haben.

27. VII. 50; der Anfang besteht in einem Vorschuhen (neuer Schuhe an noch dauerhafte Stiefelschäfte) d. h. in unserm Plotinus fehlte eine Genesis seines (neu-platonischen) Systems u. s. w.

28. VIII. 50: Die Sommer- besonders August-Hitze hatte .... überhaupt pfälzisch zu sprechen, total mich massleidig gemacht. (Erst seit ein paar Tagen gehts besser.) — Daran war auch viel diese Arbeit schuld. Keine in meinem Leben ist mir so schwer geworden. Das war auch ganz natürlich: Seit vielen Jahren war ich der alten Philosophie fremd geworden, hatte mich nur in Mythologie, Archäologie, Literatur und hauptsächlich in Historie bewegt — und nun musste ich mich auf einmal in den Hallen der Akademien umsehen, worin ich mir selbst als Neuling erschien, und noch dazu hatte ich länger als in 5 Jahren fast kein Wort Latein mehr gesprochen und geschrieben. Dennoch kam ich endlich in voriger Woche bis zur Vollendung des Vorschuh's und konnte mit Bleistift auf den Rand des 7ten enggeschriebenen Bogens schreiben: „*Tantum!* — das Uebrige kann, wenn ich selbst nicht mehr dazu käme, aus den *Prolegom.* u. *Porphyr. de Vita Plotini* u. *Annott.* von Freund Moser vollendet werden“ — und das um so mehr, setze ich jetzt hinzu, da ich in der vorausgeschickten *Epistola ad A. F. Didót* NB schon gesagt hatte, „dass die Leser dieses neuen Pariser Plotin's dem Moser doch mehr verpflichtet seyn müssten als dem Creuzer.“ —

15. IX. 50: Da ich nämlich gegen den 10ten *huius* mit allen Prolegomenis, Gottlob, fertig war . . . . . Das Ganze besteht in 9 §§ auf 12 enggeschriebenen Pandecten-papier-Bogen . . . . . Ich aber bin froh, mit dieser unerwarteten und unerwünschten Arbeit dennoch mit Gottes Hülfe fertig geworden zu seyn.

7. X. 52: Nämlich vor 14 Tagen war der vom Ems aus dem Bade kommende *Guigniant* selbst bei mir und hielt sich mit einem jungen Pariser Professor 3 Tage hier auf. Ich also sogleich von *Plotino.* Er wusste von einem Pariser Drucke gar nichts (Da sehen Sie also wie Recht ich über die Pariser Zustände hatte) — Sofort zeigte ich demselben die Ihnen bekannte Notiz *in Diogene Laertio Cobeti* — und liess ein Donnerwetter darauf folgen; worüber der liebe, sanfte Mann ordentlich erschrack, nichts aber übel nahm, und sichtbarlich selbst entrüstet war . . . . Darauf erzählte er mir aber was Vieles aufklärt a) dass seit Febr. 1848 ein Schrecken und Stocken in alle Geschäfte und Geschäftsmänner gefahren; b) dass seit dem 2 Decbr. 1851 Literatur und Presse zuwarte, und auf der Lauer stehe; c) dass er (*Guigniant*) selbst, um endlich die *Religions de l'Antiquité* in's Publikum und zum Schluss zu bringen [1]), für den Abdruck der 2 letzten *Volumes* 600 *Francs* aus seiner Tasche bezahlt habe (und zwar an Didot selbst!), welches er nur durch die Summa seiner Jahresbesoldung *à circa* 15000 *Francs* habe ermöglichen können. — Dabei erzählte er, dass er selbst und fast alle *Academiciens* des *Institut de France* mit dem Praesidenten (L. B.) schmollen, selbst auf Einladungen nicht im *Elysee* erscheinen, und es dem *Mr.* Hase sehr übel nehmen, dass er geckenhaft das entgegengesetzte Betragen beobachte; wie er ihn denn für ganz charakterloss erklärte.

21. IV. 53: — Von Paris — hartnäckiges *Silentium* Jedermanns, auch gegen unsern Bibliothekar Weil, der sonst lebhaft mit Paris correspondirt. Es herrscht dorten eine allgemeine Niederlage der Geister, und der französische Stolz erlaubt den Weltmännern und Gelehrten nicht das was sie zum Theil mit verschuldet haben, offen zu bekennen. H. Didot scheint uns aber behandeln zu wollen wie alle Deutsche, die nicht dorten in seinen unmittelbaren Diensten stehen; d. h. nichts be-

1) Vgl. am 11. II. 51: *Guigniant* hatte in einer wöchentlichen Freitags-Sitzung der *Academie des Inscr.* ein Schlussfragment aus den *Religions des Antiquités* vorgelesen; worauf die Mitglieder beschlossen, dass er dasselbe in der grossen *Séance* des *Institut's* noch einmal vorlesen solle; welches denn auch am 16ten August, zur Ehre des Verfassers *de la Symbolique* geschehen ist (— Was Ehr, was Ehr! wie einst der Jud' gesagt hat — Geld wäre mir nöthiger!) — Das letztere Thema kehrt in vielen Variationen und auch wiederholtem Citat des *deficiente pecu* wieder.

zahlen zu wollen. Dies aber offen zu sagen, verbietet ihm seine hohe Stellung und Laune als *Bourgois-gentilhomme.*

5. V. 53: Es ist nun von allen Seiten bestätigt dass die Literatur, besonders die alte, in Frankreich von einem allgemeinen Starrkrampf befallen ist. Was ich aber thun will ist Folgendes: 1) Will ich noch in diesem Monat an den *Academicien Felix Lajard* in Paris, zu dem ich das grösste Zutrauen habe, schreiben, dass er mit Zuziehung Karl *Muller's* thue was er kann, und das thut er gewiss; 2) kommt der *Academicien Julius Mohl* in einigen Monaten zu seinem Bruder *Robert*, unsern jetzigen Prorector, hierher zum Besuch hier, und den will ich mündlich in Bewegung setzen.

2. XI. 53: — Uebrigens verspreche ich mir weniger als bisher eine glänzende Belohnung für uns seit einer Unterredung, die ich vor einigen Tagen mit *Julius Mohl* hatte, der von Paris seinen hiesigen Bruder besucht hat. Als ich diesem nämlich unsere *Affaire* mit *Didot* aus einander setzte und um seine Vermittelung bat, antwortete er mir: „Dazu sey er am wenigsten geeignet, da er (Mohl) als Commissär der Pariser *Academie* mit den *Freres Didot* in einem Krieg begriffen sey, weil dieses *par nobile fratrum* die *Academie* auf das erbärmlichste übervortheilt hätte; und noch über das Ohr zu hauen fortführe". — Ueberhaupt aber klagte er über das jetzige Daniederliegen der ernsten Literatur in Frankreich. Z. B. an seiner Ausgabe des *Firdusi* sey seit 6 Jahren der Druck in's Stocken gerathen.

3. I. 54: Hr. C. Müller hat *ne γρὺ quidem* geantwortet. Ich habe schon früher geargwohnt, dass auch er mit Leib und Seel' der Didotschen Clientel verfallen ist. Die *Didot's* sind für Frankreich und halb Deutschland wahre Magnaten geworden. Sie können nicht glauben, wie sehr sie von den Philologen und Literaten dieser 2 Nationen und von einigen *Graeculis fetirt* werden. Man darf nur die Pariser Journale lesen. Als Probe sende ich Ihnen hierbei den *Firmin Didot in effigie*, aus einer *Annonce* ausgeschnitten. Wenn der *Libraire-imprimeur* Ihnen kein plotinisches Geld schickt — so können Sie ihn *in effigie* an einen Galgen hängen. Doch ich hoffe noch immer Sie werden doch etwas Baares und ich Exemplare nach Vollendung des Druckes erhalten [1]. —

1) Es folgt: Dass Sie Ihren Eugen nach München geschickt wird Niemand missbilligen und Niemand loben, dass die Ulmer Geldmänner diesen Vorwand geltend machen, ihm das Stipendium vorzuenthalten; — aber Sie hätten ihm von *Spengel* und *Thiersch* den Studienplan sollen machen lassen; dann würde er von dem windigen Literaten *Carriere* weggeblieben seyn; wie denn *Spengel* auch von dem dortigen Ultra-montanen *Lassaulx* nichts wissen will.

10. I. 54: Da wäre denn also ein Schreiben C. Müllers und zwar ein sehr erwünschtes von gestern Abend. Ich sende es Ihnen heute früh, noch ehe *Didot's* Brief an mich angekommen; weil ich aus Müllers Aeusserung über den Geldpunct schliesse, dass jener seinen Vorschlag für Sie an mich machen will. — Da rathe ich nun 1) mir bald zu antworten; 2) Ihre Forderung so niedrig als möglich zu stellen, weil *Didot* a) Geld als Honorar zu geben gar nicht gewohnt ist; b) weil die gegenwärtigen Conjuncturen die allerungünstigsten sind. — Hören Sie was mir vorgestern Baer von Frankfurt schreibt: „Was nun den 2ten B. d. Histor. K. d. Gr. anbelangt, so bin ich zwar weit entfernt denselben abweisen zu wollen, im Gegentheile zweifle ich nicht, dass wir uns s. Z. leicht darüber verständigen werden; jetzt aber schon eine Verbindlichkeit einzugehen bei den trüben politischen Aussichten (vielleicht am Vorabend eines Krieges!) nicht. Das Geschäft leidet jetzt schon ungemein dadurch, ja ist fast null, und der liebe Gott möge uns nur vor Krieg bewahren. Der Buchhandel würde am meisten darunter leiden."

10. XI. 54: *Tandem aliquando!* — Am 27 Octobr. schreibe ich an *Mr. Lajard;* weil dieser aber mit seiner Frau nicht in Paris ist, sondern in Tours, schreibt dieser am 2ten Novbr. an Herrn *C. B. Hase,* seinen *confrère* in der Akademie nach Paris und dieser antwortet ihm am 5ten Novbr. wie folgt: *„Mille remerciments de votre lettre du 2, cher et savant confrère; elle est bonne, amicale, gracieuse, comme toutes celles que Vous écrivez. Dès que l'ai reçue, j'ai été chez M. M. Didot; ils m'ont dit que le Plotin de Mr. Creuzer était composé, et qu'il paraîtrait sans faute d'ici à la fin de l'année. Veuillez donc donner cette bonne nouvelle à notre vénérable ami" etc. etc.* — Nun werden Sie aber sagen „das heise doch wahrlich die Kirche ums Dorf herumtragen; darum hätte ich ja den *Hase* unmittelbar ersuchen können" — Ja wenn nicht Jedermann diesen unsern Deutschen Landsmann wirklich für einen Hasen hielte, und ich also zu fürchten berechtigt war, er werde es nicht wagen, an die Grosmacht der *M M. Didot* eine solche Commission zu übernehmen. — Doch desto besser für uns, dass er diesmal seine Natur verleugnet hat! —

7. IV. 55: So kann ich Ihnen denn noch vor Ostern schreiben: *Tandem aliquando!* — Heute, als ich noch im Bette lag, bringt der Postbote: *Plotinum* —; aber von der Brief-Post mit ein paar Gulden Porto, und nicht von *Didot* unmittelbar sondern von den *Mrr. Cailliard,* den Commissionären des Hrn. *Felix Lajard* (der also wieder in der *Tourraine* sitzt!) aus Paris, über Belgien, Aachen und Kölln, und ohne Brief, sondern mit der auf die *Dedication* an *Didot* gerichteten Adresse;

selten gemacht worden. Die vertrauten Briefe an Moser geben zahlreiche mittelbare und unmittelbare Handhaben zur Widerlegung dieses Vorwurfs und für eine gut protestantische Gesinnung. Lediglich unter diesem Gesichtspunkt mag es nicht unangemessen erscheinen noch die folgenden persönlichen Bemerkungen zu veröffentlichen:

21. VII. 51: Unser Bähr ist neulich in den Zeitungen auf einer Liste unter lauter Katholiken als Subscribent zu einem Denkmal auf *Görres* erschienen; welches hier grosses Aufsehen macht. Man legt ihm eine starke Tendenz zum Katholicismus bei; er macht der Frau Rath Schlosser auf Stift Neuburg sehr die Cur — aus Erbschleicherei! — sonst in allen Ehren. —

17. VI. 52: . . . hat Zell sich wieder als einen dicken Ultramontanen gezeigt; was mich nicht wundert; denn schon als Oberstudienrath hat er die jungen Philologen der Kirche, d. h. den Pfaffen zuzuwenden gesucht. — Wundern würde ich mich auch nicht, wenn ich über Kurz oder Lang hörte „Bähr sey katholisch geworden“, denn seit Jahren buhlt er schon mit diesen, und aus Erbschleicherei thut er der Proselytin und Zelotin Frau Rath Schlosser schön, läuft öfter dahin, hofirt den auf dem Stift Neuburg häufig logirenden Bischöfen von Mainz, Strasburg und Speyer, so dass sein früherer Patron, der GHR. und Prof. Schlosser ihn öffentlich Spitzbub, *filou* u. s. w. nennt. — Solche Sachen habe ich die Freude dahier in meinen alten Tagen zu erleben.

29. X. 52: Dass hiesiger Bähr (und vielleicht auch sein Karlsruher Bruder) katholisch geworden dringt sich der Ueberzeugung seiner Collegen und Mitbürger immer mehr auf. Z. B. Vor mehreren Wochen war der Erzbischof von Paris auf einem Gastmahl bei der Frau (Jesuitin) *Schlosser* auf dem Stift Neuburg. Wer war eingeladen und erschienen: der katholische Stadtdirector, Rosshirt und Zell (geborne Katholiken) und *Baehr*?!

3. I. 54: Und *annus* 1854 beginnt ja mit einer grossen Recension, unterzeichnet Fr. Cr., aber nicht in Heidelberg, nicht in München, sondern in Göttingen — die Sie aber wohl niemals werden zu sehen kriegen, weil Ihre geizigen Ulmer Philister die Göttingischen Gel. Anz. nicht kaufen wollen; und wovon ich Ihnen den Ursprung mit einigen Worten berichte. Ich hatte über den neuen *Diog. L.* von *Cobet et annexa* eine Vorbereitung zum Bericht schon lang fertig da liegen; Brandis (von Bonn) der gelehrte Geschichtschreiber der alten Philosophie sah sie bei mir in den Herbstferien und rieth mir, sie nach Göttingen zu senden;

ich fragte jedoch erst bei *C. Fr. Hermann* an, und dieser schreibt mir: „er habe bereits die Correctur des ersten Bogen's gelesen, und meine Recension werde als ein πρόσωπον τηλαυγὲς den Jahrgang 1854 eröffnen“ *(sic!)* — Diese Aeusserung weiss ich nun als ein Compliment selbst am besten zu würdigen! — Aber dem schäbigen *Baehr* biete ich für die Heidelbb. Jahrbb. schon seit Jahren nichts mehr an. – Dessen Parthei (die ultra-montane) ist in hartes Gedräng gerathen. Die Regierung greift durch; Jesuiten und Jesuiten-Genossen werden entfernt, zum Theil verhaftet, wie *Mone's* Sohn in Donaueschingen *etc. etc.*, Haussuchungen werden hier und anderwärts im Lande gehalten; die besten Zeitungen geben ihnen zu Leib und Ullmann hat nicht nur in Heft I der Theol. Stud. u. Krit. 1853 dem Freiburger Erzbischof, sondern jetzt wiederum in Gelzer's Theol. Zeitschrift scharf zugesetzt, und eben so scharf unser Schenkel in der Darmstädter Kirchenzeitung — Kurzum der alte Schwachkopf in Freiburg, der Spielball des Mainzer Bischofs und der Jesuiten – ist höchlich zu bedauern. Hier aber wie im Ganzen sind die meisten Katholiken auf Seiten der Regierung, und von Aufregung merkt man gar nichts.

— — — — — — — — — — — — — —

Diese Proben mögen genügen: und wir schliessen mit den letzten Zeilen, die der Hochbetagte mit zitternder Hand an den „theuersten Freund“ vom 11. I. 1858 richtete.

Diesmal und vielleich auf Lange werde ich sehr Kurz fassen müssen. Nach Ihrer Tochter Brief vom 26 Decbr. haben Sie mit den Ihrigen das neue Jahr wahrscheinlich gesund angetreten; Gottlob wir auch. Aber in Stadt und Land herrscht die Grippe; mein eigner Arzt liegt dran zu Bette und eine Verwandte in Frankfurt ist uns daran erlegen. Da nun wegen des zunehmenden Schwindeln's, der mich im Zimmer zum Gebrauch des Stockes nöthigt, das Schreiben täglich schwerer wird, so wird es Ihnen Selbst wohl recht seyn, wenn ich unsere Correspondenz-Verpflichtung Vorläufig mit diesem Jahr 1858 unterbreche, zumal wir jeden Monat durch die Hn. *Neubronner* und *Bachmann* gegenseitige Nachricht geben können. Mit Allseitgen (?) Grüssen und Wünschen beharre ich

Ihr getreuer

Friedr. Creuzer

3. Von L. Kayser.

An diesen letzten Gruss mag sich die Todesbotschaft durch L. Kayser[1]) vom 16. II. 58 anreihen:

Hochverehrter Herr und Freund!

Die Morgensonne entrückte heute unsern theuersten Vater und Meister in jene lichten Höhen, deren Abglanz hienieden zu schauen vor vielen sein Beruf war. Nach einem so heitern Lebensabend, als er in diesen Jahren nur immer möglich ist, welcher ihm fast bis an sein Ende erlaubte sich mit allem zu beschäftigen, was ihn sonst anzog, ist er ohne schwere und langwierige Schmerzen hingeschieden; allerdings nahmen die Kräfte in den letzten Tagen rasch ab, ungefähr vor acht Tagen musste er es aufgeben, Bücher oder Zeitungen zu lesen, und seit Freitag erhob er sich nicht mehr von seinem Lager, bis dahin brachte er die Tagesstunden auf dem Sopha zu, und bezeugte noch eine liebevolle Theilnahme den ihn Besuchenden, wenn auch längeres Sprechen ihn angriff. So war sein Zustand in den beiden letzten Wochen. Noch zu Anfang des Jahres waren wir auf einen so bald eintretenden Verlust nicht gefasst, er konnte da noch ohne geführt zu werden, in seinen Zimmern auf- und abgehen, und unterhielt sich gern über jeden Gegenstand, der auch früher ihm interessant war.

---

1) Von ihm finden sich ausserdem in der Sammlung nur noch 2 Briefe: eine ἐπιστολὴ συστατικὴ für den neuen Musikdirektor in Ulm Aloys Schmitt vom 12. IX. 46 und ein Brief vom 14. III. 48, in dem es u. A. heisst: „Von Herzen danke ich Ihnen für die gefällige Erledigung unserer Angelegenheit [betr. die Creuzerische Medaille]. Hoffentlich wird bald die erforderliche Summe vorhanden seyn, um dem ehrwürdigen Jubilare eine Freude zu bereiten. Dass er kürzlich seine akademische Würksamkeit aus Ueberdruss und Misfallen an Schülern und Collegen plötzlich abgeschlossen hat, konnte mir und Spengel natürlich nicht erfreulich seyn, so sehr wir erkennen, dass bei so ungünstiger Constellation einem Veteranen wie Creuzer Musse und Zurückgezogenheit zu gönnen ist.“ In Creuzers Briefen an Moser ist von L. Kayser und seinen häuslichen und akademischen Sorgen nicht selten die Rede, meist mit Anerkennung des braven und tüchtigen Gelehrten. Aber einmal heisst es doch (am 12. VI. 54): „in dem, was er in seinem *Cornificius* selbst geschrieben, hat er sich eines lächerlichen aber neumodischen Archaismus beflissen, worüber ich ihn ausgelacht habe“ und dann (am 3. VII. 54): „Mit Kayser's Besoldung und Stark's Berufung ist es also abermals nichts. — Erstern hätte ich nicht für so innerlich hoffärtig gehalten, als ich's nun weiss. Um es Ihnen kurz zu sagen: Der *Editor* des *Cornificius*, habe ich neulich endeckt, hält von allen Aelteren und Neueren, die in meinem Büchlein Zur Gesch. der Philol. stehen, keine für Philologen, als *Bentley* u. einige wenige Andere (worunter natürlich er Sich selber). — Ich habe dagegen ihm trocken in's Gesicht gesagt: „Er und seines Gleichen seyen keine Humanisten, sondern antiquarische Sprachmeister.“

Am Donnerstag den 18ten d. M. werden wir die sterbliche Hülle des geliebten Freundes zu seiner letzten Ruhestätte geleiten, Mittags um drei Uhr, bei welcher Feier Sie gewiss im Geiste gegenwärtig seyn werden als sein ältester und vertrautester, anhänglichster Freund! Sein Andenken wird uns hinfort heilig seyn, wie er in seiner Art einzig und unvergleichlich in unserer Erinnerung lebt.

Ihr geehrtes Schreiben, welches ihn schon nicht mehr erreichte, trug mir Frau Geheimräthin Creuzer auf zu beantworten. Sie hat mit der aufopferndsten Treue und Hingebung sich der Pflege gewidmet, und lässt sich Ihnen und Ihrem Hause mit den herzlichsten Grüssen empfehlen. Indem ich mich anschliesse in diesen Tagen innigster Trauer um den Hingegangenen, bitte ich Sie und die Glieder Ihres Kreises, die sich meiner noch erinnern, mir ferner Ihr gütiges Wohlwollen zu bewahren.

Mit aufrichtiger Hochachtung und alter Freundschaft

Ihr

ganz ergebenster

L. Kayser.

---

4. Von holländischen Gelehrten.

Durch seine Studienjahre in Leiden hatte Moser nahe Beziehungen zu dortigen Gelehrten, die auch literarischen Ausdruck fanden. So haben wir zwei *Epistolae latinae* von Koryphäen der holländischen Philologie, van Heusde und Hofman-Peerlkamp.

Mosero
Viro celeberrimo
s. p. d.
Ph. Guil. Van Heusde

Lubens sane, uir amicissime, et ego in temporis illius memoriam redeo, quo una cum Creuzero tuo, imo nostro, me hic adiisti. Suauissimi erant nostri de optimis literis, de Platone in primis ac de Cicerone, sermones, quorum uberrimos ego et tunc et postea fructus cepi. Quo autem diligentius deinceps, quae edidisti opera legi, eo magis te identidem et colui et amavi. Et nunc me denuo munere beasti, Tusculanarum editione tua, quo nihil mihi gratius accidere nihil me magis tibi obstringere potuit. Agnovi in commentario atque admiratus denuo sum cum doctrinae copiam tuam, tum vero judicium ac pulcri venustique sensum. Ego quod tibi, tanquam ἀντίδωρον, transmittam, nihil nunc habeo, nisi

hoc Initiorum phil. Plat. Volumen ultimum: sed tu illud, Vir optime, aequi bonique consule: atque tibi velim de me persuadeas, non esse qui tua in literas merita gratiore animo prosequatur. Vale meque, ut facis, amare perge. Scr. in Acad. Rhenotraj. d. 22 m. Ian. a. 1837.

Seine Erwiderung hat Moser unter diese Zeilen gesetzt:

Heusdio
Viro clarissimo
s. p. d.
Georgius Henr. Moser.

Ingenue fateor, Vir amicissime, nescire me, utrum majorem animi laetitiam perceperim conspecto, quod exspectare me jusserat Creuzerus noster, Initiorum Platonicorum volumine ultimo, quod ante hos tres menses ad me perlatum est, an epistola Tua, quae significationem habet benevolentiae, qua me tam longo temporis spatio interjecto, ex quo praesens te praesentem venerabar, prosequi non desiisti. Est hoc quoque in beneficiis, quae Creuzero meo debeo summa, quod per eum mihi contigit venire in notitiam virorum summorum, ad quos accedere me animus quidem impellebat, verecundia vero et pudor vetabant. In his Tu es, Vir clarissime, quem ut nondum conspectum dudum suspiciebam, ita semel visum amore complexus sum, humanitatem ipsam me vidisse existimans. Sed quorsum haec ego Tibi, qui quo magis es summa existimatione dignus, eo minus laudari cupis. Condonabis vero animo eloquendi cupido, quod sentit: et gratias quas tibi ago maximas, humaniter, ut assoles, accipies. Quod vero addo levidense munusculum, Symbolarum ad Ciceronem specimen quartum, quorum alterum exemplum meo nomine, ut ἀντίδωρον exiguum, dabis filio Tuo ornatissimo, Philosophiae doctori, id aequi bonique consulatis rogo consiliumque scriptionis scholasticae reputetis, quod nec magna promittit, neque exquisita admittit. Iam vero vale meque, quod facis, amare perge. Scr. Ulmae d. XVII. m. Sept. a. 1837.

Noch in anderer Weise, als dieser gefällige Austausch internationaler Artigkeiten, versetzt uns in durchaus vergangene Zeiten der Erguss des radicalen Kritikers:

O. Hofman-Peerlkamp S. P. D.
viro clarissimo et doctissimo
G. H. Mosero.

Quum Horatium ante hos quatuor fere annos in lucem emittebam, eruditissime Mosere, facile praevidebam, fore ut illa novitas multorum

millium studia, sermones et rumores esset concitatura. Hoc quia sperare potui, potui etiam ferre et perferre, et sine ira contemnere. Nemini clamatorum adhuc verbum respondi, neque unquam respondebo. Interea avide exspectabam judicia hominum doctrina et humanitate excellentium: quae si negligerem, merito sane intolerandae superbiae accusarer, essemque omnium mortalium, qui unquam fuere, ineptissimus.

Talia iudicia adhuc accepi pauca, Eichstadii, Doederlini et praecipue tuum. Ea iudicia accurate perpendi, mecumque exegi. Quid verum, quid secus mihi videatur, tum cognoscetis, quum novam Horatii editionem, quae iam fere desideratur, paravero. Interea differre diutius non potui, neque debui, quin tibi verbo saltem significarem, quanti cum caetera tua scripta faciam, tum istam de Horatio meo censuram, pro qua gratias accipe, quas tibi hic ago, maximas: majores, ut spero, acturus sum olim palam, habiturus perpetuo. Dissensionem aliorum aequissima mente accipio, ab omnibus discere cupio, quia veritas mihi unice curae cordique est. Itaque et tanto meo cum periculo, quod verum esse putabam, illud omne sine ambagibus aperui, signumque quasi certaminis sustuli, in quo sciebam, me, initio saltem, omnes propemodum omnium terrarum eruditos habiturum esse adversarios.

De illo certamine multum laetor. Excitati sunt homines ex veterno. Etiamsi, coniunctis omnium viribus petitus defecero, tropaeum tamen venerabor, quod a generosis victoribus Veritati ponetur. Vellem, hoc tota sciret Germania vestra. Sed pauci me et animum meum nosse videntur. Alii putant me esse decrepitum senem (habeo annos quinquaginta duo) alii Jacobinum alii alia sibi de me fingunt, quae tam rideo, quam judicia, tuum paucorumque aliorum, aestimo. Nam in paucis istis veteres illos Germanos agnosco, quorum affinitate Batavi gloriamur. Utinam talia judicia acciperem plura, multique facerent, quod Eichstadius se facturum esse pollicetur, quodque ut faceret eum ego incitavi, ut annotationes meas sic percenserent, quemadmodum Wolfius Marklandi et Gessneri de orationibus istis Ciceronis percensuit. Dicat de me, quod quisque velit. Si verum dixerit, habebit me semper melioris sententiae candidum laudatorem. Interim laudari a viris laudatissimis, a te tuique similibus, non nihili facio. Quod ut scires, neque me ex silentio meo tam diuturno, vel lentum nimis, vel etiam ingratum et inhumanum suspicarere, ideo has ad te scripsi litteras. Vale, eruditissime et clarissime Mosere, meque ama.

Leidae. a. d. XX. Augusti m. MDCCCXXXVIII.

Zu diesen Epistolae virorum clarorum gesellen sich holländische Briefe (einer von Baron van Westreenen van Tiellandt aus 's Gravenhage, mehrere von Mosers dankbarem Schüler P. S. Schull, Advokat in Dordrecht, (mit dem Dichter A. van der Hoop) Herausgeber einer kritischen Zeitschrift, in die er sich eine Recension des Peerlkamp'schen Horaz erbat; weiter in deutscher Sprache drei liebenswürdige Schreiben des Professors der niederl. Geschichte und Litteratur in Amsterdam N. G. van Kampen und einer von F. H. L. Donckermann aus Leyden aus den Jahren 1827—1837. Der letztere schrieb u. A. nach einem Besuch bei Freund Creuzer im Sommer 1836: „Wenn mich nicht meine Verhältnisse an Holland fesselten, so würde ich mit Vergnügen meine Tage in Heidelberg beendigen". Der erstere hatte von Donckermann 1837 Mosers Missstimmung in Folge einer Recension Bakes erfahren und suchte zu vermitteln in dem Wunsche, diesen Zwist, „welcher so leicht zur weitern Trennung von zwei Nationen, die in jeder, doch vorzüglich in literärischer Hinsicht geeignet sind, einander hochzuschätzen, beitragen könnte, beendigt zu sehen" (13. V. 27). In einer Nachschrift des dritten Briefes (5. IV. 37) sagt er: „*Peerlkamp's* Ultra-Kritik über den Horaz findet in unserem Lande auch viele Widersacher (vorzüglich den berühmten Prof. *van Lennep*), und Ihre Ansichten finden überhaupt vielen Beifall. Freilich hat die Leyder Facultät ganz die Partei ihres Collegen ergriffen, und man vermuthet, dass von dieser Seite her eine scharfe und inhumane Recension einer Gegenschrift gegen *Peerlkamp* des Herrn *Bosscha* zu Deventer kömmt. — Warum hat doch Herr Professor, Geheimrath u. s. w. *Schlosser* mich in den Heidelb. Jahrb. in der Recension Herrn *Groen van Priesterer* mit ein paar Zeilen ohne Beweis als einen Spekulanten und Effektsucher abgefertigt? Warum recensirt er mich denn nicht und zeigt, wo ich fehlte? Aber freilich — er ist Geheimrath, und man muss ihm auf sein Wort glauben". Vorher schreibt er: „Wir haben jetzt eine ziemliche Anzahl junger Dichter und Prosaiker, die theils Nachahmer *Byron's* sind, theils unsere alte Geschichte zum Behuf des historischen Romans benutzen. An ihrer Spitze steht der junge *van Lennep*, Sohn unsers grossen Philologen, und Verfasser zweier Romane, den ersten aus dem 16—17., den zweiten (weit vorzüglichern) aus dem 14. Jahrhundert: *de Pleegtoon* (auch ins Deutsche übersetzt) und *de Roos van Dekama*, letzterer wäre *W. Scotts* nicht unwürdig. Auch poetische Legenden aus unserer Vorzeit hat er verfertigt, unter welchen sich *het Huis ter Leede* durch furchtbare Kraft auszeichnet. Ein anderer noch jüngerer Dichter *Beeks*, der Bräutigam von *v. d. Palms* Enkelin, ist auch Legendendichter, sein

Kelfer und *Stein te Poelgeert* aus dem 12. Jahrhundert haben viele Schönheiten und versprechen einen grossen Dichter. Sie sehen also, mein Freund, in unserm klassischen Lande siegt auch die Romantik, welches Sie vor 27 Jahren wohl auch nicht gedacht hätten! Mit Vergnügen las ich Ihre Recension der Werke des verstorbenen Hrn. *Schüll* in den Heidelberger Jahrbüchern: aber warum beschränken Sie sich doch auf die Werke eines Mannes? Sie sind recht dazu geeignet, die Holländische Literatur, die Sie kennen und schätzen, in Deutschland bekannt zu machen. Kann ich Ihnen dazu einigermassen behülflich seyn, so wird mir dies eine wahre Freude machen. Mich dünkt die Redaction der Heid. Jahrbücher müsste recht gern die erste seyn, welche die Produkte einer verschwisterten, zu lange verkannten Literatur in Ihrem Vaterlande bekannt machte. *Donckermann*, unser alte Freund, korrespondirt viel mit Herrn Prof. *Creuzer* und schickt ihm auch Bücher. — Kennen Sie die *Histoire de la Civilisation des Grecs* von unserm gelehrten *Limburg Breuwer* zu *Groningen?* Er ist ein Literator von ungemein viel umfassendem Wissen, und dabei ein Schriftsteller voller Witz und Laune. In seinem kleinen Romane: *Charikles en Euphorion* hat er sich erlaubt, die Paradoxen von *Platos* Republik zu bespötteln, welches ihm unser *van Heusde* ein wenig übel genommen hat. Doch genug von Literatur und vielleicht schon zu viel".

---

5. Von J. Ph. Siess.

Ein frischer, origineller Ton und romantischer Zug spricht aus Briefen von Mosers Freund Siess, der sich besonders eifrig mit dem Mystiker Suso beschäftigte. So schreibt er aus Anspach am 11. XI. 32 u. A.: „Vor einigen Tagen wurde ich von einem unerwarteten Besuche überrascht. Clem. Brentano und Dom-Capitular Diepenbrock von Regensburg traten plötzlich in mein Zimmer. Letzterer stellte sich mir als Herausgeber der Susonischen Schriften dar und präsentirte mir den Brentano, der dann sofort das Wort nahm und behielt, während Ersterer mich scharf fixirte. Brentano, der Deiner in Freundschaft gedachte, kennst Du; D. ist ein feiner, schöngebildeter Mann von ragender Gestalt, etwa 34 Jahre alt. Man könnte ihn für einen Westphalen halten, und wahrscheinlich ist er einer. Da gab es Geschichten! Wir schieden nach längerer Unterhaltung — wenigstens ich — sehr bewegt und befriedigt". Die folgenden Briefe sind ans Speyer, zunächst aus dem Jahre 1833. So am 1. III.: „— — Im Hirsch zu Stuttgart gab es heitere

Wiedersehens-Scenen mit Bähelen, Lindner, Roth. An zwei Abenden, wie unter Tags, wurde viel Inniges gekost. Ueber Priorität zwischen Zeit und Raum zerstritt man sich, natürlich ohne Resultat; ich, der Hymnenvolle, als Zeitler, der plastische, gemäldewüthige Kunstfreund als Räumler, jeder — nach seiner Art. Gesellig heiter gings auch zu, und es tönte bei kühlem Weine gar mild, herzlich und echoartig: „Lieben Brüder, seyd zufrieden etc.“ — — — Höre, mach doch, dass Weihermann Sammlung nach Ulm kommt; erkundige Dich wenigstens um Veiels Manuscript über Suso. Erfährst Du, wer W. Nachlass sichtet, so mache es mir kund. Deinen Bruder grüsse freundschaftlich von mir; Bähelen will, dass er mir den ihm über Susoniana geschriebenen Brief mittheile.“ Dann am 18. Juli: „— — Deinen letzten Brief . . . kann ich nicht gleich finden, ich weiss mich aber zu erinnern, dass Du mir meldetest, Weihermanns Papiere seyen von der Stadt angekauft worden, Du wissest aber noch nicht, ob über das Veielsche Manuscript vom Leben Suso's und über Wollaibs Manuscript *„Paradisus Ulmens.“* eine Notiz darin stecke. Ist es noch beim Alten? Wer kustert wohl darin? Wäre es nicht am Besten, ich käme selber? (übers Jahr nämlich). Weihermann hat in dem „Unterhaltungsblatte für alle Stände, Stuttg. 1817“, dann in den „Nachrichten von Gelehrten etc. aus Ulm“ verschiedene besondere Umstände angegeben, die er doch nicht aus den Fingern gesogen haben kann, z. B. dass Suso zu Jettingen im Burgauischen gebohren, dass er im Alter blind geworden, dass er während seines Exils unter andern bei der verwittw. Königin Anna zu Königshofen verweilt habe, dass er an Walther von Bibra, einem Benedictiner in Wiblingen, einen trauten Freund gehabt etc. Ueber die Quellen, woraus dergl. Notizen geflossen, hoffe ich doch in der papiernen Verlassenschaft Weihermanns einiges zu finden. Seit einigen Monaten habe ich von einem *Scriptor* der Vaticanischen Bibliothec (im diplomatischen Wege) von Kirchenrath Hurter in Schaffhausen, von Prof. Hottinger in Zürich, von Dr. Kloss in Frankfurt, ein und anderes, aber unbedeutendes mitgetheilt erhalten. Ich kann nur in jetziger bedrängter Lage wenig correspondiren“. Ferner am 20. August: „Freund! Unter Veesenmeyers papiernem Nachlasse befindet sich ein mässiger Foliant, bestehend aus Abschriften von Erwerbs- etc. Urkunden des ehemaligen Dominicaner-Klosters zu Ulm — im Grunde höchst indifferente Sächelchen, mir aber nur desshalb von einiger Bedeutung, weil Suso in diesem Kloster gelebt hat. Bei der bevorstehenden Versteigerung des Veesenmeyerianorum möchte ich nun wohl hinsichtlich dieses Folianten, und allenfalsig anderer hierauf bezüglicher

Papiere, vertreten seyn, und biete mit, in so ferne kein besonderer Affections-Werth von irgend Jemanden in diese Dinge gesetzt wird. Sey doch so gut das einzufädeln. Zu übersenden brauchtest Du mir den Band, wofern er mir bleibt, nicht sogleich; ich hole ihn schon gelegentlich selbst. Noch nichts aus Weihermanns Nachlass entdeckt von Veiels Monographie — ? .... Ich habe einen wüsten Augias-Stall getroffen; mit 2 Räthen, einem geistlichen und einem weltlichen, war abzufahren. Eben heute erhalte ich von München die Entschliessung, dass Prof. Rust aus Erlangen[1]) mein zweiter geistlicher Rath wird — Gott sey gelobt! Rust hat hier, wo er vor einigen Jahren in der Umgegend noch Pfarrer war, einen guten Geruch als eifriger, christlich gesinnter, gelehrter und sehr thätiger Mann, wie man sie hier besonders braucht. Ich freue mich sehr ihn kennen zu lernen. Was uns hier anbelangt, so hat uns Gott zwar schwer heimgesucht, doch so, dass wir's können tragen. Den Mann in Bedrängniss fest zu sehen, scheint noch immer die Lust der Olympier zu seyn. Auf Wiedersehn! Dein alter Frd. Ph. S." Dazu am 12. XI.: „Rust ist hier, ein herrlicher, kräftig-christlicher Mann, ein Fels! Seine Antritts-Predigt über 2. Cor. 5, 18—20 (was von selbst auf V. 17 zurückweiset) war ein hinreissender Erguss der feurigsten christlichen Begeisterung. Gleiches habe ich noch nie gehört. Männer, die — gleich Falstaff — nicht mehr wussten, wie das Innere einer Kirche aussieht, die aber von Neugier getrieben erschienen waren, gelobten offen, keine Predigt des Rust zu versäumen. Dieser Rust, eines armen Landmanns Sohn, hat im 18ten Lebensjahr das „*mensa* der Tisch" vorgenommen, war Schullehrer, hat so strenge studirt, dass er, um Nachts nicht schläfrig zu werden, die Füsse in warmes Wasser stellte, ist nun ein Rüstzeug, ein auserwähltes, mir zum Trost erschienen, um den trostlosen Zustand des Christenthums in diesen Rheinlanden zu bessern. Nun erst bin ich gern hier". Ein Zettelchen vom 11. V. 34 lautet: „Freund! Nicht, dass ich mich für einen Taschenliteratur- oder Pfennigmagazins-Liebhaber ausgebe, wähle ich dieses Formätchen zum Brief, sondern dass Du nicht erschreckest. Ich denke Dich mir nämlich umlagert von Arbeit und Mühe, wie es uns Menschenkindern eben vom Paradiese her beschieden ist, und diess denke ich mir als die Ursache, warum Du auf meinen Brief vom 18ten Juli 1833 nichts hast verlauten lassen. Jetzt in diesen langen Tagen, magst Du wohl eher ein Restchen Zeit finden,

---

1) Vgl. über ihn (und beiläufig auch über Siess) den eingehenden Artikel von J. Schneider in der Allg. D. Biogr.

mich etwas von Dir und über meine Anfragen wegen des Veielschen und des Wollaibschen Manuscripts über Susonem vernehmen zu lassen, ferner über die Scheeman'sche (?) Bibliothek in der Neithartschen Capelle und die Weihermannschen Papiere. Gott mit uns! Dein Urfreund Ph. Siess".

Der folgende Brief ist vom 17. IV. 1836:

Lieber alter Freund!

Dir auch einmal wieder ein Lebenszeichen zu geben und Dich wissen zu lassen, wie wirs treiben, sende ich Dir hier ein Exemplar des Consistorialerlasses (Hirtenbriefs) an sämmtliche 236 Geistliche vom 27. Jan. d. J. Darin ist abgebildet, was zu bekämpfen ist und wie muthig gekämpft wird in der Kraft des Herrn. Ich brauche Dir nicht zu sagen, dass Rust der Verfasser ist; dieser führt den schweren, heissen Kampf; ich aber bin sein *fidus Achates*, und er sagt mirs hundertmal, ohne meinen Beistand müsste er zurücktreten. Warum bist Du doch noch nie von Deinem Heidelberg, wo ich Dich jedes Jahr anwesend denke, zu uns herübergekommen? Ich erwarte Dich mit Verlangen, und auch Rust trägt Verlangen, Dich kennen zu lernen. Lieber Freund! Der Herr ist nahe, kann ich mit grosser Freudigkeit ausrufen; und Dein Jugendfreund, der Dir in seinen vielfachen Verirrungen so wohl bekannt ist, wird gewürdigt, Mithelfer zu seyn zu einem grossen Werke der Erneuerung. „Nimm hin" sagt mein Suso im Sinne des Evangeliums, „nimm hin dein erstes Kleid, Schuhe an deine Füsse und den minniglichen Namen, dass du mein Gemahl ewiglich heissest und bleibest". Das lautet nun freilich gar mystisch; sey es! Was wäre denn am Ende ein Christenthum ohne Mystik? — Mein Herz verlangt gar sehr wieder einmal meine Vaterstadt, meine lieben Jugendfreunde zu sehen, nun ich in dem, was ich seyn soll, bestätiget bin. Wolle Gott es fügen, dass mir dieser Genuss zu Theil werde. Vorerst wird es hoffentlich gelingen, eines kleinen Ausflugs in das Gebirg unsers Kreises, den ich mit meinem Freunde, Rust, in der Mitte des Mai vorhabe, froh zu werden. Ein gar freundlicher Empfang ist uns an manchem Orte, wo wir eintreffen werden, von angesehenen und zum Theil sehr gebildeten und sehr reichen Leuten bereitet, so dass mir ein froher Lebensgenuss nach langem und wahrlich grossem Leide bevorsteht. Er soll mich stärken für das, was noch durchzukämpfen ist. Denn noch ist auf Jahre hinaus nicht Friede. Lass aber auch Du, treuer Freund, solche Stärkung mit Deinem Zuspruche mir zukommen, und glaube sicherlich, dass ich viel Gewicht darauf lege, das Bestreben, das Du in der Beilage ausgedrückt

findest, auch durch das Anerkenntniss eines redlichen alten Freundes bestätigt zu finden. . . . . . Unlängst bin ich mit Hn. v. Meyer, dem bekannten Verfasser der Blätter für höhere Wahrheit, dem Schwiegervater des hiesigen Präsidenten, Frhn. v. Stengel, in Correspondenz getreten; er hat mich ermuntert mit dem preussischen Gesandten zu Rom v. Bunsen, dem Herausgeber der schätzbaren Sammlung älterer Kirchenlieder und Gebete, wegen Suso's mich unmittelbar zu benehmen, und das will ich auch thun, sobald ich Zeit finde. Auch Antistes Hurter in Schafhausen ist unter meinen werthen Correspondenten. So werde ich mehr und mehr in ein erhöhtes Geistesleben eingeführt. Immer aber komme ich wieder auf den alten Hamann zurück, den Juden ein Aergerniss, den Griechen eine Thorheit. Wissen möchte ich doch, was Jacobi unter den Worten, er müsse schwere Dinge von Hamann glauben, wohl gemeint habe. — Was ich mit den Juden zu verkehren hatte, wird dir wohl aus Nr. 96 u. 97 der Didaskalien d. J. bekannt seyn. Auch hier ist die Axt an die Wurzel gelegt und es wird unfehlbar neue Triebe hervorbringen, was jetzt in Hoffnung gesäet ist. Grüsse mir herzlich Deinen Bruder und gedenke Deines Freundes Ph. Siess. (Dass von der Beilage kein Gebrauch für die Publicität, besonders Journalistik, zu machen sey, versteht sich von selbst).

Endlich der letzte Brief vom 21. III 1837:

Theuerster Freund!

Dein Brief vom 20sten Juli v. J. hat mir unsäglich Freude gemacht wegen des Uebereinstimmens in religiösen Ueberzeugungen, die denn doch einen noch dauernden Vereinigungspunkt, als selbst die edelsten Jugendgefühle bilden. Aber, bester Freund, wenn Du eines Tages in den Rheinkreis kommen und uns besuchen willst, wo Du herzlich willkommen bist, so ergib Dich nur frei darein, dieseits ein Mystiker zu heissen; ist's ja Thiersch auch nicht anders ergangen . . . . . Männer von höherer Stellung, deren Selbstsucht freilich vielfach gekränkt war, boten alles auf, um ein kirchliches Hambacherfest zu bereiten. Am Montag nach dem Dreieinigkeitsfest 1836 gings auf den Diöcesensynoden los. Die Münchner, von panischem Schrecken ergriffen, schickte sofort eine dualistische Commission, ohne erst uns, die wir doch je und je treulich und unverzagt vor den Riss stehen, auch nur zu fragen. Dieser Schritt machte den Schaden nur schlimmer, weil man ihn auf der Seite des Cravalls als eine Concession ansah. Nun aber hat . . . der *summus episcopus* gesprochen und die Faction ist enttäuscht. Jetzt merken wir, wie das

Wort Gottes laufe und wachse und in diesem Innewerden liegt grosser, unaussprechlicher Lohn. Wie komme doch ich, Aermster, dazu, auch in solch hochheiligen Dingen, wenigstens als Handlanger mitwirken zu dürfen! — Welche sichere Bürgschaft für das theure Wort Jes. 43, 1. in seiner erprobten Beziehung auf mich, dem ja hiemit Vergebung gewiss ist. Ich möchte noch gar manches beifügen, allein die Stunde drängt zum Schlusse.

Grüsse mir herzlich meinen theuren Freund, Deinen Bruder. Läse er nur manchen Artikel in der Speyerer Zeitung 1835 oder 1836, er würde keinen Augenblick den engen Zusammenhang der Sanscülotts von Hambach und der vom Montag nach *Trinitatis* 1836 bezweifeln. Grüsse mir auch die übrigen Freunde, Du kennst ja die Meinen.

Wir sind alle gesund geblieben und auch guter Dinge.

„Mit Gott hindurch!" hiess es neulich in einem Briefe meiner lieben Frau Schwägerin im Hafenbad. Nun denn, Mit Gott hindurch!

Dein

alter treuer Freund

J. Ph. Siess.

6. Von Fr. W. Thiersch.

Führten uns die letzten Briefe in die kirchlichen Kämpfe in Rheinbayern ein, so beziehen sich die drei Briefe von Fr. W. Thiersch aus München auf den Kampf um das Gymnasium und seine Schrift darüber vom Jahre 1838. Dieser Kampf spielt begreiflicherweise in einem grossen Teile der Moserschen Korrespondenz eine Rolle — nicht selten mit Aeusserungen, die heute nach mehr als einem halben Jahrhundert so klingen, als ob sie in die Kämpfe unserer Tage gehörten. Am 4. Januar 1838 schickt Thiersch sein Buch „Von dem gegenwärtigen Stande des öffentlichen Unterrichts" und schreibt dazu:

Mein theurer Freund,

Ich sage Ihnen meinen besten Dank für Ihren freundlichen Brief und die schöne Gabe, mit welcher Sie die Zusendung meiner Abhandlung über die platonischen Dialoge erwiedert haben .... Die Lotze'sche Buchhandlung wird Ihnen mit diesem Brief ein Exemplar meines neuesten Buches, über den Zustand des öff. Unterrichts etc. übersenden. Ich bitte es als geringen Beweis meiner grossen Hochachtung und dankbaren Erinnerung freundlich aufzunehmen. Sie werden Würtemberg, dazu Ulm und sich selbst, einmal auch anonym darin finden, weil ich nicht wissen

konnte, ob da wo der Name fehlt seine Nennung Ihren Verhältnissen angemessen gewesen wäre. Im Ganzen spreche ich im Namen aller altgesinnten Schulmänner als ein wenn auch untergeschobener *Cicero pro domo*, und lieb wäre mir, wenn Sie als *in propria causa* eine Anzeige des Buches in den Heidelberger Jahrbüchern übernehmen wollten. Ich wünsche natürlich nur, dass dem Publikum von einem in der Hauptsache gleichgesinnten die Sachlage ausführlich dargestellt wird, und wüsste für jenes Organ der literarischen Meinung mir keinen geigneteren Anwalt und Beurtheiler zu wünschen, als gerade den in Ihnen vereinigten Philologen und Schulmann von entschiedenem Erfolg und Verdienst. Sollten Sie gehindert seyn, sich dieser Mühe zu unterziehen, so bitte ich mich darüber zu verständigen, damit ich dann vielleicht dazu unsern gemeinsamen Freund Creuzer, dem ich natürlich das Buch auch zuschicke, vielleicht einen andern für die Sache wünschenswerthen finde.

Ich bin gerade diesen Winter fleissig mit Ihnen beschäftigt, da ich die Tusculanen lese und Ihnen sehr dankbar für die reiche Belehrung Ihrer sorgfältigen und umfassenden Bearbeitung der Schrift.

Mit den herzlichsten Wünschen für das neue Jahr und aufrichtigster Freundschaft und Hochachtung

Ihr treuergebener

Fr. Thiersch.

Dann am 3. März 1838:

Mein theurer und verehrter Freund,

Auf die Anfragen Ihres werthen Briefes vom 1. März antwort' ich mit umgehender Post und mit aller Bereitwilligkeit wie folgt:

1. Ich habe über das Gymnasium zu Ulm mich mit Ihnen wiederholt und jedes Mal mit neuem Vergnügen unterhalten, und mich aus Ihren Mittheilungen über die inneren Gründe seines ausgezeichneten Erfolges belehrt, den ich eben so aus den Arbeiten der Schüler, welche Sie mir vorzulegen die Güte hatten, wie an denjenigen Schülern kennen lernte, die aus Ihrem Unterricht in den meinigen übergingen. Gelegentlich dieser bemerke ich, dass Herr Schwarzmann, einer der vorzüglichsten unter ihnen, nächstens aus Florenz hierher zurückkehren wird, *dives opum* wie ich höre, versteht sich aus classischen Schachten; aber

Leid thut mir, dass in die statistischen Notizen, die mein Buch „von dem gegenwärtigen Zustande des öffentlichen Unterrichts“ über Ihre Anstalt S. 222 und anderwärts über die Sprengel der Pädagogarchen [1])

1) verschrieben „Pädadogarchen“.

enthält, sich, wie Sie bemerken, Irrthümliches eingeschlichen hat und ich danke Ihnen ergebenst für die gefällige Berichtigung dieser Irrthümer.

2. Anlangend die Realschule, so war zwischen uns über die Schwierigkeiten der Einrichtung und Führung solcher Anstalten, eben so wie von der Nothwendigkeit die Rede diese Schwierigkeiten durch Vermittlung zu besiegen und dem dringenden Bedürfnisse eines erweiterten Realunterrichts für die dem Gewerbestande bestimmten Zöglinge der öffentlichen Lehranstalten Genüge zu thun. Auch auf diesem Gebiet haben Sie der Bereitwilligkeit und Thätigkeit der Behörden und Lehrer volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Was S. 249 von dem damals nur theilweisen Erfolge der Schule gesagt wird, beruht nicht auf Ihren Mittheilungen, die erst da beginnen, wo Ihr Name eingesetzt ist. Wäre die gemeinte, ihm vorangehende Stelle ebenfalls aus Ihren Mittheilungen genommen, so würde Ihr Name nicht erst nach ihr erwähnt werden, sondern vor ihr stehn, oder vielmehr die Stelle wäre gar nicht gedruckt worden, wenn sie nur Erklärungen des Vorstandes über die ihm untergebene Anstalt enthielte. Den Lehrplan S. 247 glaubte ich allerdings Ihren freundlichen Mittheilungen zu verdanken; doch da Sie mir bemerken, dass er mit dem von Ihnen entworfenen nicht übereinstimmt, muss allerdings eine Verwechselung mit einem andern in meinen Papieren vorgegangen seyn.

3. Der Brief, aus welchem S. 249 eine Ansicht über Natur und Wirkung der höherstrebenden aber auf blossen Realunterricht beschränkten Bildung und Erziehung mitgetheilt wird, ist nicht von Ihnen geschrieben oder veranlasst, eben so wenig von Ihrem Herrn Collegen dem Hn. Prof. Schwarz. Er stammt überhaupt gar nicht aus Ulm und gehört zu meiner anderweitigen Correspondenz mit ausgezeichneten Pädagogen über die Natur und Wirkung der im Streite liegenden Systeme. Auch ist wol aus ihm selbst klar, dass er sich ganz und gar nicht auf irgend eine einzelne oder bestimmte Realschule bezieht, sondern der Schluss einer prinzipiellen Erörterung über den Gegenstand ist, der die Hauptpunkte der Untersuchung kurz und prägnant zusammenstellt. Wenn aber dieses Briefes bey der Ulmer Realschule Erwähnung geschah, so geschah es weil bey meiner Revision der Realschulen Ihres Landes ich unter den höhergehenden und Bildung allein durch Realunterricht suchenden von der Ulmer zuerst sprach, wie Sie S. 246 sehen, wo der Uebergang aus den niedern zu den höhern sich findet, dabey aber bitte ich Sie, mein verehrter Freund, mich, im Fall es nöthig seyn sollte, bey Ihren Herrn Collegen zu vertreten oder vor Missdeutung

zu schützen. Allerdings kann nach meiner Ueberzeugung ein Realunterricht, der höhere Bildung anstrebt, dabey aber, wie es von Ihrer Anstalt S. 250 heisst „von dem humanistischen ganz getrennt und ohne die Stärkung und wissenschaftliche Weise, die er aus ihm ziehen kann, seinen eigenen Mitteln überlassen ist, in die Gefahr gerathen, welche der Brief bezeichnet; jedoch bey dieser Beziehung eines besonderen Falles auf einen allgemeinen und prinzipiellen Satz ist mir nicht zu Sinne gekommen, die Lehrer oder Vertreter der Ulmer Anstalt, als solche zu bezeichnen, oder bezeichnen zu wollen, die irgend einen andern Erfolg als einen guten wollten und vorzubereiten gemeint wären. Ueberhaupt ist in meinem Buche so viel es auch seiner Bestimmung nach des Streites enthält, nie von Absichten, ausser von g u t e n, d. i. die auf ein für gut Gehaltenes oder Erkanntes gerichtet sind, die Rede; aber auch die beste Absicht, der reinste Wille für das Gute schützt nicht vor Irrwegen und der Gefahr, in das Unheil zu gerathen, wo man dem Heile entgegen zu steuern glaubt. Was ich will ist, dass die Gefahr auf dem heiligen Gebiet der Jugendbildung überall erkannt werde. Dazu führt am sichersten die offenste und entschiedenste Bezeichnung derselben. Ist aber die Erkenntniss gewonnen, so wird die Abhülfe um so weniger ausbleiben, da sie mit den zu Handen liegenden Mitteln und Kräften kann geleistet werden. Uebrigens bemerk' ich Ihnen, dass S. 230 die Stelle unmittelbar nach dem Briefe durch einen Druckfehler verdorben ist. Denn das Wort „g e m e i n i g l i c h" hat dort gar keinen Sinn. So viel ich mich erinnere hab' ich „g e l e g e n t l i c h" geschrieben, wenigstens war die Meinung, dass g e l e g e n t l i c h d. i. b e y G e l e g e n h e i t d e r v o r h e r g e h e n d e n Stelle und ihrer Ansicht das Folgende über Ihre Schule sollte bemerkt werden; doch bin ich des Worts, das gebraucht war, nicht mehr gewiss, und das Manuscript ist nicht mehr übrig. Sie sehen, mein theurer Freund, dass ich unser Geschäft zu emendiren auch hier anwenden und an meinem eignen Texte zum Conjekturalkritiker werden muss, noch dazu zu einem, der seiner Sache nicht gewiss ist, vielleicht zur Rache für die unsichern oder verfehlten Conjekturen, die ich — *εἷς τῶν πολλῶν* — unsern Alten applicirt habe. Leider! muss ich dieselbe zweideutige Kunst an dem Buche, besonders am letzten Abschnitt des II. Theiles, dem über Belgien, der ganz aus meiner eignen schlechten Handschrift gedruckt ist, noch öfter anwenden. Dort sind mehrere ganz eigentliche *loci desperati;* doch genug des Spottes über mich selbst. Mit aufrichtigster Hochachtung und Freundschaft

Ihr treuergebener

Fr. Thiersch.

N. S. Es braucht nicht meiner Erinnerung, dass, da dieser Brief sich meist auf Erläuterung meines Buches, oder auf Hebung von Missverständnissen bezieht, die es, wie ich sehe, veranlasst oder noch veranlassen kann, Ihnen vollkommen frey steht, sich desselben, als in einer öffentlichen Sache gegen Jedermann und in jeder Weise zu bedienen. *In aperto veritas.*

Der dritte und letzte Brief ist vom 12. Juli 1838 und lautet:

Mein theurer Freund,

Ich habe aus Ihren letzten Nachrichten mit Vergnügen gesehn, dass das Ungestüm der realistischen Gegner, die mein Urteil über Realstudien bey Gelegenheit der Nachrichten über Ulm gerade Ihnen erregt hatte, durch die Erklärungen meines Briefes gestillt worden ist. Es war das wenigste, was von meiner Seite geschehen konnte, nachdem der Inhalt des Buches Ihnen jenen Verdruss zugezogen. Allerdings war für Einen, der ausser der Gereiztheit jener Menschen und ihrer Bestrebungen steht, schwer vorherzusehen, dass sie durch Aeusserungen über Realistik wie sie bey dem langen Kampfe beyder Systeme in hundert Büchern vorkommen, so in Harnisch gerathen würden. *Mala mens, malus animus, mala conscientia.* Die in Stuttgart haben sich als Collegium gegen mein Urteil über einen grossen Theil der in W. einheimischen Vorträge zu verwahren für nöthig gehalten. Ich konnte erwidern, dass ich mit dem Collegium nichts zu schaffen gehabt und das zur Erhärtung meiner Angaben Nöthige in Bezug auf die Einzelnen beybringen; doch halt ich für besser mich nicht in den Detailkampf einzulassen, und die Gegner noch abzuwarten, die einem Geheimkult angehören seit Viele sich verbinden, um ihnen zusammen so weit es nöthig ist, zu begegnen. Denn allerdings haben die klassischen Studien ausser dem Realismus noch genug eben so mächtige Feinde, von welchen sie bedroht werden, den Formalismus und Pedantismus vieler Lehrer, die ihnen wachsenden Schaden und der ganzen Sache grosses Unrecht zufügen. Lieb wäre mir, wenn Sie, mein verehrter Freund, Gelegenheit nehmen oder geben wollten, die statistischen auf Zahlen, Personen und Lehrstoffe oder Stunden- und Lehreintheilung sich beziehenden Irrthümer meines Buches in den Würtenberg betreffenden Abschnitten zu verbessern. Es wird Ihnen oder H. Prof. Schwarz wol keine Mühe machen, die berichtigten Notizen auf einigen Blättern zusammenzustellen und sie mir zukommen zu lassen. . . . . . . In der Hoffnung, dass Sie seit jenen

Unruhen in Ruhe und gewohntem Gedeihen Ihr Amt geführt und zufrieden gelebt haben, und mit Versicherung herzlicher Hochachtung

Ihr treuergebener

Fr. Thiersch.

---

7. Von L. Döderlein.

Harmloser und heiterer ist der Ton in zwei Briefchen des liebenswürdigen Döderlein aus Erlangen. Der erste vom 23. März 1827 lautet

Verehrtester Herr Rector!

Ich bin Ihnen mehr als zweifachen Dank schuldig; erstens für Ihren freundlichen Brief durch Herrn Sternegger. Es freute mich, dass ich durch einen Rath, der durch seine Annehmlichkeit Mutter und Sohn überraschte und alle Erwartung übertraf, Ihrer Empfehlung keine Unehre machte. Der junge Mensch gefällt mir als *studiosus* recht gut; ich finde ihn am Ende des ersten Semesters noch eben so bescheiden als am Anfang; das will nicht wenig sagen.

Ihr reichhaltiges Programm über Cicero hab ich richtig und dankbar erhalten. Sie empfangen dafür mitfolgend Altes und Neueres von mir. Meine Erklärung von *τηλύγετος* soll doch wie ich hoffe über die bisherigen noch den Sieg davontragen.

Drittens haben Sie mich — wenn ich ein kündliches Geheimniss nicht ignoriren muss! — durch Ihre freundliche Recension meiner Synonymen zum Dank verpflichtet. Aufrichtig gesagt, hätte ich freilich eine noch strengere Prüfung meiner Grundsätze und namentlich meines äusseren Verfahrens, und besonders ein Urtheil eines Schulmannes wie Sie sind über Klarheit oder Unklarheit, unnöthige Weitschweifigkeit oder lückenhafte Beweisführung, und über die Brauchbarkeit meiner Synonymenbestimmungen gewünscht; doch bin ich dankbar für die einzelnen Berichtigungen. Dass Ihnen meine Erklärung von *impraesentiarum* so sehr missfällt, thut mir in dem Grade leid als ich Sie für evident halte; aber ich will Ihnen offen gestehn, dass meine meisten gelehrten Freunde auf Ihrer Seite stehn. Daraus folgt aber nur, dass ich meine Ansicht gelegentlich noch besser verschanzt zu Markte bringe. Uebrigens *si quid novisti rectius* etc.

Am 2ten Theil wird schon gedruckt. Er soll nicht stärker aber weit reichhaltiger werden als der erste. Wollen Sie mir *privatim* durch

den Hrn. Sternegger noch einige Winke oder Rathschläge zum Bessermachen zukommen lassen, so werden Sie einen dankbaren Zuhörer haben.

Mit Achtung und Freundschaft

Ihr

ergebenster

Döderlein.

Der andere Brief ist vom 7. April 1857:

Mein verehrter Freund!

Bis heute habe ich Ihnen gegrollt dass Sie im September Ihrem Versprechen nicht treu geblieben, und darum die verlangten Sendungen zurückbehalten. Erst die Charwoche nöthigt mich meinem Groll zu entsagen und Sie mit Wohlthaten zu überschütten. Demnach erhalten Sie in der Anlage von älteren Programmen soviel als ich noch besitze und in Ihrem Verzeichniss noch nicht enthalten sind — genug um Sie und jeden Freund zu sättigen; aber um die *satietas* zum *fastidium* zu steigern lege ich auch noch meine neuesten *opera immortalia* bei, meine Philologenrede die Sie nicht haben hören wollen, dann ein *Thierschianum*, und endlich mein „*Vocabularium*" mit den „Erläuterungen". Können Sie für Ihr Gymnasium von ersterem Gebrauch machen, so ist mirs angenehm. In den „Erläuterungen" die für Lehrer bestimmt sind hab ich angeblich viel pädagogische Weisheit deponirt; es wäre mir lieb wenn auch Freund Hassler einen Blick hineinwerfen wollte. Das *Vocabularium* (Preis 24 Kr.) bittet um eine Anzeige in den Heidelb. Jahrb. oder sonst wo.

Freundschaftlich

Döderlein.

---

8. Von K. Fr. Hermann.

Wie in dem zweiten Briefe Döderleins, so spielen die Versammlungen der Philologen und Schulmänner eine Rolle in der Mehrzahl von den fünf Briefen K. Fr. Hermanns [1]); der erste ist in Frankfurt d. 6. April 1840 geschrieben, die übrigen in Göttingen. Jener lautet:

1) Auch sonst ist nicht selten in diesen Correspondenzen davon die Rede. Ein typisches Urteil giebt Dr. Hess aus Helmstedt, ein Schüler und Vetter Creuzer's (der sich mit Basilius beschäftigte), 1845 über den Congress von Cassel 1843: „Die Versammlung hatte keinen rechten Zug und fühlte sich beengt, weil die Regierung sich derselben nicht sehr gewogen zeigte. Die Vorträge selbst haben mich wenig befriedigt. Thiersch und Döderlein paradirten dort, und letzterer führte beständig

Verehrtester Herr Rector,

Indem ich Ihnen für Ihre gütige Zusendung den verbindlichsten Dank sage, finde ich mich zugleich durch die fortwährende Nachsicht, welche Sie meinen gelegentlichen Productionen zugedeihen lassen, ermuthigt, Ihnen auch die beifolgende Neueste zu geneigter Aufnahme zu empfehlen. Sie sehn freilich daraus eben nur, wie ich von einer Blume des Alterthums zur andern zu flattern genöthigt bin, und nicht einmal den Honig derselben rein geniessen kann, sondern mitunter auch, um mir den Rücken frei zu halten, den Stachel gebrauchen muss; von Persius habe ich diesen Winter kaum mehr als die *Annotatio critica* zu Stande gebracht! Was ich für mich zu lesen und zu studiren im Stande bin, geschieht *velut canis de Nilo bibens,* und das einzige Mittel einen Gegenstand näher ins Auge zu fassen, ist mir, wenn ich ihn mit meinen Collegien in Zusammenhang setzen kann, die sich denn zum Glück auch successiv über die meisten Gebiete des Alterthums erstrecken. Ueberhaupt bin ich meiner ganzen Natur nach mehr zum Lehrer als zum Gelehrten oder Schriftsteller geeignet, und weiss es daher auch mit besonderer Dankbarkeit zu erkennen, wenn Schulmänner wie Sie mich ihrer Aufmunterung und Freundschaft würdigen; möchte uns nur öftere Gelegenheit zu solchem anregenden Zusammenseyn, wie sie uns Mannheim bot, zu Theil werden! Kommen Sie wohl nach Gotha? Ich schwanke noch, da gleichzeitig das 300jährige Jubiläum des Weilburger Gymnasiums einfällt, wohin mich noch individuellere Rücksichten ziehen; sollte aber diese Collision sich vermeiden lassen, so würde ich mich innigst freuen, Ihnen in Gotha persönlich wiederholen zu können, mit welcher aufrichtigen Hochachtung ich sey

Ihr

ganz ergebenster

K. Fr. Hermann.

Während der erste Brief aus Göttingen vom 8. März 1843 ohne allgemeines Interesse ist — er betrifft besonders eine Anfrage des Professor der Medicin Fuchs nach einem Ulmer Arzt des 16. Jahrhunderts, Otto Raut, und entschuldigt den Nichtbesuch der vorjährigen Philologenversammlung dort — ist besonders eingehend der folgende vom 25. Oktober 1844:

---

das grosse Wort. . . . . Die Schulmänner stehen im Hintergrunde, und das pädagogische Element wird zu wenig beachtet. Da lobe ich mir die Versammlung der norddeutschen und rheinisch-westfäl. Schulmänner, die Vorträge halten, die wissenschaftliches und praktisches Interesse haben."

Hochgeehrtester Herr und Freund,

Wahrlich, Sie beschämen mich, da Sie mich, der ich Ihnen noch auf einen früheren Brief Antwort schuldig bin, schon wieder mit so freundlichen Zeilen erfreuen und meinem Wunsche von Ihren Gymnasialangelegenheiten fortwährend unterrichtet zu bleiben, so wohlwollend entgegenkommen. Dass ich freilich auch Ihrer inzwischen nicht uneingedenk geblieben bin, werden Sie vielleicht sogar jetzt aus der Sendung meines Gratulationsprogramms zum Königsberger Jubelfeste ersehen haben, dessen ganzer Inhalt übrigens es mehr als irgendwem sonst Ihrem Urtheile vorzulegen verpflichtete; diese Sendung jedoch mit einem Briefe zu begleiten, erlaubte mir damals meine beschränkte Zeit nicht; und so danke ich Ihnen denn jetzt doppelt, dass Sie mir Gelegenheit geben, meine damalige Versäumniss wieder gut zu machen. Noch lieber wäre es mir allerdings, wenn ich mündlich mit Ihnen über so manches verkehren könnte, wozu gerade auch Ihr vorliegender Brief Stoff gibt; z. B. wesshalb Sie das Fachlehrersystem verwerfen, das mir unter den jetzigen Umständen noch das einzige Mittel zu seyn scheint, um die jüngere Generation von Gymnasiallehrern einigermassen auf einem wissenschaftlichem Standpuncte zu erhalten. Wohl stand es besser um gründliche Bildung als die Gegenstände des Gymnasialunterrichts noch so einfach waren, dass der nämliche Lehrer aus den gemeinschaftlichen Quellen seiner Studien alles[1]) das schöpfen konnte, dessen der Schüler seiner Classe bedurfte; aber diese Zeiten sind nun einmal vorüber und lassen sich weder festhalten noch zurückführen; sollen nun auch mit den Schülern die Lehrer zersplittern und zu Grunde gehn? Und das müssen sie, wenn jeder alles[1]) das treiben und studiren soll, was die moderne Vielwisserei dem Schüler in jeder Classe gleichzeitig zu lernen zumuthet; ja, der Lehrer wird gerade sein eigenstes Studium am ersten verwahrlosen, um zunächst das Fremdartige, womit er sich bisher noch nicht beschäftigt hat, nachzuholen, und so entschlüpft ihm, ehe er sich dessen versieht, das Erworbene, ohne dass ihm die neuen mitunter selbst wieder wechselnden Gegenstände dafür Ersatz verleihen. Denken wir uns den jungen Philologen, der nun auf einmal Naturgeschichte, Geographie, Deutsch, wohl gar Rechnen u. s. w. zugleich an der nämlichen Classe lehren soll; — er wird vielleicht selbst seine Classiker verkaufen müssen, um die nöthigen Compendien und sonstigen

1) Zu dem ersten „alles" hat Moser ein „NB.", zu dem zweiten „Nicht so" an den Rand geschrieben. Ebenso nachher „So nicht!" zu der Aufzählung der verschiedenen Lehrgegenstände, und „Ja wohl!" zu den Worten „so weiss man" u. s. w

Hülfsmittel für alle jene Dinge anzuschaffen, und jedenfalls kauft er kein neues Buch in seiner Wissenschaft, sieht vielleicht keines mehr an, solange er zehnerlei Unterricht zugleich zu ertheilen hat — daher kommt der mechanische Geist so vieler jungen Gymnasiallehrer, und daher die Klagen der Buchhändler, dass kein wissenschaftliches Buch mehr ziehen will. Soll also noch ein Rest von Gründlichkeit gerettet werden, so weise man jedem Lehrer sein bestimmtes Fach an, das er entweder bereits zum Lebensberufe gewählt hat, oder wenigstens sicher seyn kann, es als solchen verfolgen zu dürfen; dann wird er darin gründlich einheimisch werden, und seine Gründlichkeit wird sich dann auch dem Schüler mittheilen, während die Gleichzeitigkeit mehrerer Fächer bei diesem der Einseitigkeit vorbeugt. Der einzige Missstand, der mich bei solcher Einrichtung bedenklich machen würde, wäre die Eifersucht der einzelnen Fächer, deren jedes gern das erste seyn möchte; aber Eifersucht schliesst auch das Classensystem nicht aus, wo der untere Lehrer leicht aus Neid gegen den oberen seine Fundamente vernachlässigt; und wo der Director wie ein guter Kapellmeister das Ganze zusammenhält, da wird es wohl den Einzelnen vergehen, dass jeder die erste Violine spielen will.

Doch wie gesagt, über alle solche Puncte möchte ich mich gern von Ihnen als bewährtem Praktiker mündlich belehren lassen, da ich wohl fühle, dass man um sie brieflich zu erschöpfen, ein Buch schreiben könnte. Vielleicht sehen wir uns doch nächstes Jahr, so Gott will, in Darmstadt? Dass Sie nicht in Dresden waren, lassen Sie sich nicht leid thun; es war überfüllt, so dass Wenige einander recht geniessen konnten; dabei widerwärtiges Wetter und trotz grosser Zuvorkommenheit doch die unmittelbarsten Anstalten mangelhaft getroffen. In Darmstadt, hoffe ich, soll das anders werden, und da Creuzer, wie er mir geschrieben hat, hinkommen will, so werden Sie ja auch nicht ausbleiben dürfen! Wollen Sie mir inzwischen auch vorher meine Scrupel schriftlich lösen, so werden Sie mich sehr erfreuen; denn ich kann Ihnen nicht genug sagen, mit welcher Hochachtung und Verehrung ich bin

Ihr ganz ergebenster K. Fr. Hermann.

Der nächste Brief ist vom 14. Januar 1850 (eingetroffen am 1. April):

Hochverehrtester Herr und Freund,

Ihren werthen Brief vom 19ten October, der aber erst in diesen Tagen in meine Hand gekommen ist, kann ich nicht umhin mit ein Paar dankbaren Zeilen zu beantworten, zumal da sich mir zugleich die

Gelegenheit darbietet, meinen Dank wenigstens durch eine neue Kleinigkeit aus meiner Feder zu bethätigen. Was Ihre heimischen Zustände betrifft, so haben sich ja wohl seit dem Datum Ihres Briefs manche Wolken verzogen, gerade wie es sich auch bei uns besser gestaltet hat, als ich nach unseren letzten Kammerwahlen erwartet hatte; die wahre Hülfe aber müssen wir erst noch von der Vorsehung hoffen, die allein uns schöpferische Geister wecken kann, um unsere veralteten Zustände zu regeneriren, ohne dazu die dämonischen Mächte des Umsturzes und der Anarchie zu entfesseln. Desshalb wollen wir uns wechselseitig und dem ganzen Vaterlande ein recht gesegnetes neues Jahr wünschen; Gott gebe, dass wir im Januar 1851 mit Dank und Freudigkeit auf dasselbe zurückblicken können! . . . . . . Unser akademischer Nestor Mitscherlich hat gegenwärtig sein 90stes Jahr angetreten; gegen diesen sind Sie mit Ihrem siebenzigsten noch immer ein Jüngling und haben nach ihrer ganzen Constitution die beste Aussicht es eben so weit zu bringen. Der alte Herr ist übrigens selbst noch sehr rüstig und hat Augen und Ohren auf dem rechten Flecke; nur die Beine wollen ihn nicht mehr ganz sicher tragen.

Mit bekannter Hochachtungsvoller Teilnahme

Ihr ergebenster Hermann.

Der letzte Brief vom 30. October 1852 beginnt mit einem Segenswunsch zu dem *otium cum dignitate,* in das Moser nunmehr eingetreten war und gibt dann Notizen über die Göttinger „Panegyris“ [1]; zum Schluss: „dass wir in Wahrheit vergnügt waren, und namentlich auch die gemeinschaftliche Ausfahrt, obgleich bei strömendem Regen und stürmisch-kaltem Wetter ausgeführt, einen recht gemüthlichen Verlauf genommen hat. Leider waren nur der Süddeutschen gar zu wenig gekommen; das Bier, das express für sie angeschafft war, haben nun die Norddeutschen ganz allein austrinken müssen“,

---

9. Von G. W. Zumpt.

Nur ein, aber ein vielsagender Brief ist von G. W. Zumpt aus Berlin, geschrieben am Todestage Schleiermachers, den 13. Februar 1834:

1) Ueber denselben Gegenstand äussert sich Dirksen gegen Moser am 15. Okt. 1852 so: „Dass der Göttinger Philologen-Congress Dich nach dem Norden gezogen haben sollte, darf ich kaum zu hoffen wagen. Es scheint das Schicksal dieser gelehrten Congresse jenem der diplomatischen zu entsprechen, nämlich dass dabei nichts herauskommt.“

Ich habe einen bösen Fehler begangen, den Sie mir als Undankbarkeit vorwerfen können, dass ich Ihrer Recension der 6ten Ausgabe meiner Grammatik im Augustheft der Heidelberger Jahrbücher 1828 nicht gedacht habe. Sie war mir, da ich sie vorlängst gelesen und excerpirt hatte, bei der Redaction der aufzunehmenden Verbesserungen nicht mehr zur Hand, und erst jetzt entdecke ich mit Verdruss, dass ich vergessen habe mich mit Ihrem Nahmen, der von gutem Klang in der Latinität ist, zu schmücken. Verzeihen Sie mir für jetzt meine Vergesslichkeit und lassen Sie sich dadurch nicht abhalten, wenn Sie etwas bei der neuen Ausgabe, die ich Ihnen dazu mit recht breitem Rande schicke, anzumerken haben, es mir auf gewohntem Wege mitzutheilen. Ich werde wohl noch einmahl Gelegenheit haben auch mein Vergessen öffentlich wieder gut zu machen.

Die beikommende 7te Ausgabe zeigt äusserlich wenig Verschiedenheit von der sechsten; ich habe mich bemüht dass der Schüler nichts merke. Aber im Innern ist desto mehr umgearbeitet: ich möchte, dass eine Grammatik die Blüthen der neusten Untersuchungen, die schöne Früchte zu treiben bestimmt sind, enthielte und dies unter der leichtesten und anmuthigsten Form. Die unendliche Masse von Einzelheiten hat mir viel Arbeit gemacht: sie sollen als Einzelheiten nicht hervortreten und doch müssen sie berücksichtigt werden. Diese Redaction hat mir mehr Mühe gemacht, als wenn ich ein neues Buch geschrieben hätte; ich habe in der That ein ganzes Jahr damit zugebracht.

Im Uebrigen vergisst man über solche Arbeit Politik, Polenaufstände und Zollverbindungen, so sehr die letztern mich des gemeinsamen deutschen Vaterlandes wegen erfreuen. Es ist hohe Zeit, dass wir Deutsche in Politik und Wissenschaft einmahl wieder den stolzen Geist der Unabhängigkeit von *anno* 1815 annehmen. Das Franzosenthum wächst uns sonst über den Hals.

Ich lebe hier sehr angestrengt, weil ich von Amtswegen viel, sehr viel arbeiten muss. Gott sei Dank, dass ich noch kann, aber so ein plötzlicher Tod, wie der heut erfolgte von Schleiermacher ist, mahnt mit unter sich zu schauen. Schl. hatte eine Heiserkeit durch Verkältung und Schnupfen starker Art, er las auf der Universität noch Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag von 7—10 Uhr, 7. Febr. In der Nacht von Donnerstag zum Freitag zeigten sich die Symptome der Lungenentzündung. Freitag früh wunderten wir uns ihn nicht im Sprechzimmer der Universität zu finden, es wurde gesagt er habe ausgesetzt. Das war nicht seine Art, wir ahnten gleich dass es ein acuter Krank-

heitsanfall sein müsse. Und so war es, am Montag darauf war er schon aufgegeben, heute am 13ten Febr. ist er Mittags 3/4 auf 12 Uhr entschlafen. Sein Verlust ist für die Universität überaus bedeutend, da er eben so fleissig als über vielerlei las, so dass sein Cursus von 3 Vorlesungen wöchentlich 3 volle Jahre dauerte. Ich weiss nur einen, der ihn ersetzen kann, das ist *Twesten* in Kiel, der grösste Geistesverwandte Schleiermachers. Aber schwerlich wird er gerufen werden, da er einen schon angenommenen Ruf nach Bonn früher abgeschrieben und dadurch den Minister sehr beleidigt hat. Er selbst würde wohl nach Berlin kommen. Marheinicke wird nun wohl wieder anfangen Dogmatik zu lesen, die er unter Schleiermacher aufgeben musste.

Das Ueble von Berlin ist dass man mit Aemtern und Aemterchen sehr in Anspruch genommen wird und doch theils nicht die Macht, theils weil zum Leben viel gehört die Lust hat, Anträge auszuschlagen. So kommt dann eins zum andern. So bin ich Prof. an der Universität, aber mit geringem Gehalt, wenigstens bis jetzt, dann aber Prof. der Geschichte an der allgemeinen Kriegsschule mit 800 Thalern und freier Wohnung, Mitglied der Militair-Studien-Commission mit 400 Thalern, Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission mit 200 Thalern. Das macht dann alles zusammen immer noch nichts Erhebliches und doch bin ich schon ein besonders Begünstigter. Das Gedränge hier, wo sich alles zusammenzieht, ist gewaltig: ich bedaure jetzige Schulamts-Candidaten, umsonst wollen sie dienen um nur in Berlin zu bleiben, und sie thun nicht Unrecht, wenn sie nur warten können. Das beste dabei ist aber, dass unser Gelehrtenstand hier wirklich einer grossen Achtung geniesst: es ist kein Schulmann, der sich nicht um die Tochter eines Geheimen Staatsraths oder einer Excellenz mit Fug bewerben könnte, denn wir haben hier mehrere Beispiele dieser Art, und niemand findet darin etwas. So ist dann auch das gesellige Leben unserer Gelehrten und gelehrten Schulmänner sehr angenehm; ich geniesse es am wenigsten, denn wenn ich den Morgen und Vormittag der Amtsthätigkeit gewidmet, ist der Nachmittag und Abend einzig der Philologie bestimmt, und hier sollen Sie mich, hoffe ich, noch tüchtig auf dem Felde der edlen *Grammatica* finden.

Hier haben Sie in Erinnerung unserer alten Verbindung von dem lieben Heidelberg her eine Beschreibung meines jetzigen Lebens, mit der sich Ihrem geneigten Andenken empfiehlt

Ihr ergebenster

Zumpt.

10. Von A. Böckh.

Ein ganz anderer Geist spricht aus drei Briefen, die Böckh in verschiedenen Perioden seines Lebens an den alten Freund von seiner Heidelberger Zeit geschrieben hat, und die wir als die Perlen der Sammlung nicht nur für Moser, sondern auch für uns bezeichnen möchten. Der älteste ist vom 22. März 1822:

Erst vor wenigen Tagen, liebster Moser, habe ich Ihr Geschenk mit Ihrem Briefe vom 25. Nov. des vorigen Jahres empfangen, und sage Ihnen dafür meinen ergebensten Dank. Zwar habe ich noch nicht viel darin lesen können, da ich mit Geschäften überhäuft bin, und auch erst zu Ende dieser Woche meine Vorlesungen schliesse; was ich aber zufällig gelesen habe, hat mich sehr befriedigt. Schütz ist ein recht guter Alter, aber er ist sehr flüchtig und nachlässig, und lässt fünfe gerade sein. Dass Sie eine gesegnete und erfreuliche Thätigkeit haben, ist mir sehr angenehm zu hören; und ich wünschte Sie wohl auch einmahl in Ihrer grossen Familie zu sehen, welcher ich mich mit meiner kleinen Person und mit meinen zwei Knaben nicht entgegenstellen kann: indessen sind die zwei Jungen gut und gesund, und ich hoffe sie sollen auch etwas lernen; ihre erste Bildung verdanken sie ihrer wackern Mutter; nachher habe ich sie im Hause unterrichten lassen, und nun will ich sie aufs Gymnasium schicken. Meine Zeit ist für litterarische Arbeiten sehr beschränkt; da ich ausser meiner Professur, der Stelle in der Akademie der Wissenschaften und der Direction des philologischen Seminars auch die Direction des Seminars für gelehrte Schulen übernommen habe und dadurch in allerlei zeitraubende Verbindung mit dem Schulwesen gerathen bin. Indessen habe ich doch in den letzten Jahren den letzten Band des Pindar mit Dissens Hülfe zu Stande gebracht und der Druck desselben ist soweit geendigt, dass nur noch etwa vier Bogen der Register fehlen. Ich habe in dem *Prooemio* und nachträglich in dem Anhang dem Ahlwardt so viel geantwortet als nöthig ist; theils in Rücksicht des Persönlichen theils indem ich ihm seine Neapolitanischen Handschriften so zu Schanden gemacht habe, dass kein vernünftiger Mensch mehr eine ihrer Lesearten wird gebrauchen wollen: denn er hat hier einen so ungeheuren Missgriff gethan, dass es ihm besser gewesen wäre, er hätte nie etwas von diesen Handschriften gesehen. Sie sind durchweg interpolirt, und keine einzige verschiedene Leseart beinahe ist brauchbar, ungeachtet er sie sehr hoch schätzt. Jetzt da der Druck des Pindar zu Ende geht, fange ich an mich wieder ernsthafter mit meinem *Thesaurus Inscriptiorum graecarum* zu beschäftigen, und will sehen, wie weit ich in etlichen Jahren

damit kommen werde. Die Arbeit ist in der Ausdehnung, wie ich sie angelegt habe, sehr weitschichtig, schwierig und langweilig, und ich kann mir nur wenig Erleichterung dadurch schaffen, dass ich einen Theil der mechanischen Sammlung andern übertrage. Ein Paar Abschnitzel in Vorreden zu Lectionskatalogen lege ich Ihnen nebst einer Rede bei, da ich in dem Augenblicke nichts Besseres habe. Wenn ich dieses weitaussehende Werk vollendet habe, werde ich mich auf das Allgemeinere wenden, und gedenke dann mein lange gegebenes Wort, in Bezug auf den Hellen, zu lösen, wenn ich eben auch dies Buch nach einem andern Plan ausarbeiten sollte als der ursprüngliche war. Denn ich habe freilich allerlei andere Ansichten gewonnen, obgleich meine Grundideen sich nicht verändert haben: es gehört zu allen Dingen Alter und Erfahrung. Einen Schriftsteller werde ich wol schwerlich wieder herausgeben; denn es ist schwer in diesem Felde etwas zu liefern, was mich befriedigen könnte; und ich bin zu sehr κακιζότεχνος, als dass ich mir genügen könnte. Wenn man gerade ein Buch gedruckt vor sich sieht, hat man keinen Gefallen mehr daran, so sehr es einem vorher gefiel. Das Bücherschreiben der Gelehrten wird oft mit dem Kindergebähren der Weiber verglichen von Aristophanes an; aber darin ist das Verhältniss umgekehrt, dass die Weiber nur die Noth haben bis das Kind zur Welt ist, und sich dessen nachher freuen, und es wunderschön finden; aber die Schriftsteller, wenigstens die vernünftigen, sind voll Entzücken über ihr Werk, solange sie es bei sich tragen, ist es aber ans Licht geboren, finden sie überall Flecken und missfällige Muttermale. Ich beneide die Gelehrten, die nichts schreiben, um ihre glückliche Trägheit: zugleich sorgen sie für ihren Ruhm. Jedem, der geschrieben hat, kann man Fehler nachweisen: Pythagoras und Sokrates aber sind makellose Heroen, deren Ruhm ewig bleibt. Mein Wahlspruch ist λάθε βιώσας: aber ich befolge ihn nicht.

Ich habe mich über das Schriftstellerunglück in Betrachtungen verloren, die Ihnen ebensowenig wie mir helfen können; aber sie stehen nun einmahl da: man schwatzt gerne mit einem entfernten Freunde, wenn auch bei diesem Schwatzen nichts herauskommt. Indessen will ich damit hier aufhören. Ihr Andenken erfreut mich jedesmahl, und ich bitte Sie es mir immer zu bewahren. Sind wir auch weit auseinander, sehen wir uns vielleicht doch einmahl wieder. Meine Frau lässt Sie grüssen, und ich grüsse Sie ebenfalls und sage Ihnen das beste Lebewohl.

der Ihrige

Böckh.

Es folgt ein Brief vom 16. Januar 1846:

Sie haben mich, theuerster alter Freund, sehr erfreut durch Ihren Brief, womit Sie mir das 6te *Specimen Ciceronianum* übersandt haben; von diesen Programmen habe ich nun drei; das 1te, 2te und 5te aber nicht. Abgesehen vom übrigen Inhalt, von der Besonnenheit und Ueberlegung, welche überall erscheint, hat mich der frische Humor erfreut, welcher daraus hervorleuchtet. Diesen haben Sie gewiss auch im Leben, nicht bloss in den Büchern bewahrt, und ich bedaure, in Darmstadt nicht mehr Gelegenheit gehabt zu haben, ihn zu geniessen, da wir fast gar nicht zusammenkommen konnten. So konnte ich also dort auch nichts von Ihrem Leben und Treiben zu Hause und im Hause erfahren, und es ist mir daher um so angenehmer, durch Ihren Brief Einiges davon vernommen zu haben. Es war also nicht nöthig, dass Sie sich wegen Periautologie entschuldigten: was sollte man von einem frühern Freunde, mit dem man längst nicht mehr zusammengewesen ist, lieber hören als Nachrichten und Betrachtungen über das eigene Leben, und den Ausdruck seiner Stimmung, zumal wenn Sie eine behagliche ist? Ich gestehe, es oft zu vermissen, dass man, da fast alle Correspondenz sich um Aeusserlichkeiten, um Geschäfte oder um Gelehrsamkeit dreht, gegen niemanden leicht sich selber geben kann; fast geht dadurch auch alles Gefühl für Feundschaft verloren, welche doch immer an der Individualität haften muss. An der Jugend gefällt es mir nicht, wenn sie sich betrachtet; denn sie muss in der Zukunft leben, während die Selbstbetrachtung auf die eigene Gegenwart und Vergangenheit gerichtet ist; im längern Leben scheint mir aber ein natürlicher Wendepunkt einzutreten, wo man auf sich und auf die Vergangenheit den Blick richtet, vorausgesetzt, dass man dazu Zeit habe. Dieses wird mir nur sehr selten zu Theil; und, wie gesagt, wenn man sich auch selbst betrachtet, so darf man selten etwas davon sagen, weil Niemand beinahe (ich nehme mich dem Obigen nach aus) es gern hört, wenn einer von sich redet, sondern die Leute nur immer etwas erfahren wollen, etwas Sachliches, Materielles.

Was Sie mir von sich geschrieben haben, war mir zu grossem Theil rührend, anderes fast bewundernswerth, namentlich die Masse von Lehrstunden, die Sie gegeben haben und noch geben. Wenn ich auch solche Qual nicht habe, so ist mein Leben allerdings dennoch so, dass mir nur noch wenige Zeit zum Studiren übrig bleibt; man wird hier in Berlin auf eine ganz eigenthümliche Weise mit Geschäftssachen abgehetzt, mit Inspiciren, Examiniren, Protokolliren, Praesidiren, Deliberiren, Protestiren, Remonstriren, Peroriren u. s. w. woran sich dann Berichte

und tausendfache Actenschmiererei anknüpft. Man verliert zuletzt die Lust am Studiren, weil alle Zeit zersplittert wird, und dafür nur noch abgerissene Augenblicke übrig bleiben, so sehr man sich auch zusammen nimmt, wie ich thue. Meine Familienverhältnisse sind, soweit das Schicksal sie nicht zerrissen hat, erwünscht. Sie haben, wie Sie schrieben, zwei Söhne, die Lehrer sind; meine beiden ältesten Söhne sind im Alter von 30 und 32 Jahren gestorben; ich habe nur noch einen Sohn von 22 Jahren, der kürzlich aufgehört hat Student zu seyn, und jetzt angehender Jurist ist (eine in Preussen fast brodlose Kunst, welche von dieser Seite zu den *artibus liberalibus* zu rechnen ist) und eine Tochter von 14 Jahren, und vier junge Enkel.

Doch genug für heute; ich leide seit einiger Zeit an einem transitorischen *chiragra*, d. h. Rheuma in Armen und Händen, und habe erst seit Kurzem wieder die Kraft zu schreiben; aber sie versagt mir, wenn ich eine Seite herabgeschrieben habe. Also muss ich zum Schluss eilen. Nur noch ein herzliches Lebewohl

von Ihrem treuen alten Freunde

Böckh.

Endlich vom 31. Oktober 1857:

Theuerster, verehrtester Freund,

Erst vor drei Tagen habe ich Ihren lieben Brief vom 2. Oct. nebst der dankenswerthen Beilage erhalten, und kann es nicht unterlassen, Ihnen wenn auch nur mit wenigen Zeilen, baldigst für den Ausdruck Ihrer Freundschaft und Ihres Andenkens an mich herzlich zu danken. Mit grossem Bedauern habe ich in Ihrem Briefe gelesen, dass Sie des Gebrauches der Augen fast ganz beraubt sind, wenigstens für das Lesen und Schreiben. Als ich Sie zum letzten Mal, in Ulm selbst sah, im J. 1851, hatte ich selber nicht lange vorher ein bedeutendes Augenübel überwunden; ich habe seit der Zeit meine Augen nothdürftig conservirt; doch dient mir eigentlich nur noch das eine Auge, mit dem andern kann auch ich weder lesen noch schreiben. Ich tröste mich mit dem verstorbenen Wilh. v. Humboldt, der auch nur Ein brauchbares Auge hatte; aber wie mir sein Bruder gesagt hat, sich damit tröstete, dass es ein Luxus der Natur sei zwei Augen gegeben zu haben. Im Uebrigen scheinen Sie, nach Ihrem Briefe, innerlich und äusserlich sich eines heiteren Alters zu erfreuen, wie Sie es verdienen. Ich bin zwar noch etliche Jahre jünger als Sie; aber ich finde mich öfter von den Jahren belästigt. Allerdings kann ich nicht sagen, dass ich von besondern kör-

perlichen Uebeln stark heimgesucht wäre, und andere sagen mir immer, dass ich mich vortrefflich conservirte und bei besten Kräften sei; aber ich selber finde mich doch häufig sehr abgespannt, und wenn ich mich einigermassen aufrecht halte, so geschieht es besonders dadurch, dass meine Stellung mich in beständiger Thätigkeit erhält und mir nicht gestattet mich sinken zu lassen, was freilich auch einmal seine Grenze finden wird. Ich pflege mich jährlich im August und September durch einen etwa sechswöchentlichen Aufenthalt in einem Böhmischen Bade oder in einem Thüringischen Bergstädtchen zu restauriren; in diesem Jahre hatte ich dazu Franzensbad gewählt, weil meine Tochter, die Sie kennen, dort zur Kur war. Im Ganzen bekommt mir dies gewöhnlich sehr gut; aber die freiere Lebensweise zieht mir gewöhnlich einen Katarrh zu, dem ich sehr unterworfen bin, und auch in diesem Jahre leide ich wieder sehr daran und besonders gegenwärtig. Doch überwinde ich ihn. Letzten Montag habe ich meine Vorlesungen wieder begonnnn; es ist mir aber bei dem enormen Schnupfen und Husten schwer geworden, sie die Woche hindurch zu halten ohne auszusetzen.

Dass Sie an meinem Ehrentage herzlichen Antheil genommen, wäre ich auch ohne Ihre gütige Versicherung vollkommen überzeugt gewesen. Sie gehören mit Creuzer zu den wenigen, die von unserer alten Verbindung in Heidelberg noch übrig sind; die Zahl meiner Jugendgenossen schmilzt immer mehr zusammen, und der Nachwuchs gewährt keinen hinlänglichen Ersatz. Je weniger ich mit mir selbst zufrieden bin, desto mehr muss es mir zur Beruhigung gereichen, Anerkennung von andern zu finden, obgleich wenn die eigene Schätzung geringer ausfällt als die fremde, auch eine gewisse Beschämung durch die letztere im Vergleich mit der erstern entsteht. Vielleicht aber entsteht dadurch eine gewisse Compensation und ein Gleichgewicht. Finde ich nach eigener Schätzung, dass mir zu viel Ehre zu Theil geworden, so mag die mir zu Theil gewordene Ehre wiederum zu dem Urtheil führen, dass ich mich zu gering achte.

Sie haben mir Einiges von Ihrer Familie geschrieben; ich will also auch etwas von der meinigen schreiben, die nicht so zahlreich ist als die Ihrige. Meine beiden ältesten Söhne sind mir leider im Mannesalter gestorben; von dem zweiten hatte ich vier Enkel, von denen vor vielen Jahren gleichfalls zwei gestorben sind, und zwar an einem Tage an der Cholera urplötzlich. Von den zwei noch übrigen ist der älteste ins Militär eingetreten, und steht als Lieutenant der Infanterie in Aachen, ein wohlgebildeter frischer junger Mann von noch nicht vollen 20 Jahren; der andere ist noch auf der Schule. Mein dritter Sohn ist Regierungs-

assessor in Potsdam, ist verheirathet und hat ein einjähriges Töchterchen. Meine einzige Tochter, mit welcher ich bei Ihnen war, ist das jüngste meiner Kinder, und ist an den Professor der Rechte Dr. Gneist verheirathet, der an der hiesigen Universität so ziemlich das grösste Auditorium hat; sie hat ein fast zweijähriges Söhnlein, welches uns grosse Freude macht. Das ist meine ganze Familie. Ich aber und meine Frau, wir leben für uns allein in Ruhe und Frieden, soweit Ruhe möglich ist, ohne aus dem menschlichen Verkehr ganz auszuscheiden, was wir freilich nicht thun. Wie wenig man sogar zwischen seinen vier Pfählen eine gesicherte Ruhe haben kann, haben wir etwa einen Monat vor meinem Jubiläum durch einen Unglücksfall erfahren, der vielleicht nicht zu Ihrer Kunde gelangt ist, obgleich er viel Aufsehen erregt hat. Die Hausjungfer meiner Frau wurde an einem Abend im Februar in unserer eigenen Wohnung und fast unter unseren Augen von einem Bösewicht erschossen, und zwar in einer Zeit, da meine Frau kaum erst von einem Krankenlager wieder aufgestanden war.

Ich schliesse mit dem herzlichen Wunsche, dass Ihnen der Himmel das Leben im Genuss der Güter, die Sie haben, heiter erhalte, und dass Sie das Uebel, wie Sie gewiss thun, mit philosophischer Ruhe ertragen mögen.

Mit alter Anhänglichkeit

ganz der Ihrige

Böckh.

---

11. Von H. E. Dirksen.

Ein besonders schönes und dauerndes Verhältnis verband Moser mit dem ausgezeichneten römischen Juristen Dirksen, das wir in 34 Briefen aus den Jahren 1821—1856 verfolgen können, in denen die Anrede meist 'Geliebtester (oder Theuerster, Trautester, Theurer, Alter) Freund und Bruder' oder ähnlich lautet.

Der erste, vom 23. Oktober 1821 beginnt: Tausend Dank für Deinen lieben Brief vom 26. Apr. d. J. Das darin enthaltene Gemälde Deiner häuslichen Leiden und Freuden, Deiner fast unglaublichen literarischen Thätigkeit, und Deines unerschütterlichen Muthes und guten Humors, wäre auch für einen Fremden anziehend genug, ist aber für den Freund, der gleich Dir Gatte und Vater, in ungleich günstigern Verhältnissen lebt, und dennoch nicht immer die böse Laune unterdrücken kann, erquickend und belehrend. Denke aber wegen dieses Eingeständnisses nicht schlechter von mir; denn hier kommt etwas andres in Anschlag,

was Dich nicht anzufechten scheint, nehmlich stäte, leider nicht eingebildete, Kränklichkeit, die in dem Superlativ von Unterleibsbeschwerden ihren Sitz hat, und dem zweijährigen Gebrauch des Seebades zur Zeit noch nicht weichen wollte.

Im Uebrigen geht es mir nach Wunsch. Meine Frau hat mich schon mit zwei Mädchen beschenkt; meine Verhältnisse bei der Universität sind erträglich, an literarischer Musse fehlt es bei ernstlichem Wollen und nur leidlichem körperlichen Können nicht, und ein engerer Kreis gleichgesinnter Freunde und Collegen, zu denen seit einem Jahre auch der mir sehr werth gewordene Neffe des Heidelberger Abegg gehört, hilft die Verbindung zwischen dem Leben und der Wissenschaft befestigen. Wenn ich dennoch den lebhaften Wunsch nach einer Anstellung an einer grössern Universität nicht unterdrücken kann, so ist weder Geld- noch Ehrgeiz dabei im Spiele, sondern nur der Wunsch, einem Studentenpublicum gegenüberzustehen, das, zahlreicher und besser unterrichtet als das hiesige, nicht lediglich dem Hafen der Examenscommission zusteuert. Von der Aussicht nach Bonn glaube ich Dir in meinem letzten Briefe Meldung gethan zu haben; das Ministerium liess aber zu deutlich seine Absicht blicken mich nur *obtorto collo* von Kgsbg ziehn zu lassen, was mich verdross, und in mir den Vorsatz befestigte, die Anstellung an einer auswärtigen Universität *ceteris paribus* der Versetzung nach einer andern preussischen vorzuziehn.

Auch von dem zweiten Brief, aus Heidelberg vom 8. September 1822 theile ich die erste, grössere Hälfte mit:

Es ist mir unmöglich aus dem Weichbilde Heidelbergs und aus dem Kreise theurer Freunde zu scheiden, ohne Dir noch von hier aus einen freundlichen Gruss zuzurufen, und mich redlich bei Dir vertheidigt zu haben wegen meiner Weigerung die Richtung meiner Reise bis nach Ulm hin auszudehnen. Die Sehnsucht, die ich nach Weib und Kind habe, will ich nicht zur Sprache bringen, indem bei einer so weiten Entfernung ein Zulegen von 8 Tagen von keiner Erheblichkeit ist; allein ich muss es als entscheidend ansehn, dass da ich lediglich meiner Gesundheit wegen diesen grossen Ausflug gewagt, und 5 Wochen lang in Pyrmont vor Anker gelegen habe, die ärztliche Warnung mir nicht aus dem Gedächtnis kommen darf, ich möge meine Rückreise wo möglich nicht in den October verlegen, weil die alsdann bei uns eintretende rauhe Witterung gar leicht den Erfolg meiner Badecur hintertreiben könnte. Halte mich nicht für einen Hypochondricus, zu einem solchen bin ich Gottlob verdorben, und überlasse zb. unserm Freunde Mittermaier in

dieser achten freien Kunst den Doctorgrad zu ambiren. — Mit meiner Reise habe ich alle Ursache zufrieden zu seyn, und die hier verlebten Tage gehören gerade zu dem glänzendsten Theil derselben. Doch Dir von Heidelberg etwas berichten hiesse Kohlen nach New Castle fahren; zumal da Dir der Besuch von Creuzer so nahe bevorsteht. Glaube nicht, dass ich zum letztenmale an den Rhein gekommen sei, und nicht vielleicht in 2 Jahren mein Reiseplan auf Stuttgart, Ulm und München gerichtet werden könne; denn die Zeiten eines nothwendig gebotenen eisernen Fleisses bei knappen öconomischen Mitteln sind, dem Himmel sei Dank! vorbei, und die bei mir nie erloschene Lust zum reisen hat sich ungeachtet der Einsamkeit und Unbequemlichkeit meiner gegenwärtigen Wanderung noch nicht im mindesten abgekühlt.

In dem Briefe vom 20. Juli 1824 spricht Dirksen zunächst seine Freude wegen Mosers *Cicero de Legibus* aus „die wahrlich ganz unabhängig ist von der unverdienten rühmenden Erwähnung, mit welcher Du mich und meine blossen compilatorischen Notizen beehrt hast. Dergleichen Freundschaftsdienste können Dir theuer zu stehn kommen, denn Voss, dieser literarische Rhadamant, schläft nicht, und seinen guten Willen gegen Dich hat er, wie ich meine, jüngst in der Antisymbolik zu erkennen gegeben. Dass Du mit ungeschwächtem Eifer den Cicero von neuem bearbeiten willst, ist unfehlbar zu rühmen, allein Hülfstruppen dazu von mir zu erwarten, heisst seine Alliirten schlecht kennen". Nach einigen Bemerkungen darüber und Mittheilungen über seinen Hausstand heisst es dann: „Mein amtliches Verhältniss lässt, zumal jtzt, unendlich viel zu wünschen, allein ich bin zufrieden, und behalte Zeit sowie Muth mich an literarischen Unternehmungen zu versuchen . . . Lobeck, dessen leidenschaftliche Polemik gegen Creuzer incurable ist, und der sich wirklich über die Antisymbolik zu freuen scheint, hat erneute Anträge nach Leipzig, an Spohns Platz, erhalten; ob er ihnen nachkommen wird, ist nicht zu errathen. . . . . . Sonst leben hier bei der Universität allerlei wunderliche Kunden zusammen, die aber in geringem Verkehr mit einander stehn, und vielleicht eben daher in keine unanständigen Zänkereien gerathen".

Der Brief vom 27. März 1825 begleitet die Zusendung von Dirksens 'Beiträgen' und sagt u. A.:

Der durchaus juristische Inhalt des Ganzen kann keine Anziehungskraft gegen Dich äussern, und ich denke mir bisweilen recht lebhaft die Verwunderung eines Philologen, der gewahr wird, wie von den ihm gar wohl bekannten classischen Ingredienzen durch die Juristen ein für

ihn durchaus unschmackhaftes Gericht zu Stande gebracht wird. — Es tragen sich doch wunderliche Sachen in unserm alten Heidelberg zu. Die feindlichen Symboliker mit Ihren heiligen Gefässen erinnern beinah an die Mysterien der Tempelherrn, deren Deutung ja auch in unsern Tagen manche Zwietracht angezettelt hat. Was aber früher in den bescheidnen Grenzen kleinstädtischer Klatschereien sich bewegte, das muss jtzt sogleich Gemeingut der gelehrten und ungelehrten Welt werden, und die natürliche Folge davon ist, dass unsre literarischen Blätter bereits wahre Cloake geworden sind, auf die man leider nicht einmal den Mechanismus der *latrines inodores* anwenden kann. — Man sprach hier von einem Antrage, der an Creuzer ergangen sei, um Wolff's Stelle bei der Berliner Academie zu ersetzen. Zu diesem Platze sollen sich höchst unberufene Candidaten gedrängt haben, wahrscheinlich in der Meinung, das Heulen allein mache schon den Wolf. Mein bisheriger College *Lachmann*, der vor einem Jahre eine deutsch-grammatisch—meistersängerisch-Tristanische Entdeckungsreise antrat, hat in Berlin erklärt, dass man ihn bei der dortigen Universität in keiner Art entbehren könne; anfangs wollte man ihm das durchaus nicht glauben, allein er hat es so oft wiederhohlt, dass die Leute anfingen überzeugt zu werden, und nunmehr ist er als Professor daselbst angestellt. Auch bei uns schiessen neue Docenten in Menge auf. Ein Herr *v. Bohlen* ist als Lehrer des Samskrit, und ein Herr *Tilow* aus Freistadt in Schlesien gar als ordentl. Prof. der Theologie hieher versetzt worden. Es fehlt unsrer Universität nur an einer Kleinigkeit, nehmlich an Studirenden; was gewiss zu verwundern ist, da bei dem Uebermass der Benefizien einzelne derselben bessere Einkünfte haben als ein *Professor ordinarius.* Ich würde daher in Antrag bringen, dass hier so eine Art von Studentenasyl eröffnet werden möge; wozu die Veranlassung sehr nahe liegt, denn man hat schon laut davon gesprochen, dass die in Halle und anderwärts wegen demagogischen Unfugs relegirten Musensöhne hieher, wie in eine Besserungsanstalt deportirt werden möchten.

Am 20. August 1826 schreibt Dirksen:

Deine liebevolle Zuschrift vom 20. Nov. v. J. kam nicht viel früher mir zu Händen als ein Brief unsres Creuzers, der über Deinen diesjährigen Oster-Besuch in Heidelberg Bericht erstattet und manchen Nachtrag zu der Schilderung Deiner häuslichen Verhältnisse liefert. Habe Dank für jede Mittheilung, und sei überzeugt, dass ich auch das Bittersüsse Deiner Lage nachzuempfinden im Stande bin. Deine *Symbolas critic.* habe ich nicht ohne die erbauliche Wahrnehmung durchgelesen,

dass mein philolog. Wissen = 0 sei. Mit Sehnsucht erwarte ich das mir von Creuzer verheissene Geschenk Deines *Cic. de repub.*, und ich bedauere nur, dass ich Dir vor der Hand nichts dagegen bieten kann. Auf Dich leidet gewiss nicht die von Heineccius oft gebrauchte Umbildung des Dichterspruches Anwendung, die Grammatiker seien ein *genus irritabile;* allein sonst mag dies nur gar zu viel für sich haben. Eine höchst schmerzliche Erfahrung an meinem Collegen Lobeck hat mich noch kürzlich davon überzeugt. Wir standen bisher in einem trefflichen collegialischen, ja sogar in einem befreundeten Umgangsverhältniss; plötzlich, ohne dass ich mich erinnern kann ihn auch nur in Gedanken beleidigt zu haben, erhalte ich von ihm, in Form einer feierlichen *renunciatio amicitiae* einen Absagebrief, der mir, ohne nähere Bezeichnung irgend eines einzelnen Anlasses, heimtückische Beleidigungen schuld giebt. Eine Erwiderung von mir, die auch dem ergrimmtesten Feinde als Ehrenerklärung genügen konnte, hat nichts verfangen, und jtzt geht er mir entweder aus dem Wege, oder wenn ich ihn zufällig treffe und begrüsse, so steht er nicht Rede. Creuzer scheint sich von Vossens Tode nicht volle Beendigung der dortigen Verketzerungsversuche zu versprechen. Die Hegelsche Philosophie, die in der Heidelberger Theolog. Facultät so viel zu sprechen gegeben hat, ist nun auch in die Juristenfacultät der Berliner Universität gefahren und hat in der Person der Proff. Gans und Jarcke sehr vorlaute Herolde gefunden. Das dortige Ministerium unterstützt diese Parthei, und Herr von Savigny, gegen den zunächst die Angriffe derselben gerichtet sind, hat sich vor der Hand dem Schauplatze dieses unerfreulichen Kampfes zu entziehen gesucht. Hier dürfen wir dergl. Auftritte nicht so leicht befürchten. Der Herbartschen Philosophie wird gläubig geopfert, und die Juristen denken ausser ihrem *Jus utrumque* an nichts. Von meinem Collegen Praff weisst Du mehr zu erzählen als ich. Er gilt auch hier für einen gelehrten Mann, ist aber der hiesigen Universität von der K. Regierung, die gerne einer Ihm zu zahlenden Pension überhoben seyn wollte, aufgedrungen worden. Ich kenne ihn von Person nicht. Ueberhaupt fangen auch bei uns die Professuren an Sinecuren zu werden, namentlich die theologischen, zu denen man in der neuesten Zeit einige namenlose Leute berufen hat. Indess wo kann man verhindern, dass die Spreu unter den Waizen komme! Der Himmel gebe Dir Muth und Kraft zum Ausharren in Deinen Verhältnissen, und ich verzweifle nicht, dass er uns noch einmal zusammenführen werde. Freilich wird dann ein ungleich stattlicheres Häuflein der Deinigen die Fahne vor Dir hertragen, als bei

mir, der ich zur Zeit nur 3 Kinder aufweisen kann, obwol mir noch der Himmel mit Zwillingen zu Hülfe gekommen ist. Indess Du wirst, als ein guter Christ und Optimist, darum nicht hochmüthig auf mich herabsehn, sollte Dir auch indess das Dutzend voll werden, und so wollen wir alles dem obersten Berather anheimstellen. Mit brüderlicher Anhänglichkeit

Dein

Dirksen.

Dann am 25. Februar 1827:

Dein herzlicher Brief vom 28. Decb. v. J. ist diesmal früher als sonst, nehmlich d. 30. v. M. mir behändigt worden. Die Erwartung, darin die Anzeige einer neuen Vermehrung Deines Hausstandes zu finden, wurde nicht getäuscht, leider aber waren die erfreulichen Berichte über Dein Familien-Leben und amtliches Verhältniss auch nicht frei von der unerwünschten Zugabe häuslicher Leiden und Bedrängnisse. Du hast wol recht, dass der Waffenstillstand von einem Jahre, der gemeinhin unsre brieflichen Conferenzen scheidet, selten unterlässt das Arsenal unsrer Häuslichkeit mit dem Material zu feindlichen Explosionen zu bereichern. So wolltest Du wol nicht glauben, dass die Auszeichnung, die mir das Ministerium unaufgefordert und mit dem ausdrücklichen Zusatz conferirt hat, man sei genöthigt worden andern Ictis auf den übrigen Pr.Universitäten etwas der Art zu verwilligen, und wolle mich daher nicht zurücksetzen, das Betragen meiner Collegen, und selbst der bessern, auf eine für mich höchst schmerzliche Weise erkaltet hat. Nur auf Lobeck leidet dies keine Anwendung, dessen plötzlicher Hass aus einer andern verborgenen Quelle geflossen ist .... Das verächtliche Treiben der Berliner Apostel wird hoffentlich nur desto schneller die Reaction herbeiführen. Wie freue ich mich für den Augenblick nicht dort zu seyn! Die Erbärmlichkeiten der Gelehrten sind in Schlossers Autobiographie gewiss mit zu grosser Animosität skizziert; allein in der Sache hat der Mann nicht ganz unrecht. So wie ich die gegenwärtigen Bestandtheile der Heidelberger Juristenfacultät kenne, gratulire ich mir auch, dass mir das *dignus, dignus es intrare in nostro docto corpore* von dorther nicht zugerufen worden. Ueberhaupt muss ich wol mit der Zeit, gleich den alternden Jungfrauen, mich in die unerfreulichen Folgen meines unfreiwilligen Entschlusses fügen, hier zu leben und zu sterben. Wann ich wieder einmal nach dem Süden ausfliegen werde, mag Gott wissen, und nur dies wage ich zu versichern, dass mich dann nicht eine lächerliche Eilfertigkeit abhalten soll, Dich aufzusuchen. Das aber ist der Fluch der Nord-

länder, dass sie zu einer Reise in die Fremde sich nur durch bedeutende Zeit- und Geldopfer geschickt machen können. — Dein *Cicero de repub.* ist allerdings schon in meinen Händen und wird als ein *nitidissimum opus* unter meinen *cimeliis* aufbewahrt. Mit wahrem Vergnügen blättere ich in den reich ausgestatteten Noten, wiewol jetzt meine Studien sich immer mehr von den *exemplarib. graecis & latin.* abwenden. Die Leute meinen, dass ich durch frühere unzeitige Schriftstellerei nicht eben *eruditionem in iure* bewährt habe, und ein so herber, wenn auch nur scheinbarer, Vorwurf erfordert, dass man ihn durch die That widerlege. Was sonst das Treiben in der Litteratur angeht, so widert mich Ton und Inhalt bei dem meisten an, obwol ich glaube, dass es zu keiner Zeit in Beziehung auf die Totalität besser gewesen. — Nichts ist possirlicher als der Abfall der Mystiker und Mucker von der pietistischen Alfanzerei. Namentlich von meinen Collegen, die Anfangs damit sehr weltliche Zwecke zu fördern hofften, und endlich den Irrthum einsehn, kehrt einer nach dem andern auf die Heerstrasse zurück ....

Der nächste Brief vom 18. Januar 1829 meldet dann den Entschluss wegen körperlicher, gemüthlicher und amtlicher Angegriffenheit zu Ostern einen einjährigen Urlaub anzutreten und im übernächsten schreibt er von Berlin am 21. Dezbr. u. A.: „In der Ueberzeugung von Kgsbg abreisend, dass ich an Körper und Gemüth nie gesunden werde, wenn ich dorthin zurückkehrte, glaubte ich meine Anwesenheit in Berlin zugleich benutzen zu müssen, um auf die endliche Erfüllung der bei der Ausschlagung auswärtiger Anträge oftmals erhaltnen Zugeständnisse zu dringen, dass mir eine angemessene Wirksamkeit an der Berliner Universität angewiesen werde .... Die Anmahnung an alte Schulden setzte aber die Herren am Ruder in ähnliche Beängstigung, wie Shylocks Vorzeigung seines Scheins den Bassanio. Man hat mich durch die verschiedenartigsten Mittel umzustimmen gesucht, und mir keine Art von Demüthigung erspart, und ich werde von Glück sagen können, wenn ich mit einer erheblichen Verkürzung meiner Kgsbger Besoldung (die auch unverkürzt den hiesigen unglaublich kostbaren Haushalt nicht zur Hälfte decken würde) hieher versetzt werde. .... Mein Umgang mit hiesigen Gelehrten ist = 0; denn diese Herren sind so sehr mit sich selbst beschäftigt, und erliegen unter der Last ihrer Lorbeern: vor allem aber glaubten sie sich von mir zurückziehn zu müssen, seitdem verlautete dass sie an mir einen Concurrenten zu erwarten haben".

Auch die beiden folgenden Briefe vom 2. April 1831 und 1. September 1832 können von keiner wesentlichen Aenderung berichten und der letztere sagt nach dem Eingange:

Dass Du, unter den aufregendsten häuslichen Bedrängnissen, noch die erforderliche Gemüthsverfassung Dir anzueignen gewusst hast, um Dich Deines entfernten Freundes und seiner Verhältnisse mit Theilnahme zu erinnern, verfehle ich nicht, mit Dank anzuerkennen. Befürchte indess nicht, dass ich die, in dieser Beziehung an mich gerichtete, Fragen mit derjenigen Ausführlichkeit beantworten werde, die man einem Juristen, auch wenn er nicht „ein Mittermair" ist, nicht abgeneigt ist nachzusehn. Nur bei einigen Punkten vermag ich der Versuchung nicht zu widerstehn, und glücklicherweise sprechen gerade in diesen Punkten die Thatsachen so klar, dass sie keines Commentars bedürfen. Also:

1. Meine Herren Söhne haben noch nichts erhebliches gemacht, ausgenommen in die Windeln; und da die beiden ältesten vor Kurzem in ihr zehntes Lebensjahr getreten sind, so liegt das Gestade des academischen Continents noch ausserhalb ihres Gesichtskreises.

2. Mein Rücktritt vom academ. Lehrstuhl ist *in abstr.* nichts weniger als freiwillig. Die vaterländische Behörde hat, anstatt eines anderweitigen Anstellungspatents, mir das *brêvet de pensionement* (unter dem schonendern Namen eines Wartegeldes, und mit Reduction von mehr als $^1/_3$ meiner frühern mässigen Besoldung) verehrt.

3. Die Aussöhnung mit meiner Umgebung ist vollständig. Ich habe mich genöthigt gesehn, jede Berührung mit Leuten, die meinem bescheidenen Entgegenkommen nichts als Hochmuth, Uebermuth oder Geringschätzung zu erwidern wussten, für immer zu meiden. Meine absolute Zurückgezogenheit lässt mich von jenem Umgange nicht das mindeste vermissen.

4. Allerdings hat die Cholera meinen Heerd verschont; allein seit dem Märzmonat d. J. ist meine Hausgenossenschaft von einer so ununterbrochenen Folge schwerer Krankheiten heimgesucht worden, dass ich fortwährend die gelbe Flagge auf dem Castell könnte wehen lassen. Bishieher ist indess der Verlauf aller dieser Uebel ein glücklicher gewesen.

Und nun, mein lieber Bruder, magst Du männiglich rühmen, dass Du durch meine protocollarischen Auslassungen um nichts minder aufgeklärt bist, als die politische Welt durch die Protocolle der Londoner Conferenz. . . . . Indess die Moral dieser Fabel lautet nicht: „Fluch der Gegenwart und Seegen der Vergangenheit!" Ich preise vielmehr mein Geschick einer Hölle entgangen zu seyn; und ich bin stolz darauf, dies durch die Kraft meines Willens, und mit unsäglichen Opfern erkauft zu haben. Mich plagt der Ehrgeiz nicht, und es ist mir ganz recht

hier vergessen zu werden. Litterarische Beschäftigung habe ich, angesehn meinen traurigen körperlichen Zustand, im Uebermaas. Denn gerade meine Zurückgezogenheit hat es mir möglich gemacht, an die Ausführung eines Unternehmens Hand zu legen, das ungleich schwieriger ist als selbst Leute vom Fach glauben, die dies als eine CommisArbeit an die Männer von der litterarischen Hefe verweisen, ich meine ein *Novum lexicon iuris civ. Rom. latinum.* Die Götter des hiesigen Parnasses gehen in ihrer vornehmen Verachtung dieses Planes so weit, dass sie nicht begreifen, wie man etwas der Art mit vollständiger Beiseitestellung des *Brissonius de V. J.* concipiren, und nach mehrjähriger Vorarbeit noch nichts ostensibles vollendet haben könne. Glücklich, wenn ich nach 10 Jahren etwas werde zu produciren haben!

In den nämlichen Verhältnissen und in ähnlicher Stimmung ist noch der nächste Brief nach $4^1/_2$ Jahren (8. April 1837) geschrieben, der aber die Zusendung der ersten Lieferung jenes juristischen Handwörterbuchs erwähnt, während der am 28. Januar 1838 schon die vierte Lieferung begleitet, und dabei bemerkt: „Glaube nicht, dass meine Verhältnisse mich erdrücken: die Zeit ist vorüber, wo der Schmerz mich fast bewältigte. Ich weise die Ueberzeugung nicht ab, dass die Behörde sich durch die begründete Ueberzeugung hat leiten lassen, mein Talent reiche nicht aus für eine Stellung hier am Orte, zumal da die hiesige Juristenfacultät diese Ansicht rücksichtslos proclamirte. Ich bin nicht jung genug, um für die Zukunft ein besseres Glück für mich selbst zu erwarten, und längst würde ich ganz zurückgetreten seyn, wenn nicht die Sorge für das bürgerliche Gedeihen meiner Knaben mir am Herzen läge. Da Du wegen Böckh und Zumpt mich ausdrücklich befragst, so beeile ich mich, des Verhältnisses beider zu mir rühmend Erwähnung zu thun. Beide, und insbesondere der zuerst genannte, haben keine Gelegenheit vorbeigehn lassen, sich freundlich und liebreich gegen mich zu beweisen.“ Mit der fünften Lieferung meldet Dirksen am 15. Juli 1838: „Es scheint, dass wir uns wieder der vorjährigen CholeraNoth nähern. Prof. Klenze ist gestern innerhalb weniger Stunden an der asiatischen Cholera verschieden. . . . Deine Grüsse an Böckh und Zumpt sind nicht vergessen worden. Klenze hat den Abend vor seinem Tode, in der Buttmannschen griechischen Gesellschaft, durch Champagner und Eis sich Diätfehler zugezogen. Du siehst, wie man hier die *graeca* zu würzen weiss“. Noch im selben Jahr, 10. Decb. 1838, folgt eine weitere Lieferung des Manuale und es heisst dabei: „Unser neues Gesetz, das den Besuch auswärtiger Universitäten freigiebt, hat jedem aufgeklärten

Patrioten Genüge gethan. Nach verlässlichen Anzeigen zu schliessen, wird Heidelberg am meisten dadurch gewinnen; denn die Erinnerung an die Vorzüge des dortigen Aufenthalts ist der gegenwärtigen Studenten-Generation nicht fremd. Was Du von der Persönlichkeit unsrer Heidelberger Gönner berichtest, ist mir in vielfacher Hinsicht interessant gewesen. — Was auswärtige Blätter von hiesigen Neuigkeiten euch zuführen, die Nachrichten über die Universität nicht ausgenommen, ist häufig apocryphisch, so dass ein Einheimischer Mühe hat die trübe Quelle zu errathen, aus welcher dergleichen geflossen ist. Solche Correspondenz-Trompeter sind die Heiducken der vornehm seyn wollenden Leute. — In diesem Semester sind zufällig die Söhne einiger, mit denen ich noch zusammen studirt, namentlich in Heidelberg, zu uns gekommen. Das sind die wahren *revenants*, die uns an die Sterblichkeit mahnen". Am 9. August 1841 schreibt er u. A.: „Auch ich kann nicht klagen, obwol in meiner äussern Stellung nichts sich geändert hat noch ändern wird. Meine Aufnahme in die Akademie ist von Zumpt beantragt und durch Böckh unterstützt worden, gegen den eifrigen Widerspruch der Herren Lachmann und Consorten, welche Savignys Livrée tragen. Dem Ministerium bin ich dabei nichts schuldig geworden, da der König die Wahl der Akademiker *sine repulsa* bestätigt". Weiter am 25. Januar 1843: „Das vorgesetzte Ministerium wurde vor Kurzem von mir ersucht, einen Theil meines Wartegeldes auf meinen Todesfall der Wittwe und den Kindern zu sichern. Der Bescheid in vier Zeilen gefasst lautete dahin: Es sei dies eine Gnadensache, mit der das Ministerium nichts zu thun habe. — Als Beamter auf das tiefste gekränktt bin ich gleichwol weit entfernt, die beneidenswerthen Vortheile zu miskennen, die mir geblieben sind. Unabhängig der Wissenschaft zu leben, ausserhalb der jurist. Facultät von Freunden und Studienverwandten durch Theilnahme und literarischen Vorschub jeder Art aufgemuntert zu werden, Freude an meinen Kindern zu haben, und vielleicht auch ausserhalb der Mauern Berlins nicht unbekannt geblieben zu sein, — das sind genügende Elemente zur Zufriedenheit, und zur herzlichen Dankbarkeit gegen den Lenker menschlicher Geschicke." Aus den weiteren, anziehenden Briefen möge nur weniges herausgehoben werden; so die Bemerkung (vom 5. Nov. 1843): „Der Maler Cornelius hat vor seiner Abreise nach Italien ein Oelgemälde, Christus in der Vorhölle, vollendet und in der Gallerie des Bestellers dasselbe der öffentlichen Beschauung preisgegeben. Nun ist nicht zu leugnen, dass diese Leistung keineswegs geeignet ist, dem Rufe

des Künstlers einiges Relief zu geben, allein für die böswillige Krittelei der Berliner, die sich also vernehmen lässt:

> Der Hölle Vorschmack war's, dies Bild zu malen,
> Doch es zu sehn gewährt der Hölle volle Qualen!

mag es wol zu gut sein. Eben so wenig möchte ich die Competenz des hiesigen Kunsturtheils für gesichert halten, weil die theatralischen Darstellungen Der Medea des Euripides und des Sommernachtstraums von Shakespear fortdauernd die Casse füllen. Es ist dies lediglich die Wirkung des Reizes der Neuheit." Ferner (am 23. Dezember 1844): „Von dem Leid, das unsern Böckh vor wenig Monaten getroffen, durch den Tod seines ältesten Sohnes, hast Du gewiss erfahren. Er trägt seinen Schmerz wie ein Weiser des Alterthums. Seit Kurzem kränkelt Zumpt in ernstlicher und bedenklicher Weise; er, der sich selbst sowie seinen Freunden, ein Athlet zu sein schien." Dazu am 3. Dezb. 1847: „Unser gemeinsamer Freund Zumpt, der schon lange kränkelte, ist nunmehr an den Augen so sehr schwach geworden, dass er nur von einer Operation Hülfe erwartet. Die Resignation, mit der er sich in diesen Zustand findet, soll mir zum Muster dienen für den möglichen Fall eines gleichen Leidens." Und am 2. August 1848: „Von gemeinsamen Freunden ist Böckh dem politischen Ehrgeiz wohl nicht durchaus fremd geblieben, allein ohne Aussicht auf Erfolg. Zumpt wird davon weniger berührt, da seine Staarblindheit ihm ohnehin die Betheiligung bei der gewohnten Lehrthätigkeit sehr erschwert. Er ist im Augenblick in Carlsbad und voll sanguinischer Hoffnung auf eine Staar-Operation, die jedoch noch nicht an der Zeit sein dürfte." Endlich am 25. November 1849 (aus Erfurt, wo Dirksen als Mitglied des Bundesschiedsgerichts zu thun hatte): „Dass die Nachricht von Zumpts Tode so wenig Verbreitung gefunden, überrascht mich. Er starb im Carlsbad, wohin ihn eine unerklärliche Hast trieb, wie man sie wohl an den dem Tode geweihten Häuptern gewahr wird. Schon halbsterbend trat er in Begleitung der Seinigen die Reise an. Seit länger als einem Jahre auf beiden Augen erblindet, litt er länger schon an einem unheilbaren Uebel, dem *cancer recti.* Seine Freunde befürchteten, dass er noch lange Zeit sich quälen würde; der Todesengel löste schmerzlos das Band des Lebens. Ich habe ihn schätzen und lieben gelernt, wie denn auch meine Familie mit der seinigen innig verbunden ist. — Rührend ist für mich Dein Bericht über das Zusammensein mit Creuzer gewesen. Möge es Euch beiden noch lange gegönnt sein, einander beizustehn. Hat doch der alte

Mann unter seinen übrigen Schülern nicht viele gleich verlässliche Grenadiere. Dir aber, alter Freund! möge er zunächst das Kinder-Dutzend und die bezügliche Enkel-Centurie erhalten!" Wie die letzten Sätze, so schliesst der letzte vorhandene Brief (vom 13. Juli 1856) gewissermassen mit Anknüpfung an den ersten Hauptinhalt, den wir aus dieser Moser'schen Korrespondenz ausgezogen haben, wenn es heisst:

Du sprichst von der neuen Creuzer-Moserischen Ausgabe des Plotin als von Deinem letzten Buche. Sollte denn die alte ehrenwerte Firma vor dem Tode der Betheiligten die Geschäfte einstellen! — Ich habe mich von neuem gefreut über die Art, wie Du den Seegen Deiner Familienzustände schilderst. Man darf als das Haupt einer zahlreichen Verwandtschaft nicht übersehen, dass man als Grosshändler das Ganze zu überschauen hat und in Einzelheiten das Princip der Ausgleichung gelten lassen muss. . . . . So ist mein Leben ein sehr einsiedlerisches geworden, allein darum nicht ein minder glückliches. Ich vermag ohne Unterlass durch mannigfache Lectüre mich zu belehren und zu unterhalten. Von dem Feinde des Menschengeschlechts, der Langenweile, weiss meine Seele nichts.

Und so weiss auch meine Erinnerung an Dich nirgend zu haften an dem Gedanken, als ob der Geist vor dem Leibe verkommen sei. So möge es uns beiden vom Himmel gegönnt bleiben, für die Spanne Zeit, die unser harrt!

Von Herzen
Dein
Dirksen.

---

12. Sonstiger Bestand der Korrespondenz.

Zum Schluss möge für etwaige Interessenten eine einfache Aufzählung des Inhalts der Sammlung folgen, soweit wir sie zu Mitteilungen an dieser Stelle nicht verwerten mochten. Vieles ist von rein privatem Interesse, namentlich ein Convolut von Briefen aus Neuchatel (von K. F. Vierordt, Sandry Rolin und der Familie Roulet, 1813—15 auf Pensionatsverhältnisse bezüglich) und die Anfrage eines französischen Privatlehrers Besson. Im Uebrigen genügt eine alphabetische Aufzählung: Bähr aus Heidelberg (35 Briefe 1821—54, meist wegen Rezensionen in den Heidelberger Jahrbüchern), Baiter aus Zürich (7 Briefe 1848—52, meist über Cicero), Bekker aus Loewen (3. II. 1834 über eine Ehrung Creuzers zum 25jährigen Jubiläum des philol. Seminars in Heidelberg), Billerbeck aus Hildesheim (9. I. 1827), Bloch-

mann aus Dresden (23. XI. 1847), Bothe aus Weinheim (23. IV. 1818), Burckhardt (Jo., Antistes) aus Basel (17. IV 1852), Didot (2 Briefe 1850. 54 nebst 5 Kopien von Creuzers Hand), Eiselein aus Heidelberg, Engelhardt aus Erlangen (28. IX. 1827), Erhardt aus Freiburg und Heidelberg (6 Briefe 1821. 23. 27), Ersch aus Halle (13. VIII. 1816 und 25. IV. 1817), Feldbausch aus Karlsruhe (7 Briefe 1850—54), Freund aus Breslau und Leipzig (8 Briefe 1835—39), Grashof aus Düsseldorf, Grieshaber aus Rastatt (3. IV. 1846), Halm aus München (23. X. 1853), Hautz aus Heidelberg (4 Briefe 1842—50), Herling aus Frankfurt, Hess aus Helmstedt (21. XII. 1845 und 10. V. 1848), Kärcher aus Karlsruhe (3 Briefe 1823—36), Kerler aus Ohmden (1849), Kirste aus Gratz, Klotz aus Leipzig (3 Briefe 1847—50), Krabinger aus München, Kühner aus Hannover (10. VI. 1834), La Roche aus Basel (10. I. 1827), von Lupin auf Illerfeld (28. IX. 1821), Massmann aus München (7 Briefe 1827. 28 betreffend die Bearbeitung und Herausgabe des Schwäbischen Idiotikon von Prälat v. Schmitt), H. Meyer aus Zürich (3 Briefe 1831. 32. 36), Mittermaier aus Heidelberg (6 Briefe 1829. 30 nebst einem des Sohnes Max 1833), Moller aus Darmstadt (3 Briefe 1821 – 23), Mützell aus Berlin (6. IV. 1847), Niebuhr aus Bonn (1827, Bücherbestellungen), Nizze aus Stralsund (2 Briefe 1838), Ochsner aus Zürich (8. III. 1830), Orelli aus Zürich (19 Briefe 1827—37), Osann aus Giessen (2 Briefe 1839 und 47), Salat aus Landshut (3 Briefe 1826. 27), Sauppe aus Zürich (26. VIII. 1842), Schiek aus Hanau (3. I. 1846), Schlosser aus Weilburg (Philipp, ohne Datum), Schwarz aus Heidelberg (3. II. 1834), Schwarzmann aus München (2 Briefe 1830. 34), Seebode aus Hildesheim (18. IV. 1818), Soldan aus Hanau und Marburg (3 Briefe 1838 und 55), Staudenmeyer aus Illerfeld (8. III. 1833), Stürenburg aus Hildburghausen (Febr. 1850 nebst Beilage von Hohnbaum), Süpfle aus Karlsruhe (2 Briefe 1849), Tafel aus Tübingen (1836), Unold aus Memmingen (6 Briefe 1827—39), Weissgerber aus Offenburg (1842), Wernsdorff aus Naumburg (1823), Zimmermann aus Darmstadt (1832).

Einfluss der kirchlichen Unionsversuche des 13., 14. und 15. Jahrhunderts auf die philosophische Renaissance des Abendlandes.

Von

Walther Arnsperger.

Es ist eine alte, in der populären historischen Tradition fest eingewurzelte Fabel, dass die Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453 und die Flucht der dortigen Gelehrten den Anstoss gegeben habe zu jener geistigen Bewegung, die man unter dem Namen Renaissance mit ziemlich unbestimmten zeitlichen und sachlichen Grenzen zusammenfasst und die jedenfalls die erste Regung modernen Geistes repräsentiert. Schon im vorigen Jahrhundert hat ein hervorragender Kenner der Gelehrtengeschichte[1]) dieser Darstellung des Verlaufs das seitdem vielfach angeführte Wort entgegengestellt: man würde die griechischen Musen nach Italien geholt haben, wenn sie sich nicht dahin geflüchtet hätten. Er durfte noch weiter gehen; man hat sie thatsächlich dahin geholt, noch ehe die Flucht begann und sowohl was die litterarischen Einwirkungen, als was die von drüben gekommenen Lehrer angeht, sind die vor jener Katastrophe unvergleichlich wichtiger als die nach derselben. Ja die Verbindung von Byzanz mit dem Abendlande war das ganze Mittelalter hindurch niemals so völlig unterbrochen, wie man es vielfach dargestellt hat und eine nähere Verfolgung der Spuren einer Berührung der beiden Kulturwelten durch Kenner des Quellenmaterials auf beiden Seiten würde vielleicht auch jetzt noch interessante Ergänzungen nach dieser Richtung zu Tage fördern. Der immer wiederholte Versuch, den Streit um Italien, auch den durch die Kaiserkrönung gegebenen Konflikt auf diplomatischem Wege zu erledigen, dann die verwandtschaftlichen Verbindungen der Herrscherhäuser — geplant schon

1) A. H. L. Heeren: Geschichte des Studiums der klassischen Litteratur. Göttingen 1797. Bd. I. S. 283.

unter den Karolingern, ausgeführt unter den Ottonen und noch mehr unter den Staufern — hatten wenigstens zeitweise einen lebhaften Austausch von Gesandtschaften zur Folge und dass diese auch für das geistige Leben nicht bedeutungslos waren, mag ein hervorstechendes Beispiel illustrieren: Unter den Geschenken, welche Kaiser Michael II., der Stammler, in den 20er Jahren des 9. Jahrhunderts durch seine Gesandten Ludwig dem Frommen überreichen liess, befand sich auch eine Handschrift der unter dem Namen des Dionysius Areopagita bekannten mystischen Schriften. Diese wurden dann später von Johannes Scotus Erigena auf Veranlassung Karls des Kahlen ins Lateinische übersetzt und sollen nach Ansicht der Kenner die Grundlage bilden für die ganze Entwickelung der Mystik im Abendlande. Es war das erste Werk der griechischen Philosophie, das ohne die Vermittlung der spätrömischen Uebersetzer dort bekannt geworden ist und gleich eine nachhaltige Wirkung gehabt hat. Zu den angeführten Beziehungen treten ferner die lebhaften Handelsverbindungen, welche zunächst die süditalischen Städte, wie Neapel und Bari, seit dem 11. Jahrhundert auch Venedig, seit dem 12. endlich auch Genua und Pisa mit dem Osten unterhielten und welche zum mindesten die Kenntnis der griechischen Sprache hier bei Einzelnen immer relativ frisch erhielten. Dass diese denn auch, besonders in Unteritalien unter langobardischer, normannischer wie später unter staufischer Herrschaft, zu einer litterarischen Vermittlung durch Uebersetzungen [1]) verwendet wurde, dafür sind Beispiele reichlich bekannt. Endlich haben die Kreuzzüge, vor allem die Eroberung von Byzanz im Jahre 1204 und die Gründung der fränkischen Staaten auf dem Boden des alten Hellas, welche das lateinische Kaisertum, ja teilweise die türkische Eroberung des wiederhergestellten Ostreichs überdauerten, jenen vereinzelten und mehr zufälligen Berührungen eine breite Grundlage gegeben. Ganz besonders aber haben die im 13., 14. und 15. Jahrhundert unternommenen oder besser erneuerten Versuche einer Wiedervereinigung der griechischen Kirche mit der abendländischen die Verbindung mit Byzanz belebt. Sie haben nicht nur die für jene letzte und wirkungsvollste Vermittlung griechischen Einflusses auf das Abendland wichtigsten Persönlichkeiten sei es zeitweise, sei es, wenn ihre lateinerfreundliche Gesinnung sie drüben unmöglich gemacht hatte, dauernd nach Italien geführt. Sie sind auch wenigstens äusserlich zum Ausgangspunkt geworden für jene Kontroverse zwischen Platonismus und Aristotelismus, für das Aus-

1) O. Hartwig: Die Uebersetzungslitteratur Unteritaliens in der normannisch-staufischen Epoche im Centralblatt für Bibliothekswesen. III. 1886. S. 161.

spielen der beiden Autoritäten des Altertums gegen einander, welches ja dann das philosophische Denken des Abendlandes zu jenem neuen Aufschwung getrieben hat, den das Wort philosophische Renaissance bezeichnen soll.

I.

Am 25. Juli 1261 hatte der Kaiser von Nicäa Michael Palaiologosus Konstantinopel mit Hilfe der dort lebenden Griechen und vor allem der Genuesen zurückerobert und dem lateinischen Kaisertum ein Ende gemacht. Die Entrüstung darüber im Abendlande, die päpstlichen Ermahnungen zu einem neuen Kreuzzug, insbesondere auch die Unsicherheit seiner eigenen Stellung — er war selbst als Usurpator durch Entthronung seines Mündels, des jungen Johannes IV. Laskaris, zur Herrschaft gelangt — liessen es ihm geraten erscheinen, mit der Kurie Frieden zu schliessen. Das ist der Ausgangspunkt für die Wiederaufnahme der kirchlichen Unionsversuche im 13. Jahrhundert.

Die Trennung der griechischen Kirche von der römischen beruhte im letzten Grunde mehr auf politischen und nationalen Gegensätzen als auf rein dogmatischen. Das zeigt sich schon bei ihrer Entstehung; denn die letzteren wurden hier durch den Urheber des Schismas, den gelehrten Patriarchen Photios erst nachträglich hineingetragen [1]) und dann gewandt für seine Zwecke ausgenutzt. Das zeigt sich noch mehr an den seitdem immer von neuem hervortretenden Unionsversuchen. Gleich der früheste derselben, welcher nach der ersten Absetzung des Photios auf dem Concil zu Byzanz — dem achten ökumenischen nach römischer Zählung — gemacht wurde, scheiterte trotz anfänglicher Nachgiebigkeit der Byzantiner schiesslich an der Frage nach der Zugehörigkeit der Bulgaren und Slaven zum Machtbereich der griechischen oder römischen Kirche [2]), die bei dem gleichzeitigen Streit der Herrscher um slavische Grenzgebiete auch eine politische Bedeutung gehabt hat. Vor allem hatten die Kaiser aus dem Hause der Komnenen die Frage stets als eine rein politische behandelt. Die Opposition aber, auf welche alle diese Versuche stiessen, richtete sich besonders gegen die Unterordnung unter den römischen Stuhl und es ist nicht zufällig, dass gerade immer die geistig bedeutendsten Männer auf und um den Patriarchenstuhl in Byzanz die Gegensätze besonders scharf zum Ausdruck brachten und einen offenen Bruch

---

1) Artikel: Photios in Herzogs Realencyklopädie. 2. Aufl. Bd. 11. 1883. S. 659. Gelzer im Anhang zur 2. Auflage von Krumbacher: Geschichte der Byzantinischen Litteratur. München 1897. S. 973.

2) Hefele: Conciliengeschichte. IV. 1860. S. 413 ff.

provozierten. So im 9. Jahrhundert Photios selbst, so zweihundert Jahre später Michael Kerularios, der Zeitgenosse und Freund des Psellos, der Vertreter gregorianischer Ansprüche auf dem Stuhle von Byzanz. In dem lebendigen Bewusstsein kultureller und geistiger Ueberlegenheit, das die Byzantiner der damaligen Zeit den Völkern des Abendlandes gegenüber hatten und grossenteils haben durften, sträubten sich eben gerade die Hochgebildeten dagegen, sich von diesen „Barbaren“ politisch oder geistig ins Schlepptau nehmen zu lassen. Das war nun aber anders geworden. Seit der Katastrophe von 1204 stand man einem als weit überlegen erkannten Gegner ziemlich hilflos gegenüber, ja bald war man selbst auf dessen Unterstützung gegen den neuen östlichen Feind angewiesen. Die Gebildeten, wenigstens die politisch denkenden unter ihnen, erkannten jetzt grossenteils die Notwendigkeit einer Einigung an, selbst um den Preis einer dogmatischen Konzession. Um so hartnäckiger widersetzte sich aber nun der niedere Klerus, besonders die Mönche und das Volk, dem gerade durch die Lateinerherrschaft die nationale Verschiedenheit recht zum Bewusstsein gekommen war. Der Versuch Kaiser Michaels, das 1274 auf dem Concil zu Lyon gegebene Versprechen zu halten und der Einigung unter Anwendung von Gewalt Geltung zu verschaffen, hat die Erbitterung in jenen Kreisen nur noch gesteigert und mit seinem plötzlichen Tode 1282 nahmen auch alle diese Bestrebungen ein schnelles Ende[1])! Der hochgebildete Patriarch Bekkos, erst der hartnäckige Gegner, dann, als er die Notwendigkeit eingesehen hatte, das gefügige Werkzeug der kaiserlichen Politik, wanderte in die Verbannung und sein Vorgänger, der ehrwürdige, aber ungebildete Mönch Joseph, vertauschte seine Klosterzelle, in die ihn Michael wegen seines Widerstands gegen die Union verbannt hatte, nochmals mit dem Patriarchenstuhl.

Die Veranlassung zu diesem Unionsversuch des 13. Jahrhunderts war die von Westen, insbesondere von dem neuen italienischen Reiche der Anjou drohende Gefahr. Sie schwand durch die sicilianische Vesper und die ihr folgenden Kämpfe zwischen Anjou und Aragon. Die Veranlassung des nächstfolgenden Versuchs und aller späteren war die Türkengefahr. Begünstigt durch die unter Michaels Nachfolger ausgebrochenen inneren Wirren hatte das auf den Trümmern des Reiches Rum gegründete Osmanenreich im griechischen Kleinasien schnelle Fortschritte gemacht. Im Jahre 1326 war Brussa, 1328 Nikomedien in türkische Hände gefallen und mit Mühe hatte Andronikos III. 1337 den ersten Versuch

1) J. Dräseke: Der Kircheneinigungsversuch des Kaisers Michael VIII. Paläologos in Zeitschr. f. wiss. Theol. 34. 1891. S. 325.

der Osmanen, auf europäischem Boden Fuss zu fassen, zurückgewiesen. Zwei Jahre später erschienen seine Gesandten — unter ihnen der Basilianermönch Barlaam, damals Abt von St. Salvator in Konstantinopel, bei den Herrschern des Abendlandes, zuletzt auch bei Benedikt XII. in Avignon. Dort hielt Barlaam eindringliche Ansprachen, in welchen er vor allem sofortige und thätige Hilfe gegen die Türken empfahl, die allein den Hass des griechischen Volkes gegen die Lateiner, an welchem alle bisherigen Versuche gescheitert seien, abschwächen könne[1]). Darauf gründet sich dann der päpstliche Vorwurf, den Griechen sei es nicht Ernst mit der Union, sie bedienten sich ihrer nur als Vorwand, um Unterstützung zu erhalten[2]).

Die Gesandtschaft Barlaams wird in der Geschichte der Renaissance[3]) viel erwähnt, weil er — allerdings nur für kurze Zeit und mit geringem Erfolg — der Lehrer Petrarcas im Griechischen geworden ist. Ein anderer byzantinischer Gesandter, Nikolaos Sigeros, der ebenfalls in Avignon mit dem italienischen Denker bekannt geworden war, hat diesem später eine Handschrift des Homer übersendet und es war eine geniale Vorahnung dieses ersten der Humanisten, wenn er, ohne sie selbst eigentlich zu kennen — „Dein Homer ist mir stumm, oder besser, ich bin für ihn taub", schrieb er[4]) an Sigeros — für die beiden wirkungsvollsten Schriftsteller des griechischen Altertums, Homer und Plato, durch seine beharrlichen Lobpreisungen ein lebhafteres Interesse im Abendland zuerst geweckt hat.

Uebrigens war der geistige Verkehr und Austausch zwischen Ost und West damals schon in vollem Gange. Bei der Eroberung von Byzanz im Jahre 1204 hat man im Abendlande wohl gewusst, dass der mit dem Schwerte gewonnene Boden, wenn anders die Besitzergreifung eine dauernde sein sollte, für die römische Kirche und für die römische Kultur geistig noch einmal erobert werden musste. Das erkannte vor allem auch der gewaltige Mann, der damals auf dem Stuhle Petri sass und die Bitten des lateinischen Kaisers um Unterstützung fanden bei ihm

1) Barlaami oratio pro unione bei Migne: Patrologia graeco-latina. Bd. 151. S. 1331.

2) ebenda S. 1340 C.

3) G. Voigt: Die Wiederbelebung des klassischen Altertums. I. 3. Aufl. 1893. S. 47.

4) „Homerus tuus apud me mutus, immo vero ego apud illum surdus sum". Vergl. Nolhac: Les études grecques de Petrarque in Comptes rendus (Academie des inscriptions et belles-lettres). 1887. Tome XV. S. 455 und Derselbe: Pétrarque et l'humanisme. Paris 1892. Chap. VIII.

williges Gehör[1]). In eindringlichen Briefen ermahnte er sowohl den französischen Klerus[2]) als die Pariser Universität[3]), Lehrer und Bücher nach dem Osten zu senden und an der Romanisierung desselben mitzuarbeiten. Mehr politische Absichten leiteten den französischen König Philipp August, als er zu Paris sein Collegium Constantinopolitanum stiftete, in welchem junge Griechen die lateinische Sprache erlernen sollten, damit „die Kinder der Griechen nach Paris kämen und dort mit der Erlernung der lateinischen Sprache auch den alten Nationalhass gegen die Lateiner ablegen sollten, indem sie selbst deren Humanität und Güte erfahren und in die Heimat zurückgekehrt, zum Vorteil des lateinischen Namens diese Tugenden überall verkünden sollten; zugleich aber damit man gleichsam Geiseln in Händen habe, die man, wenn die Väter mit griechischem Wankelmut etwas gegen die Lateiner unternähmen, in Paris festhalten könnte[4])". Von ganz besonderer Wichtigkeit aber ist es gewesen, dass die beiden neugegründeten Kongregationen, die Orden der Dominikaner und Franziskaner, diese Bestrebungen ergriffen und nicht nur für Erlernung der griechischen Sprache durch befähigte Zöglinge Sorge trugen, sondern auch viele derselben direkt nach dem Osten entsandten. Sie übernehmen jetzt recht eigentlich die geistige Vermittlung. Dabei trat aber zunächst unmerklich genau das Gegenteil von dem ein, was Innocenz beabsichtigt hatte. Statt die Griechen zu romanisieren, benutzten sie vielfach ihre Kenntnis, um sich immer mehr in die noch nicht erschlossene Litteratur derselben einzuarbeiten. So hat ein Dominikaner, Wilhelm von Moorbecke aus Brabant — später 1280/81 vielleicht noch länger Erzbischof von Korinth — für seinen grossen Ordensbruder Thomas von Aquino Schriften des Aristoteles übersetzt; sicher die de coelo et mundo, wahrscheinlich die Rhetorik, der Tradition nach noch mehr[5]). Auch sonst ist Wilhelm als Uebersetzer fruchtbar gewesen; für einen Dominikaner merkwürdig und als Wirkung der byzantinischen Renaissance charakteristisch ist seine Uebersetzung des Proklos, wenn sie auch keine weitere Beachtung gefunden hat. Dabei blieben aber auch die Bemühungen, der abendländischen Theologie im Osten Eingang zu verschaffen, auf die Dauer nicht ohne Erfolg. Selbst griechische

---

1) Jourdain: Recherches critiques sur l'age et l'origine des traductions latines d'Aristote etc., übers. von Stahr. Halle 1831. S. 51.
2) ebd. S. 51.
3) ebd. S. 52.
4) ebd. S. 53.
5) Jourdain a. a. O. S. 69. Histoire litteraire de la France XXI. S. 143.

Gelehrte, ja sogar der Union Abgeneigte begannen sich für die Scholastik zu interessieren. So hielt sich der Mönch Maximos Planudes[1]) längere Zeit in Venedig, so Demetrius Kydones[2]), der Günstling des Johannes Kantakuzenos, in Mailand auf, um lateinisch zu lernen. Der Erstere hat Schriften des Cicero, Boetius und Augustin, der Andere auch die Summa theologica des Aquinaten ins Griechische übertragen und Johannes Kyparissotes[3]) hat mit seiner *Ἔκθεσις στοιχειώδης ῥήσεων θεολογικῶν* — ich gebrauche die Worte der Krumbacher'schen Litteraturgeschichte — den ersten Versuch einer systematischen Dogmatik nach dem Muster der abendländischen Scholastik gegeben. Die Wirkung solcher Studien aber zeigt sich hauptsächlich in der umfangreichen polemischen Litteratur, welche die Unionsversuche der Paläologen hervorriefen. Denn dieser Aufklärungstheologie der damaligen Zeit stellte sich die traditionelle byzantinische Mystik in der schärfsten Form entgegen. So wird der Hesychastenstreit wohl mit Recht aufgefasst von dem theologischen Mitarbeiter des Krumbacherschen Werkes. Derselbe „stellt in letzter Linie den Kampf der abendländischen, rationellen und nüchternen Scholastik mit der morgenländischen, extravaganten theosophischen Mystik dar"[4]). Die erbitterten Athosmönche nutzten das aus und verschrieen die Gegenpartei geradezu als *Λατινόφρονες* und der ehrgeizige Johannes Kantakuzenos, der ihren grossen Anhang im Volke wohl kannte, beutete den theologischen Streit für seine politischen Pläne erfolgreich aus. Nach seinen Siegen schon 1341, noch mehr 1347 und 1351 ist er dann stets mit gewaltthätiger Intoleranz gegen die Andersdenkenden vorgegangen[5]). Barlaam, der den Streit heraufbeschworen hatte, wurde verbannt und lebte später ganz in Italien, wo er königlicher Bibliothekar zu Neapel und später Bischof von Gieraci wurde. Der Patriarch Johannes wurde abgesetzt, zwei Bischöfe in der Sitzung der Synode von den ergrimmten Mönchen misshandelt; andere wurden ins Gefängnis geworfen, darunter auch der grösste byzantinische Gelehrte jener Zeit Nikephoros Gregoras[6]). Dieser und die meisten byzantinischen Mitkämpfer Barlaams im Hesychastenstreit teilten zwar mit ihm auch die unionsfreundliche Gesinnung, nicht aber die Hinneigung zur abendländischen resp. zur arabischen Wissen-

1) Krumbacher S. 543.
2) ebd. S. 102 und 487.
3) ebd. S. 106 f.
4) ebd. S. 101.
5) Hefele a. a. O. Bd. VI. S. 566 ff. und 599 ff.
6) Krumbacher a. a. O. S. 293.

schaft. Vielmehr war es darüber schon weit früher zwischen Beiden zu einer scharfen polemischen Auseinandersetzung gekommen. Nikephoros steht vielmehr ganz auf dem Boden der byzantinischen Renaissance, die seit Psellos Vorgang immer mehr zur platonischen Philosophie hinneigte. Er selbst studierte dieselbe eifrig, verfasste auch Dialoge nach dem Muster Platons; aber dass er, wie in Ueberwegs Geschichte der Philosophie[1]) zu lesen ist, bei einem Kampf zwischen platonischer und aristotelischer Philosophie gegen seinen dogmatischen Gegner Johannes Kantakuzenos, der für Aristoteles Partei genommen habe, „die Fahne Platons hochhielt", habe ich nirgends finden können. Ein solcher Kampf wird vielmehr erst herbeigeführt durch das Auftreten des Georgios Gemistos Plethon, an dessen Namen sich ja dann auch die ersten Regungen der abendländischen Renaissance anknüpfen.

II.

Wer den Georgios Gemistos heute etwa nur aus seinen Schriften oder aus dem Eindruck, den er in Italien gemacht hat oder gar aus den gehässigen Ausfällen seiner Gegner kennt, ohne über sein Leben und die gleichzeitige Geschichte seines Vaterlands Bescheid zu wissen, der muss von ihm einen ganz falschen Begriff erhalten. Daher rührt auch seine eigentümliche Stellung in den Darstellungen der Geschichte der Philosophie. Man hat sich gewöhnt, ihn als den bedeutendsten unter jener ersten Generation von Renaissancephilosophen anzuerkennen, aber das, was gewöhnlich allein von ihm berichtet wird, ist geeignet, den Unbefangenen gegen diese Bedeutung etwas misstrauisch zu machen. Der Gedanke einer Erneuerung der griechischen Religion auf platonischer oder besser neuplatonischer Grundlage im Gegensatz zur christlichen, mit einem Glaubensbekenntnis, das von Zeus als dem vollkommensten Wesen, der ersten Ursache des Alls durch die erste Daseinstufe oder die Götter zweiter Ordnung Poseidon, die Olympier und Titanen oder Tartarier zu der zweiten Daseinsstufe, dem innerhimmlischen Göttergeschlecht der Gestirne und Dämonen und schliesslich zur dritten, den sterblichen Wesen herabsteigt — erinnert an die schlimmsten Leistungen spätgriechischer Mysteriologie und braucht nur ausgesprochen zu werden, um als Traum einer ganz in neuplatonische Denkweise eingelebten phantasiereichen Natur erkannt zu werden. Wenn die ganze Tendenz

1) Bd. II. 8. Aufl. Berlin 1898. S. 219. Statt Johannes VII. muss es jedenfalls Johannes VI. heissen.

bei einigen italienischen Renaissancephilosophen Anklang fand und in manchen Köpfen noch länger fortlebte, so bestätigt das nur, dass der darin enthaltene Gegensatz gegen die christlichen Anschauungen vielfach als nicht ganz unberechtigt oder unerwünscht empfunden wurde und dass andererseits für Phantastereien dieser Art damals ein fruchtbarer Boden war, was ja Beides auch anderweitig bekannt ist. Dabei war die Beredsamkeit Plethons so feurig und so überzeugt, dass sie für sich schon geeignet war, Eindruck zu machen. In dieser leidenschaftlichen Natur bäumte sich der ganze Groll des Hellenentums im Todeskampfe noch einmal gegen die christliche Religion und Kultur auf, wie zu den Zeiten des Porphyrios, des Julian und des Proklos. Es ist darum kein Wunder, wenn er gerade an diesen Letzteren sich besonders eng anschliesst. Schon die Zeitgenossen haben ihn mehrfach des Plagiats an diesem Philosophen beschuldigt. „Den Plutarch, den Plotin, den Jamblichos und den Porphyrios nennst du als Gewährsmänner“, so redet ihn sein Hauptgegner an[1]), „den Proklos aber, dem du das meiste entnommen hast, übergehst du mit Stillschweigen, damit du den Ruhm, den grössten Teil jener Lehren zuerst gefunden zu haben, für dich erschleichest. Aber die den Proklos kennen und zugleich verdammen, kennen auch so gut wie ich die Quelle deiner Lehre“. Wir untersuchen nicht, wieweit dieser Vorwurf berechtigt ist; die Aehnlichkeit ist frappant und das genügt schon, um sich ein Urteil über Plethons Leistungen in dieser Richtung zu bilden.

Von dem Werke, in welchem solche Gedanken ausführlich entwickelt waren, sind nur eine Inhaltsübersicht und kleine Bruchstücke erhalten geblieben. Es war nach Plethons Tod in die Hände seines schärfsten Gegners, des Patriarchen Georgios Scholarios — als Mönch später Gennadios genannt — gefallen und dieser hatte es als gefährliches und ketzerisches Machwerk verbrannt, wie er selbst in einem ausführlichen Rechtfertigungsschreiben berichtet[2]). Es führte den Titel: *νόμοι*, die Gesetze und knüpft damit schon äusserlich an Platons bekanntes Werk an. Schon dieser Titel, noch mehr die erhaltenen kleineren Vorarbeiten zeigen, worauf der Denker eigentlich hinaus wollte. Der Zweck der Thätigkeit Plethons ist ein durchaus praktischer: die umfassende Reform des griechischen Staates, vor allem der Pelopsinsel als seines Kerns, und

1) Gennadios bei Migne: Patr. graec.-lat. Bd. 160. S. 639 c. F. Schultze: Georgios Gemistos Plethon und seine reformatorischen Bestrebungen. Jena 1874. S. 141. Gass: Gennadios und Pletho. Breslau 1844.

2) Gennadios an den Exarchen Josephos. Migne 160. S. 631 ff.

eine planmässige Erziehung des Hellenenvolks zum Kampfe gegen den gefährlichen asiatischen Erbfeind.

Als Kaiser Manuel, durch einen schmählich erkauften Frieden mit dem Sultan momentan gesichert, im Jahre 1415 den Peloponnes besuchte, war dieser wieder fast ganz in griechischen Händen; die kleinen fränkischen Dynastenhäuser waren teils erloschen, teils vertrieben. Den Mittelpunkt bildete dort der Despotenhof von Misithra — in der Gegend des alten Sparta — kulturell gleichsam eine Filiale der Hauptstadt am Bosporus, ein Sammelplatz gebildeter Hellenen, schon vergleichbar einem jener kleinen Renaissancehöfe, die sich in Italien bald zahlreich herausbildeten [1]). Hier lebte und lehrte Plethon und Männer, wie Manuel Chrysoloras, Bessarion und Laonikos Chalkondylas — alle später für die italienische Renaissance wichtig geworden — sassen zu seinen Füssen. Von hier aus hatte er bereits eine Denkschrift an den Kaiser nach Byzanz gesandt, [2]) in der er seine Reformpläne andeutet und als deren Grundbedingungen die Anwesenheit des Kaisers im Peloponnes und die Herstellung der Isthmosbefestigung forderte. Vielleicht hierdurch bewogen ist Manuel jedenfalls im März des genannten Jahres im Peloponnes erschienen und schon im folgenden Monat ward unter seiner Leitung mit dem Bau der Befestigung begonnen.

Damals hat dann Plethon dem Kaiser und seinem Sohn, dem Despoten Theodor, noch einmal zwei Denkschriften „über die Angelegenheiten des Peloponnes" überreicht [3]), in welchen er jetzt seine Reformpläne vollständig entwickelt und auch die schwierigste Aufgabe derselben zu lösen versucht: die Umbildung des verlotterten Volkes zu einer waffentüchtigen Verteidigungsmannschaft. Die Vorschläge sind radikal und kühn: Einführung und scharfe Scheidung der drei Stände des platonischen Staats und planvolle Erziehung einer neuen Generation mit Hilfe der Religion, nicht der christlichen, denn diese habe sich für wahrhaft sittliche Erziehung als unzulänglich erwiesen. sondern der angestammten, heimischen, der nationalhellenischen. Er fühlt sich im Stande, diese Reform durchzuführen und bietet sich dazu dem Kaiser an: „Solltest Du", so schliesst er die erste Denkschrift [4]), „mich beauftragen, die

---

1) F. Gregorovius: Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter. II. 2. Aufl. Stuttgart 1889. S. 283.

2) *Τοῦ Γεμιστοῦ πρὸς τὸν βασιλέα.* Veröffentlicht in Joseph Müller: Byzantinische Analecten in Wiener Sitzungsberichte. 9. 1852. II. S. 400.

3) bei Migne a. a. O. S. 821 ff. und 841 ff.

4) a. a. O. S. 840 B. Schulze: a. a. O. S. 47.

Sachen solchergestalt anzuordnen, so würde ich dies Amt übernehmen, auch wenn kein anderer es wagen sollte, und mich anheischig machen, die Angelegenheiten des Peloponnes dem Plane gemäss, den ich eben in meiner Rede entwickelt habe, zu ordnen. Davor nur, mein Kaiser, möchte ich dringend warnen, dass dies Geschäft etwa denen übertragen wird, die Euch, nicht zu Eurem Besten, ewig mit Bitten anliegen. Wenn Ihr nur beharrlich und ohne Hinneigung zum Schlechteren die Sachen leitet und durchführt, kann es durchaus nicht schwer halten, alle in meiner Rede im Entwurf hingestellten Einrichtungen wirklich zur Ausführung zu bringen".

Von einem Erfolg dieser Vorstellungen hört man nichts, indessen haben Manuel wie sein Nachfolger noch mehrfach in Einzelheiten den Rat Plethons eingeholt; so der Letztere, als er zum letzten Male das schon oft vergeblich versuchte Heilmittel gebrauchen wollte: die Union. Inzwischen hatte ja der Türkeneinfall im Peloponnes von 1423 trotz der Isthmosbefestigung dieser letzten Zuflucht des Hellenentums eine unheilbare Wunde beigebracht. Auf jene Anfrage hat Plethon abmahnend geantwortet; sollte es doch zu einem Unionskonzil kommen, so mahnt er zur Vorsicht, da er eine Majorisierung der in geringer Zahl vertretenen Griechen voraussieht [1]). Wenn ihm nun aber die Aussicht genommen war, seine Pläne im grösseren Stile ausführen zu können, so begann er sie, wenigstens den zweiten Teil des Programms, im kleinen Kreise zu versuchen. Das ist die Aufgabe der Schule von Misothra, die in ihm — ich gebrauche die Worte seines Schülers Gregorios Monachos [2]) — „den Erforscher der göttlichen Geheimlehren", den „grossen Führer zu dem hyperuranischen Gotte, den auch Platon gelehrt hat", verehrte. Seiner Erneuerung der platonischen resp. neuplatonischen Philosophie lag darnach zunächst eine praktische Absicht zu Grunde; ihre Berechtigung aber leitete sie daraus her, dass sie die ältere, die den Hellenen angestammte Weltanschauung repräsentiere. Beides ist wichtig für ihre Stellung in dem nun beginnenden Kampfe mit der byzantinischen Orthodoxie und mit den Verteidigern des Aristoteles. Sein Anfang führt uns zurück auf den letzten Unionsversuch in den Jahren 1438 und 1439.

III.

Am 9. April 1438 wurde in Ferrara in Gegenwart des Papstes, des griechischen Kaisers und Patriarchen, der Bevollmächtigten der orien-

1) Schulze: a. a. S. 60.
2) Rede bei Migne: a. a. O.

talischen Metropoliten und mehrerer griechischer Bischöfe die Unionssynode eröffnet, die mit der feierlichen Abschliessung der Union am 6. Juli des folgenden Jahres in Florenz endigte [1]). Von dem deutschen Kardinal Nicolaus von Cusa waren die Griechen in Byzanz eingeladen worden; unter ihnen befanden sich auch Plethon, der als kaiserlicher Rat „σύγκλητος“ aufgeführt wird, und sein Schüler Bessarion, damals schon Metropolit von Nicäa. Beide gehörten auch dem Sechserausschuss an, der griechischerseits die Vorlagen für die allgemeinen Sitzungen vorzubereiten hatte. Bessarion war Anhänger, Plethon entschiedener Gegner der Union. Ausserhalb der Sitzungen verkehrten Beide aber freundschaftlich zusammen und auch mit den römischen Bischöfen, insbesondere mit dem Kardinal Julian Caesarini, was ihnen von ihren Landsleuten sehr verdacht wurde [2]). Als später die Griechen, kaum heimgekehrt, unter dem Druck der von den Gegnern der Union beherrschten und aufgereizten öffentlichen Meinung grösstenteils widerriefen, fuhr Bessarion fort, mündlich und publizistisch die Sache der Lateiner zu verteidigen. Gegen eine seiner Apologieen nun hat Plethon — jetzt wieder in Misithra — im Jahre 1448 eine Schrift „über den Ausgang des heiligen Geistes“ [3]) geschrieben, in der er das griechische Dogma mit Gründen verteidigte, die nach Ansicht nicht nur der Orthodoxen nicht christlich sondern heidnisch waren und in der er offen die „hellenische“ Theologie der kirchlichen — scheinbar nur der römischen — gegenüberstellt. „Das Werk“, so äussert er sich selbst [4]), „welches zu Gunsten des lateinischen Dogmas erschienen ist, ... bedient sich in seiner Beweisführung eines Axioms, welches der hellenischen Theologie besonders wert, der Kirche aber durchaus feindlich ist, dass nämlich, wo die Kräfte verschieden sind, auch die Substanzen verschieden sein müssen . . . . Die Kirche aber nimmt offenbar dieses Axiom nicht an, denn sonst würde sie nicht den Sohn dem Vater gleichsetzen . . . .“ Dass sich mit einer solchen Verteidigung die byzantinische Orthodoxie nicht zufrieden gab, ist begreiflich. Die Schrift gab zunächst den Anlass zu einem Sendschreiben des Gennadios an Plethon und diese theologische Kontroverse vermischte sich nun mit einer andern, welche Beide schon erheblich früher über die platonische und aristotelische Philosophie geführt hatten, die aber damals durch direktes Eingreifen des Kaisers zum Schweigen gebracht worden war und erneuerte diese.

1) Hefele a. a. O. VII. S. 673 und 741.
2) Schulze: S. 73.
3) bei Migne a. a. O. S. 975 ff.
4) ebd. S. 975 A.

Noch während des Konzils von Florenz, wo er ja damals seine berühmten Vorlesungen über Platon hielt, hatte Plethon eine Abhandlung „über den Unterschied zwischen der aristotelischen und der platonischen Philosophie“ [1]) veröffentlicht. Wie er selbst erzählt, wollte er den Verehrern Platons, die ihn darum gebeten hatten, auseinandersetzen, in welchen Punkten Aristoteles von Platon übertroffen werde; er wolle damit nicht den Aristotelikern den Fehdehandschuh hinwerfen, denn er selbst sei davon weit entfernt, Aristoteles in allen Stücken zu verwerfen. Ja er muntert im Gegenteil zum Lesen seiner Werke auf und gesteht in seinem Hauptwerk selbst, dass die in diesem enthaltene Physik der Hauptsache nach die aristotelische sei. Die Gegensätze betreffen durchgängig metaphysische und religiös-ethische Fragen, vor allem die Unsterblichkeit der Seele. Bezeichnend ist der Anfang der Schrift: „Die alten Griechen wie die alten Römer haben den Platon dem Aristoteles weit vorgezogen. Die Jetztlebenden aber und besonders die meisten Abendländer wollen klüger sein als jene und bewundern den Aristoteles mehr als den Platon. Sie folgen darin einem Araber, dem Averroes, der die Naturlehre des Aristoteles als das Ende aller Weisheit hinstellt, einem Manne, gegen dessen Eifer in andern Dingen sich nicht leicht etwas sagen lässt, dessen Meinung über die Seele aber so albern ist, dass er dieselbe sogar für sterblich hält“ [2]). Hier haben wir den Kern des Gegensatzes: es ist Aristoteles, der Philosoph *κατ' ἐξοχήν*, der Götze der abendländischen Scholastik, dem der Kampf gilt; es ist die arabische Tradition, durch die der Westen jetzt so viel weiser zu sein glaubt, als der Osten; es ist Averroes, gegen den er im 11. Kapitel der Schrift schon den griechischen Kommentator Alexander von Aphrodisias ausspielt [3]), wohl die erste Regung jenes späteren Gegensatzes zwischen Averroisten und Alexandristen. Kurz, er wendet sich nach jeder Richtung offenbar gegen die abendländische Scholastik, gegen deren Eindringen auch in die griechische Theologie, von dem wir vorher gesprochen haben.

Vier Jahre später erschien eine Gegenschrift des Gennadios [4]), der diese Tendenz richtig erkannte. Die Verteidigung nicht des Aristoteles sondern der christlichen Religion war seine Absicht. „Das“, schrieb

---

1) bei Migne a. a. O. S. 889 ff. Vergl. Schulze S. 80 ff.

2) ebd. S. 889 A In der beigedruckten lateinischen Uebersetzung ist das letzte Urteil über Averroes fälschlich auf Aristoteles selbst bezogen.

3) ebd. S. 903 A.

4) Ueber die verlorene Schrift: Schulze S. 92.

er[1]), „war die Ursache, weshalb ich meine Streitschrift für Aristoteles gegen die Schrift Plethons richtete. Dieser griff den Aristoteles deshalb so trotzig an, weil er wohl wusste, dass gerade aus der aristotelischen Philosophie, zumal aus den Punkten, in welchen sie sich von der platonischen unterscheidet, Belege für die Richtigkeit des wahren Glaubens erwachsen. Ich selbst wollte weder gegen den Platon kämpfen, noch den Aristoteles besonders in Schutz nehmen. Allein weil mir die Absichten Plethons verhasst waren, deshalb nehme ich aus Eifer für den Glauben mir die Mühe, die sonst überflüssig gewesen wäre. Ich wollte dadurch denen, die diesen Mann noch nicht kennen, die Augen öffnen, damit keiner getäuscht würde und Schaden nähme, wie ihn zu meiner grossen Betrübnis nicht wenige, deren Namen ich nicht zu nennen brauche, genommen haben." — Natürlich ist Bessarion gemeint. — Auch den Plethon persönlich habe er, wie er einmal ausdrücklich erklärt, nicht verfolgen wollen, da er ja in andern Dingen von Weisheit erfüllt sei und durch seine sittliche Haltung der Jugend, die nach wahrer Tugend strebe, als Muster dienen könne. Er habe aber gewusst, dass derselbe seit langer Zeit eine Art neuer Gesetzgebung lehre und schreibe, in welcher das Christentum verhöhnt werde.

Schon damals hat Plethon eine Replik geschrieben; die persönliche Intervention des Kaisers aber, dem er sie zuschickte, erreichte, dass sie unterdrückt wurde. Da kam jener neue Streit und nun liess Plethon auch jene Replik erscheinen, um so mehr, als Kaiser Johannes inzwischen gestorben war.

Wir sehen, Plato und Aristoteles waren in diesem Kampfe nur die Losungen; in Wirklichkeit handelt es sich um hellenische und scholastische Theologie, um hellenische und scholastische Wissenschaft. Das letzte Aufflackern nationaler Begeisterung hatte der Ersteren neue Schwungkraft verliehen. Sie rang denn, auch nachdem jene verweht war, in der Folgezeit um die Herrschaft im Abendlande mit dem arabischen Einfluss, der im 13. und 14. Jahrhundert den griechischen überflügelt hatte und der Scholastik erst ihr eigentümliches Gepräge gegeben hat. Damit zeigt sich auch die Bedeutung jener Vorträge Plethons in Florenz während des Konzils, welche die dortige gebildete Welt fesselten und den Mediciäer zur Gründung der platonischen Akademie[2]) begeisterten.

---

1) Im Brief an den Exarchen Josephos ebd. S. 93.

2) Siveking: Die Geschichte der platonischen Akademie zu Florenz. Anhang zur Geschichte von Florenz. Schriften der Akademie von Ham. I. Hamburg 1844.

Der letzte Prophet des ausgehenden Hellenentums hat dort den Samen desselben weitergepflanzt in fruchtbareren Boden.

Das hier nur Angeregte aber weitergeführt zu haben, das ist das Verdienst seines Schülers Bessarion [1]). Er ist der eigentliche Vermittler jener hellenischen Einflüsse auf die abendländische Philosophie, der er sie jetzt in einer Form bot, die sie für jene erst aufnahmefähig machte. Auch äusserlich hat er diese Stellung eingenommen. Nach dem endgültigen Scheitern des Unionswerks in Byzanz war er, der ewigen Anfeindung seiner Gegner müde, wie verschiedene andere Unionsfreunde ganz nach Italien übergesiedelt, wenn er auch die Sehnsucht nach seiner Heimat nie verlor und später mit Wort und Schrift für ihre Befreiung eingetreten ist. In der hervorragenden Stellung, die er bald dort einnahm — er wurde erst Kardinal, dann lateinischer Patriarch von Konstantinopel — sorgte er für seine vertriebenen und geflohenen Landsleute und war eifrig bestrebt, möglichst viel von griechischer Wissenschaft aus der grossen Katastrophe zu retten.

Er hatte einst den Aristoteles brieflich gegen seinen Lehrer verteidigt [2]), diesem selbst aber, obgleich sein Gegner in den kirchenpolitischen wie den dogmatischen Fragen, bei seinem Tode ein schönes Denkmal gesetzt in seinem Trostbrief an die Söhne Plethons [3]). „Ich habe gehört, dass der gemeinsame Vater und Führer, alles Irdische hinter sich lassend, in den lautern Ort des Himmels gewandert ist, um mit den olympischen Göttern den mystischen Reigen zu tanzen. Ich freue mich wirklich, dass ich den Umgang eines Mannes genossen habe, wie Griechenland nach Platon mit Ausnahme des Aristoteles nie einen Weiseren hervorgebracht hat. Wenn daher jemand die Lehren der Pythagoreer und Platons über die endlose Wanderung der Seelen annähme, so würde ich ohne Bedenken dieses hinzufügen, dass Platons Seele, als sie den unabänderlichen Satzungen des Verhängnisses unterliegen und sich der notwendigen Wanderung unterziehen musste, auf die Erde herabsteigend sich des Gemistos Hülle als Wohnung erwählt habe .... Ein grosser Ruhm für ganz Hellas war jener Mann, ein grosser Schmuck wird er ihm für die Zukunft sein. Sein Gedächtnis wird nicht untergehen, sein Name und sein Ruf mit immerwährendem Preise der Nachwelt überliefert werden."

---

1) H. Vast: Le cardinal Bessarion. Paris 1878. Krumbacher a. a. O. S. 117 f.
2) bei Migne: Bd. 161 S. 713. Vergl. Vast a. a. O. S. 331.
3) Migne 161 S. 636. Vergl. Schulze a. a. O. S. 107.

Von Bessarion wahrscheinlich angeregt[1]), hat aber dann, als nach des Meisters Tod die Schüler Plethons in Angriffen auf Aristoteles sich gegenseitig zu überbieten suchten, Theodoros Gaza die Verteidigung desselben übernommen und damit in den sechziger Jahren des Jahrhunderts den Streit nochmals erneuert, in den jetzt — herausgefordert durch die Schmähungen des Georgios von Trapezunt gegen Plato — auch Bessarion selbst eingreift, um ihn mit konziliantem Sinn, aber mit siegreicher Rhetorik zu Gunsten der griechischen Wissenschaft zu Ende zu führen in seiner Schrift: „Gegen den Verläumder Platons". Erst diese Schrift hat von einseitigem Autoritätenkultus an sachliche Prüfung appelliert und erst diese Phase des Kampfes hat beide Philosophen, den Platon und den griechischen Aristoteles im Abendlande heimisch gemacht, wenn auch die Einigung, die sie versuchte, nicht lange vorhielt. Auch sonst nimmt Bessarion in jenem Wiederaufleben der Philosophie und der Wissenschaften einen wichtigen Platz ein. Seine Büchersammlung — grösstenteils selbstgeschriebene oder doch mit kundiger Hand verbesserte Exemplare — die er der venetianischen Bibliothek von St. Marco vermachte, lieferte dem erfolgreichsten Verbreiter klassischer Werke durch die neue Kunst des Drucks, Aldus Manutius, seine besten Vorlagen.[2]) In Wien ferner, wo er in politischen Geschäften sich aufhielt, hat er die hervorragendsten deutschen Mathematiker jener Zeit, erst Purbach, dann Regiomontanus[3]) zum Studium des Ptolemäus angeregt und dabei unterstützt. Den Letzteren hat er 1461 mit nach Italien genommen, wo er nach der von dem Kardinal selbst erhaltenen Handschrift die Ptolemäusübersetzungen der Philologen als Fachmann kontrollierte und korrigierte. In Rom selbst aber lebte Bessarion im Verkehr mit jenem Manne, der als erster Deutscher an den philosophischen Bestrebungen der neueren Zeit Anteil genommen hat: mit Nicolaus von Cues.

Ein Grieche und ein Deutscher, Beide Kardinäle der römischen Kirche, stehen an der Schwelle der neuern Philosophie.

Der Streit zwischen den Anhängern der platonischen und der aristotelischen Philosophie ist der Ausgangspunkt der philosophischen Renaissance des Abendlandes. Er beginnt auf griechischem Boden und

1) Vast a. a. O. S. 332. L. Stein: Der Humanist Theodor Gaza als Philosoph. Archiv für Geschichte der Philosophie. II. S. 448 ff.

2) Vast a. a. O. S. 377.

3) Ziegler: Regiomontanus. Dresden 1874. S. 6.

geht hervor aus einer in den politischen Verhältnissen mitgegründeten theologischen Opposition des Hellenentums gegen die von abendländischer Scholastik beeinflusste byzantinische Orthodoxie. Er wirkt aber dann derart, weil er eben mehr ist, als der Kampf zweier Schulen, weil es sich hier handelt um „den Konflikt zweier universeller Weltanschauungen, die, unabhängig von jeder eigentümlich gefärbten Zeitströmung und besonders charakterisierten Geschichtsepoche, sich im denkenden Menschengeiste nebeneinander ausbilden können, um dann feindlich aufeinander zu platzen“ [1]), um einen Gegensatz, der unter anderen Namen versteckt auch noch in der modernen Wissenschaft eine Rolle spielt [2]). Die Vermittlung in diesem Streit ist von Bessarion bis Leibniz — d. h. so lange man überhaupt glaubte, in der Schule oder an der Hand der Alten die philosophischen Probleme lösen zu müssen und lösen zu können, oder ehe man sich zu der Ueberzeugung durchgerungen hatte, dass das Problem zu jeder Zeit in der Form, in der es in dieser Zeit selbst auftritt, aufgesucht und ausgeglichen werden muss und dass die historische Kenntnis früherer Lösungsversuche hier höchstens behilflich sein kann — diese Vermittlung, sage ich, ist das Hauptproblem der neuern Philosophie geblieben. Damit bestimmt sich die Stellung des letzten griechischen Philosophen in der Geschichte derselben. Ihn, wie seinen Lehrer hatten zuerst die Unionsbestrebungen vorübergehend nach Italien geführt. Seine Stellungnahme in den dortigen Verhandlungen aber hat dann ihn und seine Einwirkung dem Abendlande endgültig gewonnen.

---

1) O. Liebmann: Zur Analysis der Wirklichkeit. Eine Erörterung der Grundprobleme der Philosophie. 2. Aufl. Strassburg 1880. S. 315.

2) ebd. das Kapitel: Platonismus und Darwinismus. S. 313 ff.

Niclaus Koppernikus.

Ein Vortrag
von
Moritz Cantor.

Es wird nicht leicht Jemand irgend eine deutsche Mittelschule verlassen haben, ohne von dem koppernikanischen Weltsystem gehört zu haben, von dem Systeme, nach welchem die Sonne als ruhender Mittelpunkt gedacht ist, um welchen die Planeten mit Einschluss der Erde nahezu kreisförmige Umläufe beschreiben, während sie selbst zum Teil wieder von kleineren Weltkörpern, die den Namen der Monde führen, umkreist werden. Wenn es mit dieser Behauptung fast in Widerspruch zu stehen scheint, dass ich Niclaus Koppernikus zum Gegenstand eines Vortrages gewählt habe, denn ich werde Ihnen doch nicht erzählen wollen, wovon ich überzeugt bin, dass Sie es wissen, so habe ich von vornherein Ihnen zu sagen, was ich mit meinem Vortrage beabsichtige, was nicht.

Ich will nicht die allgemeine Schilderung des koppernikanischen Gedankens durch eine in's Einzelne gehende mathematische Zergliederung desselben ersetzen, von der zu befürchten stünde, sie würde trotz einer das Mass überschreitenden Inanspruchnahme von Zeit und Geduld doch vielfach unverständlich ausfallen. Ich will dagegen das sittliche Moment des Systemes, wenn ich so sagen darf, hervortreten lassen und Ihnen den Mann selbst, sein Wirken auf den allerverschiedensten Gebieten, vor die Augen führen.

Über die in alter Zeit bei den Völkern herrschende Weltanschauung sind wir durch gewisse Überlieferungen belehrt, die freilich scheinbar ganz Anderes betreffen. Die Religionsbücher der Alten bieten meistens Schöpfungsgeschichten, welche zweifellos zu der Zeit, in welcher sie niedergeschrieben wurden, mit den wissenschaftlichen Anschauungen der Religionsbekenner in Einklang waren, sei es dass die Schöpfungs-

geschichte die Astronomie beeinflusste, sei es dass sie unter dem Einflusse der letzteren entstand. Wenn also die biblische Schöpfungsgeschichte die Worte enthält: Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde; wenn es weiter heisst: Und Gott machte zwei grosse Lichter, ein gross Licht, das den Tag regiere, und ein klein Licht, das die Nacht regiere, dazu auch Sterne. Und Gott setzte sie an die Feste des Himmels, dass sie scheinen auf die Erde, so ist in dieser Erzählung folgendes wissenschaftliche Glaubensbekenntnis enthalten: Es gibt über der Erde ein festes Himmelsgewölbe gleichzeitigen Ursprunges mit ihr, und nachdem Beide vorhanden waren, traten durch eine neue Schöpfungsthat Sonne, Mond und Sterne hinzu mit der Bestimmung, die Erde mit Licht zu versehen. In der That, wie hätte man zu einer anderen Meinung Veranlassung gehabt? Man sah über sich den blauen Himmel einer Glocke ähnlich an dem Horizonte auf der Erde feststehend. Man sah bei Tage die Sonne an vom östlichen zum westlichen Rande des Horizontes sich verschiebenden Himmelsstellen, was am einfachsten durch eine entsprechende Bewegung der Sonne Erklärung fand. Man sah das unheimliche und beängstigende Dunkel der Nacht gemildert durch das gleichfalls von Ost nach West fortschreitende Licht des Mondes und durch eine Unzahl von Sternen, unter welchen abermals einige wenige sich durch Ortswechsel als Planeten, d. h. verdeutscht als Wandelsterne, zu erkennen gaben. Man fühlte sich als Gebieter der Erde, deren Geschöpfe sich freiwillig oder gezwungen dem Menschen unterordnen mussten, also ausschliesslich seinen Bedürfnissen zu genügen hatten. Und war nicht der Selbsterhaltungstrieb vorhanden, der den Egoismus im weiteren Sinne erzeugte, der den Einzelmenschen und um so mehr die Menschheit als Mittelpunkt des Weltalls stempelte? Gewiss, der Mensch war als Meisterstück der Schöpfung zuletzt gebildet, damit das vorher Geschaffene einen Herrn habe, dem es diene. Um ihn, sagt man noch heute sinnbildlich, dreht sich Alles, um ihn und seinen Wohnsitz, die Erde, sagte man, ehedem auf den Augenschein sich stützend, dreht sich das Weltall. In Babylon scheint man zuerst die weitestgehenden Folgerungen aus diesem Vordersatze gezogen zu haben. Wenn die sieben Wandelsterne, mit ihren heutigen Namen: Sonne, Mond, Mars, Merkur, Jupiter, Venus, Saturn, nur der Erde d. h. eigentlich des Menschen wegen ihre Himmelsbahnen durchlaufen, so muss ihre gegenseitige Stellung für die Menschheit von grösster Bedeutung sein. Aus der Zeit des Königs Sargon, d. h. etwa aus der Zeit des Jahres 1700 vor Christi Geburt, hat sich ein Vorbedeutungskalender erhalten, welche Folge es habe, wenn dieses oder jenes Zusammentreffen der Planeten,

wenn insbesondere eine Mondfinsternis oder gar eine Sonnenfinsternis an diesem oder jenem Jahrestage eintreffe; Hungersnot, Ueberschwemmung, aber auch ein Sieg über mächtige Feinde können von den Sternen vorherverkündet werden. Dem Einzelmenschen waren seine Lebensschicksale durch den Stand der Gestirne im Augenblicke seiner Geburt bestimmt. Diesen richtig zu deuten war eine Kunst. War aber diese Kunst, die Sterndeutung, anerkannt, so führte von ihr ein verhältnismässig kleiner Schritt zur Wissenschaft von den Bewegungen der Planeten, mittels deren man in den Stand gesetzt war, voraus zu berechnen, wann diese oder jene günstige oder ungünstige Vereinigung von Gestirnen eintreten werde. Die Astrologie hatte die Astronomie erzeugt, welche gleich jener zu den Aufgaben der Priesterschaft gehörte. Die Dächer der Tempel wurden zu Sternwarten.

Da trat ein Ungeahntes ein. Das einfache Umkreisen der im Mittelpunkte des Alls ruhenden Erde durch die sieben Wandelsterne, mochte deren Umlaufzeit auch von verschiedener Dauer sein, reichte nicht aus, die wirklich beobachteten Erscheinungen am Himmelsgewölbe zu erklären. Man musste zu diesem Zwecke viel verwickeltere Bewegungslehren ersinnen, die Erde zwar noch ruhend, aber ausserhalb des Mittelpunktes der Planetenbahnen annehmen u. s. w., und fast zwei Jahrtausende, von König Sargon an bis zum alexandrinischen Astronomen Ptolemäus, der in der Mitte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts schrieb, stellte man die verschiedensten Versuche an, die berechneten Sternstellungen mit den wirklich beobachteten in Einklang zu bringen, natürlich immer unter Festhaltung der einen Grundwahrheit der im Mittelpunkte der Welt ruhenden Erde, so verworren auch die Wege der Wandelsterne sich dabei gestalteten.

Aber war diese Annahme wirklich eine Grundwahrheit? Einzelne Denker hatten gewagt, daran zu zweifeln und ihren Zweifel laut werden zu lassen. Philolaos um das Jahr 500 vor Christi Geburt hat der Erde eine Drehung um ihre eigene fest bleibende Axe beigelegt. Aehnlich dachte sich der Pythagoräer Hiketas die Anordnung. Plato dürfte um das Jahr 355 etwa sich dazu durchgerungen haben, auch an eine fortschreitende Bewegung der Erde zu glauben. Der Schüler des Sokrates (das war ja Plato) fürchtete jedoch den Giftbecher, den sein Lehrer wegen Unglaubens hatte austrinken müssen, und deutete seine Ketzerei mehr an, als dass er sie aussprach. Aristarch von Samos lehrte um 270, die Sonne und nicht die Erde bilde den Mittelpunkt der Welt, und erlitt um dieser Lehre willen Anfeindungen, welche Plato's Vor-

sicht nachträglich als eine wohl angebrachte rechtfertigte. Sie alle waren nur weisse Raben, vereinzelt und ohne nachweisbare Fortpflanzung ihrer Sonderbildung. Das ptolemäische System beherrschte, gekünstelt wie es war, die Wissenschaft und entlockte höchstens um 1250 Alfons von Castilien den Ausruf: „Wenn mich Gott bei Erschaffung der Welt um Rat gefragt hätte, so hätte ich ihm grössere Einfachheit empfohlen." Die Gegner des Königs, sein eigener Sohn an der Spitze, bedienten sich nachmals seines Lästerwortes, wie man es nannte, um 1282 seine Absetzung und Verbannung zu bewirken. Nenne ich noch einen Kirchenfürsten, Kardinal Nicolaus von Cusa, der in der Mitte des 15. Jahrhunderts unangefochten, aber allerdings nur gelegentlich die Ansicht von einer Axendrehung der Erde aussprach, so dürfte damit die Liste der von der ptolemäischen Lehre Abweichenden nahezu erschöpft sein.

Und nun trat ein Mann auf, der angeregt durch die Vorstellungen des Pythagoräers Hiketas, welche er aus einem kurzen Berichte in einem philosophischen Buche Cicero's kennen gelernt hatte, sich nicht mit allgemeinen Redensarten und hingeworfenen Bemerkungen begnügte, der vielmehr mathematische Rechnungen ausführte und mit ihrer Hilfe klipp und klar bewies, dass wenn die Sonne der ruhende Mittelpunkt eines sie umkreisenden Systems von sechs Weltkörpern wäre, gebildet aus Venus, Merkur, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, wenn der Mond die sich drehende und fortbewegende Erde selbst wieder umkreiste, alsdann alle die Himmelserscheinungen stattfinden müssten, welche von den Astronomen seit vielen Jahrhunderten beobachtet und niedergeschrieben worden waren. Die Dauer von über 35 Jahren, von 1506 etwa bis zum Druckjahre 1543 des unsterblichen Werkes, hatten die mühseligen Rechnungen in Anspruch genommen, um so mühseliger als man nicht vergessen darf, dass damals das Fernrohr noch nicht erfunden war, die Beobachtungen also bei Weitem nicht mit der Genauigkeit wetteifern konnten, bis zu welcher die spätere Sternkunde sich erhob.

Wozu hatte die unermessliche Geistesarbeit geführt? Ich habe das Thatsächliche der Ergebnisse in kurzen Worten geschildert. Ihr sittlicher Kern war die Entthronung des Menschengeschlechts. Wenn die Erde vor fünf anderen Wandelsternen nichts voraus hatte als ihren Mond, wenn sie aber gleich den übrigen Planeten die Sonne umkreiste, so war eben die Sonne der vornehmste Weltkörper, und die Erde vielleicht der edelste zweiten Ranges, aber doch immer zweiten Ranges. Wie konnte der Mensch, der Bewohner der Erde, sich jetzt noch ver-

messen, die ganze Schöpfung auf sich zu beziehen? Dem Weltall gegenüber war er, wie ich soeben sagte, entthront, und dieses Gefühl der Erniedrigung musste immer drückender werden, als das Fernrohr erkennen liess, dass nicht einmal der Mond der Erde ihr als besondere Auszeichnung diente, dass auch Jupiter Monde und zwar in grösserer Anzahl als die Erde besass. Mochte man der Sonne als Centralkörper jetzt eine Ausnahmestellung gewähren, die Erde war anderen Weltkörpern schwesterlich an die Seite geschoben, Weltkörpern ähnlich wie sie selbst einer war, vielleicht gleich ihr bewohnt, und womit wollte der Mensch es begründen, dass er den Bewohnern der anderen Weltkörper gegenüber einen Vorrang verdiene? Die Schöpfung konnte nicht bloss um des Menschen willen vor sich gegangen sein. Das waren die Folgerungen, die allmählich aber unausweichbar aus der neuen Lehre gezogen werden mussten und gezogen wurden. Sie waren bitter und, was noch schlimmer war, sie waren ketzerisch nach der Auffassung schier jeder Religionslehre.

Das hatte, um Sie an Frühererwähntes zu erinnern, Plato gefürchtet, Aristarch empfinden müssen. Darf ich aber von späteren Ereignissen reden, so erwähne ich, dass Melanchthon sich mit aller Entschiedenheit der neuen Lehre widersetzte. Es giebt, führte er aus, nach dèn Lehren der Kirche nur eine einzige Welt, an eine Mehrheit der Welten zu glauben, widerspricht der von Gott offenbarten Wahrheit. Galilei vollends wurde seine Parteinahme für die Erdbewegung als strafwürdiges Verbrechen angerechnet. Das grundlegende Werk wurde 1616 auf die Liste der verbotenen Bücher gesetzt, bis die darin enthaltenen Ketzereien ausgemerzt seien. Erst in unserem Jahrhundert und zwar 1835 wurde das Verbot jenes Werkes, d. h. das Verbot an die Erdbewegung zu glauben, in Rom insoweit aufgehoben, als es nicht erneuert wurde. Noch im Jahre 1830, als in Warschau das Denkmal des Urhebers des verpönten Buches enthüllt wurde und ein feierliches Hochamt den segnenden Beistand des Himmels erflehen sollte, weigerte sich die Priesterschaft Warschau's in der letzten Minute für einen Mann zu beten, dessen Werk die Kirche verboten hatte. Kein Geistlicher erschien am Altare. Bestürzt verliess die zahlreich versammelte Menge das Gotteshaus, und mit gestörter Festesfreude sah man die Hülle von dem Meisterwerke Thorwaldsens sinken.

So die weit über die astronomisch-wissenschaftliche Bedeutung des Buches von den Bewegungen der Weltkörper hinausreichenden sittlichen und religiösen Erlebnisse der neuen Lehre. Darf ich nicht hoffen, durch

deren kurze Andeutung Ihr Interesse für den Mann hervorgerufen zu haben, dem sie entstammte?

Die Familie Koppernigk — so lautet die ursprüngliche Rechtschreibung — stammt wohl aus dem kleinen Köppernick, welches im schlesischen Eulengebirge in der Nähe von Frankenstein bis auf den heutigen Tag genannt wird, während die Kupferwerke, denen es einst den Namen verdankte, sich nicht erhalten haben. Von dort scheint ein Koppernigk nach Krakau gewandert zu sein, und aus Krakau kam zwischen 1454 und 1458 der Kaufherr Niclaus Koppernigk nach Thorn, wo er sich mit der Erinnerung an eine Familie gleichen oder ähnlichen Namens begegnete, welche schon seit mehr als 60 Jahren dort ansässig war. Niclaus Koppernigk vermählte sich bald mit Barbara Watzelrode, der Tochter eines Schöppenmeisters, eines gleichfalls begüterten, einflussreichen Thorner Patriziers. Niclaus Koppernigk kam nun in der neuen Heimat rasch zu Ansehen. Im Jahre 1465 wurde er, der Eingewanderte, zum Ehrenamte eines Schöppen berufen. Am 19. Februar 1473 wurde ihm als jüngstes unter vier Kindern ein Knabe Nicolaus geboren, welcher 1483 durch den Tod des Vaters verwaiste. Der Oheim, Lucas Watzelrode, nahm sich in liebevoller Fürsorge des zehnjährigen Knaben an und leitete seine Erziehung. Nicolaus Koppernikus, so mag er von jetzt an in der latinisierten Form des Namens heissen, ging in die Johannisschule in Thorn. Aus ihr gelangte er im Wintersemester 1491 auf 1492 an die Universität Krakau. Das war die Geburtsstadt seines Vaters, das war die nächstgelegene Hochschule, das war aber auch eine weit und breit mit Recht berühmte Hochschule, und insbesondere der dortige Mathematiker und Astronom, Albertus Blar de Brudzewo, zog Tausende aus weiter Ferne heran, die ihn hören wollten. Freilich während der drei Jahre, die Koppernikus bis zum Herbste 1494 in Krakau verweilte, hat der berühmte Lehrer keine öffentliche Vorlesung gehalten, aber es kann kaum bezweifelt werden, dass er in privatem Unterrichte den strebsamen, geistig und durch seine Familienverhältnisse hervorragenden jungen Mann nach Kräften förderte. Wenn ich dabei auch die Familienverhältnisse als hervorragend bezeichne, so beruht dieses darauf, dass Lucas Watzelrode, schon seit 1479 Mitglied des Domstifts zu Frauenburg, am 19. Februar 1489 zum Bischof von Ermland gewählt worden war.

Der Bischof Lucas beabsichtigte seinen Neffen in thunlicher Bälde zum Domherrn von Frauenburg wählen zu lassen, wozu als Vorbedingung ein dreijähriges Studium an einer Universität gefordert wurde, und

dieses hatte Koppernikus 1494, wie Sie gehört haben, hinter sich. War die Vorbedingung erfüllt, dann kam es freilich noch auf die Wahl an, und mit dieser verhielt es sich so. Die Anzahl der Domherrn war eine fest bestimmte, zur Vornahme einer Neuwahl musste also eine Stelle frei geworden sein. Aber auch dann trat nicht unbedingt eine Wahl ein, sondern nur wenn eine Domherrnstelle in einem geraden Monate frei wurde. Bei Todesfällen in ungraden Monaten hatte die römische Kurie sich das Ernennungsrecht vorbehalten. Mochte also Koppernikus auch seit Vollendung des dreijährigen Studiums in der Nähe des Oheims sich befinden und um die Gunst des Domkapitels sich bemühen, als im September 1495, also im neunten und somit ungeraden Monate, ein Domherr starb, siegte in Rom ein dem Bischof Lucas entgegenstehender Einfluss, und Koppernikus wurde nach lange dauernden, sich immer verschleppenden Unterhandlungen nicht ernannt. Vielleicht um sich der Stelle eines Domherrn um so würdiger zu machen, vielleicht um einem allgemeinen Bildungstriebe zu genügen, verliess Koppernikus im Spätsommer 1496 die nordische Heimat und zog nach Italien.

Er traf am Anfange des Wintersemesters 1496 auf 1497 in Bologna ein und wurde gleich seinem Onkel Lucas, der ebenfalls in Bologna studiert hatte, in das Album der Deutschen Nation eingetragen. Dieser Eintrag beweist, dass Koppernikus in Bologna die Rechtswissenschaft studierte, denn die Juristen und nur die Juristen waren verpflichtet, sich in landsmannschaftlichen Gruppen zu vereinigen. Er beweist ebenso, dass sich Koppernikus als Deutscher fühlte, denn während anderwärts zur Deutschen Nation einer Universität nicht ausschliesslich Deutsche, sondern alle nordisch Geborenen gehörten, war das in Bologna nicht der Fall. Aus der Zeit des dortigen Aufenthaltes des Koppernikus sind 14 Dokumente über Studenten polnischer Nationalität dort nachgewiesen worden.

Neben der Jurisprudenz, vielleicht mehr als die Jurisprudenz bevorzugte Koppernikus in Bologna die Fächer, welche in Krakau seine Lieblingsbeschäftigung gebildet hatten. Sie waren in Bologna, der berühmten Hochschule, glänzend besetzt. Mathematik las Scipione del Ferro, Astronomie Dominico Maria da Novara, jener als der erste Bewältiger der sogenannten Gleichungen dritten Grades in der Geschichte der Mathematik gefeiert, dieser ein kühner Neuerer, der an der Unveränderlichkeit der Welt zweifelte, welche fast in gleichem Masse wie die Unbeweglichkeit der Erde zu den Glaubensartikeln der damaligen Männer der Wissenschaft gehörte. Eine Verrückung der Erdaxe hatte

Da Novara als den Grund einer Verschiedenheit in der geographischen Breite der Stadt Cadix vermutet, welche aus seinen eigenen Beobachtungen gegenüber von solchen, die Ptolemäus einst angestellt hatte, sich ergab. Beziehungen des Koppernikus zu Del Ferro sind wahrscheinlich, aber nicht erwiesen. Dagegen sind bestimmte Ueberlieferungen seines Umganges mit Da Novara und von beiden gemeinsam angestellte Beobachtungen vorhanden. Die beiden ähnlich gearteten Denker hatten sich gefunden. Noch ein anderes Studium besass in Bologna einen hervorragenden Vertreter, das der griechischen Sprache. Koppernikus, der vorher dieser Sprache nicht mächtig war, lernte sie unter Antonio Urceo so genau kennen, dass er 1509 die lateinische Uebersetzung eines spätgriechischen Schriftstellers Theophylaktos Simokatta, über welchen grade Urceo eine Vorlesung gehalten hatte, im Drucke herausgeben konnte. Der Aufenthalt in Bologna währte bis zum Jahre 1500, in den letzten beiden Jahren dadurch besonders behaglich. dass auch der etwas ältere Bruder Andreas Koppernikus 1498 zum Studium nach Bologna gekommen war.

Eine noch erheblichere Annehmlichkeit für den 24 Jahre alten Studenten der Rechte brachte bereits das Jahr 1497. Im achten Monate dieses Jahres, im August 1497, starb wieder ein Frauenburger Domherr. Jetzt hatte das Domkapitel das Ernennungsrecht in die in einem graden Monate frei gewordene Stelle, und Nicolaus Koppernikus wurde, wie nicht anders zu erwarten war, sofort gewählt und erhielt zugleich einen dreijährigen Urlaub zur Fortsetzung seiner Studien. Der ihm damit zufallende Gehalt entspricht etwa einem gegenwärtigen Einkommen von jährlich 9000 Mark. Ein gleiches Glück hatte Andreas Koppernikus, der 1499 ebenfalls zum Frauenburger Domherrn gewählt wurde. Man sollte sagen, die beiden Brüder hätten jetzt reichlich bestehen können, aber Bologna war ein teurer Aufenthaltsort. In einem Briefe aus der damaligen Zeit wird ein Vater gewarnt, seinen Sohn nach Bologna zu schicken, welches an der grossen Landstrasse nach Rom liege, wo Besuch auf Besuch eintreffe und jedes regelmässige Arbeiten unmöglich, grosse Ausgaben dagegen notwendig mache. Auch von Nicolaus und Andreas Koppernikus wissen wir, dass sie im Herbste 1499 bei einem durchreisenden Freunde ihres Oheims ein Anlehen von 100 Dukaten machten, welches Bischof Lucas in der That zurückbezahlte. Für Bücher und Vorlesungshonorare wird das Geld schwerlich Verwendung gefunden haben.

Im Jahre 1500 finden wir den Domherrn Nicolaus Koppernikus in Rom. Man kennt von ihm dort angestellte Beobachtungen, man weiss, dass er dort gelehrt hat. Allerdings fehlt sein Name in den vorhandenen dortigen Vorlesungsverzeichnissen, der Unterricht muss also nicht im Rahmen der Hochschule stattgefunden haben, sondern als eine private Einführung in die Sternkunde zu denken sein.

Das Protokoll einer Sitzung des Frauenburger Domkapitels vom 27. Juli 1501 bezeugt die erstmalige Anwesenheit der beiden Brüder Koppernikus. Beide verlangten und erhielten einen neuen Urlaub, Nicolaus in Folge seines Versprechens das juristische Studium zu Ende zu führen und daneben auch Medizin zu betreiben. Die letztere Wissenschaft stand in Padua in höchster Blüte, und dorthin wandte sich Niclaus, während Andreas, um welchen wir uns fernerhin nicht weiter kümmern wollen, neuerdings Rom zum Aufenthalte wählte. Es war nichts Aussergewöhnliches, dass ein Geistlicher sich der inneren Heilkunde zuwandte. Chirurgie freilich war ihm untersagt, weil das Brennen und Schneiden einen an einem Geistlichen unstatthaften Mangel an Herzensmilde bekunde, und noch strenger verbot sich dem Domherrn von selbst die Beschäftigung mit Frauenkrankheiten. Einen förmlichen Abschluss haben die ärztlichen Studien des Koppernikus nicht gefunden, dagegen bestand er am 31. Mai 1503 in Ferrara die juristische Doctorprüfung. Der dortige Doctorgrad scheint eben wohlfeiler als der von Bologna oder Padua zu erwerben gewesen zu sein. Er stellte an den Geldbeutel, vielleicht auch an die fachmännische Befähigung des Bewerbers geringere Anforderungen. Zwischen 1505 und 1506 war der Domherr Doctor juris Niclaus Koppernikus wieder in der Heimat. Die vielleicht zum Teil etwas locker verlebte Studienzeit war zu Ende.

Koppernikus wurde der Leibarzt des Bischofs Lucas und konnte ihm so seinen Dank für die Güte abstatten, an der es der Oheim nie gegen seinen Neffen hatte fehlen lassen. Lucas Watzelrode führte den Krummstab von 1489 bis 1512, und bis zu dem gleichen Zeitpunkte blieb Koppernikus in seiner Umgebung, zumeist in dem Schlosse Heilsberg. Die Bischöfe, welche ich weiter zu nennen habe, waren Fabian Merkelingerode von Lossainen bis 1523, Mauritius Ferber bis 1537, Johannes Dantiscus bis 1584. Zu allen stand der Domherr Nicolaus Koppernikus geschäftlich und persönlich in Beziehungen, welche zu Lucas Watzelrode und zu Fabian von Lossainen die denkbar besten waren, auch unter Ferber sich erträglich gestalteten, um unter Dantiscus fast in das Gegenteil umzuschlagen.

Lucas Watzelrode hatte es, wie ich im Augenblicke erst angedeutet habe, um seinen Neffen verdient, dass dieser an ihm mit kindlicher Liebe hing, aber es war im Ganzen kein angenehmer Umgang. Er war verschlossen und ernst, herb und finster, gedrückt durch die politischen Verhältnisse, welche ihn dazu brachten, seinen ursprünglichen Gesinnungen untreu zu werden. Ein Deutscher von Geburt und Abstammung besass Bischof Lucas in dem polnischen Könige Kasimir einen Gegner, während die preussischen Stände ihn auf seinem Bischofstuhle zu erhalten und zu festigen suchten. Allmählich kehrte die Sache unter Kasimir's Nachfolgern sich um. Angriffe des Deutschordens auf die Befugnisse des Bischofs von Ermland trieben ihn in polnisches Fahrwasser, in welchem er nun zu schwimmen sich gewöhnte, und die preussischen Stände, ja sogar das eigene Domkapitel traten in Gegensatz zu dem bischöflichen Herrn. Koppernikus scheint seinem Onkel die persönliche Treue bewahrt zu haben. Er begleitete ihn, wie es die Stellung als Leibarzt — bei der kräftigen Natur des Bischofs allerdings fast ein Scheinamt — mit sich brachte, auch auf seinen Reisen, ausser auf der nach Krakau zur Hochzeitsfeier des Königs Sigismund von Polen. Koppernikus sollte mitreisen, blieb aber aus nicht bekannt gewordenen Gründen in letzter Stunde daheim. Der Bischof erkrankte auf der Rückreise nach Heilsberg, zwei Tagereisen vor dem Wiederüberschreiten der preussischen Landesgrenze. Trotz der bedrohlichen Wendung, welche sich alsbald ankündigte, vielleicht in Folge derselben wurde die Reise nur beschleunigt. Thorn wurde erreicht. Dort starb Lucas Watzelrode am 29ten März 1512. Den Neffen scheint man zu spät benachrichtigt zu haben, sonst wäre die Mitteilung nicht zu verstehen, bei dem Tode des Bischofs sei kein kundiger Arzt zugegen gewesen. Nur um so begreiflicher wird dadurch, dass man von Gift munkelte, welches dem Bischof beigebracht worden sei, und die Raschheit, mit der man schon am 2. April die Beisetzung in Frauenburg vollzog, widerspricht dem Argwohne nicht. Die in Heilsberg zugebrachten Jahre waren von Koppernikus trefflich ausgenutzt. Das Vertrauen des Oheims hatte ihn mit den Händeln der Welt bekannt gemacht. Die Uebersetzung des Theophylaktos Simokatta war 1509 erschienen. An dem Buche der Umwälzungen scheint sogar schon seit 1506 fast unmittelbar nach der Ankunft in Heilsberg gearbeitet worden zu sein. Die Beschäftigung mit diesem Werke, welche sich für Koppernikus zur Lebensaufgabe gestaltete, wurde bald emsiger, bald lässiger fortgesetzt, je nachdem anderweitige Berufsgeschäfte es zuliessen.

Zunächst galt es einen neuen Bischof wählen. Ich habe den Namen Fabians von Lossainen bereits genannt. Dieser war gleichzeitig mit Koppernikus in Bologna gewesen, wo Heimat- und Studiengemeinschaft beide einander nahe gebracht haben werden. Jedenfalls beteiligte sich Koppernikus an dem Wahlakte zu Gunsten Fabians. Es war die letzte Wahl, bei welcher das Domkapitel die Kandidaten unabhängig aufstellte. Schon der Ernennung Bischof Fabians hatte der Polenkönig seine Anerkennung versagen wollen, weil sie unter Umgehung seiner Zustimmung stattgefunden hatte. Päpstliche Entscheidung wurde angerufen und ging dahin, dass der nun einmal ernannte Bischof bestätigt wurde, dass aber zugleich der Abschluss des sogenannten Vertrages von Petrikau stattfand. Dieser Vertrag gab dem Könige das Recht, bei Erledigung des Ermländischen Bischofsitzes vier Domherrn, geborene Preussen, als die ihm genehmen Kandidaten zu bezeichnen, aus welchen das Kapitel alsdann den neuen Bischof wählen musste. Und wenn es noch mit der Klausel des angeborenen Preussentums dem Wortlaute nach hätte gehalten werden müssen. Aber dem war nicht so. Der König hatte die Befugnis der Indigenatverleihung, d. h. er konnte, wen er wollte und wo immer er zur Welt gekommen war, dem Rechte nach zu einem geborenen Preussen machen. Der Weg zur Polonisierung der oberen Geistlichkeit des Bistums Ermland war damit geebnet. Es brauchten nur die von Rom aus zu besetzenden Domherrenstellen an Polen vergeben zu werden, welche der König von Polen dann in Preussen umstempelte, es brauchten bei der Bischofswahl nur vier solcher polnischen Preussen, sobald so viele im Kapitel vorhanden waren, als Kandidaten vorgeschlagen zu werden, so war schon ein Pole auf den Bischofssitz gebracht, der die weitere Polonisierung des Kapitels kräftig zu unterstützen vermochte. Man war in Frauenburg keineswegs blind gegen diese möglichen, ja sogar wahrscheinlichen Folgen des Vertrages von Petrikau. Dass man ihn trotzdem und trotz anfänglicher Einsprache einiger bei dem Abschlusse abwesender Domherren zur Geltung gelangen liess, mag nicht zum Mindesten von ähnlichen Gründen herrühren, wie sie Bischof Lucas einst in die Arme des Polenkönigs getrieben hatte. Hie Polen, hie Deutschordensritter war der Kriegsruf der vielfach auf ermländischem Boden ausgekämpften blutigen Fehden. Das arme Land wurde von den wild hausenden Söldnerscharen in einer Weise ausgesogen, dass man die polnischen Truppen fast als schützende Freunde begrüssen durfte, wenn es auch nachmals hiess: die ich rief, die Geister werd' ich nicht mehr los!

Wo war Koppernikus, womit beschäftigte er sich von 1512 bis 1523 unter dem Bischofe Fabian? Die ersten vier Jahre brachte er in Frauenburg zu, emsig an seinen Umwälzungen arbeitend. Man zeigt noch heute den Turm, von dessen Höhe er zahlreiche Beobachtungen anstellte, für deren Benutzung die allerdings unrichtige Meinung, Frauenburg liege mit Krakau unter genau gleichem Meridiane, sehr förderlich war. Ende 1516 musste aber diese seinen Neigungen so entsprechende Thätigkeit unterbrochen werden. Koppernikus wurde dem Kammeramte Allenstein vorgesetzt, welches wohl den dritten Teil des Gesamtbistums darstellte, und blieb bis 1519 in dieser verantwortungsreichen Stellung, in die er dann nochmals von November 1520 bis Juni 1521 zurückkehrte. Es war die Zeit der Verwertung seiner juristischen Kenntnisse, da an ihn die Berufungen in Rechtshändeln zur endgiltigen Entscheidung gingen. Fast noch grössere Ansprüche erhob die Verwaltungsthätigkeit an ihn, da auch ihre Fäden in seiner Hand zusammenliefen. Da lernte er das durch die erwähnten Kämpfe verursachte Elend kennen. Die Not des kleinen Mannes zu lindern sann er auf Mittel. Eines fiel ihm ein, welches geeignet war, zwar nicht unmittelbar der Armut zu steuern, aber doch die Teuerung einigermassen einzuschränken: die Vereinheitlichung der Münze. Das Königreich Polen, die Städte Thorn, Danzig, Elbing besassen das Münzrecht und übten es so aus, dass sie minderwertige Geldstücke auf den Markt brachten, welche in nahe benachbarten Orten nur mit grossem Verluste ausgegeben werden konnten, und doch war der Verkehr zwischen jenen Orten ein so reger, dass ein Eindringen fremder Münzen nicht ausgeschlossen werden konnte. Koppernikus schildert in einer in deutscher Sprache verfassten Denkschrift die Münznot: „Alleyne die golttsmede nemen genys auss des Landes schade und abnemen, szo sye die gütte des geldes zcu sich brengenn.“ Besserung, fährt er fort, thue not. „Nu wollen wir ein Exempel anszegen, wie sollich reformationn gescheen mochte. Zcum ersten, das nur eyne stelle zcu Münczen werde angesatczett, da die Muntcz nicht im namen einer statt, adir uff ir gebreeh, beszunder des ganczen landes wurde geslagenn, unnd das weytre ane gemeynen Raadtt und zculoss Lande unnd Stette keyne neuwe Muntcz wurd auffgerichtt.“ Ein zweites Erfordernis war dann, dass die Minderwertigkeit der Münzen aufhöre, dass vielmehr die Münzen ihrem Gewichtswert als Edelmetall entsprechend ausgeprägt werden müssten. Der König von Polen erklärte sein Einverständnis mit beiden Massregeln unter der Voraussetzung, dass das polnische Einteilungssystem des Geldes als gemeinsam gewählt

würde, was bei der Ausdehnung dessen Geltungsbereiches keine unbillige Forderung war, allein die Städte weigerten sich auf ihr Münzrecht und den damit verbundenen Gewinn zu verzichten, und so blieb Alles beim Alten. Vorgreifend bemerke ich, dass Koppernikus 1530 wiederholt in einer lateinischen Denkschrift seine Vorschläge erneuerte, aber mit nicht besserem Erfolge als zuvor.

Bischof Fabian von Lossainen war gestorben, und die Ersatzwahl hatte nach den im Petrikauer Vertrag vorgesehenen Formen stattzufinden. Auf der von König Sigismund aufgestellten Kandidatenliste erschien obenan Paul Plothowski. Der polnische Klang des Namens erklärt ebenso die ihm gewährte Vorzugsstellung als seine Uebergehung durch das Domkapitel. Der an zweiter Stelle vorgeschlagene Mauritius Ferber wurde 1523 zum Bischof gewählt, ein Mann deutschen Namens und deutscher Gesinnung, in ihr übereinstimmend mit Koppernikus und mit dessen nahem Freunde, Tiedemann Giese, wenn man der Lebensstellung des Letztgenannten nach auch auf polnische Neigungen schliessen könnte, denn Giese, ein Neffe des Bischof Mauritius, war lange Zeit königlicher Sekretär im Dienste der polnischen Krone, blieb es sogar noch, nachdem er zum Domherrn ernannt worden war. Auf religiösem Gebiet ging der Bischof nicht so einig mit den beiden Freunden. Ich brauche kaum hervorzuheben, dass die grosse kirchliche Reformbewegung in Deutschland in vollem Gange war. Bischof Fabian war ihr nicht entgegen. Wies er doch einen Eiferer gegen Luthers Bestrebungen mit den Worten zurück, er solle diesen zuerst widerlegen, ehe er ein Verbot seiner Lehre verlange. Auch Koppernikus und Giese waren, ohne selbst Bekenner der neuen Lehre zu sein, von milder Versöhnlichkeit gegen dieselbe erfüllt, selbst als eine schärfere Tonart unter ihren Vertretern Platz gegriffen hatte. Ganz anders Mauritius Ferber, der sofort nach seiner Verwaltungsübernahme des Bistums strenge Massregeln gegen die Anhänger der Reform ergriff. Diese Meinungsverschiedenheit hinderte indessen nicht, dass auch unter dem neuen Bischof Koppernikus zu Staatsgeschäften Verwendung fand, z. B. zur Vertretung des Bistums auf den Landtagen. In diese Zeit fällt eine neue Leistung des Koppernikus, abermals im Interesse der kleinen Leute. Etwa 1530 verfertigte er eine Brodordnung, welche der Zeit wie dem Gedanken nach mit der von Adam Riese herrührenden Annaberger Brodordnung übereinstimmte und festsetzte, dass, wenn der Preis des Getreides so und so hoch war, der Preis des Brodes nicht mehr als so und so viel betragen dürfe. Eine andere Thätigkeit des Koppernikus war die ärztliche, in welcher

er dem Bischof wiederholt Dienste leistete. Das Verhältnis des Bischofs zu seinem Neffen Giese blieb vollends von ihrer Meinungsverschiedenheit so unberührt, dass er ihn zu seinem Koadjutor ernannte. Ein solcher Koadjutor rückte bei dem Tode des Bischofs ohne Weiteres in dessen Stellung ein, und so wäre die Erneuerung der unbequemen Kandidatur Plothowski oder eine ähnliche von vorn herein ausgeschlossen gewesen. Der König von Polen widersetzte sich, und angesichts des Petrikauer Vertrags war er in vollem Rechte. Wenn dem Könige die Befugnis zustand, vier Kandidaten zu bezeichnen, auf deren einen die Wahl fallen musste, so konnte man nicht, ohne ihn zu befragen, einen künftigen Bischof einschmuggeln, sei es auch seinen eigenen ehemaligen Sekretär. Nach vierjährigen von 1532 bis 1536 dauernden Unterhandlungen kam man zu einer vermittelnden Vereinbarung. Ein Koadjutor wurde ernannt, allein nicht Tiedeman Giese, sondern Johannes Dantiscus, ein ermländischer Domherr, der zwar seit 1530 Bischof von Kulm war, aber mit ausdrücklicher päpstlicher Genehmigung seine Stellung im Frauenburger Kapitel gleichwohl beibehalten hatte. Dafür wurde die nötige Neuwahl in Kulm so geleitet, dass sie auf Giese fiel. Wie Koppernikus sich zu diesem Vermittelungsvorschlage verhielt, weiss ich Ihnen nicht zu sagen. In den früheren Verhandlungen hat er jedenfalls mit aller Kraft die Sache seines Freundes Giese zu führen gesucht, und als 1537 die Bischofswürde auf Dantiscus überging, da zeigte sich, was ich voraus angekündigt habe: die günstigen Beziehungen zwischen dem Bischof von Ermland und dem Domherrn Nicolaus Koppernikus hatten aufgehört.

Johannes Flaxbinder aus Danzig, der nach seinem Geburtsorte den Namen Dantiscus annahm, unter welchem er am bekanntesten ist, war ein weitgereister, feingebildeter Mann. Er war nach Tiedeman Giese eine Zeit lang Sekretär des Königs von Polen, dem er politisch treuere Anhänglichkeit widmete als sein Vorgänger. Ich habe früher erwähnt, dass die beiden Brüder Koppernikus auf eine vielleicht zum Teile etwas locker verlebte Studentenzeit zurückzublicken hatten. Für Dantiscus ist ohne jedes „vielleicht“ der lockere Lebenswandel nachgewiesen. Noch als Bischof von Kulm hatte er 1535 für die Erziehung einer Tochter zu sorgen, welche das Kind einer Spanierin war, und glühende Liebeslieder aus des Dantiscus Feder geben Zeugnis dafür, dass jene Spanierin keineswegs das einzige Frauenzimmer war, zu welchem Dantiscus in einem Verhältnisse stand, welches man in einer Zeit, zu welcher eben erst Alexander VI. aus dem Hause der Borgia auf dem päpstlichen Stuhle

gesessen hatte, kaum als ein unerlaubtes bezeichnen darf. Und auch in eigentlich kirchlichen Fragen war Dantiscus nicht frei von den Zweifeln seiner Zeit. Stand er doch zu Melanchthon auf freundschaftlichstem Fusse, verstieg er sich doch zu der Erklärung, wer zu Rom den Papst, zu Wittenberg Luther nicht gesehen habe, der habe nichts gesehen. Freilich brachte in beiden Beziehungen das Aufrücken nach dem Bischofssitz von Frauenburg eine vollständige Sinnesänderung. Seine dichterische Begabung bringt jetzt Busslieder hervor, in strengem Eifergeiste werden alle nicht Rechtgläubigen aus den Ermländischen Landen verwiesen. Aber stand es trotzdem einem Manne von des Dantiscus Vergangenheit an, Koppernikus den Umgang mit einem ketzerischer Meinungen angeklagten Freund zu untersagen oder von ihm in beleidigend heftiger Weise die sofortige Entfernung einer gewissen Anna Schillings zu verlangen, einer weitläufigen Verwandten des schon mehr als sechzigjährigen Domherrn, welche seine Wirtschaft führte? Man muss hier in beiden Fällen wohl an ein absichtsvolles Benehmen des Bischofs denken, der Vorwände zur Kränkung des Koppernikus fand, weil er sie suchte.

Ich habe im Verlaufe der Schilderungen von den Lebensschicksalen des Koppernikus da und dort der um 1506 begonnenen und bei kurzen Unterbrechungen nie ganz vernachlässigten Arbeit an dem Werke von den Umwälzungen gedacht. Man erzählt, das erste fertig gewordene Exemplar des gedruckten Werkes sei am 24. Mai 1543 in Frauenburg eingetroffen, Koppernikus habe es noch berührt und sei dann sanft verschieden. Tiedeman Giese ist der Urheber dieses Berichtes, den anzuzweifeln kein Grund vorliegt. Jedenfalls hatte die Kunde von dem Grundgedanken der neuen Lehre sich schon viel früher verbreitet und war in einander widersprechender Weise aufgenommen worden. In einem 1531 in Elbing aufgeführten Fastnachtspiele wurde der Erdbeweger Koppernikus dem Spotte und der Lachlust der Menge preisgegeben, welche gern ihr Mütchen an dem kühlte, der des noch abscheulicheren Verbrechens sich schuldig gemacht hatte, an dem Münzrechte Elbings zu rütteln. Um acht Jahre später 1539 erscheint in Frauenburg ein 25jähriger Gelehrter Georg Joachim Rhäticus. Er war schon als Professor der Mathematik in Wittenberg angestellt, aber er hat diese Stellung aufgegeben, er hat die weite Reise nach Frauenburg nicht gescheut, um dort Schüler zu werden, um aus des Urhebers eigenem Munde die Lehre rein und unverfälscht kennen zu lernen, die nur verworren und unklar zu ihm gedrungen war.

Ich will meiner Vorankündigung entsprechend nicht näher auf die

Lehre und auf ihre Darstellung eingehen. Ich will nur eine gleichfalls früher schon gestreifte Frage ganz kurz erörtern und mit der Beantwortung dieser Frage, ob Koppernikus ein Deutscher oder ein Pole war, meine Darstellung beschliessen. Für die Wissenschaft als solche ist das ja ganz gleichgiltig und gleichgiltig auch für die Wertschätzung, welche wir Koppernikus zollen müssen und gern zollen. Aber die Schroffheit, mit welcher das Polentum des grossen Mannes von Manchen behauptet wird, nötigt zur Richtigstellung.

Niclos Koppernik von Crocaw heisst der Vater in einer Danziger Urkunde von 1448, und folglich, sagt man, war er ein Pole. Das Crocaw der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist nicht mit dem heutigen Krakau zu vergleichen. Wohl hatten Polen ursprünglich die Stadt gegründet, aber seit dem 12. und 13. Jahrhundert hatten deutsche Ansiedler deutsche Sprache, deutsches Recht und zwar Breslau-Magdeburgisches Recht mitgebracht; in deutschen Händen befand sich insbesondere der ganze Grosshandel, und nur so ist eine Zugehörigkeit zum Hansa-Bunde überhaupt möglich gewesen. Die städtischen Urkunden von Crocaw sind bis ins 16. Jahrhundert hinein, wenn nicht in lateinischer, stets in deutscher Sprache abgefasst, obwohl die polnische Sprache als Schriftsprache schon vorhanden war. Wo in Krakauer Urkunden Polen vorkommen, ist meistens ein dieses ausdrücklich betonender Zusatz vorhanden wie polnisch Mertin, polnisch Jan. Bei dem Grosshändler Niclos Koppernik von Krakau fehlt jedes weitere Beiwort, also war er ein Deutscher.

Nun sagen die Polen weiter: Der Vater liess sich in Thorn nieder, Thorn ist eine polnische Stadt, also wurde er Pole, wenn er es nicht schon war. Ist es etwa ein Kennzeichen einer polnischen Stadt, dass 1478 eine seit 50 Jahren bereits bestehende Satzung der Böttcherzunft erneuert wird, nach welcher kein polnischer Lehrling angenommen werdan durfte? Kann in einer polnischen Stadt König Sigismund I. 1526 die Fernhaltung und Beschränkung polnischer Arbeiter verboten haben? Kann in einer polnischen Stadt 1566 ein Gesuch um Bürgerannahme zurückgewiesen worden sein, weil der Bittsteller Thorn eine polnische Stadt genannt hatte? Solcher Beweismittel könnte ich noch viele anführen, Thorn war und blieb eine grunddeutsche Stadt.

Die Möglichkeit ist freilich vorhanden, dass Jemand ein Deutscher ist, aber aus politischen oder religiösen Gründen es mit den Polen hielt, sogar seinen deutschen Namen polnisch ummodelt. Ich will ein solches Benehmen nicht billigen, nicht einmal entschuldigen, ich will nur prüfen,

ob man es von Koppernikus behaupten kann. Ich habe schon gesagt, dass er sich in Bologna in das Album der Deutschen Nation einzeichnete. Ich habe ebenso erzählt, dass er die Denkschrift über die Münzeinigung in deutscher Sprache verfasste, während, wie ich hinzufügen kann, auch andere deutsche Schriftstücke, aber nicht eine einzige polnische Zeile von ihm bekannt ist. Noch ein Drittes verlangt angeführt zu werden. Koppernikus hat seinen Namen in ein ihm einst angehörendes Buch mit griechischen Buchstaben eingeschrieben und die Betonung, wie es im Griechischen üblich ist, durch einen Accentstrich angedeutet. Der Strich befindet sich auf der ersten Silbe. Kóppernigk kann aber nur ein deutscher Name sein, polnisch müsste er Koppérnigk ausgesprochen worden sein. Koppernikus wollte also sich als einen Deutschen kennzeichnen, und ich hoffe, Sie freuen sich dessen mit mir. Die Menschheit kann stolz darauf sein, Koppernikus hervorgebracht zu haben, doppelt stolz aber das Volk, dem er angehört hat, angehören wollte.

Fundumstände und Fundort der ältesten lateinischen Steininschrift am Forum Romanum.

Von

F. von Duhn.

Der energische Wille Baccelli's und die Schenkung Phillipps eröffnen die Aussicht auf beträchtliche Erweiterung unserer Kenntnisse des Forums und seiner Umgebung, und damit des älteren Rom überhaupt, das leider viel zu kurz gekommen ist bei der grossen Hast, mit der in den 70er Jahren die neuen Stadtteile angelegt wurden. Es hat lange gedauert, bis man sich entschliessen konnte, mit festem Willen in die Tiefe zu dringen und aus der Erkenntnis, dass die jetzt sichtbare Oberfläche des Forums kaiserlich, vielfach recht spät kaiserlich sei, die nötige Schlussfolgerung zu ziehen. Otto Richters Fund der Reste des Augustusbogens nur wenige Centimeter unter der von Rosa aufgedeckten Bodenfläche, neuerdings die Auffindung des Hohlraums unter dem Vestatempel und anderer alten Vertiefungen, z. T. angefüllt mit Fundstücken aus recht früher Zeit, musste die Ueberzeugung aufzwingen, dass der geschichtlich wichtigste Teil der Spatenarbeit nun erst anzufangen habe.

Die bisher gänzlich vernachlässigte Nordwestseite des Forums ist nunmehr ernstlich in Angriff genommen; konzentriert sich auch das Hauptinteresse z. Z. wohl noch auf die Basilica Aemilia, so treten doch auch die Fragen nach der Ausmündung des Argiletum, dem Platz des Ianus, der Abgrenzung des späteren republikanischen Comitium gegen das Forum u. a. bereits in den Vordergrund. Den Anstoss hierzu gab eine Fundreihe, die zu Beginn dieses Jahres ihren Anfang nahm mit der Auffindung eines 12 Fuss ins Geviert messenden Stücks Pflaster aus schwarzen Steinplatten, etwas westlich der Stelle, wo die das Argiletum herabkommende Cloaca maxima scharf nach Süden umbiegt, ungefähr 15 Meter unterhalb, d. h. südöstlich des Severusbogens. Nach Blosslegung dieses schwarzen Steinpflasters erinnerte man sich folgender Stellen: Fest. p. 177 (nach der Rekonstruktion Detlefsens): Niger lapis *in*

comitio locum funestum significat, ut ali, Romuli morti destinatum, sed non usu obvenisse, ut ibi sepeliretur, sed Faustulum nutricium eius, ut ali dicunt Hostilium avum Tulli Hostilii Romanorum regis, cuius familia e Medullia Romam venit post destructionem eius. Porph. zu Hor. epod. 16, 13: Varro *post* rostra fuisse sepultum Romulum dicit (Schol. cod. Paris. 7975: Plerumque aiunt *in* rostris Romulum sepultum fuisse eqs. Schol. Cruq.: Nam et Varro *pro* rostris sepulcrum Romuli dixit eqs.). Hieraus wurde gefolgert, das aufgedeckte Steinpflaster bezeichne das „Grab des Romulus“, eine Folgerung, die bekämpft wurde von Hülsen unter Hinweis auf die Singularform des Varronischen Citats und auf den unzweifelhaft späten und liederlichen Charakter jenes Pflasters[1]).

Die verschiedenen Versuche, das Pflaster anders zu erklären, können wir zunächst auf sich beruhen lassen; sie mussten in den Hintergrund treten, sobald im Mai und Juni d. J. der Spaten versuchte, zur Lösung dieser Frage neues Material zu liefern. Nachdem das schwarze Pflaster gehörig verklammert und mit Stahlschienen gefestigt war, drang man weiter in die Tiefe, teils unter, teils neben jenem Pflaster, und fand eine mit verbrannten Knochen und Knochenresten, sowie mit Artefakten verschiedener Art angefüllte dunkle Erdschicht, unter der in 1,40 Meter weiterer Tiefe sich ein Pflaster fand aus gelben Tuffsteinen, vom Palatin oder Capitol stammend, dem ältesten in Rom zur Verwendung gekommenen Baumaterial. Ueber dieses Pflaster, das sich keineswegs mit dem oberen schwarzen Pflaster deckte, sondern nach Norden, d. h. nach der Richtung des comitium sich weiter hinzog, war zunächst eine dünne Schicht von Kohlenresten und Asche gebreitet, darüber eine Kieslage, die ihrerseits erst die Fläche darstellt, auf der sich jene archäologische Erdschicht aufbaute. Die archäologische Schicht umgab eine merkwürdige auf das gelbe Pflaster fundierte Anlage: zwei rechteckige Postamente aus Tuff, jedes lang 2,662, breit 1,313 bezw. 1,328, stehen von SSW. nach NNO. einander parallel, nur 1,003 Meter von einander entfernt. Ihre einzige noch erhaltene Verzierung ist eine Sockelleiste („una grandiosa gola etrusca“). Die Rückseiten (S.) werden durch eine Tuffstufe verbunden, während in dem von Norden zugänglichen Zwischenraum sich ein Tuffwürfel befindet, hoch 0,290, breit (vorn) 0,520, lang 0,725. Diesen Tuffwürfel fasst man am natürlichsten als einen Altar, die Postamente als Träger irgend eines künstlerischen Gegenstandes. Gelagerte Tierkörper würden sich der Gestalt der Postamente besonders gut anpassen. Man verband denn auch alsbald nach Entdeckung dieser Posta-

1) Arch. Anz. 1899, 5—6.

mente mit ihnen folgende Stellen: Dionys. I, 87: — *τινὲς δὲ καὶ τὸν λέοντα τὸν λίθινον, ὃς ἔκειτο τῆς ἀγορᾶς τῆς τῶν Ῥωμαίων ἐν τῷ κρατίστῳ χωρίῳ παρὰ τοῖς ἐμβόλοις, ἐπὶ τῷ σώματι τοῦ Φαυστύλου τεθῆναί φασιν ἔνθα ἔπεσεν ὑπὸ τῶν εὑρόντων ταφέντος.* Schol. Cruq. zu Hor. epod. 16, 13: Nam et Varro pro rostris sepulcrum Romuli dixit, ubi etiam in huius diei memoriam *duos leones* erectos fuisse constat, unde factum est, ut pro rostris mortui laudarentur. Vergl. schol. cod. Paris. 7975: Plerumque aiunt in rostris Romulum sepultum fuisse et in memoriam huius rei *leones duos* ibi fuisse, sicut hodieque in sepulcris videmus atque inde esse, ut pro rostris mortui laudarentur. Varro hat also, um zu erklären, warum die Elogia für die Toten an dieser Stätte gehalten wurden, von dem Romulusgrab und den beiden Löwen aus geschichtlicher Kenntnis berichtet. Gesehen hat die Löwen weder er mehr, noch Dionysios, der statt von Romulus nur von Faustulus und nur von einem Löwen redet. Sowohl die Postamente passen thatsächlich zu den Löwen, als Löwen zu *μνήματα* auf Grabmälern: Etrurien gewährt dafür gerade für die älteste Zeit ja hinreichende Belege.

Nahe dem westlichen der beiden Postamente, westlich desselben fand sich auf einer übrigens nicht parallel zum Postament stehenden Plinthe ein in der Höhe von 0,480 abgebrochener monolithischer Kegel aus gelbem Tuff, unten 0,773, oben 0,695 im Durchmesser. Die Form erinnert an Grabstelen, wie sie uns z. B. aus Vetulonia neuerdings zahlreich bekannt geworden sind. Und wiederum nahe diesem Kegel, südlich von ihm, abermals nicht zu den anderen Anlagen orientiert, etwa einen halben Meter westlich vom Westpostament, entdeckte man einen Cippus aus Tuff, in Form einer vierseitigen Pyramide, die Seiten breit 0,470 —0,518, in der Höhe von 0,455—0,610 abgebrochen, auch dieser in situ, eingelassen in den Quaderbelag des Bodens. Dieser Cippus trägt eine vertikal und *βουστροφηδόν* angeordnete Inschrift, sacralen Inhalts, deren letzte Zeile sogar auf einer schmalen Fläche Platz finden musste, die man durch Abschrägen einer der vier Kanten erzielte. Aus den Buchstabenformen ergibt sich sofort ein recht hohes Alter für die Inschrift: sie muss etwa gleichaltrig sein mit der ihrer Form nach in das siebente bis etwa Anfang des sechsten Jahrhundert v. Chr. gehörigen Goldfibel aus Praeneste[1]), und etwas älter, als das esquilinische Gefäss mit der Duenos-Inschrift[2]). Wird also die in der Inschrift vorkommende

1) Röm. Mitth. II (1887), 40. CIL. XIV, 4123.

2) Ann. d. Ist. 1880 tav. L. Zuletzt Thurneysen, Zeitschr. für vergl. Sprachf. XXXV (1897), 193—212.

Form regei mit Recht als Dativ von rex aufgefasst, doch wohl das wahrscheinlichste, so ist damit der rex selbst gemeint, natürlich nicht der rex sacrorum der republikanischen Zeit, wie der italienische erste Herausgeber wunderlicher Weise meint.

Dies Alles lässt sich nun auch durch Betrachtung der Fundstücke aus der Erd- und Aschenschicht, welche diese Denkmälergruppe umgab, erhärten. Jene Fundstücke bestehen zunächst aus Knochenresten von jungen Stieren — iouxmenta werden, wahrscheinlich doch als Opfertiere, in der Inschrift genannt —, Schafen, Ebern und Ziegen, dann aber aus sehr zahlreichen Bruchstücken von Thongefässen: die grosse Menge derselben sind aus schwarzem Bucchero verschiedener Gattungen; auch die dünnwandigen glänzenden Scherben mit eingedrückten fächerförmigen und andern Musterungen sind vertreten neben groben stumpfen Stücken: die ersteren gehören bekanntlich ins 7.—6. Jahrhundert. Auch die übrigen einheimischen Gefässscherben dürften durchweg in diese Zeit zu weisen sein. Dasselbe Ergebnis liefert die Prüfung der ziemlich zahlreichen Scherben griechischer Gefässe, nach Hartwigs Bestimmung zumeist chalkidische, unter denen als jüngstes Stück eine Scherbe mit Dionysos auf dem Maulesel (abgebildet Notizie degli scavi 1899, 168, Fig. 18), die nicht wohl jünger sein kann, als spätestens um die Mitte des 6. Jahrhunderts. Bemerkenswert ist auch die negative Thatsache, durch Hartwigs freundliche Mitteilung mir ausdrücklich bestätigt, dass keine einzige jünger schwarzfigurige oder gar rotfigurige Scherbe gefunden ist. Auch ein sehr altertümliches Thonrelief, älter als die ähnlichen aus Velletri, Satricum, Lavinium, Caere, dem Palatin, kann kaum jünger als etwa 550 gesetzt werden (abg. Not. a. a. O. 167, Fig. 17). Einige plastische Stücke aus Terracotta weisen in die gleiche Periode: es sind Bruchstücke lang und eng bekleideter männlicher und weiblicher Figuren, die Hände anliegend, von z. T. höchst primitiver Ausführung. Ein Kopf (abg. Not. 162, Fig. 11) gehört zeitlich in denselben Horizont, wie die Metopen des Selinunter Tempels C. Zwölf Figürchen teils männlich nackt (9), teils weiblich bekleidet, davon 10 aus Bronze, 2 aus Knochen, entsprechen dem ältesten Typus der sog. Apollofiguren, sind also ebenfalls kaum unter das Jahr 600 herabzubringen. Eine grosse Anzahl anderer Fundstücke gehörten in die Kategorie männlichen oder weiblichen Schmucks. Was hiervon mit einiger Sicherheit datierbar ist, weist ebenfalls in das siebente Jahrhundert oder den Anfang des sechsten: so die Kahnfibeln mit seitlichen Knöpfen oder Vorsprün-

gen am Punkt der grössten Bügelbreite (Fig. 14. 14a) und die Perlen aus Glas und Smalt (z. B. Not. 163 Fig. 13a vgl. S. 155).

Cippen und Postamente sind somit, da sie in situ stehen und auf demselben gelben Tuffpflaster sich erheben, welches die Unterlage für die archäologische Schicht darstellt, älter, als diese Schicht: die ältesten Fundstücke in derselben können höchstens annähernd gleichzeitig, nicht älter sein, als jene Denkmäler. Dieselben müssen also wohl in das siebente Jahrhundert, und zwar ziemlich hoch in dasselbe hinaufgeschoben werden, sind also vermutlich, wenn wir uns einen Augenblick der überlieferten Königsliste erinnern wollen, älter, als die etruskische Dynastie der Tarquinier. Die archäologische Schicht hat sich primär auf ihrem Platz gebildet: das scheint sich aus den italienischen Fundberichten ohne weiteres zu ergeben und wird mir überdies durch einen äusserst sachverständigen Augenzeugen bestätigt, der u. a. die Möglichkeit, dass die Schicht etwa aus höheren Lagen, z. B. von der Gegend der späteren Concordiaterrasse, allmählich herabgeschwemmt sein könnte, rundweg in Abrede stellte. Die Altersunterschiede unter den Fundstücken, namentlich den keramischen, machen es völlig undenkbar, mit einigen italienischen Berichterstattern die Entstehung der archäologischen Schicht aufzufassen als Folge eines einzelnen Aktes, etwa einer Sühnhandlung, um das Volk zu schützen gegen die Folgen der Entweihung eines heiligen Platzes: Lanciani (Athenaeum 1899, 696 June 3) dachte sogar an den Gallierbrand. Dies ist zeitlich völlig unmöglich; schon das fünfte Jahrhundert als Zerstörungsperiode, dem Hülsen nicht abgeneigt wäre, ist m. E. ausgeschlossen.

Die Schicht muss sich vielmehr allmählich gebildet haben und ist nach Analogie so mancher ähnlichen Opferschicht zu beurteilen. Lange Zeit hindurch, zum allerwenigsten ein Jahrhundert lang, wahrscheinlich aber länger, ist hier gelegentlich geopfert worden, und hat man ausser den Ueberresten der Opfertiere und der Asche auch die Reste von Opfergerätschaften, besonders Thongeschirr und zahlreiche persönliche Gebrauchsgegenstände, darunter auch Spielsachen, wie Astragalen, oder Arbeitsgerät, wie Thongewichte, Spinnwirtel und dergl., ferner allerlei Schmuck des Körpers dort liegen lassen. Wem aber opferte man hier? Die kleinen Figürchen von Männern und Frauen schliessen zwar die Möglichkeit keineswegs aus, dass hier einer bestimmten männlichen oder weiblichen Gottheit geopfert wurde, wahrscheinlicher ist aber, zumal auch die Mannichfaltigkeit der Opfertiere den entgegengesetzten Schluss nahe legt und somit nichts für eine bestimmte Gottheit Charakteristi-

sches sich gefunden hat, dass das Opfer eben nicht einer bestimmten Gottheit des italischen Götterkreises galt. Es bleibt alsdann kaum ein anderer Ausweg, als an Totenopfer zu denken, dargebracht bei der feierlichen Verbrennung des Toten und in unmittelbarer Verbindung mit derselben oder aber in späterer Erinnerung an das nunmehr einer höheren Gattung von Wesen angehörende Familienglied.

Erinnern wir uns an die für die älteste „italische“ Zeit besonders durch Pigorini, Castelfranco, Barnabei und Genossen [1]) festgestellte Sitte, die Wohnstätte der Toten derjenigen der Lebenden nächst benachbart zu halten, ja ihr ähnlich zu gestalten. Die Bewohner der Poebene errichteten unmittelbar ausserhalb ihrer durch Wall und Graben umgebenen Ansiedlung eine ähnliche, gewissermassen ein Miniaturgegenbild der ersteren, für die Toten: auch hier Wall, Graben, Brücke, ein fester Pfahlrost, dazwischen Wege, auf dem Rost eine neben der andern, die Graburnen. Stand der Pfahlbau in einem See, so erhob sich wohl ein kleinerer Pfahlbau in nächster Nähe des Hauptbaues als Wohnplatz für die Toten. Aehnlich machten es diejenigen Italiker, welche das Land zwischen Arno und Tiber besetzt hatten: auch hier die Wohnstätte der Toten, besonders umwallt, derjenigen der Lebenden benachbart [2]). Aber: hominem mortuom in urbe neve sepelito neve urito sagen noch die XII Tafeln: Pfahlrost und Bretterdecke, das Fachwerk der Hüttenwände und die Strohdächer vertrugen kein grosses Feuer in der Nähe; wie oft Brände solche Ansiedelungen vernichteten, haben die Ausgrabungen oftmals erwiesen. Die Verbrennungsplätze wurden naturgemäss in der Nähe des Beisetzungsplatzes angelegt, aber so, dass den Wohnungen der Lebenden voraussichtlich kein Schaden erwachsen konnte. Der furchtbare Gott des Feuers, des vom Himmel kommenden wie des auf Erden entzündeten, war jederzeit gleichermassen bereit, zu schaden oder zu nützen: nicht merkwürdig, sondern vielmehr natürlich wäre es gewesen, hätte man beim Entzünden auch der Scheiterhaufen für den Toten ihn um seinen Schutz, um sein Wohlwollen gebeten, ihm die Stätte geweiht, auf welcher der getürmte Holzstoss entflammt wurde.

Das älteste Rom stand auf dem Palatin. Die litterarische Tradition sagt das, die Lupercalienfeier bestätigt das, und die Fundthatsachen, die Umfassungsmauern und andere sehr alte Baureste, namentlich ein uralter Brunnenschacht aus aschfarbigem Tuff [3]) und gelegentliche Einzel-

1) Neue Heidelb. Jahrb. IV (1894), 152 f. VI (1896), 29. 32. 33.
2) Mon. dei Lincei IV (1894), 72. 85—86. 159.
3) Barnabei, Rendic. dei Lincei 1896, 330—31.

fund sprechen beredt dafür. Die natürliche Senkung zwischen den beiden Kuppen des Hügels bildete den gegebenen Aufgang, den gegebenen Haupteingang der Punkt, wo diese Einsenkung den Hügelrand an der Nordseite trifft und in den Rücken der Velia ausläuft. Wer aus der porta Mugonia trat, musste den Isthmus der Velia benutzen, wollte er auf die colles, zum Acker- oder Weideland der Campagna gelangen, wollte er von dort sein Vieh in die Stadt treiben. Als die palatinische Stadt zu eng wurde, als man vor's Thor hinaus musste, waren es somit naturgemäss die später als „Vorstadt", d. h. Esquiliae zusammengefassten Hügel und Hügelteile jenseit der Velia, welche zunächst besiedelt wurden: diese Richtung der ersten Stadterweiterung ist durch die vier Tribus, zunächst, ausser der Palatina die Sucusana und Esquilina, schliesslich die Collina sicher gestellt.

Wo man sich ansiedelt, begräbt man nicht oder wenigstens nicht mehr. Wir kennen die Gräber der Roma quadrata noch nicht, werden sie aber gewiss noch einmal finden, wenn wir in gehöriger Tiefe suchen: es können bei Italikern dieser westlichen Gruppe in jener allerältesten Zeit nur Brandgräber vorausgesetzt werden, wie wir ein solches, wohl aus etwas jüngerer Zeit, vom Esquilin, bis jetzt freilich auch erst vereinzelt, kennen.[1]) Es ist wahrscheinlich, dass man von vornherein eine Gegend dafür auswählte, die der Stadt nahe, von ihr aus zu übersehen und zu beherrschen war, ohne jedoch in zunächst absehbarer Zeit der Besiedelung durch Wohnhäuser zu verfallen.

Die ersten Staffeln der Stadterweiterung über die porta Mugonia hinaus waren die beiden Heiligtümer der Laren und Penaten auf der Velia, die Regia, das Heiligtum der Vesta. Die beiden letztgenannten Bauten sind bereits vorgeschoben bis nahe an den Rand, mit dem die Höhe der Velia gegen die sumpfige Niederung des späteren Forum abschloss. Schon die Alten haben Betrachtungen darüber angestellt, warum der Vestatempel mit dem ewig brennenden Feuer ausserhalb der Romulusstadt errichtet worden sei und aus der Lage auf Numa als Erbauer geschlossen (Dionys. II, 65). Auch Volcanus und Mars gehören vor das Thor: nicht nur um das Verlöschen zu verhüten, sondern auch um jeder Brandgefahr vorzubeugen, geboten schon die ältesten Satzungen ununterbrochene Bewachung des einzigen auch über Nacht brennenden Feuers.

Ungefähr in der Mitte liegt der ewig brennende heilige Feuerherd

---

1) Bull. comun. XXIV (1896) tav. V, 20 und S. 9. 13 ff. (L. Mariani).

zwischen dem Thor, das in die Stadt der Lebenden führte, und zu welchem man auf dem „heiligen Wege“ alltäglich das neue Feuer trug, und der Stätte, von der unsere Betrachtungen ausgehen. War diese die öffentliche Verbrennungsstätte in den ersten Zeiten der Stadt, so lag der Feuerplatz der Gemeinde nicht zu entfernt, um von ihm das lodernde Feuer zum Entzünden auch des Scheiterhaufens herüberzuholen. Ich sehe also zunächst hier die ungefähre Oertlichkeit des ältesten Ustrinum publicum oder der ältesten Ustrina publica, und vermute in dieser damals abgelegenen und doch vom Palatin aus beherrschten Gegend, und von da nach dem Quirinal hinauf auch die ältesten Begräbnisstätten des römischen Volkes. Wie ein grosser Sporn, damals noch durch einen hohen Rücken mit dem Quirinal verbunden, umschloss das Kapitol schützend diesen eingebetteten Winkel: man war bereits oberhalb des durch die Richtung der späteren Cloaca maxima überlieferten Baches, der in der Thalmulde des Argiletum herabkommend seinen Weg nach dem Velabrum und Tiber quer durch die Forumsniederung suchte und letztere, im Verein mit dem Tiber oft unter Wasser setzte. In sanfter Halde dachten sich Kapitol und der Verbindungsrücken hierher ab, ziemlich am unteren Rande dieser Halde erhoben sich die Scheiterhaufen, die Reste der Toten bettete man vermutlich weiter oben, an den Bergabhängen selbst: so liebte man es wenigstens anderswo.

Diese von mir als älteste Verbrennungsörtlichkeit angesehene Gegend war dem Volcanus heilig, nicht dem griechischen Gott der Schmiede und Kesselflicker, dem in ähnlicher Lage unterhalb der Akropolis die Athener im fünften Jahrhundert den schönen uns noch erhaltenen Tempel bauten, sondern dem gefürchteten Herrn des Feuers, des himmlischen Blitzes sowohl wie der lodernden Flammen, die Gutes und Übles zu schaffen vermögen. Die area Volcani, das Volcanal ist immer an diese Gegend gefesselt geblieben, auch nachdem längst, eine Folge der Serviusmauer, ein zweites Volcanal draussen auf dem campus errichtet worden war, und dem alten Gott durch die verschiedenartigsten neuen Anlagen der Raum immer mehr eingeengt und streitig gemacht wurde.

Dem Volcanus geweiht war ursprünglich das ganze Gebiet, auf dem das später schärfer abgegrenzte Comitium, der Concordientempel, der Severusbogen und die Anlagen zunächst südlich des „Comitium“, d. h. ein Stück Forum sich befanden. Nach dem Arvalkalender wird am 23. August Volkano [ad] comit[ium] oder [in] comit[io] geopfert. Die Wurzeln des Lotosbaums in Volcanali quod Romulus constituit (so Plinius nach Masurius), reichten bis zum Caesarforum (Plin. XVI, 236).

Wo damals die Graecostasis gewesen sei, habe Flavius die erste aedicula der Concordia errichtet (Plinius XXXIII, 19), Livius (IX, 46): aedem Concordiae in area Volcani — dedicavit (nämlich Flavius). Noch Dionys VI, 67 berichtet von den Vermittlern, die vom mons sacer zurückkehren: *καὶ προελθόντες ἐπὶ τὸ ἱερὸν τοῦ Ἡφαίστου, ἔνθα ἦν ἔθος αὐτοῖς τὰς ἐκκλησίας ἐπιτελεῖν.* Ebenso VII, 17.[1]) Noch die Inschrift CIL VI, 457: imp. Caesar — ex stipe quam pop. Rom. anno novo apsenti contulit Volcano ist gefunden ad aedem D. Hadriani, d. h. am Südostrand des republikanischen Comitium, vor der cäsarischen curia, mit der ja die Kirche S. Adriano identisch ist.

Eine Ausdehnung der Sphäre des Volcanus bis auf das spätere Forum wird durch die Lokalisierung des Heiligtums der mit Volcan auf das Engste verbundenen[2]) Stata mater (vgl. CIL VI 802) erwiesen: Fest. p. 317: Statae matris simulacrum in foro colebatur, d. h. also in der Richtung, in welcher man von den alten Brandstätten nach der ältesten Stadt der Lebenden hinüberschreiten musste: die Stata mater brachte das fortschreitende Feuer zum Stehen.

Mit der in dieser Gegend lokalisierten Verehrung des alten Blitz- und Feuergottes selbst ist unlöslich verbunden das Vorhandensein von Blitzmalen: Plin. XV, 77: colitur ficus arbor in foro ipso ac comitio Romae nata sacro (so die Handschriften. Dalechamp änderte sacra, nicht unbedingt nötig) fulguribus ibi conditis u. s. w. Rationalistisch erklärte Reste der Blitzbegrabung[3]) waren der Schleifstein und das Rasirmesser des Attus Navius: Cic. d. div. I, 17, 33: cotem autem et novaculam defossam in comitio supraque impositum puteal accepimus. Dionys III, 71: *πρὸ τοῦ βουλευτηρίου πλησίον τῆς ἱερᾶς συκῆς — βωμὸς, καλεῖται δὲ φρέαρ ὁ τόπος ὑπὸ Ῥωμαίων.* Über die Örtlichkeit und die Statue des „Attus Navius" s. noch Liv. I, 36. Plin. XXXIV, 21. Vielleicht hängt auch die Lokalisierung eines „mundus" auf dem Comitium, über dem ein Altar errichtet und Feuer entzündet wurde (Ovid. fast. IV, 820 ff.), mit dem alten Blitzcult an dieser Stätte zusammen.

Wer oder was vom Blitz getroffen war, wurde dadurch vom Gott

---

1) Dagegen II, 50: *ἐν Ἡφαίστου ἱερῷ μικρὸν ὑπερανεστηκότι τῆς ἀγορᾶς* und XI, 39: *ἀναβὰς ἐπὶ τοῦ Ἡφαίστου τὸ ἱερὸν ἐκάλει τὸν δῆμον εἰς ἐκκλησίαν.*

2) Jordan, Eph. ep. I, 231.

3) So richtig auch Pais, Stor. d. Roma I, 2, 741.

zu seinem Eigentum erklärt, durfte ihm nicht mehr entzogen werden: Fest. p. 290: — — statua est ludii eius, qui quondam fulmine ictus in circo sepultus est in Ianiculo. cuius ossa postea ex prodigiis oraculorumque responsis senatus decreto intra urbem relata in Volcanali, quod est supra comitium, obruta sunt, superque ea columna cum ipsius effigie posita est. Verrius Flaccus bei Gell. IV, 5: die Statue des Horatius Cocles ist vom Blitz getroffen worden. Die Rom übelwollenden etruskischen Haruspices lassen sie in inferiorem locum stellen, wohin wegen der umgebenden Gebäude die Sonne nicht scheinen konnte. Übelstände ergeben sich. Die Haruspices werden bestraft. Es wird beschlossen, eam statuam — in locum editum subducendam atque ita in area Volcani sublimiore loco statuendam. Ebenso Liv. II, 10.

Sobald der Glaube an des Romulus' Verschwinden inmitten eines Gewittersturmes unter Blitz und Donner allgemeine Überzeugung geworden war, folgte mit Konsequenz die Lokalisierung auch dieses Ereignisses am Volcanal, die Ansetzung des Romulusgrabes ebendort. Zwar hat die Dichtung, strebend nach immer grösserer Verherrlichung des Stadtgründers, später wieder andere Bahnen eingeschlagen, die Himmelfahrt des apotheosierten Königs anlässlich einer grossen Heerschau, die Abhaltung derselben auf dem später dafür passender erscheinenden Marsfeld oder ad Capreae paludem ausserhalb der porta Nomentana, von Livius merkwürdigerweise zusammengeworfen (de Rossi, Bull. com. XI, 1883, 244 ff.)[1]), erschienen glänzender, eines Romulus würdiger; dennoch hat diese in der livianischen Erzählung und sonst niedergelegte Vulgata den älteren Glauben nicht völlig verdrängen können: Plut. Rom. 27: *'Αλλ' οἱ μὲν εἴκαζον ἐν τῷ ἱερῷ τοῦ Ἡφαίστου τοὺς βουλευτὰς ἐπαναστάντας αὐτῷ καὶ διαφθείραντας, νείμαντας τὸ σῶμα καὶ μέρος ἐνθέμενον ἕκαστον εἰς τὸν κόλπον ἐξενεγκεῖν· ἕτεροι δ' οἴονται μήτε ἐν τῷ ἱερῷ τοῦ Ἡφαίστου, μήτε μόνων τῶν βουλευτῶν παρόντων γενέσθαι τὸν ἀφανισμὸν, ἀλλὰ τυχεῖν μὲν ἔξω περὶ τὸ καλούμενον αἰγὸς ἢ ζορκὸς ἕλος ἐκκλησίαν ἄγοντα τὸν Ῥωμύλον* u. s. w. Plut. qu. Rom. 47 erläutert die Gründe, warum das Heiligtum des Volcanus von Romulus (also doch sicher noch nicht das erst ausserhalb der servianischen Mauer liegende Volcanal auf dem Marsfeld) *ἔξω τῆς πόλεως* gegründet sei, *συνέδριον καὶ βουλευτήριον ἀπόρρητον αὐτῷ μετὰ Τατίου τοῦ συμβασιλεύσαντος, ὅπως συνιόντες ἐνταῦθα μετὰ τῶν γερόντων ἄνευ τοῦ παρενοχλεῖσθαι καθ' ἡσυχίαν βουλεύοιντο περὶ τῶν πραγμάτων,* oder weil er der Feuersgefahr wegen

1) S. Pais, Stor. d. Roma I, 2, 740.

den Gott lieber draussen habe wissen wollen. Auf diesem älteren Glauben beruht dann natürlich auch die Anlegung des Romulusgrabes im Bereich der Volcanusgegend, ja, wohl auch die von den Späteren als Bezeichnung dieses Grabes angesehene Aufstellung eines niger lapis. Angebranntes Holz, angebrannter Stein ist schwarz, tot; die benachbarten vulkanischen Gebiete führten dem Römer diese Erscheinung täglich vor Augen: locum funestum significat, heisst es bei Festus. Mit Recht verweist Pais Stor. di Roma I, 2, 739 auf das schwarze Pflaster inmitten des olympischen Zeustempels, ebenda wo nach Pausanias ein Blitzmal des Zeus gezeigt wurde. Und im amtlichen Fundbericht heisst es (Not. 158): „Mescolati alle ceneri del sacrificio furono trovati — — frammenti di marmo nero identico a quello del niger lapis (d. h. des späten Gevierts aus schwarzen Steinen). Molte schegge dello stesso marmo nero si trovano nella massicciata del tufo grossa m. 0,35, che ricopre lo strato del sacrificio e arriva all' altezza della troncatura del cippo.“ Es scheint nach dem ersten Teil dieses Berichts nicht — was an sich ja sehr möglich wäre —, als ob diese schwarzen Steinsplitter von der späten Bearbeitung des Steingevierts herrühren: sie möchte man alsdann eher mit dem wirklichen lapis niger zusammenbringen. Und das merkwürdige schwarze Geviert? Als die mykenischen Schachtgräber auf der Vorterrasse der ältesten Stadt unzugänglich geworden waren und nur noch eine vage Erinnerung an sie und den einst mit ihnen verbundenen Cultus sich erhalten hatte, errichtete eine wohl schon durch die epischen Schilderungen von der alten mykenischen Königsherrlichkeit beeinflusste jüngere Generation den bekannten Plattenring, um die tief unten vermutete Stätte der Gräber vor profanen Tritten sicher zu stellen und dem Cultus der Stammheroen seine Stätte zu sichern. Auch dieser Plattenring deckt sich bekanntlich durchaus nicht völlig mit dem wirklichen Platz der Gräber. Ebenso haben wir uns vermutlich den Vorgang in Rom zu denken. Die frühere Republik wollte von der Königszeit nichts wissen. Ja, vielleicht war es gerade die Errichtung der Republik, welche jene Zerstörung dieser Königsdenkmale herbeiführte, deren Gewaltsamkeit von den italienischen Berichterstattern scharf hervorgehoben wird. Die spätere Zeit und namentlich die neugegründete Monarchie griff gern auf jene Zeiten zurück und baute die Legenden liebevoll aus; je älter Rom wurde, um so intensiver wurde das romantisch-sentimentale Interesse, mit dem man der Anfänge der tausendjährigen Stadt sich erinnerte: aus solcher Regung heraus mag das

schwarze Plattengeviert entstanden sein, an der Stelle, wo man die Örtlichkeit der alten Volcan- und Heroenverehrung mehr ahnte als kannte.

Als bereits die Gleichung Romulus = Quirinus Dogma geworden, d. h. der Synoikismos der Vierregionenstadt vollzogen war, opferte man am gleichen Tage Volkano in comitio und Quirino in colle.[1] Und wie eng die spätere Vorstellung Romulus mit dem Volcanus verband, erweist die Beziehung eines auf der area des Volcanus aufgestellten Viergespanns auf Romulus' Besiegung der Cameriner: Dionys. II, 54: *ἀπὸ τῶν λαφύρων τέθριππον χαλκοῦν ἀνέθηκε τῷ Ἡφαίστῳ καὶ παρ' αὐτῷ τὴν ἰδίαν ἔστησεν εἰκόνα ἐπιγράφας ἑλληνικοῖς γράμμασιν τὰς ἑαυτοῦ πράξεις.* Ebenso Plut. Rom. 24: er selbst, von Nike gekrönt, habe es gelenkt. Wann jenes Viergespann wirklich aufgestellt war, was die Inschrift wirklich besagt hat, können wir natürlich nicht wissen: vielleicht erfolgte die Weihung in der ausgehenden Königszeit, welche die Legitimität ihrer fremden Dynastie gewiss gern durch Anknüpfung an die alten einheimischen Fürsten und durch deren Verherrlichung zu verbessern strebte: wäre Mastarna nicht zum Servius Tullius geworden, so hätte man seine unbefleckte Empfängnis gerade durch Volcanus nicht zu erfinden brauchen.

Nachdem die Vorstellung sich festgesetzt hatte, dass die Asche des Stadtgründers auf der area Volcani beigesetzt sei, nachdem vielleicht dem *ἥρως κτίστης* dort bereits Verehrung in religiöser Form gezollt wurde, war es nur natürlich, dass auch andere hervorragende Persönlichkeiten aus Roms Jugendzeit dort ihre Beisetzung fanden, sei es im frommen Glauben der Nachfahren, sei es thatsächlich und in Wirklichkeit. Genannt werden Faustulus und Hostus Hostilius, Grossvater des Königs Tullus Hostilius. Faustulus in den oben S. 108 und S. 109 ausgeschriebenen Stellen bei Festus und Dionysios, Hostus ebenfalls an jener Festusstelle und bei Dionys. III, 1 (Hostus Hostilius) — *θάπτεται πρὸς τῶν βασιλέων ἐν τῷ κρατίστῳ τῆς ἀγορᾶς τόπῳ στήλης ἐπιγραφῇ τὴν ἀρετὴν μαρτυρούσῃ ἀξιωθείς.* Detlefsen hat die Ansicht ausgesprochen, dass Faustulus und Hostilius nur Spaltungen seien, derselben inschriftlichen Überlieferung entsprungen, die FOSTLVS bezw. HOSTLVS gegeben habe.[2] Das ist ja möglich, jedoch nicht weiter beweisbar; aber beachtenswert ist die Anknüpfung dieser Überlieferung

---

1) Jordan, Eph. ep. I, 231. 239—40.

2) De arte Roman. antiquiss. III, 1. 2. s. Hülsen, Berl. ph. Wochenschr. 1899, 1006.

an eine thatsächlich vorhandene Inschrift, dem Alter nach jedenfalls ein Gegenstück zu der neu gefundenen.

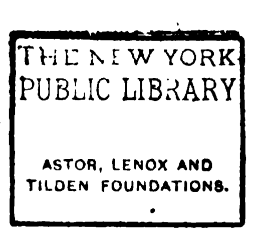
Die besondere Weihe, welche diese Gegend durch die Lokalisierung des Romulusgrabes erhielt und die durch jene anderen eben besprochenen Traditionen über ähnliche Gräber noch erhöht wurde, die Kenntlichmachung jener Grabstätten durch künstlerische *μνήματα*, wie jene alten Löwen, deren Postamente doch höchstwahrscheinlich nunmehr wieder aufgefunden sind, das Alles erklärt zur Genüge, weshalb diese Gegend ein Mittelpunkt des öffentlichen Lebens wurde. Durch „Tullus Hostilius" wurde das erste wirkliche Versammlungshaus für Verwaltung und Rechtsprechung unweit der Grabstätten gegründet und die Übertragung anderer *σύμβολα* vom Palatin hierher fand statt. Den Platz der curia Hostilia hat Hülsens glücklicher Scharfsinn wiedergefunden;[1]) nur sind wir natürlich nicht genötigt, eine so streng quadratische Form für das älteste Comitium anzunehmen; entfernen wir auch das Senaculum nicht von dem für die Basilica Opimia vermuteten Platz, so hindert uns doch Varro l. l. V, 155 in keiner Weise, die spätere Graecostasis und die Rostra weiter vorzuschieben in die Gegend, wo die jetzigen Funde gemacht sind, wo die scharfe Umbiegung der Cloaca maxima das thatsächliche Ende des Argiletum, seine Einmündung in das Forumsthal kennzeichnet. Geben wir auch den Bau des Rathauses ruhig der Königszeit, so braucht doch die Nachricht Ciceros (de rep. II, 17) (Tullus Hostilius) — fecitque idem et saepsit de manubiis comitium et curiam gewiss nicht so aufgefasst zu werden, als wenn eine strenge Abzäunung des Volksversammlungsplatzes bereits durch „Tullus" vorgenommen sei. Von „Tullus" stammt das Rathaus, also auch der Rathausmarkt: die Abgrenzung gegen das Forum hat ja erst Sinn, wenn das „Forum" eben Forum geworden ist, wenn man Rostra braucht, Graecostasis und Senaculum. Diese jüngere Zeit musste schon mit dem Raum rechnen; da erhielt Alles seinen Platz, Einhegungen, Tribünen, Bauten wurden errichtet, für die Handlungen des bürgerlichen Lebens besondere Örtlichkeiten ausgeschieden und der Götterbesitz immer schärfer formuliert und fester, knapper eingeschränkt, bis auch er schliesslich profanen Zwecken dienstbar werden musste. Die Zeit, welche die Vorstellung hatte von einem geschlossenen Tempelhaus des Volcanus, in dem Romulus den Senatoren präsidiert habe, war schon gewöhnt an die Tagungen des Senats im Tempel der Concordia.

---

1) Röm. Mitth. VIII (1893), 79—94.

Aber im Volke haftete zäh und treu, wenn auch unbewusst, die Erinnerung an die alte Bedeutung dieser Gegend. Die Sitte, den Toten pro rostris die Leichenreden zu halten, knüpft noch Varro an das Romulusgrab und das einstige Löwendenkmal an dieser Stätte (siehe oben S. 109). Noch seinen Liebling Cäsar verbrannte das Volk auf dem Forum, unweit dieser Stätte.

Juli 1899.



Die Lyrik des Angelo Poliziano.

Von

Karl Vossler.

Die litterarische Erbschaft, die das Quattrocento vom vorausgehenden Jahrhundert überkommen hatte, war eine dreifache.

Mächtig ragte die gewaltige Tradition der italienischen Kunstlitteratur ins neue Jahrhundert herüber. Sie war das Ergebniss einer rapiden Entwickelung, die in den Meisterwerken der „Drei Kronen von Florenz" ihren Abschluss erreicht hatte. Dante's göttliche Kommödie, Petrarca's Canzoniere und Boccaccio's Decameron mussten von nun ab die grossen unerreichten Muster bleiben. Der Trecentismus also ist das erste Teil dieser Erbschaft.

Weniger augenfällig, aber umso lebensfähiger das zweite Element. Es ist die Volkspoesie, die wohl seit Jahrhunderten schon bestanden und die Kunstlitteratur des Trecento mehrfach befruchtet hatte, aber jetzt erst zu grösseren Ehren gelangen sollte.

Und endlich, stolz abseits prangte der junge Humanismus im Gewande lateinischer Eloquenz.

Diese drei disparaten Kulturelemente (Trecentismus, Volksdichtung und Humanismus) aufgenommen, modifiziert und weitergefördert zu haben, das ist die That des 15. Jahrhunderts — aber sie alle zusammen endlich in der rauschenden Harmonie seiner Lyrik versöhnt zu haben, das ist der Ruhm des grössten Künstlers jener Zeit: Angelo Ambrogini Poliziano.

Man wird sich kaum wundern dürfen, wenn diese Versöhnung gerade in der Lyrik zuerst zustande kam. Denn immer steht die Lyrik am Anfang alles poetischen Schaffens. So ist denn auch der erste Vorläufer Polizians ein ausgemachter Lyriker gewesen: Lionardo Giustiniani (ca. 1388—1446), der Patrizier von Venedig, der bei seinen ernsten

Staatsgeschäften und bei seiner Gelehrtenarbeit als Humanist noch immer Zeit und Stimmung fand, dem Volksgesange der Lagunenstadt zu lauschen. Er war Musiker und Dichter, griff die Motive des Volksliedes auf und verlieh ihnen jene diskrete Eleganz, jene allerliebste Form, die zwischen Dialekt und Schriftsprache eine glückliche Mitte hält. Seine Canzonetten, Strambotte und Ballaten haben ausser im Venezianischen noch besonders in der Toscana Aufnahme gefunden, und bei ihrer ausserordentlichen Beliebtheit kann es keinem Zweifel unterliegen, dass manche davon auch unserem Polizian ins Ohr geklungen haben, wann er durch die Gassen von Florenz wandelte, oder wenn er in lustiger Gesellschaft seine Landpartieen machte.[1])

Wenn so in Venedig und in der Toscana die Volkspoesie nach aufwärts strebte, um mit der Kunstdichtung in Fühlung zu gelangen, so vollzog sich in Süditalien ein umgekehrter Prozess. Am Hof der Aragonesen zu Neapel, wo sich die italienische Lyrik unter Cariteo, Tebaldeo und Serafino in bombastischer Nachahmung Petrarca's ergieng und im 15. Jahrhundert schon zum Secentismus führte, hatte man für die Dichtung des Volkes weniger Geschmack.[2]) Statt dessen trat der kunstmässige Trecentismus mit antik klassischen Elementen in Verbindung und es entstand gegen Ende des Jahrhunderts das Idyll, das in der vielbewunderten Arcadia des Sannazaro seinen vollkommensten Ausdruck erreichte. Andererseits verschmähte es aber auch die neulateinische Lyrik eines Pontano nicht, sich mit vulgärem und neapolitanischem Colorit zu schmücken.

In Ferrara endlich, wo seit 1450 das Haus Este regierte, wurden die Abenteuerromane der Bänkelsänger zu litterarischer Geltung erhoben und hoffähig gemacht von keinem geringeren als dem Grafen Matteo Maria Bojardo.

Kurz in ganz Italien ist man beflissen, bald auf diesem bald auf jenem Weg die genannten drei Elemente mit einander zu verquicken. Am vollkommensten konnte das aber doch nur in Florenz gelingen, in der Heimat der italienischen Schriftsprache.

Als in der ersten Hälfte des Jahrhunderts das neuerstandene Latein den Gebrauch der Vulgärsprache aus der Litteratur zu verdrängen drohte, da war es vornehmlich das demokratische Florenz, das sich

1) Kritisch hrsg. von B. Wiese, Poesie edite ed inedite di Leonardo Giustiniani, Bologna 1883. Heft CXCIII der Scelta di curiosità letterarie.

2) Vgl. übrigens D'Ancona, la poesia popolare italiana, Livorno 1878. p. 132.

seiner geschmähten Muttersprache annahm. Hier wurde neben Homer und Virgil auch Dante öffentlich gelesen und erklärt. Hier gab es noch keinen exklusiven Fürstenhof. Der Humanismus war bei diesem hochgebildeten Völkchen rasch populär geworden, und die ersten Leuchten der Wissenschaft verschmähten es nicht, sich in der Barbierstube des geistreichen Burchiello sehen zu lassen und spassige Sonette mit ihm zu wechseln. Leon Battista Alberti, der merkwürdige Universalmensch, verfocht mit Wort und That den Gebrauch der Vulgärsprache, und der alte Cosimo de' Medici bezahlte die italienischen Verse nicht viel schlechter als die lateinischen.

Es ist nicht zu hoch geschworen, wenn man sagt, dass die vulgäre Poesie ihre Ausbildung und Blüte in erster Linie dem Hause Medici verdankt. Cosimo freilich protegierte sie nur aus politischen Gründen, und unbekümmert um ihren künstlerischen Wert oder Unwert stellte er sie in den Dienst seiner schlauen Hauspolitik, denn den goldenen Ruhm des Mäcenaten erwartete er von seinen Humanisten und von seiner Bibliothek allein. Anders sein hochbegabter Enkel Lorenzo il Magnifico. Allerdings verstand auch dieser sich nicht schlecht auf seinen Vorteil und war ein viel zu guter Politiker, um den Vorzug der Popularität zu unterschätzen. Wenn er sich aber unters Volk mischte und selber mitsang und mitdichtete, wenn er die italienische Sprache gegen ihre Verächter verteidigte und alle denkbaren Litteraturgattungen erfolgreich pflegte vom Fastnachtsgesang und von der Parodie hinauf bis zur didaktischen Poesie, zum platonischen Liebessonett und zum geistlichen Loblied, wenn er italienische Gesänge sammeln liess und seine Gelehrten selbst zur italienischen Dichtung anregte, so muss man ihn wahrhaftig einen Künstler und Dichter von Gottes Gnaden nennen. In bessere Hände konnte unser Polizian nicht geraten. Wer weiss, ob er ohne die freundschaftliche Aufmunterung dieses seltenen Mannes überhaupt einen einzigen Vers in italienischer Sprache geschrieben hätte?

Kaum hatte im Alter von 21 Jahren Lorenzo der Prächtige nach dem 1469 erfolgten Tode seines Vaters Pietro de' Medici die Leitung der Republik Florenz in die Hand genommen, als man ihn eines Tages aufmerksam machte auf einen armen verwaisten 16jährigen Knaben, dem sie draussen auf dem Land den Vater erstochen hatten. Dieser schmächtige und hässliche junge Mensch mit den schielenden Augen und der unförmigen Nase war Angelo Ambrogini aus Montepulciano, oder wie er sich nach seinem Vaterstädtchen nannte: Politianus.

Mit 14 Jahren schon hatte dieses Wunderkind lateinische Verse

geschrieben, und nun hatte er gar das zweite Buch der Ilias in wunderbare lateinische Hexameter übertragen. Ein unerhörtes Wagnis, das selbst der grossprahlerische und habgierige Filelfo nicht hatte unternehmen wollen, obgleich ihm Papst Nikolaus V. ein Haus und ein Landstück und 10 000 Goldgulden versprach, sofern er ihm den Homer lateinisch machte. Was Wunder, wenn man sich an der Hochschule in Florenz rasch interessierte für den jungen Politian, den „homerischen Jüngling", wie ihn sein Lehrer Ficino nannte; und was Wunder, wenn ihn Lorenzo in sein Haus aufnahm! Damit war dem armen Dichter und Gelehrten am glänzendsten Hofe nicht nur Italiens, sondern der ganzen damaligen Welt, im Hause Medici eine sorgenfreie Existenz gesichert; und hier sollte er auch bleiben bis zum Tode seines hohen Freundes und Gönners.

Die zahlreichen mehr oder weniger mangelhaften Biographien Polizians haben vor zwei Jahren eine ausgezeichnete Ergänzung erfahren durch Isidoro del Lungo, der in seinem Buche „Florentia, uomini e cose del quattrocento, Firenze 1897", eine lange Reihe ergebnisreichster Detailforschungen zusammengefasst hat.

Ebenso wenig wie auf eine Lebensbeschreibung Polizian's können wir uns an dieser Stelle auf eine Würdigung seiner hervorragenden Verdienste als Philolog, Kritiker und Lehrer einlassen.

Ohne Weiteres lässt sich freilich der Gelehrte nicht vom Dichter trennen, und auch seine lateinische Muse ist eng genug verwandt mit seiner italienischen. Polizian war ein Gelegenheitsdichter von der Sorte jener grossen, denen jede Gelegenheit gut genug ist, um ein schön Gedicht darüber zu machen, und er hielt es nicht für einen Raub, sich seine Inspiration auch aus der Wissenschaft zu holen.

Im J. 1482 hatte er seinen Schülern am Studio zu Florenz die Bucolica des Virgil zu erklären, 83 die Georgica des Hesiod und Virgil, 85 den Homer u. s. w. Wie schickt er sich nun dabei an? Er recitiert am Eingang jeder dieser Vorlesungen vor dem lauschenden Auditorium ein selbstverfasstes längeres Gedicht in lateinischen Hexametern, das nichts anderes sein soll als eine wissenschaftliche und künstlerische Einleitung in die bevorstehende Lektüre. Didaxis mit Lyrik gepaart. So bringt er sich und seine Zuhörer in Stimmung. — In der „Manto" — so heisst das Poem, welches er der Lektüre Virgils vorausschickte — steigt die Seherin Manto, die Mutter des Gründers von Mantua, herauf von den elysischen Gefilden, und mit fliegenden Haaren und trunkenen Augs singt sie von Begeisterung ergriffen die glänzende Zukunft ihres grossen Enkels Virgil in

lyrisch bewegten Versen. Der „Rusticus", welcher die Einführung in die Georgica bildet, ist eine Lobpreisung des Landlebens, eine bunte Reihe meisterhafter idyllischer Kleinmalerei. Die beiden anderen Gedichte, die „Ambra" und die „Nutricia",[1]) die wir ebenfalls der Lehrthätigkeit des Polizian verdanken, sind vorwiegend didaktischer Natur, obgleich es auch ihnen nicht an lyrischem Leben und poetischer Schönheit gebricht. Von diesen vier Gedichten, die unter dem Namen Sylvae zusammengefasst sind, gilt das Wort des kritischen Scaliger: Politianum traxit ardor eruditionis ad stylum Sylvarum. Diesem Urteil fügen wir gerne noch das eines Modernen bei. „Niemals vielleicht", sagt Isidoro del Lungo, „hat die Schulwissenschaft, die an so viel grauslicher Prosa schuld ist, zu einer so anmutigen und gefühlsfeinen, wenn auch gelehrten Poesie die Inspiration und den Stoff gegeben." [2])

Die Sylvae sind in den ältesten Ausgaben der Werke Polizians nicht chronologisch geordnet, sondern sie stellen in ihrer ursprünglichen Reihenfolge eine stilistische Stufenleiter dar, wie del Lungo mit feinem Gefühle beobachtet hat. Die Nutricia ist in lucretianischem Stil geschrieben, der Rusticus in virgilianischem und die Manto und Ambra gehören der silbernen Latinität an. Ein derartiges Experiment entsprach durchaus den stilistischen Theorieen Polizian's. Er war Eklektiker im weitesten Sinne des Wortes, wollte sich keinem stilistischen Vorbild unbedingt anschliessen und hat sein freies Nachahmungsprinzip mehrfach gegen die strengen Ciceronianer verfochten.[3]) Da er die ganze antike Litteratur beherrschte und über ein eminentes Gedächtnis verfügte, so finden wir bei ihm zahllose Reminiscenzen aus allen möglichen Schriftstellern, aber immer zu einem organischen Ganzen verschmolzen. Man hat darum seinen Stil nicht unpassend verglichen mit jenen Mosaikbildern der Renaissance, in denen man nur mit Mühe die einzelnen Steinchen erkennt. Nicht genug, dass er sich an den Alten inspiriert, nein, die poetischen Erinnerungen und Bilder fliessen ihm fast ebenso reichlich aus Petrarca, Dante und Boccaccio. Polizians ganzer Erinnerungsschatz wird lebendig, sobald er sich anschickt zu dichten.

So ist es denn auch begreiflich, dass er ein glänzender Improvisator war und jede Gelegenheit am Schopf zu fassen wusste. Seinen eigenen

---

1) Alle vier Gedichte finden sich ausser in den Ausgaben der Opera neu veröffentlicht in Prose volgari inedite e poesie latine e greche edite e inedite di A. A. Poliziano p. c. d. I. del Lungo, Firenze 1867. p. 287 ff.

2) Florentia etc. 188.

3) R. Sabbadini, Storia del Ciceronianismo, Torino 1886. p. 32 ff.

Angaben dürfen wir freilich nicht ohne weiteres Glauben schenken. Die Sucht zu improvisieren und für einen schlagfertigen Improvisator zu gelten, war wohl nie und nirgends so gross, wie gerade damals in Florenz. Die italienischen Sänger, die sich auf öffentlichen Plätzen hören liessen, hatten diesen Ehrgeiz gemeinsam mit den Humanisten. Es ist klar, dass dabei dem Publikum auch viel Sand in die Augen gestreut wurde. In einem Codex der Riccardiana (2734) ist uns sogar ein kleiner mnemotechnischer Traktat erhalten, in welchem der berühmteste Stegreifdichter der ersten Hälfte des Jahrhunderts, Niccolo der Blinde von Arezzo, die Geheimwissenschaft seiner improvisatorischen Kunstgriffe und Kniffe gebeichtet hat,[1]) Ich möchte darum auch dem Polizian nicht immer trauen, wenn er uns versichert, dass er dieses Epigramm improvisiert und jenes Gedicht oder Drama in zwei bis drei Tagen aufs Papier geworfen habe; um so weniger, als er an irgend einer Stelle selbst sagt, dass die improvisierten Arbeiten am meisten imponieren, und dass der Schriftsteller wohl daran thue, seine Erzeugnisse als Kinder des Augenblickes hinzustellen, um in den Geruch eines Genies zu kommen. Aber wer in der kurzen Lebensdauer von 40 Jahren eine so ausserordentliche Zahl mannigfaltigster Meisterwerke verfasst hat, wie Polizian, der muss doch wohl ein rapider Arbeiter gewesen sein. Dazu bedenke man noch seinen reichhaltigen Nachlass, der uns leider verloren gegangen ist.[2])

Soviel steht sicher, dass gerade die schönsten seiner Gedichte ächte Kinder der Gelegenheit sind und uns anmuten, als wären sie frisch von der Leber weggeschrieben. — Als Lorenzo der Prächtige im März des Jahres 1480 von einer glücklichen diplomatischen Mission aus Neapel zurückkehrt, und sich die Signoria und alle Patrizier der Stadt beglückwünschend um ihn drängen, und da der Dichter, ungeduldig dem Freund die Hand zu schütteln, nicht beikommen kann im Gewimmel der offiziellen Gäste, da schickt er ihm das folgende allerliebste Epigramm:

O ego quam cupio reducis contingere dextram,
Laurenti, et laeto dicere laetus ave!
. . . .
. . . .
Quid faciam? accedam? nequeo; vetat invida turba.
Alloquar? at pavido torpet in ore sonus.

---

1) F. Flamini, la lirica toscana del Rinascimento anteriore ai tempi del Magnifico, Torino 1891. p. 187 ff.

2) Mähly, Angelus Politianus. Leipzig 1864. 54 ff.

Aspiciam? licet hoc, toto nam vertice supra est;
Non omne officium turba molesta negas.
Aspice sublimi quem vertice fundit honorem,
Sidereo quantum spargit ab ore jubar.
Quae reducis facies, laetis quam laetus amicis
Respondet nutu, lumine, voce, manu.
Nil agimus; cupio solitam de more salutem
Dicere, et officium persoluisse meum.
Ite mei versus, Mediciqne haec dicite nostro:
Angelus hoc mittit Politianus ave.[1])

Die Elegien des Dichters interessieren uns mehr, als seine lateinischen und griechischen Epigramme, von denen die meisten satirischen Charakter oder auch nur den Wert philologischer Kunststückchen besitzen. Ganz besonders zwei Elegien verdienen unsere Beachtung, insofern sie uns lehren, in wie enge Beziehungen die lateinische und die italienische Lyrik schon zu einander getreten waren.

An fünfter Stelle im Buch der Elegien des Dichters steht ein kürzeres Gedicht auf einen Strauss Veilchen, den ihm die Geliebte geschenkt hatte. Hören wir zunächst, was der Verfasser selbst von diesem Carmen hält. „Ich schicke dir auch", schreibt er dem Antonio Zeno, „meine Elegie über die Veilchen. Es ist ein jugendlicher Scherz, aber du hast ja durchaus eine Abschrift davon haben wollen. Meiner Ansicht nach ist nichts daran was dir gefallen könnte, höchstens vielleicht ihre Natürlichkeit (indoles). Ich möchte dich bitten, diese Tändeleien Niemand zu zeigen, wenn ich nicht im Voraus wüsste, dass du es dennoch thun wirst. Ich weiss ja, dass du aus keinem andern Grund meine Arbeiten haben willst, als um sie möglichst vielen Leuten zu zeigen." [2]) Und gerade dazu hat er sie auch seinem Freunde geschickt. Wir kennen seine bescheidene Eitelkeit zur Genüge. Es ist sogar nicht einmal richtig, dass das Gedicht nur ein jugendlicher Scherz sei, denn es wurde verfasst im Wettstreit mit Lorenzo de' Medici, der über dasselbe Thema zwei italienische Sonette dichtete.[3]) Damit haben wir schon hier einen Beleg, wie die italienische und lateinische Poesie sich gegenseitig befruchteten. Doch kommen wir zur Elegie der Veilchen selbst:

„Zarte Veilchen ihr, süsses Liebespfand meiner Geliebten, welche Erde hat Euch geboren, und mit welchem Nectar haben Euch die Zephir-

1) Prose volgari inedite etc. p. 127.

2) Epist. VII, 14.

3) Poesie di Lor. de 'Medici. ed. diamantina. Firenze 1859. Son. XLVII und LXXXIII.

winde das duftende Haar betaut? Pflanzte Euch die goldgelockte Venus vielleicht auf den acidalischen Gefilden? oder hat Euch Amor genährt im idalischen Hain? . . . Glückliche Veilchen ihr, beneidenswert, gepflückt zu sein von jener Hand, die mich mir selbst entrückte, und mit Rosenfingern geführt zu werden nach jenen schönen Lippen, von denen Amor seine Pfeile auf mich schiesst. Ah, dort habt ihr wohl Eure Lieblichkeit geholt, vom Munde meiner Herrin, wo die Anmut wohnt. Sieh, wie jene dort mit milchweissem Kelche schmeichlerisch lächelt und wie die andere purpurn erglüht. Das ist die Farbe meiner Herrin, wenn sie lieblich errötend die weissen Wangen mit Purpur bedeckt." . . . Mit den Thränen meiner Liebe will ich euch benetzen, ihr Veilchen, möget ihr ewig leben, möge keine Hitze euch verdorren, kein Frost euch knicken.

Vivite perpetuum miseri solamen amoris,
O Violae, o nostri grata quies animi.
Vos eritis mecum semper, vos semper amabo,
Torquebor pulchra dum miser a domina,
Dumque cupidineae carpent mea pectora flammae,
Dum mecum stabunt et lachrymae et gemitus.

Wie diese wunderbare Elegie aus einem Wettstreit der lateinischen mit der italienischen Muse hervorgegangen war, so sollte sie auch bald wieder in den Besitz der vulgären Litteratur zurückkehren. Sie ist mehrfach auf italienisch übersetzt und nachgedichtet worden; am besten von Agnolo Firenzuola.[1]) Dass sie aber wirklich in so früher Jugend entstanden sei, wie uns Polizian möchte glauben lassen, ist wenig wahrscheinlich.

Von der zweiten Elegie dagegen wissen wir bestimmt, dass sie der Dichter im Alter von 18 Jahren verfasste anlässlich des Todes der Albiera degli Albizzi, der jungen Braut des Gismondo della Stufa. Der Sänger vereinigt seine Totenklage mit der des verlassenen Bräutigams und verweilt in elegischer Erinnerung beim mannigfaltigen Bild der Anmut und Grazie des verstorbenen Mädchens, die als die schönste aller Nymphen besungen wird. Erst vor kurzem noch hat sie bei einer Festlichkeit in Florenz alle ihre Genossinnen überstrahlt im jungfräulichen Reigen. Die Göttin Rhamnusia (Nemesis) entbrennt darob in Neid und entsendet das Fieber und den Tod gegen die bevorzugte Nymphe, und nun wird der ganze allegorische

1) Elegia IV; Opere, Le Monnier. Fir. 1848, vol. II.

Hofstaat dieser höllischen Mächte geschildert: Gemitus, Querela, Anxietas, Macies u. s. w. u. s. w., die nun alle drohend an das Bett des Mädchens treten. Es folgt Albiera's Klage und ihr ergreifender Abschied von Gismondo, ihr Tod und endlich eine Schilderung der Leichenfeierlichkeit und die Grabinschrift.

Giosuè Carducci hat darauf aufmerksam gemacht, wie dieses lateinische Jugendwerk die nämlichen Vorzüge und Fehler aufweist, die wir in dem berühmtesten italienischen Gedichte Polizians bemerken, nämlich in der „Giostra" (Turnier). In der That haben wir hier wie dort den mythologischen Apparat, hier wie dort wird ein allzuweitgehender Gebrauch von allegorischen Figuren gemacht, und allzusehr verliert sich die Schilderung im Detail, in beiden Gedichten derselbe Anachronismus, moderne Vorgänge, Einrichtungen und Persönlichkeiten in antik klassischem Gewande vorzuführen; und was Isidoro del Lungo von der Totenelegie auf die Albiera sagte, das gilt in seiner ganzen Ausdehnung auch von der Giostra: „Die Realität des Lebens vermischt sich hier mit den Vorstellungen des Künstlers, die Wahrheit mit der Phantasie, Florentinisches mit christlichen Elementen und mit klassischem Heidentum. Kurz hier weht die Luft, in der sich der litterarische Kreis der mediceischen Florenz von damals bewegte."

Die Giostra oder die Stanzen [1]), wie man sie auch nennt, sind ebensowenig wie diese lateinische Elegie ein rein lyrisches Gedicht, denn in beiden liegt eine Erzählung zu Grund. Hier soll der Tod und das Leichenbegängnis der Albiera erzählt werden und dort das im Jahre 1475 zu Florenz stattgehabte Turnier, aus welchem Giuliano de 'Medici, der Bruder des Lorenzo, als Sieger hervorging. Aber Polizian versteht sich schlecht auf epische Erzählung. Der gute Wille dazu fehlt ihm freilich nicht, denn mit epischem Trompetenstoss beginnt er:

Le gloriose pompe e' fieri ludi
Della città che'l freno allenta e stringe
A' magnanimi Tóschi, e i regni crudi
Di quella dea che 'l terzo ciel dipinge,
E i premi degni alli onorati studi,
La mente audace a celebrar mi spinge;
Sì che i gran nomi e' fatti egregi e soli
Fortuna o morte o tempo non involi. [2])

1) Am besten hrsg. von Carducci mit einer ausgezeichneten Einleitung und Commentar. Le Stanze l'Orfeo e le Rime di M. A. A. Poliz. Fir. 1863. Ein billiger Abdruck dieser ziemlich selten gewordenen Ausgabe ist Opere volgari di M. A. A. Poliz. a cura di T. Casini. Fir. 1885.

2) Le Stanze, 1, 1.

Allerdings hat der Dichter die Absicht, die er uns hier kundgiebt, erreicht, denn jenes Turnier, das zum bedeutendsten Gedicht des ganzen Quattrocento Anlass gegeben hat, wird so leicht nicht in Vergessenheit geraten. Aber seinem Gegenstand ist Polizian doch nicht gerecht geworden, denn vom Turnier selber erfahren wir nichts. Allzulang verweilt er bei der Vorgeschichte seines Helden und gefällt sich darin, uns den jungen Mediceer zu zeigen, wie er frei von Liebessorgen und ein Verächter Cupido's als Waidmann ein frisches Naturleben führt.

Quanto è più dolce, quanto è più sicuro
Seguir le fere fuggitive in caccia
Fra boschi antichi fuor di fossa o muro,
E spïar lor covil per lunga traccia!
Veder la valle e'l colle e l'aer puro,
L'erbe e' fior, l'acqua viva chiara e ghiaccia!
Udir li augei svernar, rimbombar l'onde,
E dolce al vento mormorar le fronde! (I, 17.)

Aber Amor rächt sich gegen solchen Übermut, und als Giuliano an einem schönen Frühlingsmorgen mit Hussa durch die Wälder jagt, da spiegelt ihm der Liebesgott das Bild eines flüchtigen weissen Hirsches vor und lockt den kühnen Jäger tief in den Wald hinein bis an eine blühende Lichtung, wo er eine wunderholde Nymphe gewahrt, die schöne Simonetta. Betroffen steht der Jüngling vor dem Mädchen — schon hat ihn Amors Pfeil erreicht, und langsam und sinnend kehrt er nach Hause zurück. Amor indessen triumphirend eilt zum Palaste seiner Mutter Venus ins Reich der Liebe, das der Dichter mit tausend Bildern und Allegorien belebt. Gross ist die Freude der beiden Gottheiten, einen so edlen Jüngling für ihre Sache gewonnen zu haben, und nun schicken sie ihm einen verheissungsvollen Traum. Giuliano erwacht mit dem Vorsatz, sich das Herz der Simonetta zu erobern und erfleht sich dazu den Beistand der Pallas, der Venus und des Cupido. — Hier wird das Gedicht jählings unterbrochen: Giuliano de 'Medici war indessen von Mörderhand in der Kirche erdolcht worden, und seinem Sänger entfiel die Leyer.

Polizian wäre aber auch so wie so schwerlich im Stande gewesen, das angefangene Gedicht zum befriedigenden Abschluss zu führen. Als Epiker macht er sich auf den Weg, und ehe er noch beim eigentlichen Gegenstande angekommen ist, bleibt er im Detail der Beschreibung und in der Lyrik stecken. Wir möchten's uns aber auch nicht anders wünschen und vergessen gerne mit dem Dichter die Einheit der Handlung über der wunderbaren Schönheit der einzelnen Oktaven. Das Tur-

nier ist nicht der Gegenstand, es ist nur der Anlass zum Gedicht. Jeder Vers ist hier eine Einheit für sich, abgeschlossen im Wohlklang der ottava rima, jeder Vers ein kleines lyrisches Gedicht.

Einheitlich ist aber auch der Geist, der das ganze durchweht: es ist die reine sinnliche Freude an der Natur und an der Schönheit ohne philosophische Hintergedanken, ohne moderne Sentimentalität; es ist die „voluttà idillica", idyllische Wollust, wie sie Francesco de Sanctis genannt hat.[1]) Die polizianische Lyrik ist von Grund aus sinnlich: sinnlich in der Anmut und Pracht der Bilder, und sinnlich im mannigfaltigen Wohlklang der Sprache. Es ist schon mehrfach hingewiesen worden auf die Wechselbeziehungen zwischen dieser descriptiven Lyrik und der Malerei des Quattrocento. Vittorio Rossi[2]) hat an den berühmten allegorischen Frühling Botticelli's erinnert anlässlich der folgenden Beschreibung der schönen Simonetta. I, 47.

Ell' era assisa sopra la verdura
Allegra, e ghirlandetta avea contesta
Di quanti fior creasse mai natura,
De' quali era dipinta la sua vesta.
E come prima al giovan pose cura,
Alquanto paurosa alzò la testa:
Poi con la bianca man ripreso il lembo,
Levossi in piè con di fior pieno un grembo.

Ein anderes Gemälde desselben Meisters bringt Rossi in Zusammenhang mit der Beschreibung der Venus Anadyomene in der 99. Stanze des I. Buchs der Giostra, und bekanntlich soll Raphael für sein Bild der Galathea an den folgenden Versen sich inspirirt haben. I, 118.

Due formosi delfini un carro tirono:
Sovra esso è Galatea che 'l fren corregge;
E quei notando parimente spirono:
Ruotasi a torno più lasciva gregge.
Qual le salse onde sputa, e quai s'aggirono;
Qual par che per amor giuochi e vanegge.
La bella niufa con le suore fide
Di si rozo cantar vezosa ride.

Trotzdem aber dürfte selbst der Verfasser des Laokoon unserem Dichter keinen Vorwurf machen, denn alles was er malend beschreibt, hat Leben und fühlt uud bewegt sich. Ich erinnere an die bereits

1) Storia della letteratura italiana, 7 ed. Napoli 1897. I vol. p. 384.

2) V. Rossi, il Quattrocento in Vallardi's Storia letteraria d'Italia. Milano. vol. V, p. 267.

citirte lateinische Elegie der Veilchen: „Sieh, wie jene dort mit milchweissem Kelche schmeichlerisch lächelt und wie die andere purpurn erglüht". Ein hübsches Pendant dazu finden wir in der Giostra. I, 78.

Trema la mammoletta verginella
Con occhi bassi onesta e vergognosa:
Ma vie più lieta ridente e bella
Ardisce aprire il seno al sol la rosa:
Questa di verde gemma s' incappella:
Quella si mostra allo sportel vezosa:
L'altra che 'n dolce foco ardea pur ora
Languida cade e il bel pratello infiora.

Und nun auch in der Sprache dieselbe sinnliche Wollust. Polizian ist vielleicht der raffinirteste Sprachkünstler, der je gelebt hat. Die drei schönsten Sprachen der Welt haben das angeborene Formgefühl in ihm grossgezogen: Griechisch, Lateinisch und Italienisch; und von allen hat er sich immer nur das Beste geholt. Mit sichtlichem Wohlgefallen wiegt er sich auf den tönenden Wellen der Sprache. Er hat eine entschiedene Vorliebe für volle und sonore Worte — portenta verborum, wie ihm seine Feinde vorgeworfen haben. Er liebt es, fremde und klingende Namen in seine Gedichte einzuschalten, und oft ist es wohl nichts anderes gewesen, als ein musikalischer Instinkt, der ihn zu jenem übermässigen Gebrauch mythologischer und allegorischer Namen verführte. Man höre z. B. das folgende:

Raggia davanti all' uscio una gran pianta,
Che fronde ha di smeraldo e pomi d'oro;
E' pomi d'oro che arrestar ferno Atalanta,
Che ad Ippomene dienno il verde alloro.
Sempre sovr' essa Filomena canta;
Sempre sott' essa è delle Ninfe un coro:
Spesso Imeneo col suon di sua zampogna
Tempra lor danze, e pur le noze agogna (I, 94).

An solchen Versen hat sich ohne Zweifel die Lyrik eines bekannten um 400 Jahre verspäteten Nachahmers des Polizian inspirirt. Ich meine Gabriele D'Annunzio. — Polizian ist auch der Erste, der das später soviel misshandelte Echo in die vulgäre Litteratur einführte. Er hat es, wie er selbst gesteht [1]), dem griechischen Dichter Gaurada abgelauscht.

Hören wir den kleinen Dialog zwischen dem werbenden Pan und der unglücklich verliebten Echo. Er ist in der Form des toscanischen Rispetto abgefasst.

---

1) Miscellanea I. cap. XXII.

Che fai tu, Eco, mentr' io ti chiamo? — Amo.
Ami tu dua o pur un solo? — Un solo.
E io te sola e non altri amo — Altri amo.
Dunque non ami tu un solo? — Un solo.
Questo è un dirmi: Io non t'amo — Io non t'amo.
Quel che tu ami amil tu solo? — Solo.
Chi t' ha levata dal mio amore? — Amore.
Che fa quello a chi porti amore? — Ah! more![1])

Wenn ihm so die klassischen Litteraturen dazu dienen mussten, den phonetischen Schatz des Italienischen zu bereichern, so verschmähte er es auch nicht, florentinische Dialektformen in die Schriftsprache aufzunehmen. Dabei verfuhr er aber mit ziemlich mehr Diskretion als Lorenzo de' Medici. Nur in komischen und volkstümlichen Liedern, wo es berechtigt war, liess auch er sich freien Lauf. Besonders in seinen Ballaten findet sich eine unendliche Fülle florentinischer Ausdrücke und Wendungen.

Auch auf die Effektmittel, die ihm das Metrum bieten konnte, mochte er nicht verzichten, wie das leider die strengen Petrarchisten gethan haben, indem sie nur den zweisilbigen Verausgang zuliessen. Er aber wechselt je nach Bedürfnis die rima sdrucciola und tronca mit der rima piana, ohne dabei in die affektierte Übertreibung seines Rivalen Sannazaro zu verfallen.

Die Oktave, die von Polizian so meisterhaft gehandhabt wird in seiner Giostra, ist schon seit Boccaccio für erzählende Dichtungen gerne verwandt worden; die ersten Anfänge dieser Strophenform liegen aber bekanntlich im geistlichen Drama, d. h. in der sogenannten Rappresentazione. Auch hier hat sie Polizian noch beibehalten.

Sein bekannter „Orfeo" ist nämlich der Form nach nichts anderes als ein mittelalterliches Drama, eine Rappresentazione; dessen Stoff aber, die Sage von Orpheus und Euridice ist klassisch. Man hat darum dieses Gedicht das erste moderne Drama genannt, und da es verschiedene lyrische Partien enthält, die bei der Aufführung gesungen wurden, so hat man hier auch die ersten Ansätze zur Oper konstatiert. Ebenso interessant als für die Geschichte der Dichtungsformen ist es für die künstlerische Entwickelung des Verfassers. Polizian hat den Orfeo anlässlich einer Festlichkeit in Mantua improvisiert im Juni d. J. 1471, also im Alter von 17 Jahren. Er hatte, wie es bei derartigen Festlichkeiten zu gehen pflegt, ein sehr gemischtes Publikum zu befriedigen: schaulustiges Volk, ernste Gelehrte, kunstsinnige Kardinäle und Fürsten.

1) Le Stanze etc. ed. Carducci p. 231.

„Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen,
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.
Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen;
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.
Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!" u. s. w.

Nach diesem Ratschlag hat Polizian seinen Orpheus ausgearbeitet und mass ihm deswegen auch keinen künstlerischen Wert bei. Als Drama genommen, ist er allerdings ein Ragout, nichts anderes. Neben Anklängen ans toskanische Rispetto und neben der Ballate steht eine lateinische Odenstrophe, ein Citat aus Ovid, eine elegisch-klassische Canzone und ein bacchischer Dithyrambus. Die Handlung fehlt fast ganz, der Dialog schleppt sich spärlich dahin und die dramatischen Höhepunkte laufen immer in lyrische Gesänge aus. So mangelhaft aber das Ensemble auch sein mag, so bewundernswert ist das Detail. Wie in den Stanzen der Lyriker über den Epiker triumphierte, so triumphiert er hier über den Dramatiker. Während aber in der Giostra die verschiedenen Elemente des litterarischen Milieu's harmonisch verschmolzen sind, finden wir sie hier zum Teil erst äusserlich verquickt. Trotzdem werden wir nicht anstehen, den Klagegesang des Orpheus und den Chor der Bacchantinen zu den schönsten Blüten der italienischen Renaissancelyrik zu zählen. — Dem Mangel an Einheitlichkeit suchte später eine klassizierende und glättende Überarbeitung, die wahrscheinlich von Antonio Tebaldeo stammt, abzuhelfen. — Obgleich der Stoff und, Alles in Allem genommen, auch die Form des Orpheus vorwiegend klassisches Gepräge trägt, scheint er doch auch beim niederen Volk Anklang gefunden zu haben, denn neben jener klassisch-dramatischen Überarbeitung haben wir eine populär-erzählende, welche das ganze Gedicht in Oktaven umgiesst.

Der höheren Kunstlyrik Polizians ist auch noch seine berühmte Canzone: Monti, valli, antri e colli [1]) beizuzählen. Sie ist eine Nachahmung der noch viel berühmteren des Petrarca: Chiare, fresche e dolci acque. Ein Vergleich dieser beiden Meisterwerke wäre interessant genug und würde uns lehren, wie das inbrünstige, mystisch gedämpfte Schönheitsgefühl Petrarca's sich zur kühnen, glühenden Freude an der Form versinnlicht und — verflacht hat. Dieselbe Beobachtung wird sich uns bestätigen bei der Lektüre jener andern Canzone: Io son costretto poiché vuole Amore, [2]) die von Polizian wahrscheinlich im Auftrage des Giuliano de' Medici an die schöne Simonetta gerichtet wurde. — Polizian als

1) p. 363 in Card. Ausg.
2) ibid. p. 355.

Liebeslyriker steht dem Boccaccio am nächsten, entfernt sich bedeutend von Petrarca und unendlich von Dante. Was Wunder, wenn ihm die geistliche Lyrik, in der er sich auch versucht hat, nur mittelmässig gerieth. Wir haben aus seiner Feder zwei lateinische Hymnen und eine italienische Canzone auf die Jungfrau Maria. Aber die einzige Religion, an welcher der damalige Dichter sich noch begeistern konnte, wenn er aufrichtig bleiben wollte, war der Kult des Schönen.

Das Schöne hat Polizian auch überall gesucht. Nicht nur bei den Alten und bei den Trecentisten, sondern auch in den Liedern des Volks. — Auf der Reise nach Rom begriffen schreibt er am 2. Mai 1488 aus Acquapendente an Lorenzo de 'Medici: „Wir sind allesammt vergnügt und lassens uns wohl sein und unterwegs lesen wir da und dort eine Canzone oder einen Maigesang auf, denn die hiesigen romanesken Lieder kommen mir phantastischer als die Unsrigen vor, in der Form sowohl als im Inhalt".[1]) — Diese Notiz, die uns Polizians Privatliebhaberei verrät, war sicherlich nicht für die Nachwelt berechnet; auch steht sie nicht in seinem lateinischen Epistolarium, sondern in den vulgären Briefen. Seine Beschäftigung mit dem Volkslied wollte er so wenig wie irgend ein anderer Humanist in die Oeffentlichkeit gelangen lassen, und hat darum auch seinerseits nichts gethan, um die Zeugnisse davon der Nachwelt zu retten. Seine Canzonetten, Ballaten und Rispetti sind uns in Sammelhandschriften erhalten und bei sehr vielen wissen wir nicht, ob sie ihm oder einem andern zugehören. Wir können natürlich nur diejenigen berücksichtigen, bei denen Polizians Autorschaft feststeht.

Die populärste Liedform in der Toscana war damals das Rispetto — eine Abart des Strambotto, das, wie allgemein angenommen wird, in Sicilien und Süditalien entstanden ist. Es besteht ursprünglich in einer Reihe von meist drei, selten vier Dystichen mit gekreuztem Reim. Sämtliche Verse des Strambotto sind Elfsilbler. Die ursprüngliche Form wurde schon frühzeitig dahin modifiziert, dass man das letzte Verspaar unabhängig von den übrigen machte und mit paarweisem Reime band. Das Rispetto nun unterscheidet sich vom Strambotto nicht formell, sondern nur inhaltlich, indem es seinen volkstümlichen Charakter beibehielt, während das Strambotto im 15. Jahrhundert litterarisch geadelt und ironisch zugespitzt wurde zunächst von Giustiniani in Venedig und von Serafino in Neapel, weiterhin von Pamfilo Sassi, Benedetto Accolti und endlich am besten von unserem Polizian. So waren Rispetto und

1) Prose volgari inedite etc. p. 75.

Strambotto rasch zur Mode geworden und verdrängten das Madrigal fast vollständig.

Da viele der damaligen Volkslieder in veränderten Versionen noch heute lebendig sind, so sind wir in der Lage an Beispielen zu zeigen, in welcher Weise Polizian die Motive des Volkslieds sich zu eigen machte. — In Lecce in Apulien singen sie heute noch das Volkslied vom dummen Hans, dem immer die Früchte seiner Arbeit von andern weggeschnappt werden. Es lautet etwa folgendermassen:

. . . .
Carisciai petre, e fici nu palazzu,
E n' autru quantu inne, e' nci abitau
. . . .
Pigghiai taule, e fici nu littinu,
E n' autru quantu inne, e riposau.
Sta donna l'aggi 'amata jeu lu primu
E 'n autru qnantu inne, e la sposau.
'Mposta se dice: Lu munuu è mischinu,
Lassa gudere a ci nu faticau.[1])

Und nun Polizians Überarbeitung:

I' seminai lo campo, ed altri il miete:
Aggiomi speso la fatica invano;
Altri ha gli uccelli, ed io tesi la rete,
Solo la piuma m' è rimasta in mano;
Altri è nell' acqua, ed io moro di sete,
Altri è salito, e io disceso al piano:
Pianger dovrian per me tutte le priete,
Ch' io seminai lo campo, ed altri il miete.

Wir haben dasselbe Motiv in unserem Studentenlied:

Was nützt mich nun mein Rosengarten,
Wenn andre drin spazieren gehn?

Die weitaus überwiegende Mehrzahl der polizianischen Rispetti aber handeln von der Liebe Leid und Lust, dem einzigen Gegenstand, der auch in der heutigen Toscana noch gesungen wird. Wer sich die Mühe nimmt, die schöne Sammlung toscanischer Volkslieder von Tigri zu durchblättern, wird zahlreiche Anklänge an Polizians Rispetti finden. Nehmen wir z. B. das folgende populäre Rispetto:

---

1) D'Ancona, La poesia popolare italiana, p. 163. Auf deutsch lautet es etwa folgendermassen: Ich schleppte Steine und baute ein Haus, und ein anderer kam und wohnte drin. Ich nahm Bretter und machte ein Bett, und ein anderer kam und legte sich drein. Dieses Mädchen hab ich zuerst geliebt, und ein anderer kam und heiratete sie. Drum heisst es mit Recht: Das ist eine traurige Welt; sie giebt das Glück dem, der nichts gearbeitet hat.

Bella c' hai tolto le bellezze al sole,
Hai fatto in terra un nuovo paradiso;
Ed hai tolto alla luna lo splendore,
Agli angeli del ciel l' incanto e 'l riso.[1])

Vergleichen wir damit das Liedchen Polizians:

Costei ha privo el ciel d'ogni bellezza
E tolti e ben di tutto el paradiso,
Privato ha il sol di lume e di chiareza
E posto l' ha nel suo splendido viso,
Al mondo ha tolto ogni suo' gentilezza
Ogni atto e bel costume e dolce riso.
Amor l' ha dato il guardo e la favella
Per farla sopra tutte la più bella.

Andere Rispetti erheben sich zu epigrammatischer Feinheit, zu petrararchischen Metaphern und streifen auch hin und wieder schon den Concettismus. Im grossen Ganzen glaube ich, können wir uns an das Urteil D'Ancona's anschliessen, wenn er sagt: „Wie es Polizian verstanden hat, in seine Stanzen die Schönheiten der klassischen Poesie herüberzutragen, und dennoch dem mosaikartig zusammengesetzten Werk Einheitlichkeit in Stil und Farbe zu verleihen, so bleibt er auch in seinen Rispetti doch immer der elegante Kunstdichter, ohne darum von der Manier des Volks sich zu entfernen.“ [2]) Dasselbe gilt vielleicht in noch höherem Grade von seinen Ballaten. Die Ballate, das Tanzlied mit der Rispresa, dürfte hinlänglich bekannt sein, als dass wir uns bei der Beschreibung seiner Formen aufzuhalten brauchten. Es ist vielleicht die älteste lyrische Gattung Italiens und hat besser als alle anderen seinen volkstümlichen Charakter gewahrt und verdrängte im 15. Jahrhundert wenigstens vorübergehend das Sonett. In Florenz wurde es damals mit besonderem Glück von Lorenzo dem Prächtigen gepflegt und im Anschluss an ihn auch von Polizian. Bei beiden Dichtern unterscheiden wir mit Carducci drei Arten von Ballaten, je nach Form und Inhalt.[3]) 1. Die ebenmässig lyrische, 2. die elegant komische, und 3. die maliziös erzählende. Zuerst preist der Dichter die Freuden der sinnlichen Liebe, schildert die Qual der Erwartung und wirbt um die Gunst der Geliebten und sucht sie mit epicureischen Maximen sich zu

---

1) Schön Mädchen, du hast von der Sonne deine Schönheit genommen, und hast auf der Erde ein neues Paradies gepflanzt, und hast vom Mond den Glanz genommen und von den Engeln des Himmels deinen Zauber und dein Lachen.

2) La poesia popolare etc.

3) Le Stanze etc. p. CCXXIV.

Willen zu machen, dann wird die Liebe und die einst gepriesene Freundin ironisiert, und endlich gehts gar ins Obscöne. Auch in diesem Genre hat Polizian seinen Lehrmeister Lorenzo an Eleganz und Anmut übertroffen, mag er auch an Kraft des Ausdrucks hinter ihm zurückbleiben. Die wunderbare Ballate: I'mi trovai, fanciulle, un bel mattino oder das Mailied:

> Ben venga maggio
> E 'l gonfalon selvaggio

sind noch heute jedem Italiener geläufig. Wenn in anderen da und dort einige Rauheit und grammatische Unebenheiten sich bemerkbar machen, so lässt sich das leicht begreifen und entschuldigen angesichts der mangelhaften Tradition. Dazu bedenke man, dass ein grosser Teil dieser Volksgesänge jedenfalls improvisiert worden ist.

Eine Dichtungsgattung, die dem Polizian offenbar wenig zugesagt hat, ist das Sonett, wenigstens können wir ihm mit Bestimmtheit nur ein einziges zuschreiben[1]), er hat es im Wettstreit mit einigen andern über ein von Lorenzo gestelltes Thema verfasst.

Aber seine poetische Thätigkeit ist wahrhaftig reichhaltig genug. Fast alle Elemente der Kultur des Jahrhunderts vereinigen sich in seiner Kunst. Sogar die neuerstehende romantische Epik hat er mit seinem klugen Rat gefördert, wie ihm der dankbare Luca Pulci in Morgante Maggiore bezeugt[2]). Wir könnten füglich von ihm sagen, dass er das ganze ausgehende Quattrocento in sich verkörpert, wenn wir nicht einen sehr wichtigen Zug bei ihm vermissten: den Platonismus. Es war umsonst, dass ihn Ficino die Philosophie lehrte und dass sein Freund Lorenzo einen Kranz platonischer Sonette verfasste, umsonst, dass er mit Pico della Mirandola und mit der platonischen Akademie zu Florenz in enge Beziehungen trat — vom Platonismus ist nichts an ihm hängen geblieben, oder höchstens nur spärliche Reste der platonistischen Phraseologie. Er hatte keinen Geschmack für metaphysische Spekulationen und am allerwenigsten für platonische Liebe. Dafür war er der schärfste Kritiker und Grammatiker und der vollendetste Formenkünstler seiner Zeit. Tiefe Ideen, tiefe Gefühle, aufeinanderplatzende Leidenschaften — von all dem findet sich nichts in seiner Lyrik. Seine einzige Leidenschaft ist die Freude an der Schönheit. Alles was seine Künstlerhand berührt, versinnlicht sich und wird ihm zur Form, zum

1) Veröffentlicht von Isidoro del Lungo, Florentia etc. p. 448.
2) Canto XXV. sta. 169, 115 und XXVIII, sta. 145.

Bild, zum Körper, und fängt an sich harmonisch zu regen. Seine Kunst ist zauberhaft und die Welt seiner Kunst ist ein glückliches Zauberland, wo's nirgends Gegensätze und nirgends harte Stösse giebt. Und alles wäre eitel Lust und idyllische Freude, wenn nicht die Wirklichkeit mit eiserner Faust in diese phantastische Welt gegriffen hätte: schon die ersten Jugendjahre werden dem Dichter vergellt durch den gewaltsamen Tod seines Vaters, und als er im Zug ist, sein schönstes Gedicht zu schreiben, da fällt der Held des Lieds durch Mörderhand, und seinen Mäcenas, den Prächtigen Lorenzo, sieht er sich in der Vollkraft des Lebens dahinsterben, und mit 40 Jahren wird er selbst hinweggeraft in einen hässlichen schmachvollen Tod; und kaum ist seine süsse Stimme verhallt, da erhebt sich über Florenz das bleiche Gesicht eines Busspredigers, und der Glanz der Mediceer zerstiebt vor dem Donnerwort eines Savonarola.

141

Die Principia des römischen Lagers.

Von

A. von Domaszewski.

Eines der merkwürdigsten Zeugnisse für die Technik des römischen Lagerbaues bilden die Belagerungswerke, durch welche Flavius Silva, der Legat Vespasians, die unzugängliche Burg Maṣada am Todten Meere bezwang[1]). Die erste bessere Kenntnis dieser Befestigungen dankt man de Saulcy[2]). Die Lage der Kastelle und den Lauf der Circumvallationslinie hat er im allgemeinen richtig angegeben[3]). Aber von den Einzelheiten, die hier erhalten sind, giebt sein Plan keine Vorstellung. Auch Brünnow und mir war es bei der Kürze unseres Aufenthaltes, der sich nach den Zwecken unserer Reise bemass, nicht möglich, diese Ruinen vollständig aufzunehmen[4]).

Es ist in der Beschaffenheit des Bodens begründet, dass die kleinsten Einzelheiten des Lagerbaues, soweit die Geröllmassen der Giessbäche die Oberfläche nicht überschüttet haben, genau kenntlich geblieben sind. Die Römer haben in dem weichen Mergelboden durch Steinsetzungen die Lagerlinien, die Zeltplätze und sogar die innere Einteilung der Zelte scharf eingezeichnet. Wenn sich der Blick erst an die scheinbar wüste Geröllmasse gewöhnt hat, ist es möglich, den Plan des Lagers wie von einer Zeichnung abzulesen.

---

1) Die Geschichte der Belagerung erzählt in seiner Weise Josephus, bell. Iud. 7, 8, 2—9, 2. Vgl. auch Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes 1[2] S. 536.

2) Voyage autour de la Mer Morte (Paris 1853) 1 p. 199.

3) Pl. XI—XIII. Danach Socin im Bädeker von Palästina S. 145.

4) Vielleicht giebt diese Untersuchung den Anstoss, dass Sachkundige nachholen, was wir versäumen mussten. Eine genaue Aufnahme erfordert einen Aufenthalt von mindestens 14 Tagen, während wir kaum mehr als einen Tag auf das Studium der Ruinen verwenden konnten. Am leichtesten ist Maṣada von Hebron aus zu erreichen.

Zwei Objekte sind hier in den Tafeln I und II wiedergegeben:

I. Die principia und das praetorium in Silvas Hauptlager, d. h. dem grossen Lager im Süden des Wâdi el Hafaf (= Thal der Ruinen)[5],

II. das kleine Lager im Norden des Wâdi el Hafaf[6].

I. Schon die Orientierung des Lagers ist merkwürdig. Die Lagerbeschreibung[7]) kennt nur die Orientierung, nach welcher die Front des Lagers dem Feinde zugekehrt ist; c. 56: *porta praetoria semper hostem spectare debet.* Vegetius dagegen, der so viel altes Gut aufbewahrt hat, lehrt 1, 23: *porta autem, quae appellatur praetoria, aut orientem spectare debet aut illum locum, qui ad hostes respicit.* Die Orientierung nach Osten muss der Quelle des Vegetius als die normale erschienen sein, weil sie diese an erster Stelle nennt. Dies bestätigt das Lager Silvas. Dass hier der Feind im Westen stand, unterliegt keinem Zweifel; und doch ist das Prätorium Silvas, obwohl die entgegengesetzte Orientierung ebenso gut möglich war, dem Osten zugewandt. Der Grund kann nur in den Regeln der Auspication gesucht werden, die eine Orientierung des templum nach Osten forderte[8]). Die Anlage des praetorium und der principia entspricht den Vorschriften der Lagerbeschreibung[9]). Jedoch erwächst für das Verständnis der schwierigen Schrift wesentlicher Gewinn. Die Lagerbeschreibung sagt c. 11 *aris institutis in praetorii parte ima*[10]) *auguratorium parte dextra praetorii ad viam principalem adsignabimus, ut dux in eo augurium recte capere possit; parte laeva tribunal statuitur, ut augurio accepto insuper ascendat et exercitum felici auspicio adloquatur. In introitu praetorii partis mediae ad viam principalem gromae locus appellatur.* — Das praetorium Silvas lehrt, dass in der Lagerbeschreibung links und rechts von der via principalis aus zu verstehen ist[11]); denn das Tribunal

---

5) Dieses Lager hat durch die Überschüttung mit Geröll sehr gelitten, so dass die aufgenommenen Reste wie eine Insel in der Schuttmasse liegen.

6) Nur in der südlichen Hälfte haben wir alle erkennbaren Reste aufgenommen.

7) So werde ich auch späterhin den liber de munitionibus castrorum des sogenannten Hyginus citiren.

8) Nissen, Templum S. 11 ff.

9) Taf. III Fig. 1 mit jenen Verbesserungen der bisherigen Auffassung, die sich aus dem Lager von Masada ergeben.

10) Diese Verbesserung der Überlieferung, welche ich Westd. Zeitschr. 14 S. 8 Anm. 34 vorgeschlagen habe, scheint mir jetzt gesichert. Von einem Forum ist in Masada keine Spur zu finden.

11) Der Metator stand bei der groma mit dem Gesichte gegen das Prätorium gewendet.

Silvas liegt, von der via principalis gesehen, links vom introitus. In Masada ist das Tribunal überraschend niedrig, kaum einen römischen Fuss hoch[12]. Der Raum rechts vom introitus praetorii ist das auguratorium, von dessen Beschaffenheit wir zum ersten Male eine klare Vorstellung gewinnen. Die Analogie der Zeltplätze im kleinen Lager zeigt, dass hier die Standspuren des tabernaculum erhalten sind. Die durch Absteinung und leichte Erhöhung über den Boden bezeichneten Plätze im Innern des tabernaculum sind: links (a), der Platz für das Bett des Beamten, der in der Nacht vor der Auspication im tabernaculum schläft, rechts (b), der Platz, an dem der Beamte auf seiner sella sitzend mit dem Gesichte gegen Osten durch die einzige Öffnung des tabernaculum den Himmel beobachtet[13]. Durch diese Lage und die Anordnung des auguratorium wird die bekannte Stelle des Tacitus sinngemäss erläutert: ann. 2, 13 *Nocte coepta egressus augurali*[14] *per occulta et vigilibus ignara.* Germanicus verliess das tabernaculum durch die Öffnung nach der via principalis, unbemerkt von der Feldherrnwache, die, wie gleich zu zeigen sein wird, auf der linken Seite des praetorium lag. Hinter dem tabernaculum, durch einen Gang von ihm getrennt, liegen, wie die Zeltplätze des kleinen Lagers zeigen, einfache Mannschaftszelte. Hier schliefen die Apparitoren, welche den Feldherrn bei der Auspication unterstützten. Der einzige Raum, welcher für die arae der Lagerbeschreibung in Anspruch genommen werden kann, ist der Raum neben dem tribunal, der durch eine besondere Absteinung abgegrenzt ist. Von festen Altären ist keine Spur vorhanden. Demnach hat Silva, genau wie Kaiser Marcus auf der Marcussäule[15], auf einem tragbaren Altare, einem foculus geopfert[16]. Hinter diesem Platze zieht sich längs der Strasse, die nach der porta decumana führte, ein

---

12) Genau lässt sich die Höhe nicht feststellen wegen der Überschüttung des Bodens. Gerade weil das Tribunal so niedrig ist, wird der Redner, wie ich mit Brünnow erprobt habe, weithin um so besser verstanden.

13) Über das Verfahren bei der Auspication vgl. Mommsen, Staatsr. I^3 S. 104 ff. Die Beschaffenheit des tabernaculum in Masada lässt erkennen, dass auch im Lager eine Beobachtung des Himmels stattfand und nicht bloss auspicia ex tripudiis eingeholt wurden.

14) So sagt Tacitus auch sonst (ann. 15, 30) statt des auguratorium der Lagerbeschreibung.

15) Vgl. Marcussäule S. 112.

16) Die Wahl des Platzes für das Opfer ist im Lager Silvas sichtlich dadurch bestimmt, dass die signa, denen man opferte, auf der anderen Seite der Strasse, die nach der porta decumana führt, der schola gegenüber standen. Vgl. unt. S. 145.

schmaler Raum hin; es ist der Platz für die Feldherrnwache, die statio der Lagerbeschreibung. Ihr entspricht auf der rechten Seite des praetorium eine Reihe von Mannschaftszelten[17]; es sind die Lagerräume der officiales des Feldherrn, die die Lagerbeschreibung hier ansetzt. Die Lagerbeschreibung sagt c. 9 *stationi dari oportet secundum praetorium pedes XX et, si res exigit, pedes X sufficient;* dass sie auf der linken Seite liegt, ergiebt sich aus der Angabe über die officiales c. 7: *officialibus lateri dextro*[18] *proximis*[19]. Durch den introitus praetorii, zwischen tribunal und auguratorium durchschreitend, betritt man einen grossen Saal von 16 m Länge, in dessen Mitte sich ein triclinium von 8 m Länge befindet. Die Grösse dieser Tafel erklärt sich aus der nicht hinreichend beachteten Erscheinung, dass der Feldherr regelmässig mit seinen Oberoffizieren zusammen speist. Dieser cena in praetorio gedenkt schon Polybius[20] und dann wieder Tacitus[21]. Die Rückseite des praetorium hat die eigentlichen Wohnräume des Feldherrn enthalten[22] und den mit dem Range des Feldherrn wachsenden Tross[23]. Die Offiziere, die dem praetorium angehören und zur cena zugezogen werden[24], lagern dem praetorium gegenüber in der praetentura[25]. In der Lagerbeschrei-

---

17) Wir haben nur den deutlich erkennbaren Anfang dieser Reihe aufgenommen.

18) Überliefert ist *vestro,* wofür man seit Schele *sinistro* las; aber, da der Standort des Metator (vergl. Anm. 11) auf der via principalis ist, so muss es notwendig, wie das Lager von Maṣada lehrt, *dextro* heissen.

19) Vgl. p. 65 meiner Ausgabe. Es bestätigt so das Lager Silvas meine Reconstruction der latera praetorii.

20) 14, 3, 6: *ἔστι γὰρ ἔθος Ῥωμαίοις κατὰ τοῦ δείπνου καιρὸν τοὺς βουκανητὰς καὶ σαλπιγκτὰς πάντας σημαίνειν παρὰ τὴν τοῦ στρατηγοῦ σκηνήν.*

21) Ann. 15, 30 *convivium bucina dimittit.* Livius 30, 5, 2 *ubi praetorio* (d. h. die Oberofficiere) *dimisso signa concinuissent;* 26, 13, 6; 37, 5, 2. Die berühmte Scene am Abend vor der Varusschlacht Tacit. ann. 1, 55 und 58 kann daher an jedem Tage sich ereignet haben und ist für die Datierung des Schlachttages nicht zu verwerten.

22) Die Rückseite des praetorium genauer zu untersuchen hinderte uns die starke Verschüttung, die sich an der Bank des triclinium, wie an einem Damme gebrochen hatte, so dass die unteren Teile des praetorium wohl erhalten blieben.

23) Für die Bewachung des posticum praetorii sind in der Lagerbeschreibung die statores des Kaisers bestimmt. c. 19 *lateribus eiusdem* (des quaestorium) *tendere debent ad viam quintanam centuriae statorum, ut posticum praetorii tueantur et proximi sint praetorium.* Deshalb lagern von den Stabstruppen nur die statores in der retentura, alle übrigen in den latera praetorii.

24) Vgl. Anm. 21.

25) Es sind dieselben Offiziere, welche den Kriegsrat bilden; vergl. Mommsen Staatsrecht I³ S. 312.

bung, wo der Kaiser selbst den Oberbefehl führt, sind es die legati und tribuni legionis. C. 15: *Dabimus itaque infra viam principalem legatis pedaturam, quod scamnum est appellatum — in quo tribuni cohortium praetoriarum tendere solent. Similiter tribunis legionum inferius adsignari debet, quod aeque scamnum dicitur.*

Diese Lagerplätze waren in Masada durch das Geröll gänzlich zerrüttet. Dagegen ist die nach der Lagerbeschreibung in dieser Lagerlinie befindliche schola wohl erhalten. C. 20: *Scholae cohortibus primis, ubi munera legionum dicuntur, in scamno legatorum contra aquilam dari debent.* Es ist wohl zu beachten, dass diese schola, ebenso wie jene im kleinen Lager, die Gestalt eines Halbkreises hat. Dieser Platz der schola, gegenüber dem Standort der signa, ist bedingt durch die Organisation des Heeres, weil die Centurionen der ersten Cohorte, in deren pedatura sich aquila et signa befinden, durch die Signale der Hornbläser den Lagerdienst regeln [26]). Auch sonst erfolgt in der schola, wie der Ausdruck *munera dicere* besagt, die Verlautbarung der Befehle für den Lagerdienst. In Masada hat man gegenüber der schola an der jetzt beschädigten Ecke, die an der zur porta decumana führenden Strasse liegt, den Standort der signa anzunehmen [27]). Der Teil der via principalis, an welchem das praetorium, die Lagerplätze der Oberoffiziere, die schola und der Standort der signa liegen, führte den Namen principia. Diese Lage der principia ergiebt sich für das Marschlager aus einer Reihe von Zeugnissen. Von dem Orte der Bestrafung der Soldaten wird bald gesagt *perstare in principiis* [28]), bald *ante praetorium* [29]). Die unmittelbare Nähe der principia und des praetorium ergiebt sich aus Verbindungen wie: Liv. 7, 12, 14 *iam in principiis ac praetorio;* 28, 25, 3 *deinde in principiis, praetorio — adloquebantur.* Frontin str. 2, 5, 30 *tempus eligit, quo missa principia quietem omnibus castrensibus dabant, praetoriumque secretius praestabant.* Das tribunal liegt an den principia: Tacit. 1, 67 *Tunc contractos in principia iussosque dicta cum silentio accipere, temporis ac necessitatis monet;* ebenso die Lagerplätze der Oberoffiziere: Liv. 28, 24, 10 *forma tamen castrorum constabat una re, quod tribunos — iura reddere in principiis sinebant,* und der Standort der signa: Tacit. hist. 3, 10 (Caecina will die Truppen zum Abfall

26) Vgl. S. 56 meiner Ausgabe.

27) Vergl. Anm. 16. Auf dieselbe Anordnung führt Tacitus hist. 3, 10. Vergl. Westd. Zeitschr. 14 S. 2.

28) Frontin strat. 4, 1, 26 (= Val. Max. 2, 7, 9 *ad principia*). 27. 28; ebenso wird die Hinrichtung vollzogen *in principiis* Frontin strat. 4, 1, 16.

29) Sueton. Aug. 24 (= Polyaen. 8, 24, 3).

von Vitellius bereden) *secreta castrorum adfectans, in principia vocat — in verba Vespasiani adigit, simul Vitelli imagines dereptae — sed — recurrens in principia miles praescriptum Vespasiani nomen, proiectas Vitellii effigies adspexit* [30]).

Die Übereinstimmung des Lagers von Masada mit der Lagerbeschreibung ist eine so vollkommene als bei den verschiedenen Bedingungen nur erwartet werden kann. Genau genommen besteht die Abweichung nur darin, dass in der Lagerbeschreibung zwischen dem praetorium und dem Standort der signa das persönliche Gefolge des Kaisers, die comites und die Garde eingeschoben ist. Sie fehlten natürlich im Heere des Silva [31]).

II. Das kleine Lager ist der Lagerplatz einer cohors peditata miliaria [32]). An den Kreuzungspunkten der beiden Lagerstrassen liegen auch hier die principia. An der nordöstlichen Ecke ist die schola (b) mit ganz besonders sorgfältiger Steinsetzung wohl erhalten [33]). Ihr gegenüber liegen die deutlichen Reste eines grossen Doppelzeltes (a), das nur der Lagerraum des praefectus cohortis gewesen sein kann. An der anderen Seite der Querstrasse zeichnen sich die Standspuren von Rundzelten ab (c—c³), die im Innern eine durch eine Steinsetzung gestützte Estrade zeigen. Es werden die Zelte der Centurionen sein und jene Estrade der Standort des Bettes. Die Lagerbeschreibung giebt jedem Centurio der Auxiliarcohorte ein besonderes Zelt; c. 28 *cohors peditata miliaria habet centurias X, tendit papilionibus C, ex eis centuriones singulis* [34]).

---

30) Vgl. die Fahnen S. 70.

31) Denn die alae quingenariae, welche nach der Lagerbeschreibung in den latera praetorii liegen, erhalten nur deshalb dort ihren Platz, weil bei der vom Metator willkürlich angenommenen Zusammensetzung des Heeres sich in den latera praetorii überschüssige und für die alae passende Lagerräume ergeben. Vgl. S. 52 und 58 meiner Ausgabe.

32) In der schwerbeschädigten nördlichen Hälfte — die südliche war durch die vorgelegte Geschützbastion gegen die Wildwässer besser geschützt — fanden wir nur Überreste von Mannschaftszelten. Hier ist allein schon Raum für etwa 50 Zelte. Pferde hatte diese Truppe, wie die Lagerlinien zeigen, sicher nicht besessen. Für eine cohors quingenaria ist das Lager zu gross.

33) Wir haben den Boden der schola aufgegraben, ohne auf irgend welche Reste zu stossen. Die sonst im Lager aufgesammelten Gefässscherben zeigen nach Prof. Schumachers Bestimmung alle die Formen der flavischen Zeit.

34) Ebenso c. 27 von der cohors equitata. Aus der Inschrift C. I. L. III 6760 hatte ich mit Recht geschlossen, wie der Papyrus Eph. ep. VII p. 456 f. bestätigte, dass die Zahl der Decurionen in der cohors equitata quingenaria vier betrug. In

An dieser Ecke sind nicht mehr als vier Centurionenzelte erhalten. Die anstossenden Zelte sind bereits Mannschaftszelte. Die anderen sechs werden an der nordwestlichen Ecke gelegen haben, wo auch der schola gegenüber der Platz für die signa anzunehmen ist [35]). Hier verteilen sich also die principia über alle vier Lagerstrassen. Die viereckigen Soldatenzelte sind in Doppelreihen, *strigae,* geordnet. Die einfache Zeltreihe, das *hemistrigium,* oberhalb des Zeltes des praefectus wird für seine officiales bestimmt gewesen sein. Um den schmalen hinten abgerundeten Mittelgang des Mannschaftszeltes erhebt sich in geringer Höhe eine Estrade, die als Schlafplatz diente. Die einzelnen Schlafstellen sind wieder durch Steinsetzungen geschieden [36]). Jedes Zelt hat Raum für zehn Schlafstellen. Es bestätigt dies meine Auffassung, dass die Lagerbeschreibung die Bequemlichkeit des Schlafraumes nach dem Range der Truppenkörper bemisst und deshalb auf das Zelt der Legionare nur 8 Soldaten rechnet [37]). C. 1 *papilio — tegit homines octo.* Vor den Mannschaftszelten, links seitlich vom Eingang, liegen die jetzt zerfallenen, ursprünglich runden Steinsetzungen der Feuerstellen. Die neun Zelte der vollständig erhaltenen striga entsprechen genau der oben citierten Stelle der Lagerbeschreibung, welche auf die Centurie 9 Mannschaftszelte rechnet. Die Eingänge der beiden Reihen sind einander zugewendet. Dadurch ergiebt sich erst die richtige Verbesserung der verdorbenen Worte der Lagerbeschreibung. Es muss heissen c. 1 *quoniam contrariae tendent, efficitur striga pedum LX.* Die sicheren Thatsachen des Lagers von Maṣada beweisen endgiltig, dass papilio in der Lagerbeschreibung wirklich ein Zelt ist und nicht, wie man auch angenommen hat, eine Rechnungseinheit des Metators. In der südöstlichen Ecke des Lagers ist ein Speisezimmer (e) mit einer inneren und äusseren Feuerstelle ganz besonders gut erhalten. Hier werden die Centurionen ihr Mahl eingenommen haben, die aber wegen der Enge des Raumes, nach Soldatenart, sitzend assen.

---

meinem Commentar zur Lagerbeschreibung glaubte ich wegen der Gesamtzahl der Zelte davon abweichen zu müssen. Aber ich hatte nicht bedacht, dass der praefectus cohortis in der pedatura cohortis seinen Lagerplatz haben muss, ebenso wie der praefectus alae, für den es der Metator ausdrücklich bezeugt: c. 16 *in eo pede praefectus alae pedaturam accipiat.* Maṣada lehrt, dass der praefectus cohortis ein Doppelzelt hat.

35) Das grosse Viereck, das jetzt an dieser Stelle liegt, ist nicht römischen Ursprungs. Denn die begrenzenden Steine sind sichtlich von nomadisierenden Arabern zusammengetragen, als Hürde für die Schafe.

36) Ich habe mich auf der im Plane eingezeichneten Schlafstelle des Zeltes (d) selbst gebettet und gefunden, dass ein miles Romanus hier ganz bequem ruht.

37) Vgl. S. 43. 53 meiner Ausgabe.

Die drei daneben liegenden Zelte werden für die Bedienung bestimmt gewesen sein; denn sie zeigten keine Spur von Schlafstellen. Der südwestlichen Ecke des Lagers sind zwei starkgemauerte, viereckige Räume (f) vorgebaut, die nach ihrer Lage nur Geschützstände gewesen sein können. Denn diese Ecke liegt Maṣada gegenüber und dem Wâdi zunächst, das von hier aus wirksam beschossen werden kann. Der dahinter im Innern gelegene Raum (g) wird als Magazin für die Geschosse, Wurfsteine und Wurflanzen, gedient haben.

Um dieselbe Zeit, wo wir mit der Erforschung römischer Lager in der syrisch-arabischen Wüste beschäftigt waren, ist durch Nachgrabungen auf dem Boden von Lambaesis unsere Kenntnis von den römischen Standlagern wesentlich erweitert worden[38]. Südlich jenes Centralbaues, der mit Unrecht gewöhnlich als praetorium bezeichnet wird[39], sind eine Reihe von Heiligtümern zu Tage getreten[40], die in ihrer Anordnung den Gemächern am inneren Hofe der Limeskastelle entsprechen[41]. Der innere Hof von Lambaesis öffnet sich nach Norden, in der Richtung nach jenem Centralbau hin, von dem er 50 m entfernt ist. An der Südseite des Hofes liegt in der Mitte ein viereckiger Raum; der darunter liegende Keller ist durch eine Stiege zugänglich[42]. Die Absis, welche den Raum und den Keller nach Süden abschliesst, ist nach Besniers sicheren Beobachtungen erst später hinzugefügt worden[43]. Besnier hält diesen Raum für das quaestorium, das später bei jenem Umbau zur Schola der optiones umgestaltet wurde[44]. Meines Erach-

38) M. Besnier, *Les scholae des sous-officiers dans le camp Romain de Lambèse* in den *Mélanges d'archéologie et d'histoire publiés par l'École française de Rom* tom. 19 (1899) p. 199—258.

39) Vgl. Taf. III Fig. 3. Schumacher und Hettner haben erkannt, dass dieser Bau der sog. Exerzierhalle der Limeskastelle entspricht Wetsd. Zeitschr. 17 S. 345. Ich selbst bin (Westd. Zeitschr. 14 S. 79) durch Reniers Angaben, dass die Altäre der signiferi dort standen, notwendig irre geführt worden. Denn ich durfte in dem Zusammenhang meiner Untersuchung nicht annehmen, dass jene Steine auf der via principalis gestanden hätten. Besniers Grabungen haben seither gezeigt, dass die Zweifel, die ich gegen Reniers Fundnotizen hegte (a. a. O. S. 80 Anm. 328), nur zu berechtigt waren, so dass auch jene scheinbar so zwingenden Angaben keinen Glauben verdienen.

40) Vgl. Taf. IV.

41) Vgl. Taf. III Fig. 2, der Mittelbau des Kastells von Butzbach nach raet. germ. Limes B Nr. 14.

42) Taf. IV n. 1. Dieser Raum mit seinem Keller ist seit langem bekannt.

43) p. 231.

44) p. 231. 251. Für die Existenz eines Quästoriums in den Standlagern fehlt es schlechterdings an jedem Zeugnis.

tens kann an der Deutung Hettners, der in diesem Raum das Fahnenheiligtum, in dem Keller das aerarium erkannte[45]), überhaupt nicht gezweifelt werden. Denn es liegt für die Bedeutung dieses Raumes in Lambaesis ein inschriftliches Zeugnis vor. In meiner Untersuchung über die Religion des römischen Heeres hatte ich gezeigt, dass das Fahnenheiligtum im Laufe der geschichtlichen Entwicklung zum Tempel des Mars wurde und dass seit Diokletian neben den Dienst des Mars die Verehrung des Genius castrorum getreten ist[46]). In Lambaesis hatte Renier beide Altäre, den des Mars und den des Genius castrorum, noch an ihrem ursprünglichen Standort gefunden. Aber seine vage Bezeichnung *dans le camp, derrière le praetorium* genügte nicht, die Lokalität genau zu bestimmen. Der Altar des Genius castrorum war seither verschollen, ist jedoch, wenn auch arg beschädigt, im Jahre 1885 beim Aufräumen des sogen. Quaestoriums, d. h. des Fahnenheiligtums, wieder aufgetaucht[47]). In diesem Raume standen auch ursprünglich die Statue des Mars *militiae potens*[48]), der Altar des Silvanus[49]) und der sechsseitige[50]) Marsaltar.

1 = C. I L. VIII 18061 rep. ad praetorium: *Marti Aug(usto) pro salute imp(eratoris) [c]aes(aris) P. [Lici]ni [Valeriani] . . . .*

Die Dedikanten, die auf den Nebenseiten verzeichnet sind, werden die Centurionen der von Valerian wiederhergestellten Legion sein. Links vom Fahnenheiligtum hat sich die schola der equites legionis gefunden[51]). Die Inschrift in der Krümmung der schola lautet[52]):

---

45) Westd. Zeitschr. 17 S. 345.

46) Westd. Zeitschr. 14 S. 35 und 114.

47) An der Identität beider Altäre ist nicht zu zweifeln. Besnier p. 247: „elle a été martelée et presque entièrement effacée. On l'a retrouvée à ce qu'il semble, en 1885, en deblayent l'ancien Quaestorium; elle était restée inédite; il est impossible de dire quelle devait être primitivement sa place": *Genio castrorum leg(ionis) III Aug(ustae) pro salute [et incolu]mitate d(ominorum) n(ostrorum) Valer(ii) Diocletiani et Maximiani* . . . . . Jeder Sachkundige sieht, dass die Lesung Besniers *Valer(ii)* unmöglich, die De la Mare's *imp(eratorum)*, wie auf dem gleichlautenden Mars-Altar, notwendig ist. Dagegen sichert Besniers Lesung meine Ergänzung der eradierten Kaisernamen auf Diocletian und Maximian.

48) Westd. Zeitschr. 14 S. 34 n. 48.

49) Westd. Zeitschr. 14 S. 80 n. 171.

50) Dieselbe eigentümliche Form hat der Minerva-Altar (vgl. unten S. 151), der wegen seiner dürftigen Inschrift gewiss erst der Zeit der restituierten Legion angehört.

51) Taf. IV n. 2.

52) Besnier p. 235.

2 = *Imp(eratori) Caes(ari) M(arco) Aur(elio) Seve[ro Alexandro] inv[icto pio Au]g(usto) pont(ifici) max(imo) p(atri) p(atriae) pro-(consuli) divi m(a)g(ni) Anto(nini) [f(ilio)] div(i) Pi(i) Sev(eri) [n(epoti)] eq(uites) leg(ionis) III [Aug(ustae) d(evoti) n(umini) m(aiestati)q(ue) eius.*

Bereits früher hatte ich erkannt, dass die linke pila einer schola [53]), welche ein Verzeichnis von milites enthält, wegen der Chargen die sie nennt, dieser schola der equites angehörte. Die Ausgrabungen haben nicht nur die Zugehörigkeit gesichert, sondern auch die zweite pila zu Tage gefördert [54]). Der ausgezeichnete Platz dieser schola, neben dem Fahnenheiligtum [55]), lässt keinen Zweifel darüber, dass ich mit meiner Erklärung, die Legionsreiterei bilde die Stabskavallerie des legatus legionis, das Richtige getroffen habe. Auch meine Ansicht, dass diese Gebäude tempelartig waren und die Nische, d. h. die schola nur die Rückwand bildete [56]), haben die Ausgrabungen bestätigt. Über dem Eingang in den Raum befand sich in allen Fällen auf einem Epistylbalken die Bauinschrift, aus welcher die Bestimmung der Kapelle erhellte. Die Bauinschrift der equites legionis ist erhalten [57]); ebenso die des anstossenden Raumes, der einst die schola des Officiums des tribunus laticlavius enthielt [58]). Denn in diesem Raume [59]) hat sich der Altar gefunden [60]):

3 = *Genio tribunicial(i) Q. Flavius Balbus trib(unus) lat(iclavius) mil(itum) leg(ionis) III Aug(ustae) (piae) v(indicis).*

Der allgemeine Ausdruck Genius tribunicialis zeigt, dass auch die beneficiarii der anderen tribuni hier die Stätte ihrer Kaiserverehrung [61]) fanden.

---

53) Westd. Zeitschr. 14 S. 88 n. 189.

54) Besnier p. 236. Die zweite pila enthält 52 Namen. D. h. im Ganzen zählten die equites legionis über 100 Mann. Es bestätigt dies wieder meine Ansicht über die Stärke der Legionsreiterei und die Gliederung in drei turmae.

55) Dass die scholae nach dem Range der principales geordnet waren, hatte ich bereits aus den Fundangaben über die in Carnuntum ausgegrabenen Reste erschlossen. Westd. Zeitschr. 14 S. 81 Anm. 333.

56) Westd. Zeitschr. 14 S. 90.

57) Westd. Zeitschr. 14 S. 87 n. 185.

58) Westd. Zeitschr. 14 S. 84 n. 178.

59) Taf. IV n. 3.

60) Besnier p. 238.

61) Westd. Zeitschr. 14 S. 84 n. 179.

In dem Raume zur Rechten des Fahnenheiligtums[62]) fand sich bei der Ausgrabung nur mehr ein sechsseitiger Altar vor mit der Inschrift[63])

4 = *Minervae Aug(ustae) sacrum.*

Bei der Bedeutung des Minervakultes in der Religion des Heeres[64]) genügt auch dieses Zeugnis, um zu erkennen, dass dieser Raum, der den vornehmsten Platz einnimmt, für das ranghöchste Officium, das Officium corniculariorum des Statthalters[65]), bestimmt war. Ein Denkmal, das notwendig in diesem Raume gestanden hat, zählt die principales des Officiums namentlich auf[66]).

Der anstossende Raum[67]) ist gänzlich leer gefunden worden. Und doch lässt sich die Bestimmung dieses Raumes noch durch folgende Combination feststellen. Die vier Räume rechts und links vom Fahnenheiligtum sind als eine besondere Gruppe im Bauplan dadurch hervorgehoben, dass rechts und links von den äusseren Räumen ein Gang ins Freie führt, der sie von den Räumen der tabularia[68]) scheidet. Nach der Rangordnung des Heeres muss man demnach für diesen Raum ein collegium von principales ansetzen, das an Rang über dem officium des tribunus laticlavius steht, dem der entsprechende Raum links gehört, und unter dem officium cornicularioram, das den ersten Raum rechts vom Fahnenheiligtum einnimmt. In einem Legionslager, in welchem die Statthalterschaft, anders als in Lambaesis, nicht mit dem Legionskommando vereinigt ist, war das der Platz für das officium des legatus legionis. In meiner Untersuchung über die Religion des röm. Heeres habe ich bereits gezeigt, dass in Lambaesis die Überreste einer schola gefunden wurden[69]), deren principales dem officium des legatus legionis entsprechen.

5 = *D(ominis) n(ostris) (tribus) Au]g(ustis) Arab(icis) Adi[ab(enicis) Parth(icis) max(imis) pro inc]olumitate domu[s divinae scholam cum im]aginib(us) sacris fece[r(unt) et ob eam sollemnitatem*

---

62) Taf. IV n. 11.

63) Besnier p. 243.

64) Westd. Zeitschr. 14 S. 29 f.

65) Westd. Zeitschr. 14 S. 80 f. und S. 32 n. 43.

66) Westd. Zeitschr. 14 S. 80 n. 173.

67) Taf. IV n. 12.

68) Vgl. unten S. 152.

69) Westd. Zeitschr. 14 S. 83 n. 177. Meine Ergänzungen sind durch die neu entdeckte Tabularium-Inschrift (vgl. unt. S. 152 n. 6) bestätigt worden. Auch dort zahlen dieselben Officialen den austretenden Collegen ein Abstandsgeld.

d]ec(reverunt) ut duplis stipend[iis suis arca fiat regressi] de ex-p(editione) fel(icissima) Mesopot[amica mil(ites duplarii l]eg(ionis) III Aug(ustae p(iae) v(indicis), quoru[m nomina s]ubiecta sunt . . . . L.] Aemilius Cattianus cor(nicularii) L. . . . . b(ene)f(iciarii) pra]ef(ecti) T. Flavius Surus actar[ius . . . . [secundum] legem scholae [collegis] prioribus denarios c(entum) quaestor [adumerabit].

Diese schola stand demnach in dem zweiten Raume rechts vom Fahnenheiligtum. Zwei neue Funde gestatten die eigentümliche Art, wie der praefectus legionis in Lambaesis zum Teile die Functionen des legatus legionis übernommen hat, schärfer zu präzisieren. In dem Raume links von dem Gange nach der schola des Officium des tribunus laticlavius[70]) stand folgende Inschrift[71]):

6 = *Tabularium legionis cum imaginibus domus divinae ex largissimis stipendi(i)s et liberalitatibus quae in eos conferunt fecerunt L. Aemilius Cattianus cornicular(ius) et T. Flavius Surus actarius*[72]); *item librari(i) et exacti leg(ionis) III Aug(ustae) p(iae) v(indicis) q(uorum) n(omina) subiecta sunt.*

Ob quam sollemnitatem decretum est si qui in locum corniculari(i) legionis vel actari(i) missi emeriti substitutus fuerit dat ei in cuius locum substitutus est anulari(i) nomine denarios milia; et si qui ex eodem collegio honestam missionem missus fuerit, accipiat a collegis anulari(i) nomine denarios DCCC; item si qui ex collegis profecerit accipiat denarios D.

Diese Inschrift lehrt uns die merkwürdige Thatsache, dass in der Legion ausser dem tabularium principis noch ein zweites tabularium bestand. Hier liegt eine Einrichtung vor, die für alle Legionen des Heeres gilt. Denn der Minerva-Altar dieses tabularium hat sich im Lager der legio II Parthica gefunden.

7 = C. I. L. XIV 2255 . . . *Imp(eratoris) Caes(aris) L(ucii) Sept(imii) Sever(i) Pii Pert(inacis) Aug(usti) et Imp(eratoris)*

70) Taf. IV n. 5.

71) Besnier p. 239.

72) Wie diese beiden Chargen dem Collegium des tabularium und dem Collegium der Officialen des praefectus legionis (S. 151 n. 5) zu gleicher Zeit angehören, so stehen die optiones cohortes primae sowohl in dem Collegium der optiones als auch unter den Chargen des tabularium principis. Vergl. Westd. Zeitschr. 14 S. 85 n. 180 und S. 102 n. 210.

Caes(aris) M(arci) Aurel(ii) Ant(onini) p(ii) f(elicis) Aug(usti) Parth(ici) max(imi) Britann(ici) max(imi)! p(atris) p(atriae) et Juliae Aug(ustae) mat(ris) Aug(usti) n(ostri) et senat(us) et patriae et castr(orum) Minerv(ae) Aug(ustae) sacr(um) Dasimius Firmin(us) corn(icularius) leg(ionis) et Aur(elius) Victorin(us) actar(ius) leg(ionis) cum imm(unibus) libr(ariis) et exactis v(otum) m(eritae) p(osuerunt).

Die in beiden Inschriften genannte Charge des actarius ist nur bei dem legatus legionis nachzuweisen[73]), und es liegt in der Sache selbst, dass das tabularium legionis von den Officialen des legatus legionis verwaltet wurde. Wie die Inschrift jener schola (Nr. 5) lehrt, sind diese Officialen in Lambaesis dem praefectus legionis zugeteilt; denn andere Officialen des praefectus legionis gehören dem Collegium ebenfalls an. Trotzdem besteht das eigene Officium des praefectus daneben fort[74]).

8 = *Scholam suam cu]m imaginibus [domus divinae ex largissimis stipendiis [et liberalita]tib(us) quae in eos conferunt [fecerunt o]fficiales Aeli Saturnini [p]raef(ecti) leg(ionis) III Aug(ustae) p(iae) v(indicis) [M. Ba]ebius Speratus cornicul(arius) [item librarii quor]um nomina subiecta sunt. [Ob quam sollemnit]atem decreverunt anulari(i) n(omine) veteranis suis [et iis quicumque pr]oficiunt singulis corniculario sestertiorum IIII m(ilia) n(ummum) [nulla dila]tione facta numerari et libraris [sestertium . . . m(ilia) n(ummum).*

Aus dem Officium des praefectus legionis fehlen hier die oft bezeugten beneficiarii; eben diese principales sind aber nach dem Zusammenhang in der Inschrift Nr. 5 zu ergänzen. Man erkennt daraus, dass in Lambaesis das Officium des praefectus legionis aus zwei Teilen besteht. Das eine Collegium ist jenes, welches sonst das Officium des legatus legionis bildet Nr. 5, das andere ist das normale des praefectus legionis Nr. 8, nur dass seine beneficiarii an Stelle der beneficiarii des legatus legionis in das erste Collegium übertreten.

Über die Lage der übrigen scholae haben die Ausgrabungen nichts gelehrt; nur kann man aus der baulichen Anordnung der Räume, die durchaus symmetrisch ist, entnehmen, dass dem tabularium legionis auf der linken Seite, das tabularium principis auf der rechten entsprach.

---

73) C. I. L. III Suppl. 7753.
74) Besnier p. 249.

Doch lässt sich auf Grund der Organisation des Heeres die Anordnung der übrigen scholae in den Seitenflügeln des inneren Hofes mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmen.

Die principales der Legion zerfallen in drei durch das Avancement scharf geschiedene Gruppen.

1. Die principales der Stäbe. Ihre scholae sind oben zu beiden Seiten des Fahnenheiligtums nachgewiesen.

2. Die für die Gefechtsleitung bestimmten principales und solche, die ihnen nach der dienstlichen Verwendung nahe stehen[75]), a) aquilifer, imaginiferi, signiferi, optiones, tesserarii, b) die aeneatores: tubicines, cornicines, bucinatores, c) armaturae, armorum custodes[76]).

3. Die niederen Verwaltungschargen, die sich über den Rang von immunes nicht erheben[77]), a) mensores, b) das Spitalpersonal und eine Reihe anderer, deren scholae noch nicht nachgewiesen sind[78]).

Die principales der letzten Gruppe bilden auch darin eine Einheit, dass sie dem praefectus castrorum[79]) unterstehen. Vegetius sagt von ihm 2, 10 *praeterea aegri contubernales et medici, a quibus curabantur, expensae etiam ad eius industriam pertinebant. Vehicula, sagmarii nec non etiam ferramenta, quibus materies secatur vel caeditur, quibusque aperiuuntur fossae, contexitur vallum*[80]) *aquaeductus item ligna vel stramina, arietes, onagri ballistae ceteraque genera tormentorum ne de-essent aliquando procurabat.*

Sehr wichtig ist die Bemerkung, dass das Rechnungeschäft dem

75) Westd. Zeitschr. 14 S. 84 ff. Der schola der armorum custodes gehört wahrscheinlich das Bruchstück an C. I. L. VIII n. 2556. Denn der v. 12 genannte C. Iulius Martialis ist wahrscheinlich identisch mit dem gleichnamigen armorum custos n. 2908. 2909. Es stimmt dazu die Höhe des anularium von 500 Denaren, derselbe Betrag wie bei den cornicines. Denn die armorum custodes und die cornicines sind ungefähr gleichen Ranges. Vgl. C. I. L. VIII 2564 in der nach dem Range geordneten Liste der duplarii und C. I. L. III Suppl. 10476.

76) Von diesen principales kann es zweifelhaft sein, ob sie nicht besser zur dritten Gruppe gerechnet werden, weil die oberste Leitung ihres Dienstes wahrscheinlich dem praefectus legionis zusteht.

77) Westd. Zeitschr. 14 S. 86. Alle zählt Tarrutenius Paternus zu den immunes Dig. 50, 6, 7.

78) optio fabricae C. I. L. III Suppl. 8202 und die ganz dunkeln, wie polio, marsus C. I. L. VIII 2564 und Dig. 50, 6, 7.

79) Bekanntlich heisst dieser Offizier seit Septimius Severus immer praefectus legionis (Marquardt, Staatsv. II² S. 459 und Westd. Zeitschr. 14 S. 83).

80) Diese Dienste versehen viele der immunes, welche Tarrutenius Paternus aufzählt Dig. 50, 6, 7.

praefectus castrorum, d. h. dem höchsten Offizier von Ritterrang anvertraut ist [81]). Vegetius' Worte werden bestätigt durch die Inschrift

> C. I. L. III 1099 *pro sal(ute) Aug(ustorum) Mart(i) conser(vatori) P. Ael(ius) Rufinus [a]diutor off(icii) r(ationum) vovit, cornic(ularius) praef(ecti) kast(rorum) leg(ionis) XIII g(eminae) v(otum) l(ibens) p(osuit).*

Der Mann hat in jenem Officium gedient, dessen schola in Lambaesis erhalten ist Nr. 8.

Von den drei Gruppen der principales steht die zweite an Rang über der dritten. Deshalb darf man annehmen, dass die scholae der zweiten Gruppe an der ehrenvolleren rechten Seite, die der dritten Gruppe an der linken Seite des inneren Hofes lagen.

Die scholae in den Dienstråumen der Standlager sind, wie die scholae der Lager zu Maṣada zeigen, der Form nach den scholae der Marschlager nachgebildet [82]). Daraus erklärt sich erst, dass in Lambaesis vor die Absis des einzelnen Raumes noch einmal eine schola, also eine zweite Absis gesetzt ist [83]). Gegen alles tectonische Gefühl haben die Römer nach ihrer Art die überlieferte Form starr festgehalten.

Die fortschreitende Erforschung der Kastelle am obergermanisch-rätischen Limes hat in diesen Jahren unsere Kenntnis auch dieser Standlager wesentlich erweitert. In seiner sachkundigen Zusammenfassung hat Hettner schon vor dem Bekanntwerden der neuen Ausgrabungen in Lambaesis erkannt, dass in den Limeskastellen, wie das tabularium, so auch die scholae an dem inneren Hofe lagen [84]).

Trotzdem bleiben die Folgerungen, welche ich aus der dreifachen Gliederung der Räume vor dem Fahnenheiligtum erschlossen habe, zu Recht bestehen [85]). Auch nach der Verlegung der scholae in den inneren Hof mussten sich bei feierlichen Culthandlungen die Oberoffiziere und centuriones im inneren Hofe, die principales in dem äusseren [86]), die

---

81) Vgl. auch Mommsen Staatsr. II³ S. 848 und Westd. Zeitschr. 14 S. 15.

82) Taf. V.

83) Taf. IV n. 2. Vgl. auch n. 5 und 7.

84) Westd. Zeitschr. 17 S. 346.

85) Westd. Zeitschr. 14 S. 80

86) Denn im inneren Hofe finden die principales, wegen ihrer grossen Zahl, keinen Platz. Überdies ist dieser Hof mit Anathemen besetzt. Es ist bezeichnend für den ganz verschiedenen Geist des occidentalischen Heeres auch unter der orientalischen Dynastie, dass diese Anatheme in Mainz dem Adler zu Ehren (honori aquilae) gesetzt sind; s. Westd. Zeitschr. 14 S. 14 u. Körber cat. (1897) n. 18. In Lam-

milites gregarii auf der via principalis versammeln. Schon die Thatsache, dass Septimius Severus die Heiligtümer der Lager umgebaut hat[87]), legt die Vermutung nahe, dass dieser Kaiser, der die Offiziere bis zu den Generalen hinauf auf die Stufe der gregarii herabdrückte, die scholae in den inneren Hof verlegt hat. Unter seinem Einfluss sind die scholae aus Diensträumen durch das Überwuchern des Kaisercultes zu Kapellen geworden und hatten damit logisch ihren Platz neben dem Fahnenheiligtum.

Die Ruinen des Lagers von Leǧǧun[88]) in der provincia Arabia geben den direkten Beweis, dass die Verlegung der scholae in den inneren Hof eine spätere Neuerung ist. Die Untersuchung dieses Lagers bot besondere Schwierigkeiten, weil der Wasserreichtum der Oase seit Jahrhunderten einen üppigen Graswuchs erzeugt hat, der die Ruine allmählich mit einer hohen Schicht von Humus überzogen hat. Überdies sind die Innenbauten des Lagers wahrscheinlich in diokletianischer Zeit vollständig umgestaltet worden[89]). Trotzdem erkennt man eine Porticus an der via principalis, dahinter einen grossen Hof, den rückwärts drei grosse Gemächer abschliessen. Das mittlere dieser Gemächer hatte links ein Seitengemach. Dieses mittlere Gemach ist auch im Lager von Odruh erhalten[90]). Es ist deutlich ein tempelartiger Raum, den eine halbkreisförmige Absis abschliesst; rechts von ihr liegt ein Zimmer, links der Zugang zur Treppe, die in das aerarium führte[91]). Dieselbe Form wird auch das mittlere Gemach in Leǧǧun gehabt haben. Links von dem linken Gemach liegen drei scholae unmittelbar neben einander. Es ist völlig deutlich, dass diese scholae erst später hinzugefügt wurden. Denn sie sitzen auf einer Linie auf, welche in der Verlängerung der Umfassungsmauer des äussseren Hofes liegt und springen über die Ausgänge vor, die, wie in Lambaesis und den Limeskastellen, zwischen

---

baesis dagegen sind hier nur die Kaiserstatuen gefunden worden. Denn auch die Statuen, die die Veteranen bei ihrer Entlassung errichteten, standen dort (Besnier p. 254). Dies bestätigt nur meine Auffassung der Schrift de corona. Vgl. Westd. Zeitschr. 14 S. 13 Anm. 58 und S. 95.

87) Auch die Mainzer Bauinschrift ist jetzt gefunden Körber cat. (1897) n. 24.

88) Vgl. über die Lage und den antiken Namen dieses Ortes Festschrift für Kiepert S. 85 ff.

89) Der Hauptbau in der Mitte, der hier auf Taf. VI Fig. 1 wiedergegeben ist, wurde davon am wenigsten betroffen.

90) Vgl. Taf. VI Fig. 2. Die Lager von Leǧǧun und Odruh sind nach einem identischen Plane gebaut.

91) Das Gebäude liegt genau in der Mittellinie des Lagers und die Rückwand ist von der porta decumana 47 m entfernt.

dem äusseren und inneren Hofe ins Freie führen. Auch die Enge des Raumes beweist einen späten Anbau; es ist kaum Platz sich vor den scholae zu bewegen. Dadurch gewinnt die Beobachtung Besniers [92]), dass die Absis des Fahnenheiligtums in Lambaesis eine spätere Zuthat ist, erst ihre volle Bedeutung. Man hat sie angelegt, als man die vier Absiden der scholae neu baute, um so eine Übereinstimmung in dem äusseren Anblick der Räume zu erzielen.

Allgemein hält man diesen Mittelbau der Standlager für das Prätorium, weil genau an jener Stelle das Prätorium der Marschlager liegt. Und doch ist nie der geringste Beweis für diese Benennung erbracht worden. Im Gegenteil gerade die letzten Ausgrabungen in Lambaesis zeigen wieder deutlich, dass diese Benennung falsch sein muss. Denn dort, sowie auch in den anderen Lagern, ist an dieser Stelle nie eine Spur gefunden worden, die auf das Prätorium selbst hinweist [93]). Es fehlt auch in diesen Mittelbauten ganz an Räumen, die als die Amtswohnung des Commandanten aufgefasst werden könnten. Denn auch die beiden länglichen Hallen, die in den Limeskastellen die Seiten des inneren Hofes begrenzen, sind sicher als Magazine gedeutet. Dass die rechte Halle das armamentarium war, geht am deutlichsten hervor aus den Fundumständen in Niederbieber. Hoffmann sagt bei Dorow [94]): „an dieses Zimmer [95]) stösst ein grosser Saal, wohl dem Mars geheiligt, dessen Statue von Bronce darin aufgestellt gewesen sein mag,

92) Vgl. oben S. 148.

93) Mit Sicherheit lässt sich dies erst sagen, seitdem der innere Hof in Lambaesis aufgedeckt wurde. Die Altäre der Oberoffiziere, die ich früher, in dieser falschen Vorstellung befangen, auf das Fahnenheiligtum bezogen habe, gehören daher vielmehr dem wirklichen Prätorium an. Die Resultate meiner Arbeit über die Religion des römischen Heeres werden dadurch nicht berührt, weil auch in praetorio die Heeresreligion galt. Manche Erscheinungen der Heeresreligion werden allerdings jetzt besser verständlich.

94) Denkmale 2 S. 55 f.

95) Gemeint ist der Raum neben dem tabularium in der rechten hinteren Ecke. Von diesem sagt Hoffmann: „Neben diesem (dem tabularium) liegt nun in dieser rechten der porta principalis dextra zugekehrten Seite" (Hoffmann hielt die Rückseite für die Front) „ein kleineres Gemach, worin ich eine Menge zu Schränken, Kisten und Kasten gehörendes Eisenwerk, als Schlüssel, Schlösser, Überwürfe zu Verhängschlössern — Gewerbe zu grösseren Thüren von Schränken und viele Gewerbe (Charniere) zu kleineren Thüren, wohl zu Abteilungen in jenen Schränken gehörend, gefunden habe." D. h. Hoffmann hat hier thatsächlich die Überreste der Archivschränke gefunden. Auch in Lambaesis ist der Raum neben dem tabularium legionis das Archivzimmer. Die viereckigen Untermauerungen sind keine Zimmer, sondern wie in den alae der Häuser zu Pompei die Stützen der Schränke.

zu welcher der schön gearbeitete kolossale Priapus wohl gehörte[96]), der daselbst nebst einer Inschrift in Tuffstein[97]) gefunden worden. Hier liegen Stücke von eisernen Harnischen, Panzerhemden, Waffen verschiedener Art umher." Ob die entsprechende Halle auf der linken Seite ebenfalls ein armamentarium war, oder, was mir wahrscheinlicher ist, ein anderes Magazin[98]), wage ich nicht zu entscheiden. Die richtige Bezeichnung des Gebäudekomplexes ist erhalten in der Inschrift[99]):

C. I. L. VII 446: *Imp(erator) Caesar M. Antonius Gordianus p(ius) f(elix) Aug(ustus) principia et armamentaria conlapsa restituit per Maecelium Fuscum leg(atum) Aug(usti) pr(o) pr(aetore) curante M. Aur(elio) Quirino pr(aefecto) coh(ortis) I(ingonum) G(ordianae).*

Damit steht in bester Übereinstimmung, was die Schriftsteller über die Lage der principia in den Standlagern lehren. Anders als in den Marschlagern[100]), werden in den Standlagern praetorium und principia nie in Verbindung gebracht. Der einzige Raum, der im engsten Zusammenhang mit den principia erwähnt wird, ist das Fahnenheiligtum. Tacitus, hist. 3, 12 (Der Abfall der Flotte von Ravenna vollzieht sich): *Nox proditioni electa, ut ceteris ignaris, soli in principia defectores coirent . . . . . trierarchi magno tumultu Vitelli imagines invadunt*[101]) Von den im Fahnenheiligtum aufgestellten statuae wird „inter signa" und „inter principia" als gleichwertig gebraucht[102]). Bei der Erhebung des Otho zum Kaiser bedient sich Sueton Otho 6 des Ausdrucks „devenire ad principia", während Tacitus, hist. 1, 36 in demselben Zusammenhange vom Fahnenheiligtum spricht[103]). Dass die principia an einer Lagerstrasse lagen und nicht auf derselben zeigt Sueton Otho 1: *ausus*

96) Er war wohl in dem Zimmer aufgehängt, um die römischen Waffen gegen bösen Zauber zu schützen.

97) Brambach n. 691.

98) Hierauf möchte ich die Inschrift aus Niederbieber, deren Fundort unbekannt ist, beziehen Brambach n. 694. Es mögen die Räume für Kleider, Schuhe u. dgl. gewesen sein.

99) Hettner (Westd. Zeitschr. 17 S. 347) hat die principia auf die sogenannte Exercierhalle, d. h. den Hof Gemeinen, der über der via principalis errichtet ist, bezogen und ist damit der Wahrheit sehr nahe gekommen. Denn die beiden Höfe, an welchen die Gebäude liegen, sind nur eine Erweiterung dieses Teils der Lagerstrasse, an dem vom Marschlager her der Name principia haftete. Vgl. auch Anm. 111.

100) Vgl. oben S. 145.

101) Vgl. oben Anm. 30.

102) Westd. Zeitschr. 14 S. 10.

103) Westd. Zeitschr. 14 S. 10.

milites quosdam . . . capite punire, et quidem ante principia se coram[104]). Und ebenso kann sich die bekannte Skandalgeschichte Tacitus histor. 1, 48 nicht auf einer Strasse, sondern doch nur in einem geschlossenen Raume zugetragen haben[105]): *prima militia informis, legatum Calvisium Sabinum habuerat: cuius uxor, mala cupidine visendi situm castrorum, per noctem militari habitu ingressa, cum vigilias et cetera militiae munia eadem lascivia temerasset, in ipsis principiis stuprum ausa.*

Bei dieser Auffassung der principia als des Gebäudes an und auf der via principalis mit seinen drei Höfen werden erst die Angaben des Pariser Papyrus ganz verständlich, den Wilcken vortrefflich ergänzt und erläutert hat[106]).

8 ὃ ἱερᾶς οὔσης ὑπὲρ γενεθλίων (?)] Αὐτοκράτορος Μάρκου Αὐρ[η-λίου Σεουήρου Ἀλεξάνδρου Εὐσ]εβοῦς Εὐτυχοῦς Σεβαστοῦ .[. . . . [1. Oct.] 232.

9 [c. 20 Buchst.[107]) τριβού]νῳ τῆς ἐν Σοήνῃ σπείρης κα[ὶ c. 15 Buchstaben[108]) καὶ τῷ βεν]εφικαρίῳ[109]) καὶ τοῖς ἐνάρχοις[110] [. . . .

10 [c. 16 Buchst.[111]) ἐν τοῖς πριγ]κιπίοις καὶ ἐν τῷ Καισαρείῳ [c. 24 Buchst.] νέοι πᾶσι, ἔνθα τῶν συνη[θῶν ἱερουργιῶν (?)]

11 γενομένων ὁ στρατηγὸς ἔστεψεν (?)] τὸν κύριον ἡμῶν Αὐτο[κράτορα Καίσαρα Μᾶρκον Αὐρ]ήλιον Σε[ο]υῆρ[ον]

12 [Εὐτυχῆ Σεβαστὸν καὶ Ἰουλίαν Μ]αμαίαν τὴν κυρίαν ἡμῶ[ν Σε-βαστὴν μητέρα Σεβαστοῦ] καὶ τῶν ἱερῶν στρατοπέδ[ων . , .

104) Im Marschlager heisst es dagegen in principiis. Vgl. oben Anm. 28.

105) Ebenso Plutarch Galba 12, wo allein der griechische Name ἀρχεῖα erhalten ist. Auch Quintil. decl. 3 bezieht sich auf diese Geschichte.

106) Philologus 53 (1894) p. 83.

107) Zu ergänzen ist ὁ στρατηγὸς σὺν, es folgt der Name des Tribunen.

108) Hier fehlen die Centurionen der Cohors I Flavia Cilicum equitata, die seit Pius allein die Besatzung von Syene bildete C. I. L. III 6025 und unten Anm. 115, also καὶ τοῖς ἑκατοντάρχοις.

109) Es ist der beneficiarius praefecti Aegypti, miles legionis II Traianae, der als Intendanzoffizier der Cohors beigegeben war. Vgl. Westd. Zeitschr. 14. S. 99.

110) In diesem Zusammenhang können nur die principales gemeint sein, also die decuriones u. s. w. Der decurio alae steht über dem beneficiarius des Statthalters. Westd. Zeitschr. 14. S. 21 n. 17. Aber es ist eine Degradation, vom decurio alae zum decurio cohortis herabgesetzt zu werden. Eph. epigr. 7 p. 458 v. 25 f. *reiectus ab ala I Thrac(um) Maureretana* (vgl. Cichorius in Pauly-Wissowa I S. 1264) *ad virgam cohortis dec(urio) (unus).* Vgl. Mommsen p. 465.

111) Es fehlen hier die gregarii, also καὶ τοῖς στρατιώταις. Denn bei der Stellung der milites unter der orientalischen Dynastie waren sie gewiss erwähnt. Vgl. auch Anm. 99. Vielleicht ist die sog. Exercierhalle eine Neuerung des Septimius Severus.

13 [c. 25 Buchst.] *τ]ειμηθέντων τε τῶν λαμ[προτάτων ἐπάρχων τοῦ ἱε]ρωτάτου πραιτωρίου καὶ το[ῦ λαμπροτάτου]*

14 *[ἡγεμόνος Μηουίου Ὀνωρατιανοῦ] καὶ τειμηθέντων τῶν κ[ρατίστων Μαξιμίνου καὶ υἱο]ῦ Μαξίμου πρὸς ταῖς ἐπισκε [. . . . .*[112])

15 [c. 25 Buchst. *ου*[113]) *παρέτυχεν τῇ ἀγομένῃ [κωμασίᾳ . . . . . καὶ ἐν τῷ Καισ]αρείῳ εὐωχήθη τῶν ἐν*[114]) . . . .

16 [c. 25 Buchst. 2 H.] *Ἀν]έγνων*

In diesem Protokoll des Strategen beleben sich die todten Räume der principia auf wunderbare Weise. Das nach den principia genannte Caesareum ist der Tempel, wo die Statuen der severischen Dynastie und die Ahnengallerie aufgestellt waren[115]). Wo es lag, zeigt das Lager der Vigiles in Ostia[116]). Hier ist das Caesareum an der Rückseite des inneren Hofes der principia erhalten, an der Stelle, wo das Fahnenheiligtum stehen sollte. Auch im Pratorianerlager war unter Caracalla das Fahnenheiligtum zum Caesareum geworden.

C. I. L. IX 1609 (ein Prätorianer sagt in seiner Grabschrift:) *Lae]to et Ceriale co(n)s(ulibus)* — a. 215 — *[factus custos?*[117]) *ab im-] p(eratore) Antonino aedis sa[crae . . .*

Diese Zeugnisse beweisen die völlige Verdrängung der Fahnenreligion durch den Kaisercult. Im Westen hatte Mamaea einlenken müssen[118]); aber der Papyrus lehrt, dass in Ägypten der dem Lande eigentümliche Herrschercult ausschliesslich in Geltung blieb[119]). Die

---

112) Ich vermute, dass die Truppenschau hier erwähnt war, also *ἐπισκέ-[ψεσι·* Der Plural ist berechtigt, weil die Infanterie und Kavallerie jede für sich paradiert. Vgl. Hadrians Armeebefehl C. I. L. VIII 18042.

113) Ich vermute *ἔπειτα ὁ στρατηγὸς μετὰ τοῦ τριβούν]ου.* Denn die *κωμασία* wird von den milites gehalten. Vgl. Anm. 128.

114) Da die scholae neben dem *καισαρεῖον* liegen und selbst nur kleinere *καισαρεῖα* sind, so glaube ich, dass die principales an dem Festmahle teilnahmen und ergänze *τῶν ἐν[άρχων μετασχόντων τοῦ δείπνου.*

115) Von der Ahnengallerie dieses Caesareums in Syene sind kürzlich Reste gefunden worden. Cagnat Compte rendu 1896 p. 40. Erhalten sind die Statuenbasen des Traianus, Pius und Marcus. Seit Pius ist es allein die cohors I Flavia Cilicum, welche die Statue setzt.

116) Vgl. Westd. Zeitschr. 14 Taf. I fig. 1.

117) So ergänzt Mommsen. Aber vielleicht ist nach Analogie der Inschrift Westd. Zeitschr. 14 S. 47 n. 87 geradezu *antistes* zu ergänzen.

118) Westd. Zeitschr. 14 S. 61.

119) Auch in Lambaesis wird es nicht anders gewesen sein, da sich dort keine Spur der Fahnenreligion erhalten hat. Vgl. oben Anm. 86.

Festfeier beginnt mit einem Opfer an die dii militares[120]); an die Verteilung des Donativs an die Soldaten[121]) schliesst sich die Verehrung der Herrscher; bezeichnender Weise ist Mamaea dem Sohne völlig gleichgestellt. Die blosse Bekränzung der Statuen scheint mir zu wenig; ich trage kein Bedenken zu vermuten, dass hier direct von der adoratio die Rede war. Hierauf folgt eine contio[122]) mit einer Truppenschau. Während der Parade hatte die Cohorte die Spitzen der Generalität acclamiert[123]). Zuerst werden die praefecti praetorio genannt, die unter einer politischen und militärischen Null, wie Severus Alexander es war, thatsächlich als Veziere das Reich regierten. Dann folgt der praefectus Aegypti, als oberster Befehlshaber des Heeres der Provinz. Der zuletzt erwähnte General kann nur der praefectus legionis II Traianae in Alexandria sein, dessen Sohn nach römischer Sitte in der Legion des Vaters als tribunus militum diente. Wilcken hat sehr fein erkannt, dass hier wahrscheinlich Maximinus Thrax und sein Sohn Maximus gemeint sind. Die Laufbahn des Maximinus ist dunkel genug. Aber die blosse Thatsache, dass er den Kaiserthron gewinnen konnte, zeigt, dass er die höchsten Stufen der Rittercarrière erstiegen haben musste, und dies bezeugt auch Herodian 6. 8, 1 *ἐλθὼν διὰ πάσης τάξεως στρατιωτικῆς, ὡς στρατοπέδων τε ἐπιμέλειαν*[124]) *ἐθνῶν τε ἀρχὰς πιστευθῆναι.* Schon Tillemont[125]) hat mit Recht aus Herodian 7, 8, 4 *Πέρσαι τε οἱ πάλαι Μεσοποταμίαν κατατρέχοντες νῦν ἡσυχάζουσιν, ἀγαπητῶς ἔχοντες τὰ ἑαυτῶν, δόξης τε τῆς ὑμετέρας ἐν τοῖς ὅπλοις ἀρετῆς τε, πείρᾳ τῶν ἐμῶν πράξεων, ἃς ἔγνωσαν ὅτε τῶν ἐπὶ ταῖς ὄχθαις στρατοπέδων ἡγούμην* erschlossen, dass er während des

120) Die erhaltenen Reste fügen sich der Ergänzung *ἔθυσε τοῖς θεοῖς, οὖσι* (?) *εὐμε]νέσι πᾶσι.* Der Erfolg des Opfers wird hervorgehoben, das *καλλιερεῖν* oder litare.

121) Die Inschriften der scholae von Lambaesis zeigen, dass der Nerv des Kaiserceultes die liberalitates sind; also ist zu ergänzen *τῶν συνη[θῶν δωρεῶν διαδεδομένων.* Vgl. auch Westd. Zeitschr. 14 S. 95 und Rhein. Mus. 53 S. 639.

122) *καὶ προσηγόρευσε τὴν σπεῖρην.* Denn die contio ist eine notwendige Folge der Parade. Vergl. Anm. 112 Hadrians Armeebefehl, der nichts anderes ist als die allocutio einer solchen contio.

123) Wenigstens sehe ich keine andere Form, wie diese Ehrung durch die Truppe erfolgt sein könnte. Der Akt heisst lateinisch laudatio C. I. L. II 2079 honorato] laudatione a numer[is . . .

124) Die Ausgaben schieben hier ein *τῶν* ein. Aber der Artikel darf nicht stehen, weil *ἐθνῶν* den Sinn von provinciarum hat. Über diese Bedeutung des Wortes *ἔθνος* vgl. meinen Aufsatz in der Festschrift für Helbig.

125) 3 p. 220.

Perserkrieges praefectus Mesopotamiae war [126]). Dem entspräche es vollkommen, wenn er im Jahre 232 als praefectus an der Spitze der ägyptischen Legion stand [127]). Auf die contio folgt als Beschluss der Feier ein Festzug mit Festmahl [128]). Es ist ein vollständiges Programm für Kaisers Geburtstag.

Der ganze Text des Papyrus hatte demnach gelautet:

δ̅ ἱερᾶς οὔσης ὑπὲρ γενεθλίων] Αὐτοκράτορος Μάρκου Αὐρ[ηλίου Σεουήρου Ἀλεξάνδρου Εὐσ]εβοῦς Εὐτυχοῦς Σεβαστοῦ [ὁ στρατηγὸς σὺν . . . . τριβού]νῳ τῆς ἐν Σοήνῃ σπείρης κα[ὶ τοῖς ἑκατοντάρχοις καὶ τῷ βεν]ιφικαρίῳ καὶ τοῖς ἐνάρχοις [καὶ τοῖς στρατιώταις ἐν τοῖς πριν]κιπίοις καὶ ἐν τῷ Καισαρείῳ [ἔθυσε τοῖς θεοῖς, οὖσι (?) εὐμε]νέσι πᾶσι, ἔνθα τῶν συνη[θῶν δωρεῶν διαδεδομένων ὁ στρατηγὸς προσεκύνησε] τὸν κύριον ἡμῶν Αὐτο[κράτορα Καίσαρα Μᾶρκον Αὐ]ρήλιον Σε[ο]υῆρ[ον] Ἀλέξαν[δρον Εὐσεβῆ] [Εὐτυχῆ Σεβαστὸν καὶ Ἰουλίαν Μ]αμαίαν τὴν κυρίαν ἡμῶ[ν Σεβαστὴν μητέρα Σεβαστοῦ] καὶ τῶν ἱερῶν στρατοπέδ[ων καὶ προσηγόρευσεν τὴν σπείρην, τ]ειμηθέντων τε τῶν λαμ[προτάτων ἐπάρχων τοῦ ἱε]ρωτάτου πραιτωρίου καὶ το[ῦ λαμπροτάτου ἡγεμόνος Μηουίου Ὀνωρατιανοῦ] καὶ τειμηθέντων τῶν κ[ρατίστων Μαξιμίνου καὶ υἱο]ῦ Μαξίμου πρὸς ταῖς ἐπισκέ[ψεσιν]. [ἔπειτα ὁ στρατηγὸς μετὰ τοῦ τριβούν]ου παρέτυχε τῇ ἀγομένῃ [κωμασίᾳ. ἔπειτα ἐν τῷ Καισ]αρείῳ εὐωχήθη τῶν ἐν[άρχων μετασχόντων τοῦ δείπνου. Ἀν]έγνων.

Das Prätorium selbst liegt normal rechts von den principia zwischen der via principalis und der via sagularis [129]). In Leǧǧun ist der grosse Speisesaal wohl erhalten; er kehrt seine Rückseite, die von einer Absis gebildet wird, der via principalis zu. An diese Absis ist ein kleines viereckiges Gebäude angelehnt. Nach einer Mitteilung meines Freundes

---

126) Vgl. über dieses Amt Rhein. Museum, 45 S. 209 und 54 S. 158.

127) Der Rang dieses praefectus steht fest aus Dessau n. 1339. 2742. Vgl. auch Wiener Studien 7 p. 287.

128) Selbst das im deutschen Heere übliche Theaterspielen der Mannschaft haben die römischen Soldaten unter der liberalen Herrschaft der Severe geübt: C. I. L. VI 1063. 1064. Der erste Stein ist am Geburtstag des Septimius Severus geweiht. Ähnlich werden bei der *κωμασία* nur die Mannschaften mitgewirkt haben.

129) Eine eingehende Erörterung kann an dieser Stelle nicht gegeben werden. Sehr gut ist das Prätorium im Lager von Neuss erhalten. Vergl. den Plan bei Clemen, Kreis Neuss, 1895 S. 53 und Taf. III. Dort liegt auch eine grosse schola an der via principalis selbst.

Haverfield sind die Altäre des Genius praetorii im Lager zu Vindolana[130]) gerade an dieser Stelle gefunden, ebenfalls hinter der Absis eines Saales. Demnach wird das kleine viereckige Gebäude von Leǧǧun das sacellum des Prätorium sein, und hier werden auch die Altäre der Commandanten gestanden haben[131]).

130) Westd. Zeitschr. 14 S. 100.

131) Vgl. oben Anm. 93.

Eine kaiserliche Brautwerbung in Kopenhagen 1697.

Von

Albert Krieger.

Es ist bekannt, dass in den Jahren 1696 und 1697 längere Zeit der Plan einer Vermählung des ältesten Sohnes Kaiser Leopolds, des späteren Kaisers Joseph I., mit der Tochter König Christians V. von Dänemark, Sophie Hedwig, bestand[1]). Der Prinz, der 1687 die ungarische Königskrone empfangen hatte und seit 1690 auch römischer König war, stand damals im 19. Lebensjahre, die Prinzessin, die schon einmal mit dem Kurprinzen von Sachsen verlobt gewesen, war im August 1677 geboren, also ein Jahr älter. Sie war im lutherischen Glauben aufgewachsen, aber als ein unüberwindliches Hindernis ihrer Vermählung mit dem katholischen Kaisersohne konnte das von Anfang an wenigstens nicht betrachtet werden. Kamen doch auch sonst in jener Zeit Verbindungen von Töchtern aus protestantischen Häusern mit katholischen Fürsten vor, wenn sie allerdings auch nicht gerade häufig waren. Der katholische Herzog von Orleans hatte vorlängst Elisabeth Charlotte, die Tochter des reformierten Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, heimgeführt, und ungefähr zehn Jahre nachdem das Projekt der Vermählung Josephs I. mit der dänischen Königstochter gescheitert war, gewann sein jüngerer Bruder Karl, als Kaiser der VI. des Namens, eine Gemahlin aus dem protestantischen Hause von Braunschweig-Wolfenbüttel. In beiden Fällen ging der Übertritt der Braut zum Katholizismus der Vermählung voraus; so verlangte es die Anschauung der Zeit. Über die Art und Weise wie dieser Übertritt z. B. bei der be-

---

1) Vgl. Nyt historisk Tidsskrift, udg. af den danske hist. Forening II, 555 ff. (Kjobh. 1848).

rühmten Liselotte von der Pfalz ins Werk gesetzt wurde, sind wir durch die Veröffentlichung des Briefwechsels ihres Vaters mit seiner Schwägerin, der Pfalzgräfin Anna aus dem Hause Mantua-Gonzaga, so ziemlich bis in die Einzelheiten unterrichtet[1]).

Auch in unserem Falle trat bald die Frage nach der Konversion der dänischen Prinzessin in den Mittelpunkt der Verhandlungen über ihre Vermählung mit dem römischen König. Von kaiserlicher Seite hatte man mit der Führung derselben den Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz betraut. Er war der Bruder der Kaiserin Eleonore, der Gemahlin Leopolds I.; durch die Besitzungen seines Hauses (Pfalz-Neuburg) im nordwestlichen Deutschland war er von jeher darauf angewiesen gewesen, Beziehungen zu dem dänischen Hofe zu unterhalten. Beides machte ihn geeignet die Rolle eines Vermittlers zu übernehmen, so lange der kaiserliche Hof bei der Ungewissheit des Erfolges Bedenken trug aus seiner Zurückhaltung herauszutreten.

In Kopenhagen zeigte man sich den Anträgen Johann Wilhelms gegenüber anfänglich durchaus geneigt. Der Geheimerat und Oberhofmeister der Königin von Dänemark, ein Herr von Geismar, kam unter dem Vorwande in einem Streite des Kurfürsten mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel, dem Bruder der Königin, die dänische Vermittlung anzubieten, nach Düsseldorf, wo Johann Wilhelm Hof hielt. Mit ihm fanden zunächst die Beredungen statt. Bald war die Sache soweit gediehen, dass die Frage nach der Art des Übertritts der Prinzessin zur katholischen Kirche als der einzige Punkt blieb, über den man sich vorerst nicht einigen konnte. Geismar übersandte nach Kopenhagen eine Anzahl Punkte, welche man ihm als die wesentlichsten des katholischen Glaubens bezeichnet hatte; die dänischen Minister ihrerseits liessen durch einen Baron v. Nierendorf, der, wie es scheint, als eine Art von kaiserlichem Vertrauensmann nach Kopenhagen geschickt worden war, dem Kurfürsten ein Glaubensbekenntnis übermitteln, das sie als Grundlage des Übertritts der Prinzessin betrachtet wissen wollten. Dasselbe fand nun freilich die Zustimmung Johann Wilhelms nicht; da indes König Christian V. selbst ihm durch Geismar hatte erklären lassen, er werde „bei erfolgendem glücklichem Success der hohen Allianz mit des römischen Königs Majestät“ einer Unterweisung seiner Tochter im katholischen

---

1) E. Bodemann, Briefwechsel der Herzogin Sophie von Hannover mit ihrem Bruder, dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz und des Letzteren mit seiner Schwägerin, der Pfalzgräfin Anna (= Publikationen aus den Königl. Preussischen Staatsarchiven. 26. Bd.) S. 441—476.

Glauben, sowie ihrer Konversion nichts in den Weg legen, so entschloss sich der Kurfürst, um einen entscheidenden Schritt vorwärts zu thun, im letzten Monat des Jahres 1696 einen Jesuitenpater aus seiner Umgebung nach Kopenhagen zu schicken, damit derselbe die Prinzessin in der katholischen Religion unterrichte und zum Bekenntnis ihres künftigen Gemahls bekehre. In einer geheimen Instruktion, die demselben mitgegeben wurde, war ihm vorgeschrieben bei der Unterweisung der Prinzessin zwar mit Moderation zu verfahren, damit dieselbe in keiner Weise abgestossen würde, auf der andern Seite aber doch auch nur ein „absolutes" und ausnahmsloses Bekenntnis derselben anzunehmen. Ausserdem sollte er die Prinzessin „solchergestalt an sich zu ziehen und zu gewinnen sich bemühen", dass sie ihn demnächst zum Informator und nach erfolgter Vermählung mit dem römischen König zum Beichtvater zu behalten verlangen würde. Die Absicht des Kurfürsten, seine Vermittlerrolle zu benützen, um sich einen Einfluss auf die künftige Kaiserin und damit auf den kaiserlichen Hof zu sichern, ist nicht zu verkennen.

Die Instruktion des Paters — sein Name war Karl v. Pottier —, wie auch das Begleitschreiben für ihn an den König von Dänemark sind vom 19. Dezember 1696 datiert. Seine Abreise verzögerte sich jedoch aus unbekannten Gründen bis in den Januar des folgenden Jahres. Von der Reise aus, vor allem aber aus Kopenhagen selbst, hat er eine Reihe zum Teil höchst interessanter Berichte über seine Erlebnisse und seine Erfolge nach Düsseldorf gesandt, von denen eine grössere Anzahl an Johann Wilhelm selbst gerichtet ist. Sie haben für die folgende Darstellung als Quelle gedient[1]).

Der Pater reiste nicht auf dem geraden Wege nach der dänischen Hauptstadt. Der durch seine Romane und geistlichen Lieder in der Litteraturgeschichte wohlbekannte Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel hatte, als er von der geplanten Verbindung der dänischen Prinzessin mit dem deutschen Kaisersohne vernommen, alsbald ein grosses Interesse für deren Zustandekommen gezeigt, auch in Düsseldorf für den Fall, dass sich betreffs der Religion Schwierigkeiten herausstellen sollten, seine Unterstützung anbieten lassen. Dieselbe konnte als die eines protestantischen Fürsten wohl einmal von Wert sein; den Herzog von dem beabsichtigten Schritte zu unterrichten und seinen Rat einzuholen, schien daher geboten und aus diesem Grunde der Umweg

1) Ich habe sie im Grossh. General-Landesarchiv in Karlsruhe benützt.

über Wolfenbüttel gerechtfertigt. Pottier traf am 17. Januar dort ein, nachdem er in Hamm einen unliebsamen anderthalbtägigen Aufenthalt gehabt hatte. Der Postmeister daselbst hatte ihn zurückgehalten, indem er ihm einen Platz im Postwagen oder eine andere baldige Fahrgelegenheit versprach, aus der jedoch nachher trotz Bitten und Drohungen des Paters nichts werden wollte. Der Pater glaubte, dass er es mit einem Kalvinisten zu thun gehabt habe, der aus Hass gegen den Orden Jesu, dessen Kleid Pottier trug, ihm diesen Streich gespielt habe. Als er in Wolfenbüttel ankam, feierte man an dem festfrohen Hoflager des Herzogs nach dem alten Kalender den Dreikönigstag, an welchem, wie der Pater berichtet, die Höflinge aus ihrer Mitte einen König erwählten, dem dann von allen, auch von Serenissimus selbst, die der königlichen Würde gebührenden Ehren erwiesen wurden. Trotz der Verwirrung und des Durcheinanders, das wegen des Festes herrschte, wurde der Pater doch schon dreiviertel Stunden nach seiner Ankunft, nachdem er das Schreiben seines Herrn an den Herzog abgegeben hatte, von diesem empfangen. Anton Ulrich zeigte sich von der ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit. Er pries die Vorzüge des Kurfürsten von der Pfalz; seine Bitte zu Gott wäre, dass er denselben noch lange erhalten und ihm einen jungen Prinzen als Erben seiner hohen Gaben und Talente schenken möge [1]). Er zeigte dem Jesuiten seine weltberühmte Gemäldegalerie, in der vor allem die grosse Anzahl der religiösen Gemälde das Interesse des letzteren erregte, ebenso die bedeutende Bibliothek und andere Merkwürdigkeiten des Hofes. Auch trank er mit ihm zusammen Kaffee [2]) und trug überhaupt eine grosse Vertraulichkeit gegen ihn zur Schau, während dieser, wie er seinem kurfürstlichen Gebieter ausdrücklich zu berichten für gut findet, aus Respekt vor einer Persönlichkeit von so hoher Stellung möglichst wenig sprechen zu dürfen glaubte. Mit Bezug auf die Mission seines Gastes äusserte der Herzog, die Sache werde überhaupt keine Schwierigkeiten machen, wenn man nur der Prinzessin zunächst einmal das Abendmahl unter doppelter Gestalt zu-

---

1) Die beiden Söhne Johann Wilhelms von seiner ersten Gemahlin Maria Anna Josepha, der Stiefschwester Kaiser Leopolds, waren bald nach der Geburt gestorben, von seiner zweiten Gemahlin, einer Prinzessin von Toskana (seit 1691) bekam er überhaupt keine Kinder.

2) Der Kaffee kam 1670 nach Deutschland. Noch im Laufe des 17. Jahrhunderts entstanden in mehreren grösseren Städten des Reichs Kaffeehäuser. Bis das neue Getränk aber an allen Höfen und auch in einer grösseren Anzahl von Privathäusern Eingang fand, dauerte es fast bis zur Mitte des folgenden Jahrhunderts.

gestehe; hinterher könne man es damit ja immer noch halten, wie man es für gut finde[1]). Als dagegen der Pater zu verstehen gab, dass an die wirkliche Erfüllung eines solchen Versprechens nie zu denken sei, der Kaiser aber auch die Prinzessin nicht täuschen und von den Dänen sich später vorwerfen lassen wolle, dass er durch Lug und Trug ans Ziel gekommen sei, beruhigte sich der Herzog auch dabei.

Anton Ulrich ist bekanntlich im Jahre 1709 selbst katholisch geworden, nachdem er schon zwei Jahre vorher seine Enkelin Elisabeth Christine, die oben erwähnte spätere Gemahlin Kaiser Karls VI., nach langem Widerstreben dazu vermocht hatte, ihren Glauben abzuschwören und zugleich mit der Hand ihres Gatten den katholischen anzunehmen. In beiden Fällen sind Erwägungen und Berechnungen politischer Natur für den Herzog Ausschlag gebend gewesen; an ein tieferes Bedürfnis des Gemüts, das ihn zum Katholizismus hingeführt hätte, ist nicht zu denken. Auch war sein eigener Übertritt so gut wie von gar keiner Bedeutung für die Gestaltung der religiösen Verhältnisse in den von ihm beherrschten Landen. Trotzdem ist es von Interesse zu sehen, dass schon unser Pater den Eindruck hatte, als neige der Fürst ganz entschieden zur katholischen Kirche hin. Berichtet er doch, derselbe habe einige Punkte des christlichen Glaubens den vornehmsten seiner Theologen zur Begutachtung unterbreitet und deren Entscheidung sei ganz zu Gunsten der katholischen Lehrmeinung ausgefallen. Der Herzog habe ihm das selbst unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt und nur gestattet in Kopenhagen der Prinzessin davon Kenntnis zu geben. Doch glaubte der Pater keinen Vertrauensbruch zu begehen, indem er es sogleich seinem Herrn schrieb. Im übrigen kam es ihm vor, als wünsche Anton Ulrich im Herzen nichts sehnlicher, als dass ganz Dänemark, ja der ganze Norden katholisch würden, eine Wahrnehmung, die den Jesuiten zu den Worten begeisterte: „O, dass ich doch mit meinem Blute eine solche Perle erkaufen könnte, ich würde mich überglücklich schätzen."

Als der Pater am 18. Januar Wolfenbüttel verliess, versehen mit einem Empfehlungsschreiben des Herzogs an seinen Residenten in Kopenhagen, den Baron Imhoff, hatte der kurze Aufenthalt in jener Stadt genügt, ihn mit hohem Mut und der sicheren Hoffnung auf ein vollstän-

1) Addidit (scl. dux) rem fore salvam, si promittatur ipsi (scl. filiae regiae) communio sub utraque specie, cuius satis constat dispensationem dari posse, sive postea hoc re ipsa praestetur sive non.

diges Gelingen seines Auftrags zu erfüllen. Der Herzog gab ihm noch verschiedene gute Ratschläge auf die Reise mit, wies ihn an, wie er sich bei seiner Ankunft in der nordischen Hauptstadt verhalten solle, und stellte ihm seinen Rat, ja selbst sein persönliches Eingreifen in Aussicht, wenn nicht alles nach Wunsch gehen sollte. Sein Ordenskleid legte der Pater ab, ehe er Wolfenbüttel verliess. Er reiste fortab als kurfürstlicher Legationsrat und Envoyé, so schrieb es ihm seine Instruction vor. Unerkannt, ohne jemand zu verraten, dass er aus Düsseldorf komme, langte er am 29. Januar in Kopenhagen an.

Sein erster Gang war zu dem Wolfenbüttel'schen Residenten, der ihm in der zuvorkommendsten Weise an die Hand ging und es sich angelegen sein liess, ihn möglichst rasch und gründlich über die ihm noch unbekannten Verhältnisse zu orientieren. Er teilte ihm mit, dass der König und sein Staatsrat einen Religionswechsel der Prinzessin wohl wünschten; diese selbst würde freilich bei ihrer genauen Kenntnis der heiligen Schrift Mühe haben sich zu überzeugen, dass das Abendmahl unter einer Gestalt genüge, während doch die Einsetzungsworte klar genug das Gegenteil ausdrückten. Diese Eröffnung konnte die Hoffnung des Paters auf einen glücklichen Ausgang nicht wankend machen; er mochte vielmehr denken, dass je schwerer der Weg zum Ziele sei, um so grösser sein eigenes Verdienst sein werde, wenn es ihm gelänge, die Sache zu einem glücklichen Ende zu führen. Wohl aber war das, was ihm weiter in der nächsten Zeit begegnete, schon eher dazu angethan, seine Erwartungen in etwas herabzustimmen. Der Baron Geismar hatte ihm einige hervorragende Persönlichkeiten am königlichen Hofe bezeichnet, die in die Sache eingeweiht seien und die er um ihre Unterstützung bitten möge. Pottier suchte dieselben auf. Der erste war Jessen, der Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, ein Mann von nicht unbedeutendem Einfluss auf die Entschliessungen des Königs und seines Staatsrats. Er zeigte dem Pater ein freundliches Gesicht und versprach in allgemeinen Worten zu thun, was in seinen Kräften stünde. Anders kam demselben der nächste Würdenträger entgegen, dem er seine Aufwartung machte, der Oberjägermeister Graf Reventlow. Die Art, wie dieser zu den Plänen des kaiserlichen Hofes und des Kurfürsten von der Pfalz sich stellte, musste vor allem von Bedeutung sein, da er allgemein als der erste Minister Christians V. angesehen wurde. Er aber war mehr wie kühl und sprach besonders seine Verwunderung darüber aus, dass man das von den dänischen Ministern dem Baron von Nierendorf übergebene Glaubensbekenntnis zurückweise, obwohl der letztere sich

anheischig gemacht habe, dasselbe bei Papst und Kaiser zu verteidigen und durchzusetzen. Dem Pater schien es, dass der Graf bei den Verhandlungen unter allen Umständen einen Vorteil für sein Luthertum herausschlagen wollte. Aus den übrigen Ministern, an die er gewiesen war, konnte er so gut wie nichts darüber herausbringen, wie sie sich zu seinen Absichten stellen würden. Nur einer noch sprach sich etwas freier aus; das was er sagte, stimmte mit der Mitteilung des Barons Imhof überein. Auch er meinte, die Prinzessin werde den Bekehrungsversuchen gegenüber wohl kaum sehr entgegenkommend sein, da sie durch die heilige Schrift hinlänglich gegen alle Versuchungen gewappnet sei. Indem er aber dabei nicht verbergen mochte, dass dies auch seinen Wünschen durchaus gemäss sei, musste seine Äusserung allerdings etwas niederschlagend wirken. Doch tröstete sich der Pater bald mit dem Gedanken, dass die Prinzessin, je vorbereiteter sie sei, auch desto aufgeklärter und erleuchteter und damit auch desto fähiger sein müsse, die Wahrheit, welche er ihr bringen wollte, leicht zu erkennen und in sich aufzunehmen.

Am 3. Februar wurde er in öffentlicher Audienz vom König empfangen. Nach seiner Instruktion hatte er hierbei demselben den Dank des Kurfürsten für die Sendung des Geheimerats von Geismar und die angebotene Vermittlung in seinen Differenzen mit dem Landgrafen von Hessen auszusprechen, zugleich auch mitzuteilen, dass diese Differenzen bereits durch die Interposition ihrer kaiserlichen Majestät gütlich beglichen seien. Er sollte dann durch eine der ihm von Geismar bezeichneten Persönlichkeiten um eine weitere geheime Audienz nachsuchen, in der er dem König den eigentlichen Grund seines Kommens eröffnen und dessen Zustimmung und Unterstützung für seine Bemühungen bei der Prinzessin erbitten sollte. Und in der That wurde er auch bald darauf zweimal hintereinander vom König privatim empfangen. Freilich war dieser beidemal nicht allein, wie man gewünscht hatte. Das erste Mal waren Reventlow und Jessen, das zweite Mal zwei andere Mitglieder des Staatsrats zugegen, und es schien dem Pater, als ob die Räte verhindern wollten, dass er mit dem König allein verkehre. Bei der ersten Audienz brachte der König selbst die Rede auf die Abendmahlslehre, und von ihm aufgefordert erklärte der Jesuit, dass durch kein göttliches Gebot das Abendmahl unter zwei Gestalten vorgeschrieben sei, obwohl die Kirche aus gewissen zwingenden Gründen auch einmal gestatten könne, dass dem Volk dieses Sakrament unter doppelter Gestalt gespendet werde. Als jedoch der König und seine Minister diese letzte Äusse-

rung sofort aufgriffen und mit aller Entschiedenheit diese Vergünstigung auch für die Prinzessin verlangten, glaubte er dem entgegenhalten zu müssen, dass man auf die Erlangung des hierzu nötigen Dispenses nicht im geringsten hoffen könne, ja dass sogar, wenn er wider Erwarten gegeben würde, man nicht daran denken könne, von ihm Gebrauch zu machen. Und damit hatte er gewiss recht; dass die Gemahlin des künftigen deutschen Kaisers offen protestantischen Gebräuchen anhinge, war ein Ding der Unmöglichkeit. Die Richtigkeit seiner Ansicht verhinderte freilich nicht, dass der König und seine Ratgeber über die Ablehnung ihrer Forderung sich verstimmt zeigten. Zwar betrug man sich am Hofe gegen ihn auch weiterhin durchaus zuvorkommend. Der König selbst lud ihn zu einem Hoffeste ein, dem er freilich nicht beiwohnte, da der Zufall es ihm ermöglichte noch im letzten Augenblicke sich zu entschuldigen; zu seinem Glücke, wie er in einem Briefe meint, in welchem er mit einem komisch wirkenden Grauen der Gefahren denkt, die ihm, dem verkappten Jesuiten, dort hätten drohen können, wenn man ihm eine Frau an die Seite gegeben oder ihn gar zum Tanzen aufgefordert hätte. Die Unzufriedenheit der massgebenden Persönlichkeiten offenbarte sich in anderer Weise. Man beeilte sich nämlich nicht im mindesten, ihm den gewünschten geheimen Zutritt bei der Prinzessin zu gestatten; selbst die Bemühungen des Barons von Imhof in dieser Richtung hatten wenig Erfolg. Der Pater wurde von Tag zu Tag vertröstet, so dass er sich am Ende entschloss, um doch etwas zu thun, eine Erläuterung sämtlicher für die Bekehrung ihm wichtig scheinender Punkte zu Papier zu bringen und dieselben der Prinzessin überreichen zu lassen.

Am 7. Februar wurde ihm dann endlich erlaubt vor der Prinzessin zu erscheinen. Sein Herr, der Kurfürst, hatte ihm vor der Abreise eingeschärft, bei dieser Gelegenheit dieselbe zu versichern, dass „ihro kurfürstliche Durchlaucht nicht allein dero zeitliche, sondern auch ewige Wohlfahrt zu befördern Verlangen trage, und dass er ihn vielmehr abgeschickt habe, jede Gewissensbeängstigung ihr zu benehmen, als dero zartes Gewissen in einiger Weise zu beunruhigen". Der Pater that wie ihm befohlen. Ausserdem unterhielt er sich gut anderthalb Stunden mit der Prinzessin über die vornehmsten Glaubensartikel seiner Religion, besonders über die Abendmahlslehre; er hebt hervor, dass er sich dabei der grössten Demut und Ehrerbietigkeit beflissen habe. Aber er fand die nordische Königstochter wenig der katholischen Lehre geneigt. Obwohl er es nicht für möglich hielt, dass man die Wahrheit klarer und überzeugender darlegen könne, als er es gethan, so war doch die

Antwort, die sie allen seinen Gründen immer wieder entgegensetzte: „es ist nicht so; es ist nicht so".

Übrigens verfehlte sie nicht einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen. Auch andere Zeitgenossen preisen ihre vollendete Schönheit, die ihresgleichen im ganzen Norden nicht hatte[1]), wie auch die Anmut ihres Charakters und die treffliche Erziehung, die sie genossen[2]). Der Pater aber spricht in einem vertrauten Briefe an einen Freund von ihr mit einer Begeisterung, die man bei ihm wohl kaum erwarten möchte. Er äussert sich folgendermassen: „Es gibt in der Welt nichts reizenderes, nichts frömmeres, nichts klügeres, nichts bescheideneres, nichts tugendhafteres als diese liebenswürdige Prinzessin. Das Land, welches das Glück haben wird sie als Fürstin zu besitzen, wird gesegnet sein. Ich fürchte, dass meine unwürdige Person und meine Sünden vor Gott ein Hindernis sind für die hohen Pläne meines durchlauchtigsten Herrn."

Es ist begreiflich, dass unter diesen Umständen der Pater über die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen nur noch unglücklicher wurde. Bald nach der ersten Unterredung mit der Prinzessin hatte er eine zweite, und dieser folgte nach kurzer Zeit eine dritte. Aber schon dass er die Prinzessin nie allein sprechen konnte, dass vielmehr immer die eine oder die andere Dame aus dem Hofstaate zugegen war, die es selten für nötig fand aus ihrem Widerwillen und ihrem Abscheu über seine Bekehrungsversuche einen Hehl zu machen, bereitete ihm nicht geringen Ärger.

Doch auch die Prinzessin selbst zeigte je länger je weniger Neigung, seinen Ausführungen auch nur mit einiger Aufmerksamkeit zu folgen. Es blieb ihm nicht verborgen, dass sie den Augenblick kaum erwarten konnte, wo die für die Audienz bestimmte Zeit abgelaufen war und sie die Unterhaltung abbrechen konnte. Häufig kam es vor, dass sie den Pater in seinen schönsten Erörterungen plötzlich mit einem Einwurf unterbrach, der zu demjenigen, von dem er gerade sprach, auch nicht im entferntesten in Beziehung stand. Glaubte er aber einmal gar trotz allem ihr endlich etwas recht überzeugend auseinandergesetzt zu haben, so konnte er gewiss sein, dass sie mit einem „es ist nicht so" oder „über den Glauben darf man nicht klügeln" alle seine Weisheit

---

1) Memoires de Dannemark contenant la vie et le regne de defunt Christierne V etc. Traduit de l'Anglois. Utrecht 1701. p. 232.

2) Etat present de Danemarc par lequel on voit le fort et le foible de cette couronne avec des remarques trés utiles sur son gouvernement despotique et la conduite qu'elle tient aujourd'hui... Traduit de l'Anglois. A Londres 1694. p. 148.

von sich wies. Dabei bewahrte sie immer die gleiche Anmut und Liebenswürdigkeit, auch als sie ihm in der dritten Audienz rund heraus erklärte, sie fühle sich Tag für Tag fester in ihrem Glauben. „Sie hat mehr Irrtümer, als sonst die Lutheraner unserer Zeit zu haben pflegen,“ klagt er in einem Briefe. Am Ende nahm er wieder seine Zuflucht zu schriftlichen Deduktionen in der Hoffnung, durch sie mehr wirken zu können, als ihm bei den kurzen Unterredungen möglich war. Er hatte sie zuerst französisch abgefasst; dann aber, weil er fürchtete die Prinzessin möchte diese Sprache nicht vollkommen verstehen, sie von einem seiner Begleiter ins Deutsche übersetzen lassen, da er selbst desselben nicht genügend mächtig war. Der Erfolg blieb der gleiche. Von der Prinzessin selbst empfing er überhaupt keine Antwort, wohl aber sagte ihm der Baron von Reventlow, als er ihm eines Tages seine schriftlichen Ergüsse wieder zustellte: „es hilft keine Demonstration, die Prinzessin will nicht.“

Der Pater geriet nach und nach in helle Verzweiflung. Nur noch ein Engel, der eigens dazu vom Himmel herabkomme, schien ihm im Stande die verstockte Ketzerin zu bekehren. Er suchte nach einer Erklärung des ihm rätselhaften Verhaltens der Prinzessin. Mangel an Eifer konnte er sich nicht vorwerfen, und seine Gewandheit hatte selbst Imhoff gerühmt; dass aber dasjenige, von dem er selbst felsenfest überzeugt war, nicht notwendig auch die gleiche Überzeugungskraft für einen dritten besitzen musste, wollte ihm nicht so rasch einleuchten. Da hielt er denn wohl einmal dafür, es möchte die Prinzessin von den Räten ihres Vaters instruiert sein, sich in der geschilderten Weise zu betragen, um möglichst viel Konzessionen an die lutherische Lehre für ihren Übertritt von ihm zu erpressen. Bald jedoch verwarf er diesen Gedanken wieder; die reine Natur der Königstochter schien ihm eine solche Lüge nicht zuzulassen. Zuletzt glaubte er denn doch, dass die Verstocktheit, welche bei Menschen, die in dieser Ketzerei erzogen seien, geradezu wunderbar sei, die Schuld an seinen Misserfolgen trage.

Indessen war es nicht allein das Auftreten der Prinzessin, welches den Pater in Erstaunen setzte; überhaupt der ganze Empfang, welcher ihm in Kopenhagen ward, war durchaus anders, als er sich vorgestellt hatte. Es ist bereits gesagt worden, dass man dort den Anträgen des Kurfürsten Johann Wilhelm gegenüber im Anfang sehr entgegenkommend war. Man konnte sich durch dieselben geehrt fühlen und einigen politischen Vorteil aus der Verbindung mit dem Kaiserhause erwarten. Die Schwierigkeiten, welche sich aus der Verschiedenheit der Religion

ergeben mussten, mochte man nicht allzu hoch anschlagen, bei einigem guten Willen auf beiden Seiten schien man auf eine mühelose Erledigung der Angelegenheit hoffen zu können. Der Umstand, dass der schon erwähnte Baron von Nierendorf in dieser Hinsicht wohl grössere Versprechungen machte, als er zu machen berechtigt war, musste den dänischen König und seine Berater in ihrer Hoffnung bestärken. Um so überraschter waren sie, als dann auf einmal Pottier ankam und in allererster Linie den bedingungslosen Übertritt der Prinzessin zum katholischen Glauben verlangte. Im Augenblick sah man die Sache mit andern Augen an. Der eine und der andere der königlichen Räte war wohl selbst ein strenger Lutheraner, wie das der Pater von Reventlow ausdrücklich sagt. Einem solchen musste die Forderung des Jesuiten schon an und für sich anmassend und unverschämt vorkommen, darnach angethan um mit allen Mitteln bekämpft zu werden. Sämtliche Minister aber, auch diejenigen, welche schon geneigt gewesen wären, um des erhofften politischen Vorteils willen die Forderung gut zu heissen, waren gebunden durch die Rücksicht auf das gläubige Volk und noch in erhöhtem Masse auf die Geistlichkeit des Landes, an deren Spitze der streitbare Hofprediger Massius stand, der schon ehedem durch sein Verhalten gegen die in Folge der Aufhebung des Edikts von Nantes durch Ludwig XIV. auch nach Dänemark gekommenen französischen Reformierten den Charakter eines unduldsamen Zeloten im vollsten Umfange gezeigt hatte[1]). Man hatte sich demgemäss veranlasst gesehen, schon in jener ersten geheimen Audienz des Paters dessen Verlangen nach einem bedingungslosen Übertritt das der Gestattung des Abendmahls unter zwei Gestalten entgegenzustellen. Und auf dieser Forderung beharrten die Räte des Königs fortan nicht nur mit grosser Entschiedenheit, sondern sie gaben sich auch alle Mühe den Pater zur Annahme derselben zu bewegen; und das umsomehr, weil sie der Ansicht waren, dass der Prinzessin mit der Gewährung des Abendmahls unter doppelter Gestalt nach der Augsburger Konfession die Substanz ihrer protestantischen Religion erhalten bliebe, indem dieses Bekenntnis anzeige, dass der wesentliche Unterschied zwischen jener und der katholischen Religion eben auf der Abendmahlslehre beruhe, während alles übrige nur „accidentel“ sei und „in modo loquendi“ bestehe. Der Pater mochte ausführen, dass die wahre Religion, nämlich die seinige, ein einziges Ganze

1) C. F. Allen, Geschichte des Königreichs Dänemark, übers. v. Dr. N. Falck. 2. Ausg. Kiel 1846. S. 390.

sei, das keine Variation zulasse, er mochte im Gegensatz zu seiner früheren Äusserung behaupten, der Papst selbst könne nicht, ohne eine Todsünde zu begehen, das Abendmahl unter doppelter Gestalt spenden, geschweige denn den Dispens dazu erteilen, es half nichts, die Dänen wichen nicht von ihrer Forderung, sie beriefen sich auf die Versprechungen des Barons von Nierendorf und thaten höchlichst verwundert, dass man kaiserlicherseits sich durchaus nicht dazu verstehen wolle, ihnen irgendwelche Zugeständnisse zu machen, während man doch dort unstreitig ein grösseres Interesse am Zustandekommen der Verbindung der Prinzessin mit dem römischen König haben müsse, als bei ihnen. Der Pater seinerseits hielt zwar ihrem Drängen Stand und in den langen religiösen Diskursen, die er des öfteren mit ihnen hatte, mochte er immerhin glauben Sieger geblieben zu sein, seine Hoffnung auf einen Erfolg seiner Mission wurde trotzdem nach und nach immer geringer. Fehlte ihm doch vor allem auch die Unterstützung des Königs selbst, auf die man in Düsseldorf und in Wolfenbüttel so bestimmt gerechnet hatte. Johann Wilhelm hatte ihn geradezu angewiesen bei allen Schwierigkeiten, die sich ihm bieten würden, sich stets direkt an den König zu wenden, so oft es nur immer ohne „Importunität“ geschehen könne. Allein der Pater lernte zu seinem Leidwesen Christian V. als einen in hohem Grade schwachen und unselbständigen Charakter kennen. Mochte er auch persönlich eine Verbindung seiner Tochter mit dem Sohne des Kaisers immerhin wünschen — wenigstens sprach er es bei jeder Gelegenheit aus und Pottier selbst war von der Aufrichtigkeit seiner Äusserungen bis zum letzten Augenblicke überzeugt — so vermied er es doch ängstlich für die Verwirklichung des Projekts irgend welche Schritte zu thun und sich dadurch in Gegensatz zu seinen Räten zu setzen. Die Bitte des Jesuiten, der übrigens auch bei ihm, wie bei dem Herzog von Wolfenbüttel, eine ausgesprochene, nur aus Scheu vor den Ministern unterdrückte Hinneigung zum Katholizismus zu bemerken glaubte, der Prinzessin gegenüber zu seinen Gunsten von seiner väterlichen Gewalt Gebrauch zu machen, lehnte er mit einem liebenswürdigen Lächeln ab.

Ganz unabhängig von den Erwägungen, welche den König und seine Minister leiteten, hielt sich die Prinzessin. Ihr stand es von Anfang an felsenfest, dass sie ihren Glauben und ihre Überzeugung unter keinen Umständen der geplanten Verbindung zum Opfer bringen dürfe, und es war wohl nur eine Form, wenn sie bis nach der zweiten Unterredung mit dem Pater wartete, ehe sie ihrem Vater ihren endgültigen Ent-

schluss darüber mitteilte. In schlichter einfacher Weise schrieb sie ihm, dass sie den Geistlichen empfangen, sich auch die Sache mit Gott überlegt und diesen seither Tag und Nacht gebeten habe, sie durch seinen Geist auf den besten Weg zu führen. Sie finde aber nicht, dass sich ihr Gewissen mit dem, was sie bisher vernommen habe, beruhigen könne, insonderheit könne sie nicht in dem Artikel des heiligen Abendmahls von den Worten Christi abgehen, denn sie seien zu klar, was auch dagegen gesagt werde. Sie habe nicht unterlassen „die grosse Avantage, so bei der Parti sein" zu erwägen, allein was wäre es, wenn sie die ganze Welt gewinnen würde und dabei stets ein unruhiges Gewissen behalten sollte. Sie bitte daher ihren Vater seine gnädigste Fürsorge für ihre zeitliche Wohlfahrt ferner dahin zu richten, dass sie dabei ein freudiges Gewissen behalten könne, so billig der grösste Schatz auf Erden sei. Sonst sei sie in allem dem König Gehorsam schuldig, ja ihr Leben „zu dero Satisfaction" aufzuopfern bereit, und wünsche nichts mehr in dieser Welt, als dass sie Gelegenheit erlangen möge ihr kindliches unterthäniges Pflichtgefühl durch die That zu beweisen.

Pottier erhielt eine Abschrift dieses Briefes der Prinzessin, um sie seinem Kurfürsten mitzuteilen. Seine Thätigkeit glaubte er trotzdem nicht unterbrechen zu dürfen, so lange er nicht direkt Befehl dazu aus Düsseldorf bekommen habe. Seine Gebete allein wollten jedoch keine rechte Wirkung haben; da musste ihm der Gedanke nahe liegen, die angebotene Vermittlung des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig anzurufen. Der Baron Imhoff hatte in der Zwischenzeit Kopenhagen verlassen; noch vor der Abreise hatte er wiederholt geraten, wenn die Prinzessin auf die Gründe der Vernunft auch ferner nicht hören wollte, seinen Herrn aus Wolfenbüttel persönlich herbeizurufen; derselbe würde gern kommen. Der Pater wollte das zuerst auch thun, aber die dänischen Minister erklärten sich mit grosser Entschiedenheit gegen diesen Plan, indem sie behaupteten, der Herzog werde „in puncto religionis" doch auch nicht mehr vermögen als der Pater selber. Dieser entschloss sich desshalb Anton Ulrich zu bitten, an die Prinzessin zu schreiben und ihr seine Gedanken über den Übertritt zu entdecken. Der Herzog willfahrte mit Freuden und überschickte Pottier ein ziemlich umfangreiches Schriftstück, in welchem er, der Protestant, auseinandersetzte, dass allerdings die Einsetzung des Abendmahls unter zwei Gestalten geschehen sei, dass aber die christliche Kirche vollständig berechtigt sei, hierin eine Änderung vorzunehmen, wie nicht anders eine solche auch von ihr angeordnet worden sei, indem sie die Feier des

Sonntags anstatt des Sabaths geboten habe. Der Pater übersandte das herzogliche Schreiben der Prinzessin zugleich mit einem Briefe, in welchem er den Hauptinhalt desselben kurz wiederholte. Aber die Wirkung blieb auch dieses Mal aus. Die Prinzessin wies den erneuten Versuch, sie in ihrer Glaubenstreue wankend zu machen, wie auch alle noch etwa geplanten ein für allemal zurück, indem sie dem Pater erklärte, sie könne sich nicht genug wundern, wie der Herzog ihr schreiben möge, einzig und allein die Abendmahlslehre bereite ihrem Übertritte Schwierigkeiten, während ihr doch nie in den Sinn gekommen sei, auch nur den geringsten Artikel ihres Glaubens aufgeben zu wollen.

Es hätte eigentlich dieses Vorfalls nicht gerade mehr bedurft, um den Pater von der gänzlichen Aussichtslosigkeit seiner Bekehrungsversuche zu überzeugen. Seine Hoffnung, dass die Räte des Königs am Ende mit ihrem Widerstreben nichts weiter bezweckten, als ihren guten Ruf in der protestantischen Welt sich zu bewahren, indem sie einen scheinbaren Widerstand seinen Plänen entgegenstellten, und dass sie zuletzt doch noch nachgeben würden, erwies sich als trügerisch, wie er selbst von Tag zu Tag mehr erkannte. Nicht nur zeigten sich dieselben je länger desto unbeugsamer, und der eine oder andere liess sogar wohl schon einmal durchblicken, dass man gar nichts einzuwenden hätte, wenn der Jesuite seine erfolglose Mission als beendigt ansehen und abreisen wollte; auch was ihm sonst noch gelegentlich zu Ohren kam, war vollends dazu angethan, einerseits die Erfolglosigkeit seiner bisherigen Bemühungen zur Genüge zu erklären, andererseits aber auch jedes Fünkchen von Hoffnung auf ein etwaiges Gelingen im Keime zu ersticken.

Als der Pater nach Kopenhagen gereist war, hatte man am kurpfälzischen Hofe angenommen, dass dort ausser dem König selbst und einigen wenigen Ministern niemand um die Sache wüsste. Man wünschte thunlichste Geheimhaltung, einmal um im Falle des Misslingens möglichst wenig blossgestellt zu sein, dann aber auch vornehmlich, um Gegenbemühungen der einheimischen lutherischen Geistlichkeit und ihres Anhanges, die man bei dem Bekanntwerden des Planes nicht mit Unrecht fürchtete, zuvorzukommen. Man hatte wohl aus diesem Grunde es unterlassen den kaiserlichen Gesandten in Kopenhagen, einen Grafen von Königsegg, von der Sendung des Paters in Kenntnis zu setzen. Nun musste der letztere aber zu seiner grossen Verwunderung erfahren, dass Königsegg bereits vor seiner Ankunft von seinem Kommen und dem

Zweck desselben unterrichtet gewesen war; ja nicht allein dieser, auch der französische Gesandte und vor allem eine ganze Anzahl von Personen am Hofe, welche den Pater und seine Mission zum Teil mit recht gemischten Gefühlen betrachteten. Ein Ordensbruder desselben, der bei dem Grafen Königsegg sich aufhielt, zeigte ihm unter anderem einen Brief der Gräfin von Königsegg, die eben in Wien weilte, in welchem dieselbe ihm mitteilte, die Königin von Dänemark habe sie wissen lassen, dass ein Gesandter des Kurfürsten von der Pfalz nach Kopenhagen wegen Heiratsverhandlungen gekommen sei; sie bitte ihn den Namen desselben ihr zu schreiben. Weiter erfuhr er, dass schon am Tage, an dem er von dem König in öffentlicher Audienz empfangen worden war, ein lutherischer Prediger geäussert hatte, es sei ihm wohlbekannt, was man mit der Prinzessin vorhabe, er hoffe aber, dass das unschuldige Fürstenkind Gott nicht so verhasst sein werde, dass derselbe ihre Verführung zulasse. Am niederschlagendsten aber waren für den Pater die Nachrichten, welche ihm katholische Diener am Hofe, mit welchen er sich in Verbindung gesetzt hatte und „die einmütig der Sache einen glücklichen Fortgang wünschten“, zutrugen. Nach ihren Aussagen kam seit des Paters Ankunft tagtäglich der oben genannte Hofprediger Massius zu der Prinzessin, ein Mann, von dem der Pater sagt, er sei wie kein anderer von unbezähmbarem Hasse gegen die katholische Religion entbrannt, wohl weil in Frankreich sein Bruder vom Henker verbrannt worden und er selbst nur durch die Flucht dem gleichen Schicksal entgangen sei. Ihm und seinem Einfluss schrieb er die feste und entschiedene Haltung der Prinzessin zu, die selbst durch die lockende Aussicht auf die Krone einer deutschen Kaiserin keinen Augenblick sich in der hingebenden Treue an die Religion ihrer Jugend wankend machen liess.

Unter diesen Umständen hielt es Kurfürst Johann Wilhelm, der bisher immer noch trotz der ungünstigen Berichte seines Agenten an der Hoffnung auf einen endlichen Erfolg festgehalten hatte, denn doch für angebracht, von König Christian eine endgültige Resolution verlangen zu lassen. Dieselbe erfolgte am 16. April. Der König erklärte sein Bedauern über das Misslingen der geplanten Verbindung. Es schmerze ihn, dass das Glück, welches seiner Tochter bestimmt gewesen, nun einer Hannoveranischen Prinzessin oder einer aus einem anderen Hause zufallen solle; aber sein Gewissen erlaube ihm nicht in die Prinzesin weiter zu dringen, womit er ja auch nichts ausrichten werde. Er müsse sich jetzt schon Vorwürfe machen, dass er dieselbe trotz ihres Widerstrebens zur Aenderung ihres Glaubens gedrängt habe. Doch bleibe es

auch ferner sein höchster Wunsch, dass die Sache später einmal wieder aufgenommen und mit Glück zu Ende geführt werden könne.

Das war nun freilich ein schwacher Trost, wenn es überhaupt ein solcher sein sollte. Trotzdem erfolgte die Abreise Pottiers nicht sogleich, obwohl man sein längeres Verweilen noch mehr als zuvor mit scheelen Augen ansah und der König selbst seine Verwunderung darüber durchblicken liess. Er wollte die Abberufung durch seinen Herrn abwarten und diese verzögerte sich bis in den Juni; man glaubte den Gesandten nicht auf der Stelle mit Ehren heimrufen zu können.

Der dänische Hof begab sich zum Sommeraufenthalt nach Holstein. Der Pater folgte ihm dahin. Offizielle Verhandlungen fanden nicht mehr statt, doch hatte jener hin und wieder Gelegenheit mit Personen vom Hofe sich über seine misslungene Mission zu unterhalten. Sprach dann wohl einmal jemand sein Bedauern über das Scheitern der Verhandlungen oder gar in allgemeinen Worten den Wunsch und die Hoffnung einer künftigen erfolgreicheren Wiederaufnahme derselben aus, so schrieb er das getreulich seinem Fürsten. In den letzten Wochen seines Aufenthaltes am Hofe schloss er sich eng an den französischen Gesandten an. Es war der Herr von Bonrepos, der Mitte Januar nach Kopenhagen gekommen war. Der feine Franzose mochte bald entdeckt haben, mit wem er es zu thun habe. Er trat dem Pater mit ausgesuchter Zuvorkommenheit entgegen, versicherte ihn, dass sein Herr und König eine ganz besondere Vorliebe für den Kurfürsten von der Pfalz habe und höchst unglücklich darüber sei, dass ihn die Not der Zeit gezwungen habe, gegen dessen Länder Feindseligkeiten zu verüben. Es war eben noch nicht so gar lange her, dass die Mordbrennereien des allerchristlichsten Königs in dem noch währenden orleans'schen Erbfolgekrieg die einst blühende Pfalz in eine Wüste verwandelt hatten. Bonrepos teilte dem Pater aber auch mit, dass man an Johann Wilhelms Hofe die dänische Heirat bereits vollständig aufgegeben und eine Prinzessin von Hannover als Gemahlin des römischen Königs in Aussicht genommen habe, ferner dass der vor kurzem erst gestorbene Baron von Geismar im Grunde ein Betrüger gewesen sei, indem er einst als dänischer Bevollmächtigter in Düsseldorf immer das Gegenteil von dem, was er dem Kurfürsten sagte, nach Hause berichtet, sowie den Hofprediger Massius stets von dem Stand der Dinge in Kenntnis gesetzt habe. Auch die Nachricht des Paters, dass die dänischen Minister dem Kurfürsten Johann Wilhelm einen unerhörten Spitzbubenstreich gespielt hätten, indem sie die Unterhandlungen wegen einer Verbindung mit dem

Kaiserhause missbrauchten, um günstige Verträge mit England, Holland und Schweden zu erlangen, dann sie aber abbrachen, mochte aus der Quelle des Franzosen stammen. Pottier war entzückt über so viel Vertrauen und vergalt dasselbe durch gleiches Vertrauen seinerseits. Er drückte seinem Kollegen seine Verwunderung darüber aus, dass die Franzosen sich die Gelegenheit entgehen liessen, den Sohn des Kaisers für die Prinzessin von Orleans zu gewinnen. Bonrepos meinte zwar, er habe keine Vollmacht hierauf einzugehen und wisse von nichts, wollte aber doch nicht verbergen, dass man kaiserlicherseits nur um die Prinzessin anzuhalten brauche und dass Johann Wilhelm sich auf diese Weise ein grosses Verdienst um den allgemeinen Frieden erwerben könne, den er ja wohl selbst am nötigsten habe. Der Pater knüpfte daran die kühne Hoffnung, es möchte dann Frankreich zu Gunsten von Österreich auf seine Erbansprüche an die spanische Monarchie verzichten. Seinem Herrn berichtete er mit grosser Ausführlichkeit von seinen Erörterungen mit dem französischen Gesandten. Ich kann aber nicht finden, dass Johann Wilhelm es überhaupt der Mühe wert gehalten, auf die Pläne seines ingeniösen Agenten auch nur zu antworten.

Vielmehr hatte er schon am 4. Mai dem Kaiser von der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen in Kopenhagen Mitteilung gemacht. Er hatte gebeten, ihn trotz des Misslingens auch weiterhin mit dem „Heiratswerk zu emploiren“ und gleichzeitig neben der Prinzessin von Hannover, von der er aber glaubte, dass sie des allzu ungleichen Alters wegen dem Kaiser wohl nicht genehm sein werde, eine Prinzessin von Ansbach uud eine von Sachsen-Meiningen in Vorschlag gebracht. Auch schrieb er, er habe Pottier beauftragt am dänischen Hofe zu erklären, es sei ihm, dem Kurfürsten, bei der Sache wenigstens das angenehm, dass er dem Kaiser wegen der Heirat bisher noch „keine Proposition gethan habe“. Die kaiserliche Antwort ist in den Akten nicht enthalten.

Jedenfalls gab man die dänischen Pläne vollständig auf. Die Prinzessin Sophie Hedwig starb 1735 unvermählt. Der römische König aber wurde 1699 mit der um fünf Jahre älteren Tochter des katholischen Herzogs Johann Friedrich von Hannover, Wilhelmine Amalie, vermählt, eben jener Prinzessin, die der Kurfürst von der Pfalz wegen ihres Alters für nicht besonders geeignet gehalten hatte. Wie weit dieser selbst beim Zustandekommen der Heirat beteiligt war, weiss ich nicht anzugeben. Eine Rolle als österreichischer Heiratsvermittler hat er übrigens nach Jahren noch einmal gespielt. Als man sich 1705 am Hofe

in Wien nach einer Gemahlin für den jüngeren Bruder des nunmehrigen Kaisers Joseph, den König Karl von Spanien, umsah, betrauten der Kaiser und seine Mutter Eleonore wieder Johann Wilhelm mit den einleitenden Verhandlungen, die, nachdem es dem Kurfürsten zuerst mit einer Prinzessin aus dem protestantischen Hause der Markgrafen von Ansbach ähnlich gegangen war wie mit der dänischen Königstochter, nach Verlauf mehrerer Jahre zu der bereits erwähnten Vermählung des jungen Erzherzogs mit der Enkelin Anton Ulrichs von Wolfenbüttel führte.

Batisto Bonnet

Ein provenzalischer Bauer und Schriftsteller.

Von

F. Ed. Schneegans.

„Voici un livre exceptionnel, livre de nature et de vie, brûlant d'art et sans artifice, sorti d'une de ces primesautières imaginations lyriques comme il ne s'en rencontre que bien rarement dans l'histoire des littératures. Un fils de la terre, grâce à une prodigieuse mémoire sensible, grâce à la plus aiguë impressionabilité poétique, nous offre palpitant le mystère de la Provence, la douceur de la vie patriarcale, la splendeur de la journée humaine que rhythment le travail, le soleil et la belle humeur." Mit diesen Worten beginnt eine kurze, eindringliche Studie Léon Daudet's über den provenzalischen Bauern und Schriftsteller Batisto Bonnet [1]), den Alphonse Daudet einst „entdeckt" und dessen Werke er ins Französische übersetzt hatte. Die „Jugenderinnerungen" Bonnet's zeichnen sich nicht durch die Seltenheit des Erlebten aus: er hat gearbeitet, geliebt, gedacht, geträumt, wie ein echter Sohn der mütterlichen Erde, seiner wahren Erzieherin zum Leben und zur Kunst. Was Andere um ihn aber nur dunkel ahnten und undeutlich sahen, das hat er mit hinreissender Gewalt zum Ausdruck gebracht, dank einer aussergewöhnlichen Kraft der sinnlichen Anschauung und sprachlichen Begabung. Durch seinen eigentümlichen Bildungsgang, seinen Mangel an einer jeden höheren wissenschaftlichen Bildung, die ihm den Zwang auferlegten, nur seine eigensten Erlebnisse und Beobachtungen künstlerisch zu verarbeiten, wurde er dazu befähigt die Eigenart der provenzalischen Bauern und seines Heimatlandes ohne Beimischung fremder Elemente, in einer

---

1) Léon A. Daudet, Les idées en marche. Paris, Charpentier-Fasquelle 1896. p. 302—9.

Reinheit und Naivität zu erfassen, wie es nur wenigen modernen Künstlern gelingt, etwa einem Hans Thoma in seinen Schwarzwälder Landschaften oder dem Bauernmaler François Millet. Erklärende Worte genügen nicht, um eine einigermassen deutliche Vorstellung von dem Wesen eines so veranlagten Künstlers in dem Leser zu erwecken: man muss ihn vor diese sonnigen und stimmungsvollen Bilder selbst stellen. So habe ich denn im Folgenden aus der Fülle des Schönen reichlich geschöpft. Möge diese Skizze den Weg zum Künstler und seinem Werke weisen!

Batisto Bonnet[1]) gehört zu jener Gruppe von provenzalischen Schriftstellern, die unter dem Namen Felibre sich zu einem weitverzweigten Dichterbund zusammengeschlossen haben und seit der Mitte des Jahrhunderts unter der Führung Frederi Mistral's, des Dichters von Mirèio, einen entscheidenden Einfluss auf das geistige Leben Südfrankreichs ausüben. Von Anfang an ging das Streben der Felibre dahin, die neuprovenzalische Litteratur über die engen Grenzen der Patoisdichtung zur Kunstlitteratur zu erheben. Es war ein gewagtes Unternehmen in einer Zeit hochentwickelter Kultur eine Kunstsprache und eine Litteratur schaffen zu wollen, und selbst die bedeutendsten Dichter der Schule sind der naheliegenden Gefahr nicht immer entgangen fremde — antike oder nordfranzösische — Dichtungen wenigstens im äusseren Aufbau ihrer Werke nachzuahmen. Batisto Bonnet nimmt in der Schule dadurch eine eigentümliche Stellung ein, dass er von fremdem Einfluss unberührt ist, dass für ihn die provenzalische Sprache mehr als für andere Felibre Muttersprache ist, der natürliche Ausdruck seines Fühlens und Denkens. Er ist Bauernsohn und der Mutter Erde treu geblieben, hat keine höhere Schulbildung genossen, nicht einmal die Dorfschule regelmässig besucht. Aber ohne Beeinflussung durch eine höhere Kultur und eine kunstvoll ausgebildete Litteratur hätte er nicht den Gedanken fassen können, eine Darstellung seiner eigenen Jugenderlebnisse in der Form von Novellen zu einem Bilde provenzalischen Lebens und Treibens, einem reinen Kunstwerk, zu erweitern. Denn erst auf einer hohen Stufe der Kultur findet der Mensch Musse und Lust sich von den Banden der ihn umgebenden Wirklichkeit frei zu machen und zu einer objektiven Betrachtung seiner selbst und seiner Mitmenschen

---

1) Batisto Bonnet, Un paysan du Midi, Vido d'Enfant, traduction et présentation par Alphonse Daudet. Paris, Dentu 1894. Derselbe, Le Valet de Ferme, traduction par Alphonse Daudet. Préface de Léon Daudet. Paris, Dentu 1898. Ein dritter Band über die Erlebnisse Bonnet's in Paris soll in Vorbereitung sein.

zu gelangen. Dann erst wird er zum Schöpfer einer neuen Welt, die er mit Künstlerhand aus Selbsterlebtem und Beobachtetem zusammenfügt. Aber die Meisterwerke der neuprovenzalischen Litteratur, die er als Erwachsener kennen lernte, waren für Bonnet nur Vorbilder; sie zeigten ihm die Wege zur Kunst. Der Einfluss wirkte zu spät auf ihn ein, um seine Eigenart umzugestalten und zu durchkreuzen. In Mistral's Epos Mirèio erkannte er poetisch verklärt die Sitten und Gebräuche, das Fühlen und Denken jener Bauern wieder, unter denen er aufgewachsen war. So blieb denn sein Werk trotz aller Kunst volkstümlich. Der Kreis seiner Betrachtungen hat sich zwar erweitert, er ist aber nie dem Landleben und seinen Arbeiten, die er aus eigenster Anschauung kannte, fremd geworden. In einer seiner Novellen hat Bonnet den qualvollen Seelenzustand eines alten Hirten meisterhaft geschildert, der weder lesen noch schreiben kann, dessen Herz in dem Anblick der ihn umgebenden Naturschönheiten schwelgt und der umsonst nach dem befreienden Ausdruck für seine Gefühle ringt. Indem er sich mit Tantalus vergleicht, sagt er: „Mein Fluss ist diese grosse, schöne Natur, die uns umgiebt. Wohin ich gehe, welchen Weg ich auch betrete, überall stosse ich auf ihre Schätze. Hier Blumen, dort Blumen, oben, unten Blumen! Die Wiesen sind bunt von Blumen, Blumen bedecken die Ränder der Gräben, die Wege, die Felder, die Hecken und Sträucher hängen voll Blumen. Veilchen, Massliebchen, Astern, Mohn, Butterblumen, all' das lebt, kost, liebt und küsst sich in Liebestaumel unter des guten Gottes Segen. Und ich sehe die grosse rote Sonne sie mit ihren goldenen und silbernen Strahlen umleuchten ..... Ich sehe den Sonnenuntergang, Wolken am Himmel ziehen, den Mond erglänzen, die Sterne strahlen, und mein Herz erbebt, meine Gedanken eilen, stürmen, taumeln in all' der Schönheit[1]). Wär's nicht besser blind zu sein, taub zu sein, als in Engelschören das Zwitschern der Vögel zu hören, das Murmeln der Quellen, das Summen der Fliegen, das Lachen der Mädchen und das Flüstern des Windes durch das Laub, den Nachtigallensang, das Lied des Heimchens? Warum das Schöne sehen, es hören, wenn ich nicht sagen kann, was ich fühle, was ich sehe, was ich höre?“ Diese Gefühle des alten Hirten mochten auch die Bonnet's sein, als ein günstiger Zufall ihm Mistral's Mirèio in die Hand gab.

Batisto Bonnet hat in Alphonse und Léon Daudet Bewunderer und

1) I, 436. „e de longo moun cervèu sauto, bombounejo e s'enchusclo de tout acò bèu.“

Förderer seiner Kunst gefunden, denen wir auch die Kenntnis der wichtigsten Ereignisse seines Lebens verdanken. Bonnet ist in den vierziger Jahren in Bellegarde, einem Flecken zwischen Nîmes und Beaucaire, geboren worden. Er entstammt einer armen arbeitsamen Bauernfamilie. Der Vater, aus Arles gebürtig, eine starke und doch leicht erregbare Natur, ein „ome de nèr", wie der Sohn sich ausdrückt, arbeitete als Taglöhner an den Kanälen und Bewässerungsgräben und verstand es durch Sparsamkeit und Fleiss den Wohlstand der Seinigen zu fördern. Bonnet schildert seine Mutter als eine aussergewöhnlich begabte, zartbesaitete, poetisch veranlagte Frau, die den so stark entwickelten Natursinn in ihrem Sohne wachrief. Der Knabe ist aufgewachsen wie die Kinder der Armen, als „paure enfant de paure", er hat Kälte und Hunger erduldet, nie einen regelmässigen Unterricht in der Dorfschule genossen, lernte nur notdürftig, was er zu seinem „bon jour", der Konfirmation, brauchte. Nach dem Tode der Mutter trat er als „gnarro", (Knecht), in ein grosses Gehöft ein, wo er alle Verrichtungen der Landarbeit kennen lernte, daneben durch den Verwalter des Gutes im Lesen und Schreiben unterrichtet wurde. Hier haben zahllose Erfahrungen, Beobachtungen, sinnliche Empfindungen sich langsam in ihm angesammelt, die er später zu kraftvollen Bildern umgestalten sollte. Dann kam die Zeit des Militärdienstes, der den provenzalischen Bauer nach Algerien führte; einige Jahre später kämpfte Bonnet tapfer im deutsch-französischen Kriege mit, zeichnete sich vor Paris aus und wurde verwundet. Nach dem Friedensschluss blieb er in Paris, hatte lange mit der äussersten Not zu kämpfen, die er endlich dank seiner Ausdauer und Intelligenz überwand. Jetzt lebt er als Gärtner in der Umgegend von Paris. Daudet schildert humorvoll den Dichter, wie er bäuerisch und unbeholfen in seinem Sonntagsanzug ihn einst besuchte und das ihm unbequeme Nordfranzösisch gerne mit der Sprache seiner Väter vertauschte. Bonnet hat schon als Bauernjunge in Nachahmung der provenzalischen Volkslieder gedichtet und später 1870 Marschlieder und Romanzen in französischer Sprache verfasst. Dann lernte er eine Pariserin kennen, verliebte sich in sie und suchte einen Sprachlehrer auf, um sich im Französischen zu vervollkommnen. Ein glücklicher Stern führte ihn zu einem Landsmann aus Arles. In der ersten Stunde lasen sie zusammen Mistral's Mirèio die halbe Nacht durch. Hier fand nun Bonnet in seiner zur Kunstsprache veredelten Muttersprache ein Ausdrucksmittel für Alles, was er in seiner Jugend geliebt, erlebt hatte. Nachdem er sich zunächst als „troubaire" in der Patoislitteratur ver-

sucht hatte, schloss er sich der grossen Felibrebewegung an, nahm die durch Mistral und die Felibre durchgesetzten Sprachreformen an und hat in der Sprache der Felibre seine Bauerngeschichten erzählt.

Bonnet hat die Darstellung seiner Jugenderlebnisse dadurch zum Kunstwerke umgestaltet, dass er seine Jugenderinnerungen in die Darstellung jener Arbeiten und Feste verwoben hat, die im regelmässigen Wechsel der Jahreszeiten durch eine jahrhundertlange Tradition geheiligt das Leben der Bauern füllen und durch ihre Notwendigkeit, ihren unlöslichen Zusammenhang mit der Natur ihm den Reiz archaischer Grösse und Poesie verleihen. Von dieser Poesie ist Bonnet's Gemüth durchdrungen, sie zum Ausdruck zu bringen zugleich mit dem Zauber der heimatlichen Fluren, das ist die Aufgabe, die er sich als Künstler gestellt hat.

„Vido d'Enfant" und „Le Valet de ferme" beginnen mit einer Schilderung der Stätten, wo die Kindheit und Jugend des Dichters sich entrollte. Dem idyllischen Charakter des ersten Buches entspricht das liebevoll gezeichnete Bild des Bauernhauses mit „dem roten Ziegeldach, dem viereckigen rauchenden Kamin, den Fenstern, deren Scheiben die Farbe des herbstlichen Laubes (coulour de bauco autounenco) haben, der weissen Steintreppe, der Mistgrube neben der Thüre des Vorratsraumes, dem grossen Vorbau, der in den Hof führt. Ich sehe das Haus, ich sehe es! es lächelt mir zu, zieht mich an, lockt mich, dort steht es, seht! . . . . Wie ist mein Nest so gross, so schön (qu'es grand, qu'es bèu moun nisau)!" Die vollendetste Erzählung dieses ersten Bandes ist „lou Pont de la Roubineto" (die Kanalbrücke). „Wir wandelten Hand an Hand, ohne einander ein Wort zu sagen, wir gingen raschen Schrittes, mein Vater sinnend und ich ganz geblendet durch die aufgehende Sonne, die farbenprächtig am zerklüfteten Himmel aufstieg und in goldenem und silbernem Lachen lustig den mächtigen dunkeln Schleier der Nacht zerriss" [1]). Der Weg führt sie nach Arles, wo der Vater Verwandte besuchen will. In Träumereien versunken schreitet der Vater immer rascher auf die Kanalbrücke zu. Hier, erzählt er seinem Sohn, hat er zum ersten Mal die Mutter gesprochen und in freudiger Rührung denkt er an das liebliche Bild zurück, wie er mit seinen Freunden den Mädchen, seiner „poulido Berteto" (schönen Berta) und

1) I, p. 90—2. „Caminavian toco à toco sènso rèn dire, nous enanavian d'un bon amble, moun paire en sounjant e iéu en me desuiant sus lis escarteiramen acoulouri de l'aubo que mountavo de mai en mai en esfarlant à grand ridelado de rire d'or e d'argènt l'inmènso manto sourno de la niue".

ihren Schwestern, die durstig von der Feldarbeit zurückkommen, begegnete und dort auf der Brücke mit ihnen plauderte. Und der Knabe ahnt, dass in jener Stunde etwas Grosses sich ereignet hat, und dass er „das Bindeglied zwischen den Träumereien dieses Mannes und den Mäuerchen jener Brücke war.“ In leidenschaftlicher Erregung hebt der Vater den Sohn von der Erde „wie wenn er ihn der ganzen Natur zeigen wollte: ‚Schau, schau, Brisquimi[1]), wie die Sonne aufgeht!‘ Und die Sonne ging in der Ferne hinter den Sümpfen und den Tamariskenbäumen auf; sie stieg empor, stolz aufstrahlend in ihrem Glanz und die Fliegen und Mücken umschwärmten uns voll Lust (nous embourgnavon de joio) beim Anblick ihres Glanzes“. An diese Erzählung, ein Denkmal pietätvoller kindlicher Liebe, reihen sich in bunter Folge die Bilder aus der Jugendgeschichte Brisquimi's an. In „la dounado“ wird der lärmende Auszug der „pauriho“, der Armen und Bettler, nach dem Felde, das ihnen zur Aehrenlese überlassen ist, geschildert. Der Knabe schreitet an der Hand der Mutter daher, von all' der Pracht der Farben jener stimmungsvollen Landschaft berauscht und in seiner Künstlerseele tief erschüttert. Sein frühentwickelter Natursinn empfindet den Reiz „jenes entzückenden Friedens, der die Sommernächte durchzieht, in einem Gemisch von Düften frisch gemähten Grases, abgeschnittener Luzerne, inmitten des taufeuchten Strohes und der Seufzer, welche der von Liebe bebenden Nacht unter den Küssen des erwachenden Tages entströmen, ihres unsterblichen Geliebten[2]).“ Dem Fleiss und Geschick des Vaters ist es gelungen, einen Weingarten anzukaufen und das Familienfest, durch das dieser folgenschwere Schritt gefeiert wird, wird in der Erzählung „Sian prouprietàri“ geschildert. Für Brisquimi bedeutet dieser Ankauf eine Wendung in seinem Kindesdasein. Mit vielem Humor erzählt er, wie er nun täglich mit seiner „poulido barioto“, seinem schönen Schubkarren, auf den Strassen Mist sammelt. Dieser Karren wird ein Bestandteil seines Daseins, ein Begleiter seiner kindlichen Träumereien. Er ist tagelang sich selbst überlassen, streift auf den Landstrassen herum, weiss auch dieser bescheidenen Beschäftigung Reiz und Poesie abzugewinnen, sieht träumend in die weite Landschaft hinaus, deren wechselnde Bilder sich seinem Auge für immer einprägen. Andere

---

1) Kosename Batisto's.

2) I, p. 24—26. „au mié d'aquelo enchusclanto calamo que varaio dins li niuechado d'estiéu, dins un mescladis de perfum de fen toumba, de lusèrno coupado, au mitan di plourun di restouble e di souspir que la niue barbelanto de caresso laisso escapa souto li poutoun renadiéu dóu jour, soun inmourtau calignaire!“

Erzählungen haben einen unpersönlicheren Charakter und schildern die altertümlichen Gebräuche des Weihnachtsfestes, den feierlichen Umzug durch das Elternhaus mit dem brennenden Stamm eines Mandelbaumes, das Festessen im trauten Familienkreis, den Neujahrstag, Fastnachten, das lustige Treiben während der Wein- und Olivenernte. Den Abschluss der Kinderjahre bildet der „bon jour", die Konfirmation, zu der Brisquimi durch eine besondere Vergünstigung des Pfarrers notdürftig vorbereitet wird. Zur äusseren Ausstattung des Konfirmanden, die aus alten Kleidern des Vaters durch die emsige Hand der Mutter hergestellt wird, fehlt die Kopfbedeckung. Bei der Dorfmühle rettet Brisquimi aus dem Strudel des Baches die Trümmer eines alten Hutes, den die Mutter ihm zurechtschneidet. „La partènço de l'oustau" (der Auszug aus dem Elternhaus) und „La jasso de Brounzet" (das Hirtenleben in Brounzet) bilden den Übergang zum zweiten Buche. Das Elternhaus hat durch den Tod der Mutter seinen Mittelpunkt verloren; Brisquimi kommt in ein grosses Gehöft, wo er zunächst als Hirte unter der Leitung des alten Oberhirten, des „paire" Boutignan, beschäftigt wird. Die erste Begegnung des Knaben mit diesem poetisch veranlagten, ganz unwissenden Mann, giebt zu einer ergreifenden Scene Anlass. An der Wand der Hütte hängt als einziger Schmuck ein Stich nach dem bekannten Louvrebild Prud'hon's „La Vengeance poursuivant le Crime". Jahrelang stand der Hirte ratlos, von Schmerz und Scham durchdrungen vor der für ihn rätselhaften Inschrift unter dem Bild, bis ihm endlich Brisquimi die Worte liest. Boutignan schildert die unendlichen Qualen seines nach Wissen lechzenden Gemüts, und dieser Hymnus auf den Segen einer höheren ihm verschlossenen Cultur ist im Munde eines Unwissenden tief ergreifend und erfüllt Brisquimi mit Trauer, weil er dem von ihm verehrten alten Mann, ohne es zu wollen, solchen Schmerz bereitet hat. Während der langen Winterabende schildert der alte Hirte den im Kreis vor dem Feuer um ihn sitzenden Jungen die Wunder des Hirtenlebens auf der Alp, den Auszug der Herden im Frühjahr, die Sternenpracht der Juninächte, wenn man „ausgestreckt daliegt auf dem gekräuselten Rasen, entzückt von jener blendenden Beleuchtung des Himmels, während oben und unten, überall die Hirtenlieder sich kreuzen und gen Himmel sich erheben, so einstimmig und voll, dass man, nach den Sternen blickend, wohl manchmal glauben möchte, dass sie vor Freude erbeben." [1])

1) I, p. 468. „Ah! la niue d'estiéu sus aquéli cimo! Que fai bon s'alounga sus lou gèrme frisadet, estabousi coume sias pèr aquelo iluminado celestialo escalus-

Wie die „Vido d'Enfant“ hebt das zweite Buch „le Valet de Ferme“ mit einer breitangelegten zusammenfassenden Schilderung des Schauplatzes der folgenden Erzählungen an. Alle Arbeiten eines provenzalischen Bauern werden von Bonnet, der jeden Handgriff aus eigener Erfahrung und langer Übung kennt, anschaulich geschildert; wir werden durch alle Räumlichkeiten des Gehöftes geführt, mit warmer Teilnahme für das Loos der Landarbeiter giebt Bonnet wertvolle Angaben über Wohnungs- und Lohnverhältnisse der provenzalischen Feldarbeiter; er beschreibt mit derselben liebevollen Anschaulichkeit die Stallungen und die Käsebereitung wie die einfache Schlafstätte der Arbeiter, „la brèsso“. Wir lauschen den lebhaften oft stürmischen Gesprächen der Knechte, die sich allabendlich in der Bäckerei zusammenfinden; wir sehen einen oberflächlichen und herzlosen Atheisten mit einem leidenschaftlichen Volksfreund hart zusammengeraten, oder wir hören den alten Hirten Boutignan, den einsamen Grübler und Sonderling, die ihm unfassliche Vaterlandsidee angreifen. Was ist ihm das Vaterland? Es hat ihm seinen Sohn einst geraubt, ist ihm keine Mutter; er lebt zu weit von den Menschen und der Cultur, um die Wohlthaten menschlichen Zusammenlebens und seine Bürgerpflichten zu verstehen. Nachdem er den Leser mit den eigentümlichen Verhältnissen bekannt gemacht hat und die Gedankenwelt und die Träumereien der Bauern ihm erschlossen hat, schildert Bonnet in Bildern von gewaltiger Kraft die Arbeiten des Landmannes. Wiederum versteht er es wie in „Vido d'Enfant“ eigene Erlebnisse mit einzuflechten. In „li semenço“ (die Saat) sehen wir ihn mit dem Hofbesitzer, Meister Louviset, früh morgens ausziehen, durchdrungen von der Erhabenheit der bevorstehenden Arbeit und berauscht von der Schönheit der in der Morgensonne erwachenden Landschaft. „Das Wetter war herrlich! Kein Lufthauch regte sich! Die Vögel sangen leidenschaftliche Lieder, die mir wohl thaten; man hörte das Summen der Fliegen; Eidechsen verliessen beim Geräusch unserer Schritte ihren Platz in der Sonne und verkrochen sich in die Büsche; dann sprangen Kaninchen über den Pfad, dem wir folgten! Wie lieblich war die Gegend .... Ich hätte meine Seligkeit in diese Landschaft hinausschreien, ausschütten mögen. Meine Seele, berauscht von dem Frieden, den Blumen, den Sonnenstrahlen, folgte mit freudigem Entzücken den

---

tranto, entremen que d'aqui coume d'eilai, d'amount coume d'avau, de tóuti li caire, li cansoun di pastre s'entre croson e s'aubouron vers lou céu dins uno talo acourdanço que, de-fes, en regardant lis estello, crèirias que n'en tremolon de bonur!“

Fäden weisser Seide, welche die Jungfrau Maria dort oben im blauen Himmel zerstreute[1])". Andächtig schweigend gehen der Meister und der Knecht an die Arbeit: es gilt ohne weiteres Hülfsmittel als ein „signau", einen Weidenstab am äussersten Ende des Feldes, eine schnurgerade Furche zu ziehen, das Meisterwerk der Feldarbeit zu vollführen. Der weihevolle Ernst der Schilderung, die mit homerischer Breite den einzelnen Handlungen und Handgriffen folgend die ruhigen, sicheren Bewegungen eines verständigen Arbeiters wiedergiebt, verbunden mit dem Glanz der Naturschilderungen, wiederholen sich in den folgenden Erzählungen. In „la trounado" (das Unwetter) wird die verheerende Gewalt eines Unwetters geschildert, welches die Feldarbeiter während der Heuernte überrascht; „li cauco" (das „Reitern" des Getreides) führt uns auf die Tenne, wo sechzig Füllen die Garben zertreten, die ihnen emsige Knechte zuführen. „Hört ihr das Geklingel der Glöcklein und Schellen! . . . . . Was ist das für ein lautes Stampfen, das mit dem hellen Gewieher die Erde erdröhnen lässt? Es ist die Schaar, die wilde Schaar der scheuen Pferde aus den Sümpfen der Camargue! wie sie stampfen! wie sind sie stolz und trotzig!" Mitten in dem Getümmel steht Brisquimi, der an dem Tage zum ersten Male „gardian" ist. „Auf der von den goldenen Strahlen der Sonne beschienenen Tenne, mitten im Gewühl des zerstampften Strohes, des Staubes und der aufwirbelnden Spreu, dem Wiehern der Stuten und ihrer Füllen, dem lauten Gesang der Cicaden, wie fortgerissen durch den wilden Kreislauf der Pferdeschaar, schwinge ich die Zügel, die ich mit der Hand zusammenhalte, rufe den Pferden zu, ermuntere die einen, bändige die andern, fahre über die Köpfe der Tiere mit dem Stachel; ich schreite weit aus, sinke in das Stroh ein, gleite bald mit dem einen bald mit dem andern Fusse aus, und mitten aus dem Getümmel über einen lebendigen Kreis hinüber sehe ich die Bauern die lachende Erde pflügen, die Stoppeln in der durchglühten Weite wie Goldkörnchen glänzen, das Tausendguldenkraut wie feurige Kohlen glühen. Die Malven, die zarten Verästelungen und die Stämme der Tamariskenbäume, die Binsen, voll weisser Schnecken, zittern in blendender Erleuchtung"[2]) . . . . In „li cabrian"

1) II, p. 160. „Oh! lou galant païsage . . . Auriéu vouga crida, espandre, dins touto aquelo encountrado, tout lou bonur qu'aviéu. Moun amo, enebriado de calanço, de flour e de reissado de soulèu, s'agradavo à segre, entrefoulido qu'èro, li fielado de sedo blanco que la Vierge escampihavo aperamount dins lou cèu blu."

2) II, p. 338. „Dins l'emplanado touto aurinado de soulèu, dins tout aquéu fourro-bourro de paio de pelofo que s'esbrenon e voulestrejon dins li bramamen dis ego e de si poulin; au canta di cigalo que ressono à poufe, coume empourta pèr lis

(die Hornisse) erreicht die Schilderung die Erhabenheit heroischer Poesie. Brisquimi wird zum ersten Mal ein Gespann von vier Maultieren anvertraut: mit sicherer Hand lenkt er den Pflug, der plötzlich eine Erdscholle umwendet, unter der Hornisse verborgen sind. „Die Hornisse! Hilfe! wir sind verloren," ruft Meister Louviset. In wilder Flucht reissen die Maultiere Pflug und Pflüger mit sich fort; es entspinnt sich ein gewaltiges Ringen zwischen Brisquimi und dem Maultiergespann, das mit elementarer Gewalt dahinstürmt. Der Pflug wird belebt, zum tückischen Raubtier, das mit zügellosen Bewegungen, in seinen einzelnen Teilen zerrüttet, das Gespann mit dem Lenker bedroht. Da bleibt der Pflug plötzlich an einem Baumstamm hängen, Brisquimi wird durch den Stoss auf die Seite geschleudert und blutend und ohnmächtig in das Gehöft zurückgetragen.

Durch die Erzählungen dieses zweiten Buches zieht sich ein leidenschaftlicher Liebesroman durch, der in „Esquiel d'amour" (Liebesrausch) und „lou mouloun de fen" (der Heuhaufen) seinen Höhepunkt erreicht und in der letzten Erzählung „Desoulanço" (Verzweiflung) ein jähes tragisches Ende findet. Jouleto „diejenige Frau, die in seinem Herzen die tiefste Furche graben sollte", ist Dienstmagd bei der alten Roustano, der Mutter des Hofbesitzers. Das schöne fünfzehnjährige Mädchen und der kräftige gleichaltrige Bauernbursche entbrennen in Liebe zu einander. Er sieht sie zuerst beim gemeinsamen Mittagsmahl: sie stellt eine Schüssel auf den Tisch, beugt sich über Brisquimi, „sie legte ihr Händchen auf meine Schulter. Ach! da erbebte ich vor Lust und wurde rot vor Scham. Ich erinnere mich, dass ich eher kaute als ass; als der Fuhrmann sein Messer zumachte[1]), stieg ich rasch über die Bank und noch rascher erreichte ich die Thüre. Ich hatte noch nicht auf die Klinke gedrückt, da erschien Jouleto, ein Bündel Rebholz unter dem Arm. Gleich sahen wir uns an, Auge in Auge, sie mir zulächelnd, ich staunend vor all' ihrer Schönheit. Wie sie an mir vorbeikam, sagte

---

ardènti viroulado de la rodo chivalenco brandouie li liam que tène à pougnado, coumande i chivau, abrive lis un, mestreje lis àutri, permene ma toucadouiro à l'ensus de la tèsto di bèstio, fau de grand pas, m'enfounse dins la paio, esquihe tantost d'un pèd tantost de l'autre e, dóu mitan dóu fouleton que m'enrodo, d'ensubre aquéu cièucle vivènt regarde li coublié que bourdouiron la terro riserello, li glot di restouble que dins l'espàci arsido treluson coume de paieto d'or, lis auriolo que retrason à de carboun de fiò; li mato de mouvin, li fini gitello de tamarisso, li gacholo, li joun, qu'enramella de meissounenco fernesisson dins d'esbléusido avuglarello" ....

1) Als Zeichen, dass das Essen zu Ende ist.

sie: ,Danke, ich glaube heute giebt's einen schönen Tag'. Kikeriki, kikeriki, krähten die Hähne; und ich ganz verdutzt, was antwortete ich? Weiss ich's denn?" [1]) Am nächsten Morgen sieht er sie auf der Thürschwelle stehen: „die Sonnenstrahlen beleuchteten ihr liebliches Gesicht; mit ihrem schlanken Körper, der sich im Glanze der Morgenröte abhob, erschien mir Jouleto wie eine Granatblume in dem Aufstrahlen der Sonne." Nach Jahren sieht er noch „ihr jungfräuliches Antlitz, das an jene Medaillons von Bronze oder Marmor erinnerte, die durch die Jahrhunderte die Schönheit der Arlesierinnen der Nachwelt bewahren." Naive unverhüllte Sinnlichkeit bildet die Grundlage dieser Liebe zweier gesunder unverdorbener Menschen, deren Leidenschaftlichkeit durch strenge Sitte und die scheue Ehrfurcht des Liebenden in Schranken gehalten und vor Schuld bewahrt wird. Gerade in der Schilderung dieses Liebesverhältnisses zeigt sich am deutlichsten die Verbindung kräftiger, ja derber Natürlichkeit mit grosser Zartheit der Empfindungen, die den Werken Bonnet's soviel Wahrheit verleiht. Er kennt zu genau die Natur und den natürlichen Menschen, um sie einseitig im Guten oder im Schlechten zu schildern, er hat an seinem eigenen Leibe die bald verheerende bald belebende Gewalt der Sonnenglut, des Sturmwindes, des strömenden Regens empfunden, er weiss, dass gerade die stärksten und gesundesten Menschen ungeahnte Schätze zarter Empfindungen in sich bergen. Mitten im Glück trifft das Verhängnis die beiden Liebenden. In einer warmen Sommernacht wandeln Jouleto und Brisquimi Arm in Arm „wie die andern Pärchen, die dahingingen, wohin? weiss ich nicht," „unter dem Sternenhimmel, auf der mondhellen Erde." „Der Mond, ein schöner heller Mond, beleuchtete grell die Stelle und unsere Schatten dehnten und reckten sich am Boden wie umschlungen." Noch einmal widersteht Brisquimi der Stimme der Sinnlichkeit, die sich unter den verführerischen Lockungen der nächtlichen Stunde in ihm regt, und bebt vor der Schuld zurück: da werden die Liebenden überrascht, gewaltsam getrennt. Brisquimi muss dem alten Hirten Boutignan folgen, entflieht in der nächsten Nacht und sucht umsonst Jouleto auf. Er erfährt, dass sie seinetwegen aus dem Dienst entlassen ist, kämpft verzweifelt um ihre Ehre und zieht ihr nach. In „la travessado dóu Rose" sehen wir ihn zweimal umsonst die Rhône durchschwimmen, weil er auf dem andern Ufer Jouleto zu finden hofft; ein Sturm überrascht ihn auf der Rückfahrt, er erliegt der Gewalt der

1) II, 14—17.

Fluten und wird durch den alten Hirten, der den verwegenen leidenschaftlichen Jüngling in der Stunde der Gefahr nicht verlässt, vom Tode errettet. Erschöpft, von der Leidenschaft zerrüttet, wird er nach Bellegarde, seinem Heimatsorte, zurückgebracht, wo er im Elternhaus unter den Geschwistern vergeblich den inneren Frieden sucht. Zu schwach, um an der Feldarbeit teilnehmen zu können, muss er unthätig im Dorfe zurückbleiben mit den Frauen und Kindern. Überall sieht er Bilder häuslichen Glückes, die ihm in qualvollen Träumereien das verlorene Paradies vor die Seele zaubern: „Freundlich, hübsch und frisch mit ihrem schwarzen Haar, das in schönen Wellen lieblich das Ohr halb bedeckte, voll überströmender Zärtlichkeit, entblössten die Frauen ohne Verlegenheit vor mir ihren Busen, wenn ihre Kleinen schrieen, und gaben ihnen die Brust; und wenn sie sie gestillt hatten, da musste man sehen, wie lieblich sie mit ihren Kindern spielten und sie unter dem Kinn mit dem Finger kitzelten ‚da, da, dau!‘, dann sie auf den Knien springen und tanzen liessen, sie umarmten und herzten, über ihren Köpfen in die Luft hoben; da lachten sie, verschlangen die Kleinen mit den Augen und schrieen, voller Bewunderung: ‚O wie nett, wie nett, schau, schau, Brisquimi, schau, wenn du mal so eins hast, was meinst du dazu.‘ „Über der Wiege des Kindes kreuzen sich die Blicke der Eltern“, und schauen getrost in die Zukunft. Er aber sieht in einem trauten Winkel des Dorfes ein stilles Haus, wo er mit seiner Jouleto so glückliche Tage verleben könnte: „O das nette Häuschen, das wir dort bewohnten, zwischen Olivenbäumen am Ende des Dorfes, nicht weit von der Strasse, von einem Zaun umgeben, von Sonne überflutet, gegen den Sturmwind geschützt, mit offenen Fenstern unter den Weinreben, von denen lange Ranken voll grüner Schösslinge mit Reihen schöner Muskattrauben bis oben ans Dach herabhingen! Grosse Feigenbäume beschatteten den Zugang zur Thüre, man erblickte den langen Balken der Dreschmaschine am Eingang des Gartens voller Gemüse und schöner Obstbäume, deren kühler Schatten die Glut der Mittagssonne bekämpfte. Machtet ihr die Thüre auf, kamt ihr in den Hof hinein, so saht ihr in einer Fensteröffnung zwischen weissen Vorhängen auf einer Bank von weichem Stein eine schöne junge Frau sitzen, die, während sie Kleider flickte, das lieblichste Kind der Welt wiegte. Das waren meine Freundin, meine schöne Jouleto und mein Kleiner, die ich in einem Winkel meines alten Bellegarde eingenistet hatte und mein Herz mit ihnen; aber das Alles war nur ein Traum, der Traum eines Verliebten, der Traum eines Dichters, der einen Augenblick das Missgeschick

vergisst, das ihn verfolgt.“ An einem Abend sitzt er, von Todesahnungen gequält, unter den Geschwistern. Um ihn zu ermutigen, erinnert ihn seine Schwester Catarinet an das Versprechen, das ihre Mutter sterbend gethan, kommendes Unheil durch drei mahnende Schläge ihnen zu verkünden. „Zugleich wie sie das sagte: pan! pan! pan! ertönten die drei Schläge.“ „Seid Ihr's, Mutter?‘ schrie Catarinet mitten in der Stille. Gleich drückten sich die Brüder an uns, ich selbst zitterte.“ Und eine Kinderstimme meldet, dass Jouleto drunten bei den Sümpfen im Sterben liegt und Brisquimi zu sich ruft. Brisquimi zuckt zusammen, seine Schwester ahnt die Wahrheit. Warum hat er nicht früher gesprochen? „Ich wagte es nicht . . . Du bist meine Schwester und ein Mädchen.“ Da nahm sie mich, drückte mich an sich ‚Du bist ein Kind, Bruder! Bin ich deine Schwester, bin ich nicht auch ein wenig deine Mutter? Sagen musstest du mir's, grosses Kind, wir hätten davon geredet, sie aufgesucht und sie zusammen geliebt.“ Er weint sich auf ihrer Schulter aus, sie hilft ihm durch Wort und That das Unvermeidliche tragen. „Ich Ärmster — paure de iéu! — ich traute den aufmunternden Worten meiner Schwester . . . und ach! zur selben Stunde war meine Jouleto gestorben.“ So schliesst in dumpfer Klage zurückgehaltenen Schmerzes der Liebesroman Batisto Bonnet's.

Wer wie der Bauer oder der Seemann stets an sich und seiner Arbeit die drohende Nähe eines unentrinnbaren Geschickes fühlt und von der Sonne, dem nährenden Boden, dem Wasser, dem Winde Glück und Unglück erwartet, der trägt ohne Murren das Joch des Schicksals, gegen das der Städter sich verzweifelt auflehnt, weil er der Natur ferner steht und es ihm oft gelungen ist sich ihrer Allgewalt zu entziehen. Der Bauer unterwirft sich im Unglück in dumpfer Resignation dem Unvermeidlichen und, wenn er für das Schöne und Grosse empfänglich ist, wie Batisto Bonnet, wird er mit Inbrunst und kindlicher Hingabe sich in die Betrachtung der Natur versenken, mit der sein Körper und seine Seele, seine Gedanken und Träumereien verkettet sind. Die Naturschilderungen sind in Bonnets Erzählungen kein schmückendes Beiwerk. Er schreibt fern von seiner Heimath; in seinem Auge haften unauslöschlich die Bilder jener sonnendurchglühten, endlosen Landschaft mit ihren Saatfeldern, ihren Olivenbäumen, ihrer Farbenpracht, seine Ohren sind voll von dem Lärm, den Zurufen, Flüchen, dem Freudegeschrei, die jede Arbeit des Südländers begleiten und sich mit den tausend Stimmen der Natur verbinden. Seine Naturschilderungen sind wie Ausbrüche eines leidenschaftlichen Gefühls, das bei der Erinnerung an die

fernen Tage der Kindheit sich seiner Seele bemächtigt. Nur selten beschreibt er mit der liebevollen Ausführlichkeit des nordischen Künstlers. Seine Beschreibungen sind meistens leidenschaftlich bewegt; sie wollen einen Gesamteindruck des Bildes geben. Gerne benutzt er einen Ruhepunkt in dem Gange der Erzählung, um den Blick über die Landschaft schweifen zu lassen und den Eindrücken, die ihn bestürmen, Ausdruck zu verleihen. In bunter Folge drängen sich die einzelnen Züge zum Bilde zusammen. Als Dichter, nicht als Maler, betrachtet Bonnet die Natur. Das Auge vermag nicht die breitangelegten Bilder auf einmal zu fassen, Auge und Ohr wirken zusammen: ein fernes Geräusch erweckt eine in der Erinnerung schlummernde, dem Dichter wohlbekannte Gestalt, die sich dem immer weiter ausgreifenden Gemälde anschliesst, sodass die Schilderung eine ganze Gegend mit ihren charakteristischen Erscheinungen umfasst. In „Vido d'enfant" erzählt er seine Träumereien, während er mistsammelnd auf den Landstrassen zieht: er betrachtet am Himmel die Sonne, die Wolken, die Wildenten, die Gänse, die Dohlen:[1]) „All' das gross, All' das schön zog mit Flügelschlägen, Farbe, Licht, Leben über das Laub der Bäume hin und verschwand dort oben in der unendlichen Ferne des blauen Himmels, mit dem Brausen des Mistralwindes, der mir das lustige helle Lachen der Garbenbinderinnen zuführte zugleich mit den Rufen der Bauern, den Scherzworten der Winzer, den Flintenschüssen der Jäger, dem langgezogenen Bellen der Hunde. Wie gerne sah ich das Gehen und Kommen der Arbeiter in den Oliven- und Weingärten, während die Hirten in ihre langen Mäntel gehüllt, ihren Hüten nachliefen, die der Wind in die Wassergräben trieb; wie gerne sah ich die Windstösse die Bäume wie Weidenruten krümmen, die Wirbelwinde den Fuhrleuten in die Augen wehen, den Staub in Säulen aufsteigen, die weissen Segel der Bote auf dem Kanal nach Aigues-mortes gleiten!" Dann fasst er seine Empfindungen zusammen: „O mein Leben, o meine Augen! . . . Berauscht von all' Dem sah ich Menschen, Tiere, Belebtes und Lebloses, und horchte dem wunderbaren Zusammenklang der Geräusche um mich herum und ganz allmählig, ganz sachte, von selbst, schlossen sich meine Augen und wie ein hilfloses Lämmlein in dem wütenden Stürmen der Natur, mitten in der Schöpfung[2]) schlief ich ein, ich armes armer Leute Kind

1) I, p. 84. „Tout acò grand, tout acò bèu, trespasant, à cop d'alo, de coulour, de lus et de vido, la como dis aubre, pér ana s'esbéure apereilamount, dins lou liuen immense d'azur" ....

2) I, p. 86. „dins tout l'acagnardige de la naturo, au mié de la creacioun,

— paure enfant de paure — und träumte schöner als ein Fürst von allem Grossen und Schönen auf Erden." Neben diesen breitangelegten Bildern, die zeitlich und räumlich getrennte Erscheinungen zusammenfassen, finden wir zahllose kraftvoll zusammengedrängte Gesamteindrücke. Der Dichter ist dann so überwältigt, so berauscht — das Wort „enebriado" gebraucht er immer wieder — dass die Einzelheiten vor seinen Sinnen verschwinden. Er greift dann zu abstrakten Ausdrücken, um die endlosen Ausdehnungen der heimatlichen Fluren, die Tiefe des Himmels, das Flimmern der Sterne, den Glanz der Sonne in ihrer Unfasslichkeit zu schildern. Sein Auge verliert sich in „den blauen Tiefen des Himmels" (dins li founsour bluiejanto dóu céu), er versenkt sich in die „farbigen Zerklüftungen des Morgengrauens" (escartaiamen acoulouri de l'aubo). Das in der Morgensonne erwachende Leben der Natur rauscht „wie wenn die ersten Strahlen des Tages Orgelpfeifen ertönen liessen in einem Brausen von zügellosen Harmonieen" (dins un desbrande d'armounìo fouligando). Der Hirte auf der Alp ist hingerissen „von all dem blendenden Glanz, all dem Aufblitzen des Lichtes und dem hellen Leuchten";[1]) in den Sommernächten entzückt ihn „jene blendende Erleuchtung des Himmels" (pèr aquelo iluminado celestialo escalustranto), er sieht von den Höhen der Berge herab die Gehöfte in der Ebene „dins soun esparpaiamen" (wörtlich „ihrer Ausstreuung"); während der Heuernte fühlt Brisquimi wie „durch seine Brust dieses Ausstrahlen von Licht, Schatten und Farben fliesst" (sènte courre en moun pitre de touto aquelo gisclado de lus, d'oumbro e de coulour que m'envirouno); „ein Zauber entströmt dem Himmel und gleitet wogend am Boden hin und verliert sich wieder in der geheimnisvollen und sonnendurchglühten Weite[2]). Ich träume, blicke, staune, bin entzückt; Schwärme von Schmetterlingen ziehen über die Kornfelder, Vögel durchkreuzen die unendliche Bläue, ein Hund bellt, ein Lamm blöckt, Kälber, Kühe, Rinder brüllen."

Die schöpferische Phantasie des Dichters belebt die Erscheinungen der Natur: „die Sonne lacht auf durch das Laub der Bäume", der Morgen ist „der unsterbliche Geliebte" der Nacht, die „von seinen Küssen bebend" erwacht. Die Sonne wird scherzhaft „verschwenderischer

m'endourmiéu, paure enfant de paure, en pantaiant mies qu'un prince de tout acò grand, de tout acò bèu sus la terro.

1) I, p. 466. „tóuti aquéli lusour enchusclanto, tóuti aquelis uiaussado de lume e de clarta vivo que vous copon la visto."

2) II, p. 140. „Es un encantamen que toumbo dóu cèu, boumbo e reboumbo armouniousamen au sòu pèr tournamai remounta dins l'espàci misteriouso e brulanto."

Fürst genannt, der „ungezählt sein Gold und Silber zum Fenster hinauswirft.“ Die Morgenröte lehnt sich „lustig ans Fenster des Himmels mit lachendem Munde.“ In der gewaltigen Sturmbeschreibung (la trounado) wird eine Wolke zum „Ungeheuer, das kauert, sich ausreckt, sich zusammenballt, um dann eine Art Thron am Horizont zu bilden“, „andere Wolken thürmen sich aufeinander, zusammengedrängt wie Widder, die aufeinanderspringen“ ... „Und die Sonne, die noch in ihrer Glorie leuchtete, mit ihren blutroten Strahlen, meiner Treu, sie schien zu zittern, Angst zu haben, dieser gewaltigen Wolkenschaar auszuweichen, die ihr entgegenstürmend, unter ihren Strahlen die schönsten, erstaunlichsten Gestalten von Tieren, Bergen, Ungetümen annahmen.“ Auch die Gefühle und Stimmungen des Dichters verwandeln sich in sinnliche Erscheinungen: „er schwimmt in reiner Seligkeit unter den Küssen heimlicher Träumereien“, „er schlägt mit den Flügeln unter den Küssen des Morgenschlafs“, die Schönheit der Natur berauscht ihn, er erbebt unter den „Küssen“ der Sonne, horcht dem „Rauschen der Stimmen und Laute, die in der Ferne sich durchkreuzend mit dem Brausen der Fluten der Rhône dort oben im klaren Himmel aufsteigen“ oder „geht auf in dem Schweigen inmitten der Seele der Schöpfung“.

Derselbe Künstler zeigt, sobald die Erzählung ein ruhiges Verharren an den Einzelerscheinungen in der Aussenwelt gestattet, das scharfe Auge und den Farbensinn des Malers, den Blick des Bildhauers für die plastische Schönheit und den Ausdruck der Bewegung. Von erstaunlicher malerischer Wirkung ist folgende Beschreibung des Himmels nach dem verheerenden Unwetter: „es hatte sich der Wind gelegt, der Horizont öffnete sich wie ein Vorhang . . . Die Bäume, die Dörfer, die Gehöfte wurden sichtbar, die Hügel, die Berge ragten empor, zeigten ihre Umrisse am Himmel, der sich über unsern Köpfen zerklüftete und unseren Augen blaue Abgründe zeigte, rote Seen, von lichten Ranken bedeckt, die in violetten Fransen, seidenen Schärpen, rötlichen und grünlichen Bändern sich auflösten mitten in einem Hervorsprudeln von fahlem und wechselndem Flammenschein, und in phantastische Schneefelder endeten, die hier und dort durchbrochen waren von Brandfackeln und flüssigem Golde. Und das ganze Bild bewegte sich weit in die Ferne, wie im Schlummer eingewiegt in wonnigem Behagen. Plötzlich, wie wenn er aus den Steingruben von Font-Vièio emporstiege, umkreiste der Regenbogen siegreich den Horizont mit seinen leuchtenden Farben“.[1]) Und

1) II, p. 282. „Lou vènt aguènt cala, l'óurizount se desridelè. Lis aubre, li vilage, li mas pounchejèron; li colo, li mount s'aubourèron, s'empaufilèron dins lou

als Gegenstück eine Winterlandschaft: „Der Wind braust, es ist kalt zum Bersten! An den Röhren der Brunnen hängen Eiszapfen wie Kerzen, die Wassereimer in den Häusern sind zugefroren, das Oel in den Krügen wird dick und perlt; die Strassen und Wege sind fest, tönen hell unter den Holzschuhen der Leute, die laufen, hin und hergehen verfolgt von dem Winde, der ächzt, pfeift wie atemlos; in den Radspuren, den Gräben, den Pfützen ist das Regenwasser gefroren; die Bäume bersten. Dort, in der Ferne, hinter den Bergen, breitet sich ganz sachte das Morgenrot aus, lachend in mächtigem Schleier, blau, rot, milchweiss und färbt die Schatten der Nacht; bald sind die Strassen und Felder überflutet von den ersten Strahlen des Tages. Kikeriki, kikeriki krähen die Hähne und man hört in den Hühnerställen lautes Schauern und Flügelschläge."

Die sinnliche Kraft des Ausdrucks wird durch den Gebrauch jener zahlreichen klangvollen Ausrufe und Flüche verstärkt, durch die der Provenzale seinen Gefühlen und seiner überströmenden Lebensfreude lärmenden Ausdruck verleiht. Das Brausen des Windes, der Hahnenruf, der Schrei der Tiere und Vögel, die Stimmen der Natur und die Geräusche, welche die Thätigkeit der Menschen begleiten, werden durch onomatopoetische Bildungen in naivvolkstümlicher Weise wiedergegeben. Der schlichte Erzählungston wechselt mit dem leidenschaftlich bewegten Stil, der in kurzen Sätzen, rhetorischen Fragen, Anreden an den Leser und die an der Handlung beteiligten Personen die Lebhaftigkeit des gesprochenen Wortes nachahmt: Die Bauern rüsten die Fässer zur Weinlese: „He, Massapan! he, Jacas de Menouret! Und pin! pin! patapin! patapan! s' ist der alte Biesse, der die Fässer und Tonnen abschabt. Und pin! pan! poum! Mont-Brun rollt sie, setzt sie auf das Lager oder bindet sie . . . . Herr Gott! was für ein Wirrwarr, was für ein Lärm und Spektakel! und was lärmt? Alles! Lärm von Retorten, von Karren, von Trögen, von Leitern, von Kübeln, von Körben. O du gute heilige Engelsmutter! wollt ihr noch mehr Lärm? Die Sprossen der Wagen machen grin! gran! Die Räder knarren, die ausgetrockneten Weinpressen rasseln auf den Steinen. Leute rufen sich an,

---

fiermamen, qu'en se caureiant sus nosto tèsto croungreiavo, à nostis iue vesènt, d'abime de blu, de lau rouginas, d'estang nega de clàri dentello, enastiado de franjo vióuleto, d'escarpido de sedo, de riban roussejant, verdejant, dins uno espouncho de rebat de flamo apéulido e treparello, devers d'escalabróusi bancado de nèu, que, de passado en passado, s'espaiavon de broundo regisclando, d'or regoulant. E tout aquel espetacle, dins un mouvemen de pavan, coume se fasié chouco, bressa d'aise, aperabas, davalavo. Adounc come se s'escapavo di peiriero de Font-Vièio, triounfalamen, l'arc-de-sedo enciéuclè l'espàci de si trelusènti coulour."

Burschen und Mädchen singen! Gewieher von Pferden, von Maultieren, Schreien von Eseln, Peitschenknall, Klingen von Schellen, Glocken, Kinnketten" .... Der eigentümliche Reiz dieser Erzählungen liegt in der Vereinigung eines urwüchsigen, von jeder theoretischen Überlegung unabhängigen Realismus mit Schönheitssinn und schwärmerischer Naturverehrung.

Batisto Bonnet erscheint uns als eine kraftvolle Künstlernatur, deren Empfinden und Denken von der unmittelbaren Betrachtung der Wirklichkeit abhängen. Seine Weltanschauung beruht auf dem schlichten Glauben der Väter. Aber in den langen Stunden einsamen Verweilens inmitten der Natur, fern von den Menschen, hat sich in ihm das Gefühl eines engen, unlöslichen Zusammenhanges mit der Natur entwickelt. Sein empfängliches Gemüt versenkt sich in den dunkeln Quell, aus dem unerschöpflich das Leben fliesst, in die „Seele" der Schöpfung, von der die tausend Stimmen der Natur zu ihm reden. Wie der Mystiker in der Betrachtung der Gottheit, so möchte Bonnet, in den Stunden der Hingabe, in dem All aufgehen; dieses Verhältnis zur Natur entspringt bei ihm nicht abstrakter Überlegung, sondern dem unmittelbaren Eindruck, der sinnlichen Empfindung. Trotz dieses Haftens an der Wirklichkeit, an dem heimatlichen Boden, von dem er sich nicht loszureissen vermag, und obgleich er das Leben in all' seinen Erscheinungsformen ohne einseitige Beschränkung betrachtet, ist das Werk Bonnet's von dem gesundesten Optimismus und nie versagender Lebensfreude durchzogen, während bei den meisten Künstlern eine zu enge Berührung mit der Wirklichkeit Pessimismus, Ironie oder die Abkehr von der Welt der Sinne zur Folge hat. Bonnet hat Armut und Entbehrungen kennen gelernt: er musste in früher Jugend allein unter Fremden leben, sein Liebstes ist ihm durch die grausame Hand des Todes entrissen worden und trotzdem denkt er mit Sehnsucht und Freude an seine Kindheit zurück; keine Klage, kein bitteres Wort, kaum ein Anflug von Wehmut, wenn er auf seine bewegte, ruhelose Vergangenheit zurückblickt. Seine Werke sind ein Hymnus auf das Leben und die reinen Freuden eines patriarchalischen Daseins, von denen keine diesem warmen Herzen verschlossen blieb. Ein Vergleich dieses kraftvollen, lebensfrohen Bauern, für den die Feldarbeiten Feste der Freude sind, mit dem grossen nordfranzösischen Bauernmaler François Millet drängt sich dem Leser von Vido d'Enfant und Le Valet de ferme auf. Wie Bonnet ist Millet ein Bauernsohn, der der Mutter Erde treu geblieben ist und die höchste Aufgabe der Kunst darin sieht, die „Stimme der Erde" (le cri de la

terre) und die Poesie des Landlebens in ihrer herben Grösse auszudrücken. Zahlreiche Bilder schildern, wie die Erzählungen Bonnet's, die „Tage und Arbeiten" des Landlebens, die Freuden der Familie. Aber in einer Gestalt von unerbittlicher Herbheit hat Millet seine Auffassung des Landlebens symbolisch dargestellt: in öder Landschaft, auf steinigem mit Disteln bewachsenem Boden, steht auf eine Hacke gestützt, abgehärmt von der schweren, freudlosen Arbeit, ein Bauer, der mit leerem ausdruckslosem Blick in dumpfer Ergebenheit fragend in die Ferne starrt. Millet's „Mann mit der Hacke" ist wie eine stumme Anklage gegen das Schicksal, wie eine angstvolle Frage nach dem Zweck und dem Wert des menschlichen Daseins und menschlicher Arbeit. Solche Fragen und die Stimmung, aus der sie hervorgehen, sind Bonnet fremd. Eine schlichte Frömmigkeit, die quälende Zweifel nicht aufkommen lässt, die überreiche Natur, in der er aufgewachsen ist und die zu überströmendem harmlosem Lebensgenuss auffordert und deren Schönheit zu erfassen und künstlerisch auszudrücken ihm gegeben ist, bilden ein genügendes Gegengewicht zu den Mühen und Schmerzen des Daseins. In diesen starken Künstlernaturen sind zwei Lebensauffassungen verkörpert, aus deren Verbindung und gegenseitiger Durchdringung die Eigenart vieler Werke moderner französischer Künstler — eines Chateaubriand, Renan, Hugo, Vigny — sich herausgebildet hat: nordische Innerlichkeit und die heitere Sinnlichkeit des Südländers, seine Freude am Leben, an der Farbe, an körperlicher Schönheit und lichtvoller Darstellung.

Leibniz als Politiker und Erzieher nach seinen Briefen an Boineburg.

Von

Karl Wild.

Es ist das unbestreitbare Verdienst des Mainzer Staatsmannes Boineburg, Leibniz in die hohe Politik eingeführt zu haben. Selten ist es einem Gelehrten von dem jugendlichen Alter Leibniz's vergönnt gewesen, in die Umgebung eines bedeutenden Fürsten zu gelangen und von hoher Warte herab die Dinge der Gegenwart zu betrachten. Der Hof von Kurmainz bot für Leibniz in den fünf Jahren, die er dort zubrachte, vielseitige Anregung und reichliche Gelegenheit zur Erweiterung seines Wissens, zumal ihn der weltkundige Boineburg mit seiner Freundschaft auszeichnete. Dieser war auf einer Reise in Nürnberg mit Leibniz zusammengetroffen, und da er sofort das Ausserordentliche an dem jungen Gelehrten erkannte, lud er ihn zu sich nach Frankfurt ein. Indem Leibniz dieser Einladung Folge leistete, trennte er sich von der Gesellschaft der Goldmacher und Rosenkreuzer, unter die er zu Nürnberg geraten war.

In Frankfurt ordnete er Boineburgs umfangreiche Bibliothek, verfertigte für ihn Auszüge aus alten und neuen Schriften und machte Entwürfe für dessen Geschäfte. Nicht untergeordnet wie ein Sekretär oder Bibliothekar, sondern gleichgestellt wie ein Gesellschafter und Ratgeber lebte er in Boineburgs Hause. Er empfing auch keine Belohnung an Geld, sondern hatte nur die Ehre und den Gewinn, mit dem angesehenen und kenntnisreichen Staatsmanne vertrauten Umgang zu pflegen. Auf Boineburgs Rat suchte Leibniz eine Anstellung am Mainzer Hofe. Boineburg, mit dem Kurfürsten noch zerfallen, konnte ihm keine Empfehlung mitgeben. Leibniz empfahl sich selbst durch die Überreichung seiner Schrift: Neue Methode, die Rechtswissenschaft zu lernen und zu lehren. Dadurch erwarb er sich zwar ein gewisses Wohlwollen Johann Philipps

von Schönborn; aber es gelang ihm nicht, eine feste Anstellung zu erhalten. Der Kurfürst erteilte ihm den Auftrag, dem Hofrat Lasser bei der Revision des Gesetzbuches behilflich zu sein, wofür ihm eine wöchentliche Vergütung aus der kurfürstlichen Kammer gezahlt werden sollte. Da die Bezahlung höchst unregelmässig geleistet wurde, so war Leibniz mit seiner Stellung unzufrieden. Er hätte sich nicht zu Mainz halten lassen, wenn Boineburg nicht gewesen wäre. Zu ihm reiste er öfters nach Frankfurt hinüber und verweilte daselbst, solange es ihm seine Zeit gestattete.

Im Jahre 1668 vollzog sich eine Änderung am Mainzer Hofe. Der Freiherr Melchior Friedrich von Schönborn, ein Neffe des Kurfürsten, verlobte sich mit der ältesten Tochter Boineburgs. Das Ereignis war um so merkwürdiger, als der Vater des Bräutigams beim Sturze Boineburgs redlich mitgeholfen hatte. Bei diesem Triumph der Liebe musste der alte Staatsmann seinen verborgenen Groll aufgeben. Er liess sich wieder an den Mainzer Hof ziehen und erlangte bald den früheren Einfluss. Nun verwandte er sich beim Kurfürsten dafür, dass seinem Schützling Leibniz alle mögliche Berücksichtigung und Aufmunterung zu teil wurde, dass man ihm freie Zeit für seine Studien gewährte, und drang auch darauf, dass man ihm einen bestimmten Jahresgehalt aussetzte, was allerdings erst später nach wiederholtem Ansuchen bei der Ernennung Leibniz's zum Revisionsrat erfolgte. Mit den Fürsten und Gelehrten, die zu Mainz ankehrten, wurde Leibniz durch seinen Gönner bekannt gemacht; auf dessen Veranlassung hin traten verschiedene mit ihm in Briefwechsel; in Boineburgs Auftrage unternahm er Reisen nach Düsseldorf und Strassburg, in seiner Gesellschaft besuchte er das Diplomatenbad Schwalbach.

War es ein glücklicher Zufall gewesen, der die beiden hochgesinnten Männer zu Nürnberg zusammenführte, so verband sie eine geistige Verwandtschaft schnell und eng mit einander. Wie willig Leibniz auf die Gedanken Boineburgs einging, zeigt seine Abhandlung über Nizolius und seine Schrift gegen Wissowatius. Wenn es Boineburg auch nie dazu brachte, eine eigene Schrift zu veröffentlichen, so war er doch unermüdlich, andere zur Ausgabe alter Manuskripte, zur Sammlung von Reichsgesetzen, zur Beschreibung des Erzstifts Mainz oder zur Abfassung theologischer Untersuchungen anzufeuern. Er hatte den Kopf immer voll von Plänen und Entwürfen. In ihnen zeigt sich eine eigentümliche Begegnung mit den Bestrebungen Leibniz's, auch wo keine unmittelbare Beeinflussung des einen durch den andern stattfindet. Wie Leibniz für das Studium der Rechtswissenschaft philosophische Grundsätze aufstellte, so

wollte Boineburg nach langgehegtem Plane die Staatskunst mit der Philosophie in Verbindung setzen und die Fehler der Politik dialektisch erörtern. Ein anderer seiner Entwürfe bestand darin, eine Geschichte der Weltlitteratur seit Christi Zeiten zu schreiben. Natürlich konnte dies nur in kompilatorischem Sinne geschehen, doch sollten die einzelnen Gebiete vom religiösen und nationalen Gesichtspunkte beurteilt werden. Ganze Hefte wurden mit den Namen der Schriftsteller, die er zu verwerten gedachte, ausgefüllt, aber es ist bei dem Versuch geblieben. Leibniz's Plan, der hier zu erwähnen ist, war eng umgrenzt und viel praktischer. Er beabsichtigte, eine litterarische Zeitschrift zu Mainz herauszugeben; trotz des kaiserlichen Privilegiums stiess das Werk auf unbezwingbare Hindernisse. Nicht besser erging es Boineburg mit seinem Vorschlag, eine Stätte der Wissenschaft am Rhein zu gründen, die von den umliegenden Staaten geschützt und zur Pflege der physikalischen und chemischen Studien dienen sollte. Obwohl er bereits mit Mazarin darüber gesprochen und vom König von England Aufmunterung erfahren hatte, so vermochte er doch nicht, das Institut ins Leben zu rufen. Leibniz liefert auch zu diesem Unternehmen eine Parallele in seinem Bestreben, eine wissenschaftliche Sozietät, wie sie zu Paris und London bestand, in Mainz zu stande zu bringen.

Es waren Versuche, kühne Anläufe, weitausblickende Entwürfe, die für den Charakter Boineburgs und Leibniz's, sowie für die zu Mainz herrschende universalistische Richtung bezeichnend sind.

In den Kreisen der deutschen Gelehrten wurde Boineburg als Mäcen verehrt. Sein ausgedehnter Briefwechsel war nach Art der Humanisten eingerichtet, so dass die inhaltsreichen Schreiben von Hand zu Hand liefen, wobei Boineburg den Mittelpunkt bildete. Er teilte auch die Rollen aus zur Verteidigung und Bestreitung zeitgemässer Thesen. Meist waren es religiöse Fragen, über die der Kampf hin- und herwogte. Obgleich Konvertit, war Boineburg doch wegen seines massvollen Urteils anerkannter Schiedsrichter, der allerdings oft nicht verhindern konnte, dass der Disput in Zänkereien ausartete. Leibniz wurde in den Schriftwechsel eingeweiht, und auf grund seiner Unterredungen mit ihm schöpfte Boineburg die Hoffnung, Leibniz werde sich noch dem Katholizismus nähern und vielleicht gar in den geistlichen Stand treten, wo ihm am meisten Zeit und Gelegenheit zum Bücherschreiben geboten sei. Wenn sich Boineburg auch mit dieser Hoffnung einer Täuschung hingab, so erwies sich doch Leibniz empfänglich für die von Boineburg mit besonderer Vorliebe betriebenen Reunionsversuche und hat zeitlebens an dem

Traume festgehalten, es könnte durch gelehrte Erörterungen eine Vereinigung der christlichen Kirchen erzielt werden [1]).

Ireniker sind immer Optimisten, weil sie von einem begeisternden Gedanken getragen die Schwierigkeiten übersehen, die in der Welt der Wirklichkeit vorhanden sind. Einen optimistischen Zug kann man auch in der Mainzer Neutralitätspolitik wahrnehmen. Der Kurfürst und sein Berater Boineburg wollten sich nicht zu willenlosen Gefolgschaftern des Wiener Hofes erniedrigen, von dem sie doch für die Westgrenze des Reichs keinen kräftigen Schutz zu gewärtigen hatten; sie meinten den französischen König dadurch von gewaltthätigen Angriffen abzuhalten, dass sie sich mit ihm freundlich zu stellen suchten. Je mehr sich aber die wahre Natur Ludwigs XIV. offenbarte, um so unhaltbarer wurde ihr System der Neutralität. Sie mussten sich in immer neuen Versuchen abmühen und konnten doch keine Vermittlung zwischen den Gegensätzen herstellen.

Leibniz hat uns drei politische Schriften aus der mainzischen Periode hinterlassen. Die erste über die polnische Königswahl ist aus einfachen Schlussfolgerungen, die auf den Herzog von Neuburg als Kandidaten hinzielen, zusammengesetzt und berührt häufig die Gefahr, die der Christenheit von Osten droht; die zweite über die Securitas publica handelt von der Gefahr, die dem Reiche von Westen droht, und befürwortet einen neuen Rheinbund, dessen eigentlicher Zweck dem französischen König verborgen bleiben sollte. In richtiger Beurteilung der Sachlage erkannte Leibniz die doppelte Gefahr für das Reich. Sein erfinderischer Geist ersann ein Mittel, bei dessen Anwendung eine Gefahr durch die andere aufgehoben, eine Gewalt durch die andere im Schach gehalten wurde [2]). Er ist von seinem Plane so sehr eingenommen, dass er ihn den Stein der Weisen für die Politiker seiner Tage nennt. Der Ausführung dieses Planes dient die dritte Schrift, oder vielmehr eine ganze Reihe zusammengehöriger Schriften, unter denen eine auf der andern sich aufbaut, bis die letzte Ausgestaltung fertig ist.

Auch Leibniz zeigt in seinen Schriften den Charakter der mainzischen Politik. Boineburg sagte einmal, als die spanische Erbfrage auftauchte, er werde die Gelegenheit benützen, um den Entwurf einer Union zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon abzufassen; wenn es auf

---

1) Vgl. Rommel, Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen I, 138.

2) K. Fischer, Geschichte der neueren Philosophie, Leibniz, 1. Buch, S. 71, 2. Absatz.

ihn ankäme, so wollte er in acht Tagen die Union zu stande bringen [1]). In dieser Vorliebe für erfindungsreiche Politik traf er mit Leibniz zusammen. Es hatte für beide einen unwiderstehlichen Reiz, die Wege aufzuzeigen, auf denen scheinbar Unmögliches verwirklicht und Entgegengesetztes vereinigt werden konnte. Dabei verfielen sie in den leicht erklärlichen Fehler, schön ausgedachten Beweisführungen und diplomatischen Kunstleistungen eine Kraft zuzutrauen, die ihnen nicht innewohnt; denn mögen sie noch so überzeugend sein, die Entscheidung und Verwirklichung richtet sich nicht nach logischen Gründen, sondern nach Willensmomenten, die von der realen Welt abhängig sind. Darum treibt der Staat die beste Politik, der mit der Klugheit der Diplomatie die nötige Machtentfaltung zu verbinden weiss.

Es wäre ein müssiges Geschäft, zu untersuchen, wie weit Leibniz bei der Abfassung seiner Mainzer Schriften von Boineburg abhängig war. In politischen Dingen war Boineburg zweifelsohne sein Lehrmeister. Dass er ihn ungünstig beeinflusst habe, kann nur der behaupten, der Boineburgs patriotischen Charakter verkennt und ihn für einen feilen Parteigänger der Franzosen hält. Wir treffen oft im Einzelnen bei Leibniz auf Gedanken, die Boineburg bei anderer Gelegenheit oder früher ausgesprochen hat; sie sind aber bei dem jungen Freunde so eigenartig beleuchtet und dargestellt, dass sie als Leibniz's Eigentum zu gelten haben. Wenn einmal später Leibniz in grosser Missstimmung aufzählt, was er alles für Boineburg geleistet habe, ohne eine entsprechende Vergütung zu erhalten [2]), so wäre er doch gewiss der letzte gewesen, der Boineburg ein Verdienst an seiner geistigen Entwicklung abgesprochen hätte. Was die gegenseitige Anregung im Allgemeinen betrifft, so darf man wohl von den beiden geistesverwandten Freunden sagen, so viel der eine gegeben hat, hat er von dem andern wieder empfangen.

Seinem Gönner Boineburg hatte es Leibniz zu danken, dass er im Frühjahr 1672 in den Stand gesetzt wurde, eine Reise nach Paris zu unternehmen. Von Boineburg wurde er mit Geld und Empfehlungsbriefen ausgestattet; dieser bewirkte auch bei dem Kurfürsten, dass dem Revisionsrate Dr. Leibniz ein längerer Urlaub verwilligt wurde, während dessen ihm seine Stelle offen blieb. Der Kurfürst legte Leibniz keine

---

1) Boineburg schrieb am 6. Dezember 1663 an Lincker: Sobald ich Zeit habe, mache ich ein Eventualinstrumentum inter Caesarem et Regem Christianissimum, in eventum mortis Infantis Hispani nec non et alias. Archiv zu Wiesentheid in Unterfranken.

2) Vgl. das Memorial bei O. Klopp, die Werke Leibniz's III, 45.

weitere Verpflichtung auf, als dass er von den „Früchten" seiner Reise und den Pariser Neuigkeiten Bericht erstatten sollte. Wie brannte Leibniz vor Verlangen, an den Sitz der abendländischen Bildung zu kommen und die Koryphäen der Wissenschaft persönlich kennen zu lernen! Er hatte aber auch gewisse Geschäfte zu besorgen, Bücher für Boineburg einzukaufen und dessen gesperrte Pension wieder in Fluss zu bringen. Das letztere war eine ziemlich schwierige Sache. Aber Leibniz ritt am 19. März 1672[1]) frohen Muts aus Mainz hinaus und liess sich auch nicht anfechten, dass sein Beutel der nötigen Rundung entbehrte; er enthielt wohl nicht viel mehr als die 100 Thaler, die ihm Boineburg mitgegeben hatte. Aber wozu sich von Sorgen plagen lassen! Er brachte ja einen grossen Plan mit; wenn dieser zur Ausführung gelangte, dann war er aller Sorgen ledig, dann wurden seine finanziellen Geschäfte leicht abgewickelt, dann öffnete sich ihm der Artuskreis der um Ludwig XIV. versammelten Gelehrten. Warum sollte er noch daran zweifeln, dass der König auf den Plan eingehen werde, der ihm zu alexandergleichem Ruhme verhelfen musste! Hatte er doch bereits durch den Minister Pomponne seine Bereitwilligkeit ausdrücken lassen, etwas Näheres von dem Plan und seinem Urheber zu hören!

Leibniz hatte nichts Geringeres im Sinn, als Ludwig XIV. zu einem neuen Kreuzzug zu bewegen, der da anheben sollte, wo zuletzt der heilige Ludwig die Macht des Christenfeindes aus den Angeln zu heben versuchte: in Ägypten. Durch eine Expedition nach Ägypten konnte sich der französische König die oberste Gewalt in der Christenheit aneignen, seine Feinde, die Holländer, durch die Vernichtung ihres Handels züchtigen, und für Deutschland ergab sich die segensreiche Folge, dass es von den drohenden Angriffen seines ehrgeizigen Nachbarn verschont blieb.

Über die Reihenfolge und Bedeutung der zahlreichen, auf den ägyptischen Plan bezüglichen Schriften herrschten lange Zeit irrige Ansichten, bis es den Arbeiten von Guhrauer und O. Klopp gelang, Licht zu schaffen. Aber noch in mehreren Punkten, z. B. hinsichtlich der Abfassung der beiden Hauptschriften, ist man auf blosse Vermutungen angewiesen. Auch sind wir über das erste Jahr von Leibniz's Aufenthalt zu Paris schlecht unterrichtet, da wir bisher nur sehr dürftige Reste seines Briefwechsels mit Boineburg besassen. Durch die im gräflich von schönbornischen Schloss zu Wiesentheid aufgefundenen Schriftstücke erhalten

1) Vgl. zum Datum, Blumstengel, Leibniz's Ägyptischer Plan, Diss. Leip. 1869 S. 110.

wir in mancher Hinsicht Aufhellung. Das neue Material besteht in einer Abschrift des Consilium Aegyptiacum von Leibniz's eigener Hand, in ungefähr 17 Briefen Leibniz's an Boineburg und dessen Schwiegersohn, endlich in einem Chiffrenschlüssel, durch den falsch Gedeutetes richtig gestellt und überhaupt ein genaues Verständnis der bereits bekannten Briefe Boineburgs an Leibniz ermöglicht wird.

Wir unterscheiden zwei Hauptschriften über den ägyptischen Plan, die grosse Denkschrift oder die iusta dissertatio und den Auszug daraus, gewöhnlich Consilium Aegyptiacum genannt.

Ehe Leibniz nach Paris reiste, hatte er bereits die grosse Denkschrift verfasst; sie war nicht bloss zu Faden geschlagen, sondern zum grossen Teil schon ins Reine geschrieben. Der Sekretär Boineburgs, Johann Jakob Münch, hatte die Abschrift bis zu dem letzten Drittel fortgeführt, das von den europäischen Staaten handelt. Von diesem letzten Stück besass Leibniz nur sein Originalkonzept. Auffallend ist, dass Boineburg in seinen ersten Briefen nach Paris[1]) so sehr auf die schriftliche Darlegung der Mittel und Wege zur Ausführung des Planes dringt, gleich als ob er der Meinung wäre, Leibniz hätte darüber noch gar nichts Fertiges in Händen. Man kann sich diesen Widerspruch nur dadurch erklären, dass man annimmt, Boineburg verschaffte sich bei der eiligen Abreise Leibniz's keinen genauen Einblick in den Stand der Dinge und hielt wohl Leibniz's Schrift für eine blosse Vorarbeit. Dieser versäumte, durch wissenschaftliche Interessen abgelenkt, hinreichende Auskunft in der Sache seinem Freund und Gönner zu geben. Erst im November 1672, als sich wiederum Aussicht bot, den Vorschlag anzubringen, sprach er sich klar und deutlich aus, dass nämlich die grosse Denkschrift von ihm schon lange verfasst und von Münch ins Reine geschrieben worden sei. Damals übersandte er auch durch den Mainzer Agenten Barkhausen die grosse Denkschrift im Original; den Schluss wollte er noch selbst abschreiben und ihn dann durch den Residenten Du Fresne Boineburg zukommen lassen[2]).

Der erste Teil der grossen Denkschrift ist auch sicher kurz vor Boineburgs Tode in dessen Hände gelangt; denn eine zweite Schrift, die Barkhausen ebenfalls anvertraut war, findet sich im Nachlasse Boineburgs. Eine erneute Nachforschung unter den ungeordneten Papieren mag vielleicht noch den ersten Teil der grossen Denkschrift zu Tage fördern. Aber der Schluss ist Boineburg nicht mehr zugestellt worden;

1) Vgl. den Brief vom 30. April. O. Klopp, Die Werke Leibniz's II, 134.
2) Vgl. die Briefe Leibniz's vom 11. und 26. November. Arch. zu Wies.

denn Du Fresne, der ihn überbringen sollte, wurde durch eine schwere Krankheit an seiner Mainzer Reise verhindert, und bald erkrankte auch Boineburg und starb in der Mitte des Dezember.

Das in Hannover aufbewahrte Exemplar der Justa dissertatio besteht aus der Abschrift Münchs von 38 Bogen und aus dem Schluss des Originalkonzepts von ungefähr 10 Bogen. Die Lücke vor der Schilderung der europäischen Staaten erklärt sich aus der Zusammenfügung der ungleichartigen Teile[1]).

Die kleinere Denkschrift in der Überschrift Consilium Aegyptiacum, in den Briefen an Boineburg Breviarium genannt, stellte Leibniz als Auszug aus der grösseren während des Sommers zu Paris her. Dann begann er die Abschrift für Boineburg. Am 16. Oktober übersandte er einen Bogen kleineren Formats, der von Boineburg in seinem Antwortschreiben mit plagula bezeichnet wurde[2]); man lasse sich aber durch den Namen nicht irre führen; er enthielt in Leibniz's zierlicher Handschrift beinahe ein Drittel des Ganzen, ungefähr 10 Druckseiten. Den Rest von $2^1/_2$ Bogen schickte Leibniz am 11. November durch Barkhausen nach Mainz; er ist mit derselben Tinte und Feder geschrieben wie der Brief vom genannten Datum. Darnach bildet das Wiesentheider Exemplar eine Abschrift des Originalkonzepts, das sich zu Hannover befindet. Darauf deuten auch die vielen Flüchtigkeitsfehler. Es werden weit mehr Auslassungen als Hinzufügungen gemacht; beide sind aber zu unbedeutend, um einzeln aufgezählt zu werden. Oft werden von Leibniz in der Eile die Absätze vergessen oder sind erst nachträglich kenntlich gemacht. Am Ende des ersten Bogens findet sich eine empfindliche Lücke von einer Druckseite, veranlasst durch den unvermittelten Abbruch bei der ersten Sendung und durch die Wiederaufnahme des Schreibens mit einem neuen Kapitel bei der zweiten Sendung.

Die kleinere Denkschrift hält sich im ersten Teil ziemlich genau an ihre Vorlage, die iusta dissertatio, verlässt sie aber infolge der veränderten Zeitlage im zweiten Teile. Die Umgestaltung bezieht sich besonders auf das Verhältnis des Kaisers zum König von Frankreich, deren Verbindung nachdrücklich gefordert wird, und auf die Schilderung Hollands, wobei die ausführliche Digression über die Religion und den Handel der Holländer beinahe ganz ausgelassen ist. Während in der grossen

1) Die Beschreibung der Schrift s. in O. Klopp, Die Werke Leibniz's II Einleitung LXXXIII u. 155.

2) In dem Brief vom 7. November. Klopp, Werke II, 141. Der erste Bogen wurde später in zwei Blätter zerschnitten.

Denkschrift eine Expedition auf Knall und Fall angeraten wird, ist hier der künftige Friedensschluss mit Holland in Erwägung gezogen. Der frühere Epilog konnte auch nicht mehr nach dem Ausbruch des Kriegs bestehen bleiben; überhaupt ist vieles entsprechend der veränderten Adresse in andere Beleuchtung gestellt; denn die iusta dissertatio war für den französischen König bestimmt, das Consilium Aegyptiacum ist für Boineburg und den Mainzer Kurfürsten geschrieben. Leibniz bemerkte[1]) über die Abfassung des Consilium, er habe den Schluss während des Sommers umgestaltet, doch weiche er nicht vom vorgesteckten Ziele ab und könne leicht näher ausgeführt werden. Sonach hat sich die Vermutung O. Klopps als richtig erwiesen, dass die kleine Denkschrift das Skelett darstellen sollte, welches durch die iusta dissertatio mit Fleisch und Blut zu umkleiden war.

Es ist bekannt, welch' bittere Täuschung Leibniz mit seinem Vorschlag erfahren hat. Der Grund der Ablehnung lag nicht in dem Abenteuerlichen des Planes. Aufforderungen zum Kampf gegen die Türken wurden seit der Schlacht am St. Gotthard von mehreren Seiten an Ludwig XIV. gestellt. Sie waren allerdings von anderem Geist getragen und aus andern Motiven hervorgegangen als der Leibnizische Vorschlag. Conring widmete im Jahr 1664 eine Sammlung von neun Türkenschriften dem Gesandten des allerchristlichen Königs. Das schlechte Einvernehmen Frankreichs mit der Pforte, wo seine Gesandten mit Stuhlfüssen traktiert wurden, war allgemein bekannt. Leibniz's Gedanke lag sozusagen in der Luft, wenn er ihn auch auf seine Art darstellte. Und dass der in der Gelehrtenstube ausgereifte Plan zu verwirklichen war, beweist die energische That Napoleons, der durch seine Expedition nach Ägypten einen Schlag gegen die Erben des holländischen Handels auszuführen gedachte. War es etwa das unansehnliche Äussere Leibniz's, das seinem Anbringen hinderlich war? Boineburg sah sich ja veranlasst, in seinem Empfehlungsschreiben an Pomponne dem unvorteilhaften Eindruck, den die Erscheinung Leibniz's auf jeden Unkundigen machte, vorzubeugen. Aber Leibniz ist gar nicht zum persönlichen Vortrag gekommen. Was seinen Vorschlag unannehmbar machte, war die Ungunst der Verhältnisse und die Abneigung des Königs. Eine weniger geeignete Zeit hätte Leibniz für sein Anbringen gar nicht wählen können als die, da er zu Paris anlangte. Soeben war der Krieg gegen Holland losgebrochen. Man hatte ihn ja seit Dezember 1671 zu Mainz bestimmt vorausgesehen, und Leibniz

1) In seinem Brief an Boineburg vom 11. November 1672. Arch. z. Wies.

hatte auch in seiner Denkschrift mit der Möglichkeit des Krieges gerechnet, aber vor ihm gewarnt, weil er schwere Verwicklungen im Gefolge haben konnte. Nun kam er mit seinem bereits von dem Gang der Dinge überholten Vorschlag mitten in den Kriegstumult hinein, von dem das Volk und der Hof heftig ergriffen wurden. Der König liebte die kleinen Expeditionen an der belgischen oder deutschen Grenze, wo das Hoflager mit seinem ganzen Pomp nachziehen und die kriegerischen Erfolge mitfeiern konnte, aber nach überseeischen, kampf- und gefahrvollen Kriegszügen trachtete sein eitler Sinn nicht. Leibniz hatte sich, wie er später einsah, in der Beurteilung Ludwigs XIV. gründlich geirrt; er war kein Alexander, er war kein Ludwig der Heilige. Der Empfehlungsbrief Boineburgs an Pomponne ist zu Hannover nur in Leibniz's Abschrift vorhanden. Es scheint also, dass er abgegeben wurde. Aber Leibniz selbst kann ihn nicht überbracht haben; denn er lässt sich später durch Antoine Arnaud dem Minister empfehlen, wie wenn er diesem noch ganz unbekannt wäre[1]). Der Finanzrat Morel, mit dem Leibniz sofort nach seiner Ankunft in geschäftliche Beziehungen trat, wird ihn über die Stimmung am Hofe aufgeklärt haben. Auf diesem Wege wird ihm auch die Mitteilung zugekommen sein, dass man nach Beendigung des Kriegs, der nur kurze Zeit dauern werde, dem Vorschlag näher treten wolle. Leibniz sah selbst ein, dass er jetzt nur tauben Ohren predigen würde. In seiner Verstimmung wandte er sich wissenschaftlichen Studien zu, war aber weit entfernt, seinen Lieblingsplan, in den er sich so sehr eingelebt hatte, ohne weiteres aufzugeben. Während des Sommers fasste er den Entschluss, bei Johann Philipp von Mainz den Hebel zum Gelingen des Werkes einzusetzen. Darum verfertigte er für Boineburg den Auszug aus der grossen Denkschrift zum Vortrag bei dem Kurfürsten. Ehe er damit fertig wurde, hatte Boineburg bereits dem bisher uneingeweihten Kurfürst einige Eröffnungen gemacht; er gewährte ihm zwar noch keinen vollkommenen Einblick in die Sache[2]), aber Johann Philipp war sogleich Feuer und Flamme. Das war gerade ein Plan, wie er ihn liebte, bei dem er selbst eine Rolle spielen konnte, die ihm zusagte und seinem Ehrgeiz schmeichelte. Der damals zu Mainz anwesende Gesandte Feuquières[3]) wurde von dem Kurfürsten aufgefor-

1) Vgl. O. Klopp, Werke II, 139.

2) Vgl. den Brief Boineburgs an Leibniz vom 6. Juni 1672. O. Klopp, Werke II, 136. G = Moguntinus.

3) Über die Korrespondenz des Gesandten mit Pomponne vgl. Guhrauer, Kurmainz III, 294.

dert, dem Minister Pomponne in das Lager Doesburg Bericht zu senden, die Mainzische Friedensvermittlung anzubieten und den grossen Plan zu unterbreiten. Pomponne antwortete in ironischer Weise, seit Ludwig dem Heiligen seien die Kreuzzüge ausser Mode gekommen. Wir begreifen seine charakteristische Antwort, wenn wir an den damaligen Siegesjubel denken und die diplomatischen Bemühungen beachten, durch die Frankreich bei der Pforte namhafte Vorteile zu erreichen hoffte.

Dieser zweite Versuch, den ägyptischen Plan anzubringen, geschah im Juni 1672; wichtiger ist der dritte Versuch im Herbste, wozu die beiden Denkschriften von Leibniz aus Paris nach Mainz geschickt wurden.

Der Kurfürst von Mainz hatte sich mit mehreren Ständen, Anhängern seiner Politik, verabredet, sie wollten dem König von Frankreich in seinem Streit mit Holland ihre Vermittlung anzubieten. Deshalb wurde der Mainzer Oberhofmarschall Melchior Friedrich von Schönborn nach Paris gesandt. Leibniz entwarf auf Boineburgs Aufforderung hin eine Instruktion, die dem Mainzer Gesandten zur Richtschnur dienen sollte. Das von dem Freiherrn überbrachte Memorial[1]) an den König war in einem äusserst demütigen Tone gehalten und beehrte ihn mit vielen Schmeicheleien. Er schien von der Vorsehung dazu auserlesen, den Feind der Christenheit, der jetzt wieder in Polen einen Vorstoss wagte, niederzuwerfen. Zuerst musste der allerchristlichste König seine siegreichen Erfolge in Holland durch einen billigen Frieden abschliessen und dann sich mit seinen Streitkräften zu Wasser und zu Land, die ihm Gott zu diesem Zweck in solcher Fülle anvertraut hatte, gegen die Türken wenden, um seinem glorwürdigen Namen neuen und unsterblichen Ruhm zu verschaffen. Leibniz war mit dem Memorial zufrieden, weil darin von dem notwendigen Bündnis der Christenheit gegen die Türken geredet wurde[2]). Man konnte daraus sehen, dass der Kurfürst mit der Anschauung Boineburgs übereinstimmte. Dadurch wurde der ägyptische Plan durch des Kurfürsten Autorität gestützt und ausserdem der für Boineburg vorteilhafte Eindruck hervorgerufen, dass sein Einfluss zu Mainz wieder massgebend war.

Am französischen Hofe war man aber nicht geneigt, die Vermittlung des Mainzer Kurfürsten in dem Kriege gegen Holland anzunehmen. Dazu hatte man bereits Schweden zugelassen. Wohl aber konnte der Kurfürst zwischen Frankreich auf der einen und dem Kaiser und Bran-

---

1) Mit den nötigen Abänderungen versehen, diente es später zur Proposition am englischen Hof. Es befindet sich im Arch. z. Wies.

2) Brief Leibniz's an Boineburg vom 25. November. Arch. z. Wies.

denburg auf der anderen Seite vermittelnde Dienste leisten[1]). Zu Paris hegte man nämlich über die Neutralität des Reichs gerechte Zweifel; denn gerade damals traf ein Kurier vom Prinzen von Condé mit der Meldung ein, dass ein Teil des kaiserlich-brandenburgischen Heeres den Rhein überschritten habe[2]). Von der Unterscheidung zwischen deutschen Vernältnissen, wofür die Vermittlung angenommen, und den ausserdeutschen Verhältnissen, wofür sie abgelehnt wurde, liess sich Pomponne nicht abbringen. Immer wieder brachte er diese Unterscheidung vor[3]). Der König sprach sich in der Audienz, die er dem mainzischen Gesandten erteilte, günstiger aus. Wenn er sich entschloss, jemand in Deutschland das Amt eines Vermittlers oder Schiedsrichters anzuvertrauen, so war dies niemand anders als der Kurfürst von Mainz. Zuvor musste sich aber der König mit England verständigen, mit dessen Gesandten er in Unterhandlung zu treten versprach. Daraufhin schöpfte Leibniz grosse Hoffnung auf das Gelingen des Friedenswerkes, wodurch die Vorbedingung zur Annahme des ägyptischen Planes erfüllt wurde. Mit grosser Freude verzeichnete er die Nachricht, dass der König seine beabsichtigte Reise verschob und in St. Germain blieb. Auch glaubte er aus guter Quelle erfahren zu haben, dass der König selbst von der Notwendigkeit eines baldigen Friedens überzeugt sei. Wenn nur Boineburg hier wäre, rief Leibniz damals aus, jetzt könnte der grosse Wurf gewagt werden. Der Freiherr von Schönborn war nämlich durch die Versprechungen, die man Lothringen gab, an der freien Bewegung gehindert. Vielleicht konnte es aber ermöglicht werden, dass der Freiherr von Paris nach Wien ging und Boineburg mit neuen Aufträgen nach Paris reiste. Wenn diese glückliche Vertauschung zu Stande kam, dann war der Sieg auf allen Punkten gewonnen.

Indes — Pomponne liess nicht von seiner bekannten Unterscheidung ab, und England hielt mit seiner Erklärung zurück. Allmählich wurde auch Ludwigs XIV. geringe Neigung zum Frieden offenbar, womit die Hoffnung auf Annahme des ägyptischen Planes wieder herabsank. Als endlich der Mainzer Oberhofmarschall bei Pomponne etwas von dem Vorschlage in seiner Rede einfliessen liess, that der Minister, als ob er es gar nicht gehört hätte[4]). Trotzdem liess Leibniz noch nicht alle Hoffnung fahren.

1) Vgl. Brief Leibniz's vom 21. November. Arch. z. Wies.

2) Vgl. Brief Leibniz's vom 25. November. Arch. z. Wies.

3) Vgl. Brief Leibniz's vom 26. November: Audiemus an eam hodie 10 (Pomp.) sit recorturus.

4) Vgl. Brief Leibniz's vom 5. Dezember 1672: quasi non adverteret animum. Arch. z. Wies.

Täglich besprach er sich mit dem Oberhofmarschall, wie man einen letzten Versuch am füglichsten unternehme. Er wollte den Oheim des Ministers, den ihm bekannten Antoine de Arnaud, aufstacheln, seine hilfreiche Hand zur Betreibung einer so heiligen Sache zu bieten. Aber Leibniz musste sich zuletzt selbst gestehen, dass nach einer Umstimmung des Ministers Pomponne wenig erreicht war, weil dieser beim König noch nicht genügenden Einfluss besass. Anders stand es freilich mit Louvois; aber dieser war, wie Leibniz wusste, zur Befürwortung seines Plans ganz und gar nicht geeignet. In diesen ungünstigen Verhältnissen am Hof erblickte Leibniz mit Recht das grösste Hemmnis für sein Vorhaben.

Die Resolution des Königs erfolgte erst in der Mitte des Dezember. Ludwig XIV. liess die neutralen Stände des Reichs nur dann als Vermittler auch in die Unterhandlung mit Holland zu, wenn sie zuvor das kaiserlich-brandenburgische Heer zum Rückzug über den Rhein veranlassten. Seine königliche Würde verbot ihm eine bedingungslose Zulassung.

Damit war aber dem Kurfürsten von Mainz wenig gedient; er musste in den Verdacht eines geheimen Einverständnisses mit dem König kommen, wenn er an den Kaiser oder an Brandenburg das verlangte Ansinnen stellte. Dass er aber weit entfernt war, irgendwie aus seiner Neutralität herauszutreten, das bewies nach Leibniz's Urteil gerade die letzte Sendung des Oberhofmarschalls nach Paris [1]).

In seinen letzten Briefen an Boineburg erwähnte Leibniz nur ganz flüchtig den ägyptischen Plan, um beizufügen, dass er jetzt aussichtslos sei. Er ist mit seinen Gedanken schon nach England hinübergesegelt, wohin er die mainzische Gesandtschaft begleiten durfte. Was ihn nach Paris zog, das lockte ihn auch nach London, die Aussicht, mit den dortigen Gelehrten in näheren Verkehr zu treten. Er bat Boineburg, seine Briefe an Oldenburg, den Sekretär der königlichen Sozietät, zu adressieren, und wünschte Mitteilungen, wie er die boineburgischen Geldforderungen beim Prinzen Ruprecht betreiben sollte. Boineburg gelangte nicht mehr in den Besitz der letzten Schreiben Leibniz's. Durch seinen Tod verzögerte sich die Abreise der Gesandtschaft. Es hatte aber auch keine Eile damit; denn man wusste im Voraus, dass sich der englische Hof nicht anders als der französische entscheiden werde. Immerhin galt es, die Abrede, die Johann Philipp mit einigen Ständen genommen hatte, zur Ausführung zu bringen. Auch war es von gewisser Bedeutung, die Ab-

1) Nach dem Postskriptum eines undatierten Briefs Leibniz's an Boineburg, aus dem Monat Dezember. Arch. z. Wies.

sichten des englischen Hofes näher kennen zu lernen. Kaum war die Gesandtschaft auf englischem Boden, so wurde der Tod des Mainzer Kurfürsten gemeldet. Der Oberhofmarschall eilte, vom englischen König reich beschenkt, nach Deutschland zurück; Leibniz begab sich wieder nach Paris. Die englische Reise brachte für Leibniz grossen wissenschaftlichen Gewinn [1]) und erweiterte auch seine politische Anschauung; er verfolgte von da an die englische Politik mit grossem Interesse. Seine Erwägungen über das eigentümliche Verhalten des englischen Königs füllen einen grossen Teil der Briefe aus, die er im Jahre 1673 an den Oberhofmarschall richtete.

Es erübrigt noch, einige Bemerkungen Leibniz's aus seinem Briefwechsel mit Boineburg und dessen Schwiegersohn hervorzuheben, die für seine Beurteilung als Politiker von Wichtigkeit sind.

Leibniz ist in Paris zu keinem Bewunderer des französischen Königs geworden; natürlich hat er sich bei der Bildung seines Urteils auch durch die Verstimmung beeinflussen lassen, in die er durch die Ablehnung des ägyptischen Planes geriet. Der König ist nach seinem Urteil furchtsam; wenn einmal seine Besorgnis erregt ist, so tritt bei ihm jede andere Erwägung zurück. Man darf ihm nur energischen Widerstand entgegensetzen, so verzichtet er bald auf weiteres Vorwärtsdringen. Die Deutschen haben eigentlich gar keinen Grund, sich vor ihm zu ängstigen, wenn sie diese Seite seines Charakters kennen. Darum ist es zweckmässig, wenn die kriegslustigen Stände des Reichs etwas losdonnern und die über den Rhein flutenden Feinde zurücktreiben [2]). Von Schweden hat man ja nichts zu befürchten; Dänemark und Braunschweig können es leicht im Zaum halten. Der König zeigt zwar jetzt Neigung zum Frieden, wahrscheinlich um Zeit zu besserer Rüstung zu gewinnen. Wenn er die Vorschläge von Kurmainz zurückweist, so kann man nicht mehr über seine Absicht im Unklaren sein. Dann müssen aber die Zügel, die man dem stürmischen Brandenburger angelegt hat, losgelassen werden.

Ist das derselbe Leibniz, der die Schrift de castigando per Saxonem Brandeburgico verfasst hat, in der er den Rat giebt, hinter dem Rücken des Brandenburgers die sächsischen Waffen aufblitzen zu lassen, um den kühnen Kurfürsten von jeder Einmischung in den Krieg abzuhalten? Der Widerspruch ist allerdings gross; hier nimmt er keinen Anstand, selbst die Entfachung des Religionshasses zu empfehlen, um das Um-

1) Vgl. darüber Guhrauer, G. W. von Leibnitz I, 125.

2) Brief Leibniz's an Boineburg vom 4. November 1672. Arch. z. Wies.

sichgreifen des Kriegs zu verhindern, und dort klingt in seinen Worten ein kampfesmutiger Ton. Die Schrift ist am Anfang Oktober, die Briefe sind im November geschrieben, also beinahe zu derselben Zeit[1]). Man kann den Widerspruch nicht dadurch lösen, dass man die Schrift als bestellte Arbeit der Mainzer Staatsmänner betrachtet; denn Leibniz giebt ausdrücklich an, dass die Initiative von ihm ausging. Aber was Leibniz in dem Consilium de castigando Brandeburgico als seine persönliche Ansicht anführt, dient doch mehr zur Einkleidung und zur Begründung der Abfassung, als dass es zur Beurteilung seiner Gesinnung massgebend wäre. Auch macht das Ganze den Eindruck eines schnell entworfenen Projekts, mit dem er sich den Mainzer Staatsmännern gefällig erweisen wollte, als diese beim Herannahen des brandenburgischen Heeres in grosse Aufregung geraten waren. Hatten sie doch von Anfang an befürchtet, der Krieg könnte sich in die Rheingegend ziehen! Leibniz hat von dem Vorrecht eines universalen Denkers, sich fremden Anschauungen anzupassen und sie mit Eifer zu vertreten, ausgiebigen Gebrauch gemacht, z. B. in seinem Anerbieten, katholische Dogmata dialektisch zu rechtfertigen. Er mag in seinem Bestreben, sich Verdienste zu erwerben, hier und da die Grenze des Erlaubten überschritten haben, jedenfalls liegt kein Grund vor, ihn wegen seiner Schrift gegen Brandenburg zu einem eigensüchtigen Verfechter skrupelloser Politik zu machen[2]). Über seine wahre Gesinnung werden wir durch das Zeugnis seiner Briefe unterrichtet. Diese kleinen Produkte seines Geistes sind uns darum so schätzenswert, weil in ihnen seine innerste Überzeugung frei und unmittelbar zum Ausdruck kommt.

Leibniz spricht nie in verächtlicher Weise von Ludwig XIV.; aber er kennt seine masslose Eitelkeit. Wenn ihm die Holländer etwas geschmeichelt hätten, als sie sich dazu verstehen mussten, Friedensanerbietungen zu machen, so hätte sich der König sicher finden lassen[3]). In einem Bericht an den Freiherrn von Schönborn schildert Leibniz die Stimmung der Pariser. Dieses wunderliche Volk schalt das eine Mal auf die Deutschen, dass sie den Rhein überschritten, das andere Mal, dass sie so langsam vorrückten. Alle gönnten nämlich dem König eine kleine Schlappe, weil er sich so viel auf seine Erfolge einbildete[4]).

1) Zur Ansetzung der Abfassungszeit der Schrift vgl. Droysen, Geschichte d. prss. Politik III, 3. 270 2. Aufl. und Guhrauer, Kurmainz, IV, 11.

2) Vgl. Bresslau, Leibniz als Politiker, Zeitschrift f. prss. Geschichte u. Landeskunde VII, 329 u. 345.

3) Brief Leibniz's an Boineburg vom 11. November 1672.

4) Brief Leibniz's an den Obermarschall vom 5. August 1673.

Die starken Rüstungen während des Frühjahrs 1673 liessen Leibniz erkennen, dass Ludwig XIV. alles daran setzen werde, um sich des Rheinstroms in seiner ganzen Länge zu bemächtigen. Am Niederrhein gebot er schon jetzt, am Oberrhein sollte Turenne die Gegner zurücktreiben, und die Herren von Köln und Mainz mussten sich dann, falls sie ihrem Lande nicht Unsägliches zumuten wollten, dem König unterwerfen. Durch sein rasches Handeln und durch seine kluge Taktik, die Gegner zu trennen, hoffte er die Freigrafschaft, Lothringen, Lüttich und einen Teil der Niederlande in seinen unbestreitbaren Besitz zu bringen. Dann hatte er seine Absicht erreicht, die französische Grenze gegen jeden Einfall der Deutschen sicher zu stellen, und konnte mit den Holländern verfahren, wie es ihm beliebte[1]).

In das weitausgeworfene Netz der französischen Diplomatie und ihr geheimes Treiben hatte Leibniz keinen Einblick. Während der zweimaligen Anwesenheit des Mainzer Oberhofmarschalls zu Paris besass er gute Kundschaft von den politischen Vorgängen, sonst war er auf gelegentliche Mitteilungen angewiesen, die er durch Antoine Arnaud, durch den Finanzrat Morel oder durch Huet, den Erzieher des Dauphin, erhielt. Auch von dem Trierer Residenten Heiss, der im Hause des Louvois verkehrte, kamen ihm hier und da Nachrichten zu. Um sich Kunde von dem Zustand in den deutschen Landen zu verschaffen, fragte Leibniz einmal Soldaten des Turenne, die aus dem Kriege heimkehrten. Sie erzählten ihm, wie sie im Herzogtum Berg à la discretion gelebt und übel gehaust hatten. Leibniz wunderte sich, dass sich der Herzog von Neuburg dazu verstand, französische Schutztruppen aufzunehmen; er musste sich wohl in grosser Bedrängnis befunden haben, aber aus seinen Massregeln folgte mehr Unheil als Gutes. Das Schlimmste war, dass sich die Franzosen auf diese Weise am deutschen Niederrhein einnisteten[2]).

Als sich im März 1673 Aussicht auf einen Waffenstillstand eröffnete, betonte Leibniz in seinem Schreiben an den Oberhofmarschall, die Deutschen dürften nicht von der Forderung lassen, dass sich die Franzosen aus dem Rheingebiet zurückziehen[3]). Und als die Kölner Friedensverhandlungen, zu denen sich auch der Freiherr von Schönborn einfinden sollte, in Gang kamen, versäumte Leibniz nicht, darauf hinzuweisen, dass

1) Brief Leibniz's an Melchior F. von Schönborn s. d. Frühjahr 1673. Arch. z. Wies.

2) Brief Leibniz's an Boineburg vom 11. November 1672.

3) Die Dinge nahmen einen andern Lauf, und im August stand Turenne in Aschaffenburg, wo er von dem Oberhofmarschall glänzend regaliert wurde.

man vor allem für den Schutz des rheinischen Gebiets besorgt sein müsse. In einem späteren Briefe fügte er die Mahnung hinzu, jetzt von den zehn Städten und von Lothringen zu reden; denn wenn es jetzt nicht geschehe, so werde man zu ewigem Stillschweigen verurteilt sein. Freilich war zu erwarten, dass die Erörterung auf grosse Schwierigkeiten stossen werde, da sich nicht einmal der alte Herzog von Lothringen seiner eigenen Sache mit Ernst annahm [1]).

In Paris spottete man gerne über den deutschen Kaiser; so erzählte man Leibniz, Kaiser Leopold sei beim Ausbruch des Kriegs entschlossen gewesen, selbst in den Kampf zu ziehen. Er sei auf ein Pferd gestiegen, habe ein Kruzifix in die Hand genommen und den Schwur geleistet, dass er an all' dem Christenblut, das vergossen werde, unschuldig sei. Leibniz pflegte solche Witze der Franzosen kurz und bündig abzufertigen; er entgegnete, nach seiner Meinung habe der Kaiser, als er auf das Pferd stieg, nicht ein Kruzifix, sondern die Zügel ergriffen.

Zur Zeit, als sich der Reichskrieg gegen Frankreich vorbereitete, ist Leibniz sehr interessiert zu erfahren, was die Kreisversammlungen in Franken und Niedersachsen beschlossen haben, und ob sie den Kaiser mit grosser Bereitwilligkeit unterstützen werden. Er kann es nicht verstehen, dass Baiern und andere Stände sich dem Durchzug des kaiserlichen Heeres widersetzen wollen. Der Kurfürst von Trier nahm damals kaiserliche Schutztruppen in sein Stift auf, wurde aber dafür von den Franzosen hart gezüchtigt. Darüber schrieb Leibniz dem Oberhofmarschall [2]): „Wenn man Frankreich von allen diesen Dingen Rechenschaft geben oder der Feindseligkeit gewärtigen soll, so ist ja unsere Servitut zu ihrer höchsten Staffel kommen".

Der Briefwechsel Leibniz's mit Boineburg und dessen Schwiegersohn enthält viele Kriegsneuigkeiten, die für uns belanglos sind. Die angeführten Äusserungen sollen dazu dienen, die irrige Meinung zu widerlegen, als sei Leibniz durch seinen Umgang mit den Mainzer Politikern oder durch seinen Pariser Aufenthalt dem nationalen Denken entfremdet worden: er war und blieb ein deutscher Patriot.

Der offizielle Zweck der Reise Leibniz's nach Paris lag nicht auf dem politischen Gebiet, sondern bezog sich auf die finanziellen Forderungen Boineburgs. Aber diese persönlichen Angelegenheiten verflochten sich häufig mit den öffentlichen. Vom Jahre 1659 an genoss Boineburg in doppelter Weise die Gunst der Franzosen. Er hatte sie sich auf dem Frankfurter

1) Brief Leibniz's an den Freiherrn vom 16. September 1673. Arch. z. Wies.
2) Brief vom 5. August 1673. Arch. z. Wies.

Wahltag von 1658 verpflichtet und erhielt dafür eine jährliche Gratifikation von 1500 Thalern und eine Rente von 1000 Thalern. Es war eine eigentümliche Sache mit den königlichen Pensionen; sie wurden selten lange bezahlt. Der erste Termin wurde richtig eingehalten, vielleicht auch der zweite und dritte. Aber bald traten Stockungen ein. Die französischen Minister warteten auf neue Dienstleistungen[1]. Fehlte es an Beweisen der ständigen Ergebenheit des Empfängers, stellte er sich schläfrig, oder zeigte sich gar ein Schwanken in seiner politischen Anschauung, so zog man den Beutel rasch zu, und es bedurfte bedeutender Anstrengungen und unzweifelhafter Verdienste, ehe die Franzosen die Schnüre wieder lockerten.

Die jährliche Gratifikation wurde drei Mal an Boineburg bezahlt, bis zum Jahr 1664, wo er bei seinem Herrn und den Franzosen in Ungnade fiel. Als er aber wieder zu Mainz emporkam, lockten ihn die Franzosen mit Versprechungen, um sich seiner gewichtigen Stimme zu versichern. So machte sich Boineburg Hoffnung, es könnte die Gratifikation erneuert werden, und da in der königlichen Deklaration vom Jahr 1658 ausgesprochen war, er werde keinen Sou an dieser Gratifikation verlieren, so wagte er sogar an eine Zahlung der Restanten zu denken. Bei der Abreise Leibniz's nach Paris rechnete er seine Forderungen für die letzten neun Jahre aus, sie betrugen 13500 Thaler. Aber er sah ein, dass er sich einer Illusion hingab, wenn er eine pünktliche Nachzahlung erwartete. Ja, er vermutete auch richtig, dass es schwer hielt, eine glatte Auszahlung für die Zukunft zu erreichen. Darum erklärte er sich in seiner Vollmacht an Leibniz bereit, eine Pauschsumme anzunehmen, aber es musste, wie er sich ausdrückt, eine Summe sein, die hilft, etwa 8000 Thaler bar. Wenn man diese auszahlte, so war er entschlossen, alle seine Ansprüche für das Vergangene und Zukünftige aufzugeben, die Schenkungsurkunde auszuliefern und den König nicht mehr zu belästigen.

Leibniz trat alsbald mit dem Sekretär der königlichen Finanzen in Unterhandlung. Aber während der kriegerischen Unruhen wollte das Geschäft nicht gedeihen, auch war Boineburgs Gesinnung nicht über allen Zweifel erhaben. Im Laufe des Sommers wandte dieser sich mit mehreren Schreiben an Morel und Pomponne. Der letztere gab ihm die bestimmte Zusicherung, seine Ansprüche würden eine Berücksichtigung erfahren.

---

1) Vgl. Cohn, Ludwig XIV. als Beschützer der Gelehrten. Histor. Zeitschrift 1870, 1 ff.

Für Boineburg kam es darauf an, zu zeigen, dass er zu Mainz in Ansehen stand und auf die Entscheidungen des Kurfürsten einwirkte. Der Abbé de Gravel, französischer Resident zu Würzburg, und der Gesandte Vaubrun versprachen Boineburg, zu seinen Gunsten nach Paris zu schreiben.

Als von seiten Kurmainz's der Antrag einer Friedensvermittlung gemacht wurde, schien der rechte Augenblick zu einer nachdrücklichen Betreibung der boineburgischen Forderungen gekommen. Leibniz findet das vom Oberhofmarschall nach Paris mitgebrachte Memorial zweckmässig eingerichtet, weil daraus hervorging, dass die Ansichten des Kurfürsten mit denen Boineburgs übereinstimmten und dieser wieder die Stellung eines Beraters beim Kurfürsten einnahm. Nach Leibniz's Urteil wäre es freilich besser gewesen, wenn Boineburg selbst anstatt des Obermarschalls nach Paris gekommen wäre; dann würden sich die Geschäfte leicht abgewickelt haben. Leibniz verspricht, sein Möglichstes zu thun; er beabsichtigte zu zeigen, dass Boineburg zu Mainz und an vielen andern Orten treffliche Dienste leisten konnte, wenn man ihm nur einen Auftrag erteilte und nichts Unmögliches verlangte[1]).

Damals hatte Boineburg verschiedene Schreiben an den französischen Minister Pomponne Leibniz anvertraut. Dieser hielt mit ihrer Übermittlung zurück, weil er zuvor sehen wollte, wohin sich der Lauf der Dinge wende[2]). Endlich entschloss er sich, die Briefe vor der Abschiedsaudienz des Oberhofmarschalls an ihre Adresse gelangen zu lassen; denn der junge Boineburg sollte seinen Schwager nach St. Germain begleiten, um dem König vorgestellt zu werden, und bei dieser Gelegenheit konnten die Forderungen Boineburgs zur Sprache gebracht werden. Die königliche Gratifikation war ja ausdrücklich auch auf den Sohn Boineburgs ausgestellt worden, und so konnte man erwarten, dass der König mindestens die Studienkosten des jungen Boineburgs übernehmen werde. Es scheint jedoch, dass die Vorstellung desselben aus zeremoniellen Schwierigkeiten unterblieb. Aber der erfindungsreiche Leibniz hatte noch ein Mittel in Bereitschaft, um den König zu einer Zahlung zu veranlassen. Der junge Boineburg war beim Trierer Residenten Heiss für 1000 Thaler untergebracht. Leibniz gab nun Boineburg den Rat, sich mit Heiss ins Benehmen zu setzen, damit dieser seiner Zeit die 1000 Thaler vom König unter dem Vorwand verlange, die geschuldeten Gelder seien ihm von

1) Brief Leibniz's an Boineburg s. d. Dezember 1672. Arch. z. Wies.

2) Vgl. die Briefe Leibniz's an Boineburg vom 25. November und 20. Dezember 1672. Arch. z. Wies.

Boineburg nicht bezahlt worden, dieser habe ihn vielmehr auf die königliche Gratifikation vertröstet. Solche Kunststücklein, meinte Leibniz, seien hier zu Paris nicht unangebracht. Man sieht, Leibniz lernte manches von den Schachzügen der französischen Diplomatie; man erkennt aber auch, welch' geringe Aussicht diese Forderung Boineburgs besass, dass man auf solche Mittel verfiel. Trotz aller Anstrengungen blieb die königliche Gratifikation ein vergrabenes Pfund, und die Versicherungsschreiben der französischen Minister sanken zu wertlosen Papieren herab.

Nicht viel besser erging es dem Anspruche Boineburgs auf die Einkünfte der königlichen Domaine Rhetel in den Ardennen. Die Rente aus diesem Landgut war ihm noch bezahlt worden, nachdem er die französische Gunst verloren hatte; denn sie fusste auf einer rechtlich begründeten Forderung. Sie sollte eine Entschädigung dafür sein, dass Boineburg auf dem Frankfurter Wahltag den Spaniern einen Wechsel von 20000 Thalern zurückgab. Die französischen Gesandten, Maréchal de Gramont und Hugues de Lionne, hatten ihn dazu bewogen, und der König löste ihre Versprechung ein, indem er Boineburg die Einkünfte von Rhetel zuwandte. Sie betrugen 1000 Thaler, also die mit fünf Prozent berechneten Zinsen des Kapitals. In der königlichen Deklaration vom 17. Dezember 1659 wurde diese Schenkung mit einem besonderen Privilegium ausgestattet, wodurch sie vor jeder Anfechtung geschützt war. Der König verpflichtete sich auch, das volle Kapital auszuzahlen, wenn die Erträgnisse der Domäne zurückgingen. Man sollte meinen, dass eine solche Schenkung so sicher wie baares Geld gewesen wäre. Da trat plötzlich im Jahre 1670 eine Sperrung der rhetelischen Rente ein. Es geschah auf Anraten des Abbé de Gravel, um Boineburg zu einer Reise nach Frankreich und zu engerem Anschluss an die französischen Interessen zu bewegen. Zur Begründung der Sperrung grub man zu Paris ein altes Gesetz aus, nach dem den Beamten verboten war, an Ausländer, die nicht naturalisiert waren, Einkünfte aus königlichen Domänen oder anderen Gütern auszuzahlen[1]). Daneben hatte man noch einen Parlamentsbeschluss zur Hand, der eine Verschenkung oder Verpfändung königlicher Domänen für ungiltig erklärte. Nichts war unpassender als eine Anwendung dieser Grundsätze auf die Forderung Boineburgs; denn das bildete gerade die Schwäche seines Anspruchs, dass er nicht der Besitzer des Landgutes war, sondern sein Geld aus dem

1) Über das ius Albinatus oder Albinagii vgl. O. Klopp, Werke Leibniz's III, 34 und 37.

königlichen Fiskus bezog, wohin allerdings die Einkünfte der Domäne Rhetel flossen.

Trotz vieler Bemühungen hatte es Boineburg nie dahin bringen können, die Angelegenheit aus den Händen Morels in die Seinige zu spielen, so dass er den Vertrag mit dem Pächter abschloss und als Inhaber des Landgutes angesehen wurde. Er blieb mit seinem Recht an die königliche Gnade gebunden; so hatten es die Minister des Königs in kluger Berechnung eingerichtet. Boineburg selbst sah sich freilich als den Inhaber des Landgutes an und meinte sogar, es könnte ihm durch Parlamentsbeschluss zu seinem eigentümlichen Besitz zugesprochen werden. In diesem Sinn hatte er Leibniz bei seiner Abreise instruiert; so wenig erkannte er die Absichten der Franzosen.

Diese wollten mit ihrer Massregel Boineburg nicht vor den Kopf stossen, sondern nur seinen Eifer aufstacheln. Daher gelang es Leibniz, eine Auszahlung von 1000 Thaler für das Jahr 1672 auszuwirken [1]). Um für die Zukunft allen Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen, gab Boineburg seinem Sachwalter den Auftrag, den Verkauf der rhetelschen Rente vorzuschlagen. Leibniz hatte Mühe, seinen Gönner von diesem Gedanken abzubringen; er stellte ihm vor, dass man gewiss keinen Käufer finden, dagegen den König beleidigen werde. Er wagte nicht einmal, bei Morel davon zu reden [2]). Ein anderer Vorschlag Boineburgs ging dahin, Leibniz sollte eine Vorausbezahlung auf zwölf Jahre zu erhalten suchen. Es gab nämlich zu Paris Kaufleute, die die Betreibung derartiger Forderungen an den Fiskus, wie sie Boineburg besass, übernahmen und Vorauszahlungen leisteten, aber dafür einen hohen Prozentsatz berechneten. Auch Leibniz riet zu einem Abkommen mit Pariser Geschäftsleuten, damit Boineburg während der unsicheren Zeiten wenigstens irgend eine Zahlung erhielt, aber zwölf Jahre waren zu lang; für diesen Zeitraum konnte Boineburg höchstens 8000 anstatt 12000 Thaler bekommen, musste also ein volles Drittel verloren geben. Auch war es nach Umlauf dieser Zeit schwer, wieder in den ursprünglichen Besitz einzutreten, darum schlug Leibniz vor, eine Vorausbezahlung auf drei Jahre anzunehmen. Bei Morel, dem Sekretär der königlichen Finanzen, fand Leibniz von Anfang an ein gewisses Entgegenkommen in dieser Angelegenheit, aber es dauerte doch lange, bis er sich mit ihm verglichen hatte. Je schlechter die Aussichten auf Frieden wurden, um so mehr steigerte sich der geforderte Nachlass. Nach langem Hin- und

1) Vgl. Brief Leibniz's an Boineburg vom 4. November 1672. Arch. z. Wies.
2) Vgl. Brief Leibniz's an Boineburg vom 4. November. Arch. z. Wies.

Herhandeln mit Morel, nach schwierigem Feilschen mit Formond, dem Pariser Kaufmann, der das Geschäft übernahm und sich mit Morel in den Gewinn teilte, brachte es Leibniz dahin, dass eine Vorausbezahlung für drei Jahre verabredet wurde [1]). Ungefähr zwölf Prozent oder einen Abzug von 400 Thalern musste sich Boineburg gefallen lassen. Leibniz war zufrieden, wenigstens so viel aus dem Schiffbruch der boineburgischen Forderungen gerettet zu haben und erwartete Boineburgs Ratifikation der Abmachung [2]). Anstatt derselben traf die Nachricht von Boineburgs Tode ein, die Anstalten zur Auszahlung unterblieben; die ganze Verabredung wurde hinfällig, da die betreffende königliche Ordre nur auf Boineburg und nicht auf dessen Sohn ausgestellt war.

Die Familie Boineburgs hielt des Vaters Ansprüche aufrecht, weil in der königlichen Deklaration über die rhetelsche Rente auch die Erben eingeschlossen waren. Aber weit schwieriger gestaltete sich jetzt das Geldgeschäft. Die bezüglichen Urkunden mussten zusammengesucht werden, Leibniz hatte einige Originale und Kopien mit nach Paris genommen, andere befanden sich zu Mainz im Nachlasse Boineburgs. Auf Leibniz's Rat wurden die Mainzer Urkunden dem Abbé de Gravel zur Einsicht vorgelegt, vidimierte Kopien ausgefertigt und nach Paris übersandt, damit sie dort mit den anderen Papieren zu weiteren Massnahmen benutzt werden konnten [3]). Die Frau von Boineburg war ungehalten, dass Leibniz so wenig erreichte, obwohl die Versicherungen in den königlichen Deklarationen so bestimmt lauteten. Es kam Leibniz zu Ohren, dass man zu Mainz sein Vorgehen tadelte, als habe er die Angelegenheit falsch eingeleitet; er hätte mehr auf die Gratifikation dringen oder gegen den Pächter von Rhetel und den königlichen Fiskus klägerisch auftreten sollen. Daraufhin sah sich Leibniz veranlasst, eine ausführliche Rechtfertigung seines Verhaltens an den boineburgischen Sekretär Münch nach Mainz zu schicken [4]), worin er nachwies, dass man hinsichtlich der Gratifikation alle Hoffnung aufzugeben hatte, hinsichtlich Rhetels aber keine mit königlicher Unterschrift versehene Anweisung besass, die zur Grundlage eines Prozesses dienen konnte. Die Beamten des Königs hatten alles in Händen behalten, nicht einmal der Name des Pächters war Boineburg mitgeteilt worden; und dann — wie konnte man erwarten, einen

1) Vgl. den Brief Leibniz's an Boineburg vom 17. Dezbr. 1672. Arch. z. Wies.

2) Vgl. den Brief Leibniz's an Boineburg s. d. Dezember 1672. Arch. z. Wies.

3) Vgl. die Aufzählung der wichtigsten Papiere in dem undatierten Briefkonzept Leibniz's, März 1673. Arch. z. Wies.

4) Vgl. O. Klopp, Werke Leibniz's III, 32.

Prozess zu gewinnen, der gegen den König selbst gerichtet war! Was man an Urkunden über die rhetelsche Schenkung aufzuweisen hatte, bestand aus einer königlichen Deklaration, die von Mazarin unterzeichnet war, aus Schreiben Pomponne's, aus Extrakten der Briefe Gravels und dergleichen. Seit dem Tode Boineburgs war auf seiten Frankreichs jedes Interesse an der Angelegenheit geschwunden. Boineburg und seine Familie kamen ohne Zweifel zu Schaden; denn Ludwig XIV. hat nie völlig ersetzt, was Boineburg den Spaniern zurückgab. Man erfuhr dabei die Verlässlichkeit französischer Zusicherungen. Sagte doch selbst Morel zu Leibniz, derartigen Geldversprechungen, wie sie Boineburg gemacht wurden, dürfe man kein Vertrauen schenken, auch wenn sie drei- und viermal bekräftigt seien!

Wir lernen Leibniz in seinen Briefen nicht nur als Diplomaten und Sachwalter, sondern auch als Erzieher kennen. Er giebt zwar keine abgerundete Abhandlung; auch beziehen sich seine Bemerkungen nur auf die reifere Jugend, aber sie sind interessant genug, um Erwähnung zu verdienen.

Mit dem Mainzer Oberhofmarschall war dessen Schwager, der 16jährige Philipp Wilhelm von Boineburg, im November 1672 nach Paris gekommen, um hier die bei Boecler zu Strassburg begonnenen Studien fortzusetzen. Er sollte in die Fussstapfen seines Vaters treten und Staatsmann werden, obschon er bereits Domherr zu Mainz und Trier war [2]).

Sogleich nach der Ankunft des jungen Boineburg schrieb Leibniz einen ausführlichen Brief an dessen Vater, worin er seine Gedanken über die zukünftige Ausbildung des Sohnes niederlegte. Der Brief gehört zu den lesenswerten Zeugnissen des schönen Verhältnisses zwischen Leibniz und Boineburg. Wie fein schmeichelt Leibniz dem Vaterstolz seines Gönners, wie geschickt weiss er ihm seine Bekümmernisse auszureden! „Wenn Du mich je", schreibt er an Boineburg [3]), „als einen treuen und zuverlässigen Menschen kennen gelernt hast, so darfst Du Dich, so lange Dein Sohn in meiner Nähe weilt, jeder Sorge überhoben betrachten". Mit einem wahren Feuereifer machte er sich daran, einen richtigen Plan für die Studien des Jünglings zu entwerfen. Auch die folgenden Briefe beschäftigen sich vorzugsweise damit; denn Leibniz wünschte bei dieser Gelegenheit seine Dankbarkeit zu zeigen. Natürlich hoffte er auch, eine

1) Vgl. den Brief Leibniz's an Boineburg vom 26. November. Arch. z. Wies.

2) Über seine theologische Laufbahn vgl. Amrhein, Mitglieder des adeligen Domstifts zu Würzburg. Archiv für Unterfranken XXXIII, 45.

3) Vgl. den Brief Leibniz's vom 25. November 1672. Arch. z. Wies.

gewisse Erkenntlichkeit von seiten Boineburgs für seine Bemühungen zu empfangen. Man gewinnt jedoch den Eindruck, dass für Leibniz die Aufgabe, einem heranreifenden Jüngling in seiner Entwicklung förderlich zu sein, an sich etwas Verlockendes hatte. War doch seine Schrift: Neue Methode die Rechtswissenschaft zu lernen und zu lehren, die Theorie für das, was er an dem jungen Boineburg praktisch leisten konnte. Er will die Stelle Boeclers einnehmen, und wie er sich in Bescheidenheit einen unwürdigen Nachfolger nennt, so glaubt er doch durch fleissige Arbeit zu ersetzen, was ihm etwa an Wissen abging.

Zunächst handelte es sich darum, für den Studenten eine passende Unterkunft zu finden. Nur nicht in die Akademie, lautet Leibniz's wiederholte Warnung; denn hier würde seinen glücklich eingeleiteten Studien ein sicherer und schneller Untergang bereitet. Leibniz entwirft uns ein abschreckendes Bild von dem Leben in einem Pariser Kollegienhaus. Schlechte Kost und mehr als das: schlimme Sitten! Der junge Boineburg musste an Leib und Seele Schaden nehmen, wenn man ihn dorthin brachte. Trotz des billigen Preises durfte man keine Ersparnisse erwarten; denn die reicheren Studenten veranstalteten wegen der geringen Verpflegung ihre eigenen Gastmahle, bei denen einer den andern an Verschwendung zu überbieten suchte. Da konnte der junge Freiherr auch nicht zurückstehen. Ausserdem musste für ein eigenes Zimmer und dessen Einrichtung besondere Zahlung geleistet werden. Aber das alles war von geringer Bedeutung neben der Sittenverderbnis, die sich hier fand. Schon die Gespräche wirkten ansteckend. Schandbares wurde mit einem Witz abgethan, und Lasterhaftes zu den eleganten Gewohnheiten des Jahrhunderts gerechnet. Die Bemühung der Rektoren, an sich nicht gross, vermochte nichts dagegen auszurichten. Damit man Leibniz nicht den Vorwurf mache, als berichte er nach blossem Hörensagen, bemerkte er ausdrücklich, er sei über diese Zustände genau unterrichtet.

Mit dem Studium stand es nicht viel besser. Wie in Deutschland musste der Student einen bestimmten Kursus durchlaufen: Rethorik, Logik, Physik. Je ein Jahr war für die einzelne Stufe vorgesehen, ein Überspringen oder Auswählen der Vorlesungen wurde nicht gestattet. Die vorgetragene Philosophie bestand in eitlem Wortkram. Ein Jahr ging vorüber, und der Schüler hatte nichts gelernt als ein wenig Lateinisch plappern. Für die höheren Wissenschaften, für eine Aneignung geschichtlicher und politischer Kenntnisse, für eine Politur des Stils oder für eine Ausbildung des Geschmacks geschah nichts. Erstaunlich war

die Unkenntnis der meisten Lehrer in Bezug auf die Dinge der Gegenwart. Es gab zwar einige, die cartesianische Philosophie vortrugen, aber sie bildeten eine Sekte für sich und bauten auf ihre vielen falschen Voraussetzungen ein ganzes System auf. Sie verirrten sich in läppische Kleinigkeiten und in metaphysische Spekulationen, die aller realen Basis entbehrten[1]). Wenn einmal ein Jüngling an solchen Gaukeleien Gefallen fand, so war er schwer aus ihrem Zauberbann zu lösen.

Also der junge Boineburg sollte nicht in die Akademie eintreten. Leibniz verurteilt überhaupt das Zusammenleben junger Leute, es müsste denn in mönchischer Zucht geführt werden. Die Jugend, sich selbst überlassen, verfällt auf nichtige Dinge, wobei diejenigen unter den Genossen am meisten bewundert werden, die sich am vorwitzigsten benehmen. Einer reizt den andern zum Schlimmen und erfahrungsgemäss findet das Schlimme leichteren Eingang beim Menschen als das Gute. Wollte ein Jüngling in einem Kollegienhaus seine Unschuld bewahren, so würden sich alle gegen ihn wenden.

Darum verlangt Leibniz für den jungen Boineburg statt des Zwangs in der Akademie Freiheit, statt der langweiligen Vorlesungen anregende Studien, statt des öden Einerlei abwechselnde Beschäftigung, statt des Umgangs mit zuchtlosen Studenten Verkehr mit welterfahrenen und gelehrten Personen. Gespräche mit den letzteren sollten das Interesse des Jünglings wecken und ihn anspornen, seine Kenntnisse zu erweitern. Darnach gliederte sich seine Zeit von selbst in die ernste Arbeit des Vormittags[2]) und in die geselligen Pflichten des Nachmittags, wo es Sitte war, Aufwartungen zu machen und Besuche zu empfangen. In freier Unterhaltung sollte der junge Boineburg mit den Fragen der Gegenwart bekannt gemacht werden und dabei mühelos den Gebrauch der französischen Sprache lernen.

Aber wie konnte Leibniz erwarten, dass sich der unerfahrene Jüngling zu den bejahrten, nüchternen Männern hingezogen fühlte? Wie sollte er mit den weisheitsschweren Männern Gespräche anknüpfen? Da mag denn doch Leibniz zu sehr nach seinem eigenen frühreifen Wesen geurteilt haben. Darin hatte er Recht, dass er mit aller Energie den Jüngling vor schädlichem Umgang zu bewahren und bei ihm ein lebendiges Interesse für die Wissenschaft zu erwecken suchte. Aber er wählte

1) Vgl. das Urteil Leibniz's über die Naturbetrachtung der Cartesianer. Guhrauer, Leibnizbiographie I, 74.

2) Diese erste Aufstellung eines Stundenplans erfuhr verschiedene Abänderungen. Vgl. O. Klopp, Werke III, 30.

ein falsches Mittel, dies zu erreichen. Zwar versprach er dem jungen Freiherrn, er werde ihn durch Huet dem Dauphin vorstellen lassen, aber das war es nicht, wonach jener verlangte. Solange sich ein Charakter nicht zur vollen Selbständigkeit entwickelt hat, geht das Verlangen eines jeden dahin, mit gleichgestellten Altersgenossen zu verkehren. Bei diesen findet er seinen natürlichen Ansporn, mit diesen verbindet ihn ein Gemeingefühl, das er unter keinen Umständen entbehren will [1]). Leibniz beabsichtigte, selbst die Studien zu leiten. Gemäss der Bestimmung des Zöglings mussten die historisch-politischen Fächer in den Vordergrund treten. Geschichte, alte und neue, profane und Kirchengeschichte samt Geographie sollten gründlich getrieben werden. Dafür waren Bücher mustergiltig in der Form und bedeutsam durch ihren Inhalt auszuwählen. Schriftsteller wie Cassander und Thuanus schienen passend zur Aneignung gediegener Anschauungen und massvoller Grundsätze. Von der französischen Litteratur durfte man dem Zögling kein unnützes Zeug in die Hand geben, sondern Memoiren, Relationen, Beschreibungen, Schilderungen und Briefe berühmter Männer. Geeignete Auszüge aus dieser Lektüre waren in das Lateinische zu übersetzen, um einen doppelten Gewinn, einen sachlichen und sprachlichen, zu erzielen. Leibniz legte grossen Wert darauf, dass sich der junge Boineburg in der fremden Sprache auszudrücken übte, denn die Sprache ist ihm nicht nur die Trägerin der Gedanken, sondern auch das beste Mittel zur Ausbildung des Geschmacks.

Man kann nicht sagen, dass der von Leibniz vorgeschlagene Lesestoff, Memoiren und Reisebeschreibungen, zu nüchtern gewesen wäre. Aber die gesteigerte Ausnützung der Lektüre nach ihrer sprachlichen Seite erwies sich doch zu schwer, als dass sie der Jüngling lieb gewonnen hätte. Mindestens eine Stunde täglich sollte auf Mathematik verwandt werden, weil nichts so sehr die Urteilskraft festigt als gerade diese Wissenschaft. Für sie hatte Leibniz einen Lehrer in Aussicht genommen, der zu den besten Mathematikern Europas gehörte, der nicht auf einem abgetretenen Pfade einherging, sondern den Jüngling auf neuem Wege zu den heiteren Höhen der reinen Begriffe emporführen wollte. Des Abends durfte der Zögling hier und da Komödien besuchen, die ein würdiges Thema behandelten oder Predigten hören, die mehr als Worte

1) An einem anderen Orte verlangt Leibniz den Verkehr mit Altersgenossen: A duodecimo ad decimum octavum liberalius tractetur, praeceptoribus non subsit, sed amicis. Methodus nova I § 42. Freilich zu Paris liess es sich schwer bewerkstelligen.

boten. Wir sehen bei Leibniz's Vorschlägen überall das Bemühen, ein Interesse bei dem jungen Boineburg zu wecken. Dazu soll die freiheitliche Anordnung der Studien dienen, der Umgang mit hochgebildeten Männern, die Auswahl anregenden Stoffs, die Benutzung von neuen Methoden und dergleichen. Durch den beständigen Hinweis auf den Ruhm des Vaters gedachte Leibniz seinen Eifer anzufachen in der sicheren Annahme, dass der Jüngling von selbst zu einem tüchtigen Manne heranreife, wenn er nur einmal in den richtigen Weg eingelenkt habe[1]).

Die Frage der Unterkunft Boineburgs wurde durch dessen Schwager, den Oberhofmarschall, erledigt, indem dieser den Trierer Residenten Heiss bewog, den jungen Freiherrn in sein Haus aufzunehmen. Erst nach längerem Zögern verstand sich Heiss dazu, weil er schon ein Ansuchen für die Söhne des Landgrafen Ernst von Hessen abgeschlagen hatte. Als Kostgeld verlangte Heiss 1000 Thaler jährlich. Dieser hohe Preis sollte nach Leibniz's Ansicht den Vater nicht abhalten, seine Zustimmung zu geben, da alle Nebenausgaben, z. B. die notwendigen Bewirtungen, mit inbegriffen waren. Der alte Boineburg konnte seine Zustimmung nicht verweigern, sonst hätte er den Schwiegersohn beleidigt, der sich vieler Mühe unterzogen hatte, und den Residenten Heiss, der sich nur aus Gefälligkeit gegen Boineburg zur Aufnahme hatte bestimmen lassen. Doch gab Leibniz dem Vater den Rat, mit seiner Erklärung noch zuzuwarten; unterdessen werde er mit Berufung auf eine ihm früher erteilte Vollmacht mit Heiss unterhandeln und versuchen, ob dieser nicht etwas nachlasse. Boineburgs Entscheidung traf nicht mehr ein, denn er starb um die Mitte des Dezember, und so verblieb es vorderhand bei der getroffenen Abrede.

Fast scheint es, als bemühten sich zu viele um das Heil des Jünglings, so dass dieser nicht recht wusste, wessen Anordnungen er sich unbedingt zu unterwerfen hatte. Sein Schwager gab ihm Verhaltungsmassregeln, Leibniz redete auf ihn ein, Schütz, ein Verwandter der Frau von Boineburg, befasste sich mit der unmittelbaren Aufsicht, dazu kamen noch mehrere Fachlehrer. Leibniz strebte von anfang an, die Oberleitung der Studien zu gewinnen, was ihm erst im Frühjahr 1673 gelang[2]). Die anfängliche Freude über den Lerneifer des Zöglings verblasste, als Leibniz seinen Erziehungsplan zu verwirklichen suchte. Schon zu Lebzeiten

---

1) Vgl. Methodus nova I § 20: iucunde discunt, tum si finis iucundus ipsis proponatur, tum si media discendi sint iucunda.

2) Die Vollmacht der Frau von Boineburg war von Leibniz selbst entworfen worden. Vgl. dessen Brief an den Oberhofmarschall vom 11. März 1673. Arch. z. Wies.

Boineburgs trafen Klagen ein, auch sah man sich bereits gezwungen, Strafen anzudrohen; Leibniz will besorgt sein, dass sie nicht zur Verstockung, sondern zur Anfeuerung dienen. Es ist gut, dass Boineburg die letzten Briefe Leibniz's nicht mehr erhielt; sie würden sein Vaterherz tief betrübt haben. Nach zarten Andeutungen rückte Leibniz mit seinem Tadel der Faulheit des Zöglings heraus. Kaum sind die Bücher geöffnet, so wird er ihrer schon überdrüssig; er sieht überhaupt nur oberflächlich in sie hinein. Dazu kommt seine Untugend des grund- und sinnlosen Lachens, durch das er auch bei seinen Freunden Anstoss erregt. Mehr als zehn Mal hat man ihn schon verwarnt, aber es geht zu einem Ohr hinein und zu dem andern wieder heraus. Dass er die Worte Leibniz's nicht achtete, hält dieser für eine geringe Verfehlung; mehr zu bedauern war, dass er auch die Zurechtweisungen seines Schwagers in den Wind schlug. Dadurch wurde nicht nur der Respekt vor ihm, sondern auch die verwandtschaftliche Liebe untergraben. Der junge Boineburg war durch nichts zu bewegen, die ihm gebotene Gelegenheit, mit erfahrenen und weltkundigen Männern zu verkehren, zu benützen. Er war nicht gewohnt, sich in grosser Gesellschaft zu bewegen, und wollte sich auch nicht dazu anleiten lassen. Ehe er Besuche machte, wartete er auf eine vorhergehende Einladung, während doch Leute wie der Herzog von Gramont und andere eine bestimmte Stunde für den zwanglosen Verkehr mit ihren Bekannten festgesetzt hatten. Was im allgemeinen den Charakter des Zöglings betraf, so war er gewiss nicht bösartig, aber die Nachlässigkeit des Jünglings bedurfte der ernstlichen Aufmunterung. Er stand gerade in einer Zeit, wo sein beweglicher Sinn leicht auf die eine oder die andere Seite hin gelenkt werden konnte. Die gegenwärtigen Jahre waren entscheidend, ob er sich einem höheren Streben zuwenden oder seinen Geist in träger Gleichgiltigkeit erschlaffen lassen wollte. Darum musste er mit allen Mitteln zu ernster Arbeit angehalten werden; denn otium est pulvinar satanae[1]).

Der Erzieher des jungen Boineburg, Schütz, war seiner Aufgabe nicht gewachsen. In mehreren Briefen an Boineburg empfiehlt Leibniz Schick, den früheren Lehrer der Söhne des Grafen von Taxis. Leibniz wird nicht müde, die Vorzüge dieses Mannes, seine Kenntnisse und seine Gewandtheit hervorzuheben. Er selbst hielt ihn lange für einen geborenen Franzosen, so gut beherrschte er die Sprache. Auch auf den jungen Boineburg machte er den besten Eindruck, ja dieser fasste eine gewisse

1) Vgl. den Brief Leibniz's an Boineburg vom 20. Dezember. Arch. z. Wiss.

Zuneigung zu ihm. Dies war der Mann, der dem Zögling den nötigen Impuls geben konnte. Schick lebte zu Paris seinen Studien und dachte nicht daran, von neuem die volle Verantwortlichkeit eines Erziehers zu übernehmen, noch weniger beabsichtigte er, einen andern zu verdrängen; überhaupt wusste er nichts davon, dass Leibniz ihn als Lehrer empfahl. Am besten wurde nach Leibniz's Vorschlag die Angelegenheit geordnet, wenn man beide, Schütz und Schick, eine Zeit lang neben einander behielt, bis für Schütz zu Mainz eine passende Stelle gefunden war. Der unbedeutende Mehraufwand kam bei der Wichtigkeit der Sache nicht in Betracht.

Nach dem Tode Boineburgs suchte Leibniz wegen des ungewöhnlich hohen Kostgelds, das an Heiss bezahlt wurde, diesen zu bewegen, noch eine weitere Person, ihn selbst, in das Haus aufzunehmen. Allein die Frau des Residenten widersetzte sich diesem Ansinnen beharrlich, obwohl Leibniz ein genügsamer Kostgänger gewesen wäre; so kam es zu einem Bruch, infolge dessen Leibniz mit dem jungen Boineburg in das Haus des Abbé de la Bastide[1]) übersiedelte, wo damals eine erlauchte Gesellschaft verkehrte, wie sie Leibniz für seinen Zögling wünschte. Allein dieser Wechsel geschah nicht nach dem Willen der Frau von Boineburg. Aus diesem Grund und wegen der unerledigten Geldgeschäfte beim Hof kam es zu einer zeitweiligen Verstimmung zwischen Leibniz und der Familie Boineburgs, wodurch aber das gute Einvernehmen Leibniz's mit dem Oberhofmarschall nicht gestört wurde.

Der Zögling machte noch einige vergebliche Flügelschläge, um sich der zügellosen Freiheit im Schwarm seiner Genossen hinzugeben, aber Leibniz hielt ihn festgebunden. Er stellte ihm vor, dass die „Fatiguen" des Leibes, zu denen er allein Verlangen trage, gar keine rechten, rühmlichen und förderlichen Anstrengungen seien, sondern vielmehr Kinderspiel. Die „wahren Fatiguen seien Hunger und Durst, Frost und Hitze leiden, im harten Winter Schildwach stehen, Wunden bekommen, etliche Tage nacheinander zu Fuss marschieren, wenn das Pferd unterm Leibe erschossen" [2]). Und die Cavaliere, die sich im Krieg auszeichneten, seien immer auch solche gewesen, die sich in Kenntnissen und Studien hervorthaten. Wenn es allein auf die Neigung ankäme, so würden alle

1) Vgl. den Auszug aus einem Briefe Ferrands an die Frau von Boineburg vom 26. Mai 1673. Arch. z. Wies. Vgl. auch über die Wohnung Leibniz's nach seiner Rückkehr aus London, Guhrauer, Kurmainz IV, 70.

2) Vgl. O. Klopp, Werke Leibniz's III, 21.

Kinder in der Schule dasselbe sagen, dass sie lieber laufen und springen als lernen wollen.

Bald konnte Leibniz auch erfreuliche Nachrichten über die Fortschritte des Zöglings nach Mainz senden; denn nachdem sich dieser einmal an die Vorschriften Leibniz's gewöhnt hatte, fand er eine solche Lebensweise nicht so beschwerlich, wie er es sich vorgestellt hatte. Er scheint erst im Jahre 1674 nach Mainz zurückgekehrt zu sein[1]; der Einfluss, den Leibniz durch seine unmittelbare Nähe auf ihn ausübte, blieb nicht fruchtlos; denn Boineburg erwarb sich später wegen seines wissenschaftlichen Eifers den Namen des „grossen" Boineburg, wenn er auch nicht in politischer Hinsicht den Ruhm seines Vaters erreichte. Sein Verhältnis zu Leibniz blieb stets von dankbarer Erinnerung getragen, wovon der freundschaftliche Briefwechsel zwischen den beiden Zeugnis ablegt[2].

Bereits der Tod Johann Philipps lockerte Leibniz's Beziehungen zum Mainzer Hof. Der neue Regent, Karl Heinrich von Metternich, war mit der Familie von Schönborn verschwägert, und Leibniz war ihm nicht unbekannt. Dieser hatte ihn ja bei seiner Wahl zum Koadjutor mit einem schwungvollen Festgedicht begrüsst. Aber sein Regierungsantritt liess doch vermuten, dass ein neuer Geist in die Martinsburg zu Mainz einzog. Sein Kanzler Merz riss alle Geschäfte an sich; die alten Diener wurden bei Seite gesetzt, und es dauerte einige Zeit, ehe der Oberhofmarschall in seiner Stellung bestätigt wurde[3]. Selbst noch nicht in gefestigtem Ansehen, konnte dieser dem wiederholten Ansuchen Leibniz's, sich für ihn beim neuen Kurfürsten zu verwenden, nur wenig entsprechen. Er versäumte zwar nicht, Leibniz in empfehlende Erinnerung zu bringen, worauf diesem erlaubt wurde, noch länger in Paris zu verweilen; aber damit war für Leibniz wenig gewonnen; denn er sah sich mit seinem Unterhalt auf geringe Mittel angewiesen, und die mainzische Besoldung ging sehr unregelmässig ein. Um die Auszahlung einer längst fälligen Summe zu stande zu bringen, musste er dem Kanzler Merz einen Abzug versprechen[4]. Für die Zukunft verlangte Leibniz ein neues An-

---

1) Vgl. O. Klopp, Werke Leibniz's III, 32.

2) Vgl. Bodemann, der Briefwechsel Leibniz's, Hannover 1889. Artikel Boineburg, S. 20.

3) Vgl. das Briefkonzept Melchior Fr.'s von Schönborn an Leibniz s. d. Arch. z. Wies.

4) Brief Leibniz's an Melchior Fr. von Schönborn s. d. März 1673. Arch. z. Wies.

stellungspatent; denn er wünschte seinen Posten als mainzischer Revisionsrat beizubehalten. Er war nicht verpflichtet, von jedem einzelnen Aktenstück einen Auszug zu liefern; daher konnte er eine Relation des eingelaufenen Materials verfertigen, wenn er jährlich einmal zu diesem Zwecke nach Mainz kam. Als Gehalt beanspruchte er mindestens 2—300 Thaler; denn Revisionsrat sollte ja nur der Titel für das sein, womit er dem Kurfürsten zu dienen beabsichtigte. Wie Leibniz schon früher durch Boineburg von Mainz und Braunschweig litterarische Aufträge gegen ein geringes Entgelt zu erhalten wünschte, so machte er jetzt durch Schönborn dem neuen Kurfürsten das Anerbieten, eine reichhaltige und interessante Korrespondenz aus Paris zu senden. Bei dieser Gelegenheit kommt er auch wie bei seinen übrigen Empfehlungsschreiben auf seine Erfindungen zu sprechen, unter denen er besonders sein „instrumentum arithmeticum" hervorhebt, das von allen Gelehrten für etwas ganz Besonderes gehalten werde.

Leibniz's Anerbieten schloss aber diesmal noch mehr ein: er getraute sich auch, politische Aufträge zu übernehmen. Da der mainzische Resident Du Fresne schwer erkrankt war und sein Abgang befürchtet werden musste, so schien es zweckmässig, einem mit den mainzischen Verhältnissen Bekannten schon jetzt gewisse Geschäfte zu übertragen, um nicht später gezwungen zu werden, einem Neuling wichtige Verrichtungen anzuvertrauen. Als dann wirklich der Tod Du Fresne's eintrat, bestrebte sich Leibniz, seinen Eifer zu zeigen, indem er wiederholt die Auslieferung der mainzischen Papiere verlangte[1]). Allein der Erbe Mr. de Mousseaux wollte sich dem König gefällig erzeigen, übergab den grössten Teil des Nachlasses königlichen Beamten und suchte sich mit dem zurückbehaltenen Rest bei Kurmainz den Lohn zu verdienen, wohin er, auf einen Gesandtschaftsposten in der Schweiz berufen, seine Reise lenkte.

Als Kandidat für die Stelle Du Fresne's trat neben Leibniz der Trierer Resident Heiss auf. Ob dieser eine geeignete Person war, musste bezweifelt werden; denn er verriet durch seine Naturalisation, dass ihm vor allem daran lag, in französische Dienste zu gelangen. Es war zu vermuten, dass er mehr für die französischen als mainzischen Interessen wirken werde. Zu seinen eigenen Gunsten konnte Leibniz Verschiedenes anführen. Er hatte freien Zutritt bei Pomponne und Colbert, so oft er wünschte; er war in die Mainzer Politik eingeweiht und infolge seiner

1) Vgl. die Briefe Leibniz's an den Oberhofmarschall vom 10. und 17. März 1673. Arch. z. Wies.

weitverzweigten Bekanntschaft fiel es ihm leicht, eine Korrespondenz in allen Ländern anzuknüpfen oder aufrecht zu erhalten. Aber er wünschte nicht, als offizieller Vertreter zu gelten, er wollte lieber unter der Hand ein oder das andere Geschäft besorgen. Der Ausbruch des Reichskriegs verhinderte die Anstellung eines neuen Residenten. Der Kurfürst blieb Leibniz gewogen, aber der Krieg brachte bald das Erzstift an den Rand des Verderbens, so dass der Oberhofmarschall Leibniz mitteilen musste, der Kurfürst könnte bei allem Wohlwollen ihm nicht mehr seine Freigiebigkeit zuwenden.

Rasch verbleichte der Glanz von Kurmainz in den folgenden Kriegsjahren. Da konnte keine Freistätte des Geistes entstehen, von der Boineburg und Leibniz träumten. Mit dem Kurfürsten Johann Philipp schliesst die denkwürdige Epoche, in der sich so viele bedeutende Geister am Mainzer Hof versammelt hatten. Dem Kurfürsten war die hervorragende Begabung Leibniz's nicht entgangen. Gerne unterredete er sich mit ihm, vornehmlich waren es religiöse Gespräche, die er mit ihm anknüpfte. Vielleicht dass auch er wie Boineburg erwartete, Leibniz werde noch für die römische Kirche gewonnen werden, aber jede plumpe Zumutung lag ihm ferne. Leibniz berichtet uns von einem Gespräch [1]), das er mit dem Kurfürsten über den Jesuiten Spee führte, den Johann Philipp noch persönlich kannte und über den er viel Rühmliches zu erzählen wusste. Im Laufe des Gesprächs übergab der Kurfürst Leibniz einen Traktat Spee's, das „güldene Tugendbuch“ und teilte ihm auch mit, dass Spee der Verfasser des bekannten Buchs: Cautio criminalis circa processus contra sagas sei, worin das Verwerfliche der Hexenprozesse nachgewiesen wurde. Spee war als Beichtvater der Begleiter von 50 Hexen auf ihrem Gang zum Scheiterhaufen, konnte aber von keiner die Überzeugung gewinnen, dass sie schuldig war.

Aus diesem Berichte Leibniz's ist wohl die Überlieferung entstanden, dass der Kurfürst sich mit ihm über die Abschaffung der Hexenprozesse beraten habe. In dem schönbornischen Schlosse zu Pommersfelden bei Bamberg befindet sich ein Prachtgemälde, das den Kurfürsten in Unterredung mit Leibniz darstellt. Die dritte Person auf dem Bilde ist der bekannte Bartholomäus Holzhauser [2]); er hält die deutsche Bibelüber-

1) Dutens, Opera Leibnitii IV, 3, 284.

2) Vgl. Mentz, Johann Philipp von Schönborn II, 220. Holzhauser war nicht gleichzeitig mit Leibniz am Mainzer Hofe. Seine Stelle würde besser der Weihbischof Peter von Walenburch einnehmen.

setzung[1]) in der Hand, die Johann Philipp zum Zweck einer Union unter den christlichen Kirchen herstellen liess. Das Bild soll wohl einen Disput darstellen, der zwischen dem jugendlichen Leibniz auf der einen und dem hageren Kleriker auf der anderen Seite geführt wird. Der Kurfürst, in dessen Auge sich Ernst und Wohlwollen spiegelt, sitzt als Schiedsrichter in der Mitte. Leibniz ist in den Vordergrund gerückt und wird redend eingeführt. Obwohl das neumodische Gemälde mit seiner idealisierenden Richtung keinen Anspruch auf historische Treue erhebt, so ist es doch ein sinnreiches und charakteristisches Denkmal für die Zeit Johann Philipps, der dem Protestanten Leibniz eine Stelle in seinem obersten Gerichtshof übertrug und ihn zu seinen vertrauten Unterredungen beizog.

Leibniz ging im Frühjahr 1673 mit dem Gedanken um, eine Lebensgeschichte Boineburgs zu schreiben. Er liess dessen Briefe an Lincker, Blume und andere Freunde zusammentragen und stellte an die Frau von Boineburg, deren treffendes Urteil in Staatssachen bekannt war, das Ansuchen, die denkwürdigen Begebenheiten aus dem Leben ihres Mannes aufzuzeichnen. Bei der Ordnung des Nachlasses wurde sie von dem Sekretär Münch unterstützt. Leibniz steckte sich ein hohes Ziel. Die Arbeit über Boineburg sollte ihm ein Vorstudium für die Darstellung der Geschichte Johann Philipps von Schönborn sein, mit dessen Person sich die wichtigsten Vorgänge seiner Zeit verknüpften[2]). Durch die Entfremdung Leibniz's von Kurmainz gelangte sein Vorhaben nicht zur Ausführung. Hätten wir eine Darstellung von seiner berufenen Feder, so wäre die Politik der mainzischen Staatsmänner nicht lange Zeit hindurch einer schwankenden, oft ungerechten Beurteilung ausgesetzt gewesen. Jetzt beginnt man zu erkennen, dass jene Patrioten notgedrungen, um Scylla und Charybdis zu vermeiden, an dem Grundsatz der Neutralität gegen Habsburg und Bourbon festhalten mussten.

1) Vgl. Panzer, Geschichte d. kath. Bibelübersetzung, 167. In der Bibliothek zu Pommersfelden befindet sich ein Exemplar vom Jahr 1662 mit kostbarem, metallenem Einband.

2) Vgl. Brief Leibniz's an Melchior Friedrich von Schönborn vom 31. März 1673. Arch. z. Wies.

Carl Friedrich Gauss.

(Vortrag gehalten am 14. November 1899 in der Aula in Heidelberg.)

Von

Moritz Cantor.

Es war am Abend des Freitag 16. Juni 1899. Zahlreiche Männer, den Kopf mehr oder weniger enthaart, und die noch über einen Haarwuchs verfügen konnten, der Mehrzahl nach in grau bis weisser Einfarbigkeit die ehemalige Haarfarbe verheimlichend, hatten sich zum Stelldichein im Saale der Union in Göttingen eingefunden. Auch Ihr Vortragender des heutigen Abends war darunter und kann Ihnen daher aus unvergesslich gewordener Erinnerung von dem schönen Feste und von dessen Veranlassung erzählen. Das für Carl Friedrich Gauss und für Wilhelm Weber gemeinsam errichtete Denkmal sollte am folgenden Morgen enthüllt werden, und als Gäste waren dazu ehemalige Schüler Weber's von nah und fern herbeigeeilt, sowie Einer, der sich freilich als einziger rühmen durfte, auch in Gauss seinen Lehrer zu verehren. Wie freudig funkelten die Augen, wenn man in dem Gewühle solche Gesichter erkannte, die man Jahrzehnte lang nicht gesehen hatte, wenn ein langentbehrtes Du sich nur schüchtern aus den Lippen hervorwagte, um in jubelndem Gegengrusse von dem Anderen aufgenommen zu werden. Weisst Du noch, wie wir in Göttingen ankamen? Erinnerst Du Dich an dieses, an jenes Ereignis einer jugendtollen Zeit? Gedenkst Du der Zeit- und Studiengenossen, der Männer, zu deren Füssen wir sassen, der Jünglinge, die neben uns auf den Bänken ihren Platz hatten und die verpönten Zirkel in die Tische einschnitten, in dieser Beziehung lauter Archimedese mit dem warnenden Rufe: „Stört mir meine Zirkel nicht!“ Solche Reden gingen hin und her den Schrein öffnend, in welchen die Vergangenheit ihre Geheimnisse versenkt hatte, und geistig

um Jahrzehnte verjüngt erwartete man den Sonnabend Morgen. Um 10 Uhr waren die Plätze um das dicht verhüllte Denkmal besetzt, in atemloser Stille lauschte man der glänzenden Festrede des Göttinger Vertreters der mathematischen Physik, Professor Voigt, des durch seine Stellung wie durch seine liebenswürdige Persönlichkeit naturgemässen Vorsitzenden des Denkmalcomités; die Hülle sank, und in schönem Sonnenlichte erglänzte das Denkmal, welches Professor Hartzer in Berlin ausgeführt hatte, zur bleibenden Erinnerung an die beiden in der Gruppe vereinigten Persönlichkeiten wie an seinen eigenen Ruhm. Gauss sitzt in seinem Lehnstuhle. Zu seiner Rechten steht Wilhelm Weber. Von der Hand des Einen zu der des Anderen führt der Draht des elektrischen Telegraphen. Beide erscheinen in lebhaft geführtem Gespräche über die neue, beiden gemeinsame Erfindung.

Ich verlasse die Beschreibung der Einweihungsfeier. Nicht des Festmahls, nicht der dabei gehaltenen mehr als zwanzig Tischreden will ich gedenken, in denen nach der Aufzeichnung eines witzigen Teilnehmers 18 mal die Wortsverbindung „die beiden grossen Geisteshelden“ in Beziehung auf Gauss und Weber gebraucht wurde. Nicht von dem Abendfeste im Rathause der gastlichen Stadt Göttingen will ich reden, nicht von den sogenannten einfachen Frühstücken, zu welchen die Göttinger Professoren jeder seine engeren Fachgenossen oder näheren Bekannte und Freunde auf Sonntag Vormittag eingeladen hatte, und die ein altertümliches, vielleicht dem 16. Jahrhundert angehörendes Rezept gegen den Biss toller Tiere in Wirklichkeit umsetzten: ein Haar von der Katze, die dich gebissen hat. Das Unglaubliche ereignete sich. Wir konnten mit den Mittagszügen Göttingen verlassen, und Sonntag Abend um 10 Uhr war ich wieder in Heidelberg. Über dies alles eile ich hinweg. Sollte doch das aus wenigen Strichen bestehende Stimmungsbild Ihnen nur die Frage nach den wissenschaftlichen Verdiensten von Gauss und Weber nahe legen, mir den Übergang vermitteln zur Beantwortung der einen Hälfte dieser Frage, zur Schilderung dessen, was man Gauss verdankt.

Da ich mich dieser Erörterung zuwende, inhaltlich der Hauptaufgabe meines Vortrags, wenn ich auch beabsichtige die denkbar kürzeste Zeit darauf zu verwenden, überkommt Sie vielleicht ein Gefühl der Bangigkeit, mich ein solches der Reue, dass ich einen Gegenstand wählte, der mich zwingt Einiges zu sagen, was unter keinen Umständen ganz allgemeinverständlich gemacht werden kann. Ich muss es sagen und werde es so kurz als möglich sagen. Mögen schöne Augen sich für

einige Minuten darüber schliessen, ich verspreche Sie bald wieder zu wecken, indem ich nach dem Gemälde des Denkers Gauss das des Menschen Gauss vor Ihnen entrolle.

Carl Friedrich Gauss ist am 30. April 1777 in Braunschweig geboren. Princeps mathematicorum, der Fürst unter den Mathematikern, lautet die Inschrift einer 1856 nicht gar lange nach seinem am 23sten Februar 1855 erfolgten Tode geprägten Denkmünze, und diese Inschrift ist keine Schmeichelei. Keiner der damals lebenden, keiner der jetzt lebenden Mathematiker wusste oder weiss es anders. Gauss hat als unbeschränkter Fürst das weite Gebiet der reinen wie der angewandten Mathematik beherrscht, nur darin von andern Selbstherrschern abweichend, dass er die Gesetze nicht gab, sondern enthüllte, welchen fortan die Mathematiker sich unterordnen mussten. Und auch ein zweiter Unterschied kennzeichnet den Fürsten Gauss. Er gehörte nicht zu denen, welche die Gesetzesfabrikation mit Dampfgeschwindigkeit vollziehen und es kaum erwarten können, bis das als richtig, als nützlich von ihnen Erkannte auch zu allgemeiner Kenntnis gelange. Wohl hat Gauss Vieles selbst veröffentlicht, aber grossartige Entdeckungen lagen auf fliegende Zettel skizziert in seinem Schreibpulte, von welchen die staunende Welt erst erfuhr, wenn Andere die gleichen Entdeckungen gemacht hatten. Jacobi z. B. kehrte, als er seine Reise nach Paris machte, in Göttingen ein, um Gauss persönlich kennen zu lernen. Vertrauensvoll sprach Jacobi dort über seine Entdeckungen auf dem Gebiete der sogenannten elliptischen Funktionen. Gauss hörte ruhig zu ohne sich, wie Jacobi gehofft hatte, zu begeistern und sagte nur schmunzelnd, das Alles und weit mehr liege seit Jahrzehnten in seinen Notizen. Legendre in Paris, dem Jacobi die Unterredung erzählte, sprach entrüstet von Flunkerei. Es sei unmöglich, dass ein Mathematiker im Besitze so bahnbrechender Dinge sei, ohne sie bekannt zu machen. Legendre hatte ja im allgemeinen recht. Kein gewöhnlicher Mathematiker, und wäre er der besten Einer, würde geschwiegen haben. Der Fürst der Mathematiker that es, und sein Nachlass lieferte den Beweis, dass Gauss thatsächlich über Jacobi hinausgekommen war, indem er die Bahnen einschlug, welche nachmals ein anderer junger Mathematiker von wunderbarer Begabung, welche Abel einschlug. Seit etwa einem halben Jahre weiss man noch genauer über die Entstehungszeit dieser und anderer Arbeiten von Gauss Bescheid. Notizbücher haben sich auf einen Enkel vererbt, in welche so zu sagen Tag für Tag unter Datumsangabe in kurzen, nur dem Wissenden verständlichen Sätzen in lateinischer Sprache eingetragen ist:

heute habe ich den und den Lehrsatz bewiesen oder die und die Aufgabe gelöst. Die Gegenstände seines Denkens wechseln fortwährend, und Gauss selbst hat die Art seines Schaffens einmal mit den Worten gekennzeichnet: „Es ist nicht das Wissen, sondern das Lernen, nicht das Besitzen, sondern das Erwerben, nicht das Da-Sein, sondern das Hinkommen, was den grössten Genuss gewährt. Wenn ich eine Sache ganz ins Klare gebracht und erschöpft habe, so wende ich mich davon weg, um wieder ins Dunkle zu gehen; so sonderbar ist der nimmersatte Mensch, hat er ein Gebäude vollendet, so ist es nicht um nun ruhig darin zu wohnen, sondern um ein anderes anzufangen. So, stelle ich mir vor, muss dem Welteroberer zu Muthe sein, der, nachdem ein Königreich kaum bezwungen ist, schon wieder nach anderen seine Arme ausstreckt."

Gauss begann als Zahlentheoretiker. Schon als Gymnasiast in Braunschweig hat er auf diesem Gebiete sich versucht und kaum zur Universität entlassen fand er im März 1795 den Satz, dass -1 quadratischer Rest der Primzahlen von der Form $4n + 1$, quadratischer Nichtrest der Primzahlen von der Form $4n - 1$ sei. Ein Jahr später, am 30. März 1796, gelang ihm die Zeichnung des regelmässigen Siebzehnecks mittels eines Zirkels und eines Lineals. Das war eine geometrische Anwendung der Zahlentheorie, bildete zugleich eine ungeahnte Erweiterung eines Kapitels, das seit mehr als 2000 Jahren für abgeschlossen galt. Für Gauss selbst bildete die Entdeckung den Abschluss eines Seelenkampfes. Als er die Universität bezog, schwankten seine Neigungen zwischen Mathematik und Philologie. In letzterem Fache fand er in Heyne einen geistvollen und anregenden Lehrer, der ihn fesselte und förderte. Ganz anders war es in der Mathematik bestellt. Wohl lehrte damals in Göttingen Kaestner, der von zahllosen Schülern gepriesene. Kaestner der einzige seiner Art heisst es in der Inschrift einer 1801 unmittelbar nach seinem Tode hergestellten Porträtbüste, jedoch für Gauss war das kein Lehrer. Wir kochen breite Bettelsuppen, sagen die Meerkatzen in der Hexenküche, und ihnen wird zur Antwort gegeben: Da habt Ihr ein grosses Publikum. Aber Faust bedarf eines anderen Trankes. Kaum hatte Gauss in dem Genuss, den ihm die Siebzehneckkonstruktion bereitete, sich berauscht, so war seine Wahl entschieden. Die Mathematik, so äusserte er sich einmal, ist die Königin der Wissenschaften, und die Zahlenlehre die Königin der Mathematik. Dieser Ausspruch blieb der Wahlspruch seines Lebens. Die „Disquisitiones arithmeticae" von 1801, ein Lehrbuch der Zahlentheorie voll der

wunderbarsten Entdeckungen, die je in einem Lehrbuche veröffentlicht wurden, eröffnete den Reigen, und bis in sein Alter blieb Gauss der Jugendliebe getreu. Druckschriften aus den Jahren 1817 und 1831 wie sein Nachlass liefern den Beweis dafür.

Noch vor den Disquisitiones von 1801 gab Gauss 1799 seine Doktordissertation heraus, die einem algebraischen Gegenstande gewidmet war. Seit dem 16. Jahrhunderte spukte in den Geistern die Vermutung, eine sogenannte Gleichung n. Grades werde durch n Wurzelwerte erfüllt. D'Alembert hielt 1746 die Vermutung eines Beweises für würdig und fähig, und deshalb heisst der Satz insbesondere bei Franzosen das D'Alembert'sche Theorem. Aber Gauss zeigte in jener Doktordissertation in einer meisterhaften historisch-kritischen Einleitung, dass D'Alembert's Beweis der Anfechtung unterworfen sei. Auch in späteren Beweisversuchen Euler's zeigte er vorhandene Mängel, und daran anschliessend lieferte er den ersten einwandfreien Beweis, mit Rücksicht auf welchen man auch die nicht tadeln kann, welche den mehrgenannten Satz als das Gauss'sche Fundamentaltheorem der Algebra bezeichnen. In den Jahren 1815, 1816, 1849 hat Gauss sein Anrecht auf diese Bezeichnung durch drei weitere von einander verschiedene Beweise bestätigt.

Die der Zeit nach dritte Leistung von Gauss machte ihn mit einem Schlage zum berühmten Manne. Giuseppe Piazzi, ein sizilianischer Astronom, hatte am 1. Januar 1801 und an verschiedenen Tagen des gleichen Monats einen Stern beobachtet, den er zuerst für einen Kometen hielt, dann als Planeten erkannte. Es war Ceres, der erste der bekannten Asteroiden, deren Anzahl im Laufe des Jahrhunderts, insbesondere seit die Photographie zu ihrer Entdeckung dienstbar gemacht wurde, auf mehrere Hunderte angewachsen ist. Zur Wiederauffindung des neuerdings unsichtbar gewordenen kleinen Himmelskörpers musste aus den immerhin wenig zahlreichen Beobachtungen Piazzi's eine mutmassliche Planetenbahn berechnet werden, welche die Himmelsgegend, innerhalb deren man den Flüchtling bei dem nächsten Wiedererscheinen aufzusuchen haben würde, annäherungsweise zum voraus bestimmte. Die damalige theoretische Astronomie war nur unter Voraussetzung einer kreisförmigen oder einer sich sehr wenig von der Kreisform entfernenden elliptischen Bahn im Stande der Aufgabe zu genügen. Man wandte diese Methoden an, aber sie versagten, d. h. schon die etwas späteren Beobachtungen Piazzi's waren mit der berechneten Bahn nicht in Einklang zu bringen. Statt nun den Fehler in den berechneten Bahnelementen zu suchen, beschuldigte man lieber Piazzi, schlecht beobachtet

zu haben. Gauss allein verfuhr anders. Im Spätsommer 1801 erst gelangte er in Besitz der Piazzi'schen Beobachtungen. Sofort machte er sich an die Arbeit, und es gelang ihm, die Elemente einer elliptischen Bahn zu berechnen und im Dezember 1801 durch den Druck zu veröffentlichen, welche sämtlichen Beobachtungen Piazzi's in gleicher Weise gerecht wurden. Die Probe auf das Rechenbeispiel konnte leicht gemacht werden. Wenn die Gauss'schen Zahlen richtig waren, so musste der neue Planet auch weiter in der gleichen Bahn sich bewegen, man musste ihn wiederfinden, wenn man dort suchte, wo der Planet zu einer voraus zu bestimmenden Zeit eintreffen sollte. Die Probe wurde gemacht. Olbers in Bremen fand am 1. Januar 1802 den Planeten genau an der Himmelsstelle, wo Gauss es vorausgesagt hatte, dass er sein werde, und Olbers erklärte bei der Veröffentlichung dieser Thatsache, das Verdienst sei ausschliesslich das von Gauss, denn unter Benutzung der von Anderen berechneten Bahnen wäre die Wiederauffindung unmöglich gewesen. Was war nun eigentlich das Verdienst von Gauss? War er etwa der gewandtere Rechner? Unzweifelhaft wusste er Rechenvorteile zu ersinnen und anzuwenden, an die niemand vor ihm gedacht hat; aber dadurch war höchstens das gleiche Ergebnis in wesentlich kürzerer Zeit zu erhalten, zu welchem Andere mit grösserem Aufwand von Zeit und Mühe gelangten, kein anderes Ergebnis. Dazu bedurfte es vielmehr zweierlei, und der erzielte Erfolg ebenso wie spätere Äusserungen von Gauss beweisen, dass beides damals in seinem Besitze war: neue Methoden zur Bestimmung einer elliptischen Bahn aus einer gewissen kleinen Anzahl von Beobachtungen sowie auch die Fähigkeit, überzählige Beobachtungen in gleichem Masse wie die zur Berechnung notwendigen zu berücksichtigen. Gauss erfand zu diesem Zwecke seine sogenannte Methode der kleinsten Quadrate. Er hat sie schon 1795 vor seinem Abgang zur Universität erfunden, er hat sie 1801 benutzt, wie wir sehen; aber er hat sie erst 1809 veröffentlicht und Legendre dadurch den Vorrang gelassen, welcher selbständig auf die gleiche Methode verfallen war und dieselbe schon 1805 im Drucke herausgab.

Von vielen anderen Arbeiten darf ich nur in ungenügendster Weise reden, von den Untersuchungen über Reihenkonvergenz, über Auswertung bestimmter Integrale, über lemniscatische Integrale, über das arithmetisch-geometrische Mittel. Ich darf nur andeuten, dass der sogenannte Cauchy'sche Integralsatz brieflich durch Gauss an Bessel gelangte, lange bevor Cauchy ihn aussprach. Ich darf die Arbeiten über die Flächentheorie flüchtig erwähnen, die Anwendung von Flächen-

koordinaten, die Aufstellung eines Krümmungsmasses, Versuche über nichteuklidische Geometrie. Für zwei Gruppen von Arbeiten erbitte ich mir die Aufmerksamkeit weniger Minuten.

In den Jahren 1821 bis 1825 fand die Hannöverische Landesvermessung statt. Die Vorarbeiten dazu begannen 1818, die rechnende Benutzung der Beobachtungen wurde erst 1848 abgeschlossen. Volle 30 Jahre war also Gauss in dieser Richtung thätig, und die Frucht seiner Wirksamkeit sollte ein grosses zusammenhängendes geodätisches Werk werden. Es ist leider ungeschrieben geblieben. Nur einzelne Bruchstücke, scheinbar ohne inneren Zusammenhang, sind im Druck erschienen, so in den Göttinger Gelehrten Anzeigen von 1821 der Aufsatz über den Heliotropen. Bei Landesvermessungen kommt es darauf an, Winkel eines so gross als möglich zu wählenden Grunddreiecks so genau als möglich zu messen, und dazu ist wieder notwendig, dass die Ecken jenes Dreiecks Punkte seien und doch auf die Entfernung von vielen Meilen gesehen werden können. Konnte das Sonnenbild auf einem kleinen drehbaren Spiegel aufgefangen nicht einen solchen Punkt darstellen, als Nachahmung des Kinderspieles ein Stückchen Spiegelglas zu benutzen, um andere aus sicherer Ferne und ohne bemerkt zu werden zu blenden? Auf wie grosse Entfernung man wohl einen solchen Lichtblitz deutlich wahrnehmen könne? Diese Frage in seinem Geiste erwägend erstieg Gauss den Michaelisthurm in Lüneburg und sah von ihm aus das Glitzern der Fensterscheiben eines Thurmes in Hamburg. Sein Gedanke war also ausführbar, und nun machte sich Gauss an die Ausführung und erfand den Heliotropen als ein seit jener Zeit unentbehrliches Hilfsmittel der Geodäsie.

Die zweite Gruppe von Arbeiten, die ich noch erwähnen muss, gehört dem Anfang der dreissiger Jahre des Jahrhunderts an. Es sind die von Gauss und Wilhelm Weber gemeinsam angestellten theoretische und experimentelle Untersuchungen über den Magnetismus. Eine theoretisch nicht gerade übermässig wertvolle Frucht dieses Zusammenwirkens war diejenige Erfindung, welche als der folgewichtigsten eine unseres Jahrhunderts sich erwiesen hat. Im Winter 1833 auf 1834 legten Gauss und Weber den ersten elektromagnetischen Telegraphen zwischen der Sternwarte und dem physikalischen Laboratorium in Göttingen an. Sie erinnern sich, dass die Denkmalgruppe uns gerade diese Erfindung vor Augen führt.

Wer als Mathematiker oder als Physiker hier gegenwärtig ist, wird in dem Bilde, welches ich von dem Gelehrten Gauss zu entwerfen hatte,

noch manchen Pinselstrich vermissen, aber eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Bilde, das jeder Leser der Gauss'schen Werke sich unbewusst selbst schafft, wird er doch wohl erkennen, und Sie andere, denen manche von mir ausgesprochene Kunstausdrücke barbarisch klangen, werden vielleicht doch dem Gefühle sich nicht haben entziehen können, der Fürst unter den Mathematikern sei ein Erkorener des Willens seiner Unterthanen gewesen, zu welchen nicht zu gehören Sie eine stille Freude empfinden.

Das Leben eines Gelehrten, so hat man oft gesagt, liegt in seinen Werken enthalten, und ich bin der Letzte, das zu leugnen. Aber man kann auch sagen, die Werke eines Gelehrten geben den alltäglichen Ereignissen seiner geistigen und körperlichen Entwicklung, seines Wirkens, seines Lehrens eine ganz besondere Beleuchtung, in welcher sie einer näheren Betrachtung sich empfehlen.

Carl Friedrich Gauss ist, wie Sie sich vielleicht erinnern, am 30. April 1777 in Braunschweig geboren. Sein Vater Gerhard Dietrich Gauss war Lehmarbeiter, dann Schlächter, später Aufseher der städtischen Brunnenleitung; noch später baute er Gartenfrüchte für den Markt, war aber auch in der Handhabung der Zahlen erfahren genug, um das Rechnungswesen einer grösseren Sterbekasse zu führen. Er war zweimal verheiratet. Aus der ersten Ehe stammte ein Sohn Georg, ein Alltagsmensch, vielleicht sogar als etwas beschränkt zu bezeichnen. Die zweite Frau, Dorothea Bentze, offenbar aus feinerem Holze als ihr Eheherr geschnitzt, wurde die Mutter von Carl Friedrich, dessen an das Fabelhafte grenzende Frühreife ich an wenigen Beispielen zu zeigen habe. Das Kind war drei Jahre alt und in der Stube zugegen, als der Vater Taglöhner für stundenweise geleistete Arbeit ablohnte. Da unterbrach es die Auszahlung mit dem Zurufe, die Summe sei nicht richtig, sie betrage so viel, und bei wiederholt angestellter Rechnung zeigte sich die Bemerkung des Kindes als zutreffend. Das Lesen hat der Kleine von selbst erlernt, indem er die Bedeutung der einzelnen Buchstaben bald diesen, bald jenen Hausgenossen abfragte. Dass er zum ersten Rechnen keines Unterrichtes bedurfte, geht aus der vorerzählten wohlverbürgten Geschichte hervor. Im Jahre 1784 kam Carl Friedrich Gauss, sieben Jahre alt, in die Rechenschule bei St. Katharina, deren wegen seiner unerbittlichen Strenge gefürchteter Vorsteher Büttner hiess. Als Hilfslehrer war der damals 17jährige Bartels thätig, der nachmals Professor der Mathematik in Kasan wurde und 1836 bei seinem Tode einen in der Wissenschaft geachteten Namen hinterliess. Zwei Jahre gehörte der Knabe bereits dieser Schule an, als Büttner 1786 den Schülern die

Aufgabe stellte, eine ziemliche Menge von Zahlen, welche um gleiche Unterschiede zunahmen, also eine sogenannte arithmetische Reihe bildeten, zu addieren. Kaum hatte der Knabe den Wortlaut der Aufgabe gehört, als er ohne jede Zwischenrechnung die Endsumme auf seine Tafel schrieb und diese, wie es eingeführt war, mit den Worten „Dar licht se" umgedreht auf den Schultisch in der Mitte des Zimmers brachte. Alle Mitschüler, noch lange mit ihrer Rechnung beschäftigt, schauten verwundert auf den vorwitzigen Burschen, Büttner griff bereits in sehr verdächtiger Weise zur Reitpeitsche, um dem Kleinsten unter den Schülern die Leichtfertigkeit gründlich auszutreiben, aber das Ergebnis war richtig. Gauss hatte aus sich selbst die Summierung der arithmetischen Reihe in einfacher Weise gefunden. Der Bekanntschaft mit dem bewährten Erziehungsmittel entging Gauss nicht nur für dieses Mal, Büttner liess sogar aus Hamburg ein besseres Rechenbuch kommen, um es dem Knaben zu geben, und Büttner oder Bartels bestellten den Vater zu sich, ihm die sorgsamste Erziehung des jungen Genius an das Herz zu legen. Sie stiessen auf Widerstand, denn woher sollten die Mittel zum Studium genommen werden? Erst das Versprechen, die Unterstützung hochgestellter Gönner werde zu erwerben sein, bestimmte den Vater zur Nachgiebigkeit, bestimmte ihn zugleich zu der Zusage, dass der Knabe künftig nicht mehr wie sonst allabendlich eine bestimmte Menge Flachs werde spinnen müssen. Von der Unterredung nach Hause zurückkehrend, liess Vater Gauss sogleich das kleine Spinnrad in den Hof tragen und zu Küchenholz zerspalten.

Carl Friedrich Gauss sollte also studieren. Mathematische Bücher schenkte ihm Bartels, und 1788 kam er in das Gymnasium. Auch die Gönner hatten sich gefunden: der Geheime Etatsrat Eberhard August Wilhelm Zimmermann, Professor der Mathematik am Carolinum, und durch dessen Vermittelung Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Ein in einem feuerfesten Gewölbe eingeschlossenes Feuer nannte dessen Erzieher, Abt Jerusalem, diesen leidenschafterfüllten aber stets mit vollkommener Gewalt über sich selbst begabten Fürsten. Geliebt von seinen Unterthanen, zurückersehnt als er der westfälischen Herrschaft weichen musste, in weiser, wenn auch mitunter drückender Sparsamkeit die zerrütteten Finanzen seines Landes herstellend, ein Schutzherr dem Volksunterrichte, welchen er gänzlich dem kirchlichen Einflusse zu entziehen suchte, der Held der Schlacht bei Hastenbeck im siebenjährigen Kriege, aber 1792 der unglückliche Befehlshaber eines in seiner Anlage verfehlten Feldzuges gegen das republikanische Frankreich, der

Geschlagene von Jena mit durch eine Kugel vernichtetem Augenlichte von Ort zu Ort fliehend, bis er am 10. November 1806 in Ottensen verschied, so zeigt uns die Geschichte den Gönner unseres Gauss. Im Jahre 1780 war er zur Regierung gelangt; im Jahre 1791 wurde Gauss, damals 14jähriger Gymnasialprimaner, bei Hofe vorgestellt, und mit dieser Vorstellung beginnt eine bleibende Fürsorge des Fürsten für das aufkeimende, sich immer deutlicher entwickelnde Talent. Auf Kosten des Herzogs durfte Gauss 1792 in das Collegium Carolinum in Braunschweig eintreten, wo er Bartels, den Lehrer seiner Kindheit, wiederfand. Dann durfte er wieder auf herzogliche Kosten seit 1795 in Göttingen weiter studieren, 1799 in Helmstädt doktorieren, durfte sich nach beendetem Studium, ohne einen eigentlichen Beruf zu wählen, in seiner Vaterstadt der Wissenschaft als solcher hingeben. Zum Vergleiche mit heutigen Verhältnissen diene, dass, wie aus einem Briefe hervorgeht, den Gauss am 9. Januar 1799 an seinen Studienfreund Wolfgang Bolyai richtete, die jährliche Unterstützung 158 Thaler betrug. Von Braunschweig aus erschienen 1801 die Disquisitiones arithmeticae mit einer Widmung an den Herzog, für welche dieser durch den in damaliger Zeit gut ausreichenden Jahresgehalt von 400 Thalern sich erkenntlich erwies. „Aber ich habe es ja nicht verdient, ich habe noch Nichts für das Land gethan“ sind die bescheidenen Dankworte des Beschenkten. Die Berechnung der Cereselemente führte 1803 eine Erhöhung des Jahresgehaltes auf 600 Thaler nebst freier Wohnung in Braunschweig herbei. Sie sollte Gauss für die Ablehnung einer Berufung nach Petersburg als Direktor der dortigen Sternwarte mit freier Wohnung und 2400 Rubel Jahresgehalt einigermassen entschädigen. Unterhandlungen mit Göttingen, wo die Erbauung einer neuen Sternwarte ins Auge gefasst war, dauerten inzwischen fort, und auch in Braunschweig selbst dachte man an die Errichtung einer Sternwarte mit Gauss an der Spitze. Anerkannt und umworben fasste er nun bald den Mut zu einer Werbung. Wir stehen an einem Entscheidungspunkte seines Lebens.

Dorothea Gauss geborene Bentze war, sagte ich, aus feinerem Holze als ihr Mann geschnitzt. Sie war nach dem Ausspruche des Sohnes selbst „eine sehr gute wackere Frau“, während er von dem Vater berichtet: er sei „in mancher Rücksicht achtungswert und wirklich geachtet, aber in seinem Hause sehr herrisch, rauh und unfein gewesen“. Auch Leute, welche die alte Frau, denn eine Dame ist sie nie geworden, nachmals auf der Göttinger Sternwarte, wo sie 1839 fast 96 Jahre alt sanft entschlummerte, kennen gelernt haben, wussten ihre Klugheit, ihren

heiteren Humor zu rühmen. Geistig also ist, was ich von ihr sagte, berechtigt. Dem Stande nach war sie dagegen nicht höher als ihr Mann, sie war vor ihrer Verheiratung sieben Jahre lang Magd im Hause eines Weissgerbers Ritter. Sie muss sich dort die Zufriedenheit ihrer Herrschaft erworben haben, denn ein Georg Carl Ritter ist als Zeuge der Verehlichung eingeschrieben, und wieder ein Georg Carl Ritter, nach aller Wahrscheinlichkeit derselbe, den ich eben nannte, als Carl Friedrichs Taufpate. Der Knabe ist dann im Ritter'schen Hause viel aus- und eingegangen und wurde regelmässig zur Weihnachtsbescheerung herangezogen. Als aus dem Knaben ein Mann wurde, hörte der Verkehr im Ritter'schen Hause keineswegs auf. Dort herrschte eine heitere, anspruchslose Geselligkeit, die in den Kreisen wohlhabender Handwerker in Braunschweig mit einer gewissen Geistesbildung verbunden zu sein pflegte und dadurch für den fortwährend angestrengt Arbeitenden eine wahre Erholung bildete. Ein anderer Weissgerbermeister Christian Osthoff besass eine Tochter Johanna, die ebenfalls zu dem Ritter'schen Kreise gehörend, im Jahre 1803 dort mit Gauss bekannt wurde. Ein Jahr lang begegneten sich die jungen Leute oft und öfter. Am 12. Juli 1804 fasste er den Mut, um Johanna anzuhalten, und der Brief, durch welchen er es that, ist vorhanden.

„Nehmen Sie es gut auf, sehr theure Freundin, dass ich über die wichtige Angelegenheit schriftlich mein Herz vor Ihnen ausschütte, über welche es mündlich zu thun ich bisher keine schickliche Gelegenheit gefunden habe. Lassen Sie es mich endlich einmal Ihnen aus der Fülle meines Herzens sagen, dass ich ein Herz für Ihre stillen Engelstugenden, ein Auge für die edlen Züge habe, die Ihr Angesicht zu einem treuen Spiegel dieser Tugenden machen. Sie, gute bescheidene Seele, sind so fern von aller Eitelkeit, dass Sie Ihren eigenen Wert selbst nicht ganz kennen; Sie wissen es selbst nicht, wie reich und gütig Sie der Himmel ausgestattet hat. Aber mein Herz kennt Ihren Werth — ach! mehr als mit meiner Ruhe bestehen kann. Längst gehört es Ihnen. Werden Sie es nicht zurückstossen? Können Sie mir das Ihrige geben? Können Sie, Theure, die dargebotene Hand annehmen, gern annehmen? An der Antwort auf diese Frage hängt mein Glück. Ich kann Ihnen zwar jetzt nicht Reichthum, nicht Glanz anbieten. Doch Ihnen, Gute — ich kann mich in Ihrer schönen Seele nicht geirrt haben — sind ja Reichthum und Glanz eben so gleichgültig wie mir. Aber ich habe mehr als ich für mich allein brauche, genug, um zweien genügsamen Menschen ein sorgenfreies, anständiges Leben zu bereiten, meiner Aussichten in die

Zukunft gar nicht einmal zu gedenken. Das Beste, was ich Ihnen anbieten kann, ist ein treues Herz voll der innigsten Liebe für Sie."

In ähnlichem Tone geht der Brief weiter und schliesst mit den Worten: „Von ganzem Herzen der Ihrige C. F. Gauss". Johanna teilte schon lange die Gefühle, welche ihr hier entgegengebracht waren, und dennoch zögerte sie, ihr Jawort zu geben. Zweifel ergriff sie, ob sie dem geistig so hochstehenden, täglich berühmter werdenden Manne werde genügen können, ob er niemals die Verbindung mit ihr bereuen werde, von dem der in Braunschweig nicht minder als anderswo thätige Stadtklatsch behauptete, es liege nur an ihm, eines der reichsten und höchstgestellten Mädchen der Stadt, das ihm gewogen sei, heimzuführen. Auch Gauss selbst kamen Zweifel anderer Art. Die politischen Verhältnisse hatten sich ebenso wie seine Aussichten in einer Weise geändert — ich komme sogleich darauf zurück — dass es ein Wagnis erschien, jetzt ein geliebtes Wesen an seine ungewisse Zukunft zu fesseln. Erst nach viermonatlichem heimlichen Ringen mit sich selbst kam eine mündliche Besprechung der beiden jungen Leute zu stande. Sie verlobten sich am 22. November 1804, und abermals dauerte es fast ein Jahr, bis am 9. Oktober 1805 die Verehelichung erfolgte. Im Ritter'schen Hause schlug das Paar seine Wohnung auf, dort wurde am 21. August 1806 ein zarter, bildschöner Knabe geboren, der auf den Vornamen des früher erwähnten Astronomen Piazzi als Josef getauft wurde.

Ich habe von dem drohenden Rückschlage in Gauss' äusseren Verhältnissen gesprochen. Im Herbste 1804 verbreitete sich das Gerücht, Napoleon gehe damit um, die südlichen Teile der Hannoverischen Lande samt Göttingen an den Kurfürsten von Hessen zu verkaufen. Wenn das geschah, so rückte die Hoffnung auf eine Berufung nach Göttingen in unabsehbare Ferne hinaus, sofern sie nicht schon erfolgt war, und die Unterhandlungen wollten nicht vom Flecke kommen. Mancherlei mag dabei mitgewirkt haben. Es ist denkbar, dass der Herzog von Braunschweig, welchen die Möglichkeit, den jungen Gelehrten seines Heimatlandes nach Russland zu verlieren, geradezu entrüstet hatte, ein Umstand, der bei Gauss den Ausschlag zur Ablehnung der ebenso ehrenvollen als vorteilhaften Berufung nach Petersburg gab, auch jetzt zu verhindern wünschte, dass Gauss sich entferne, dass er seine Unzufriedenheit mit einer Lösung des bisherigen Verhältnisses kundgab, und dass man in Hannover auf diese fürstliche Unzufriedenheit Rücksicht nahm. Es ist auch möglich, dass das Kuratorium der Göttinger Universität eine Bemerkung übel aufnahm, welche Olbers ganz der Wahrheit ent-

sprechend in einem Empfehlungsbriefe ausgesprochen hatte: Gauss hege eine entschiedene Abneigung gegen eine mathematische Lehrstelle. Auch die Vermutung liegt nahe, man habe jetzt, nachdem eine Wettbewerbung Petersburgs beseitigt war, versucht, Gauss durch Zögern mürbe zu machen und ihn doch noch zur Übernahme von Lehrverpflichtungen zu bestimmen. Klargestellt ist der Verlauf der Unterhandlungen keineswegs, und sicher ist nur, dass zunächst 1805 nicht Gauss, sondern Harding als ausserordentlicher Professor der Astronomie nach Göttingen berufen wurde. Wie war es aber mit der Braunschweiger Stellung unseres Gauss beschaffen?

Sie beruhte ausschliesslich auf dem herzoglichen Jahresgehalt, ohne dass diesem Einkommen eine Verpflichtung zur Seite gestanden hätte, welche gestattet hätte, die Rente als wohlverdiente Entschädigung für regelmässig geleistete Dienste anzusehen. Das wäre mit einem Schlage anders geworden, wenn die Errichtung einer Sternwarte in Braunschweig zur Thatsache geworden wäre, allein diese Hoffnung erwies sich als trügerisch. Herr von Zach, der einflussreiche Herausgeber der Zeitschrift, in welcher Gauss im Dezember 1801 die richtigen Bahnelemente der Ceres veröffentlicht hatte, kam am 26. August 1803 mit Gauss auf dem Brocken zusammen, wo der Plan näher durchgesprochen wurde; er nahm dann Gauss mit nach Gotha, damit dieser auf der Seeberger Sternwarte sich auf das Handwerkmässige der Astronomie einübe. Drei Monate wurden dieser Arbeit gewidmet, dann reisten Beide zu Anfang Dezember nach Braunschweig, wo Zach bei zehntägigem Aufenthalte einen geeigneten Platz für die neue Sternwarte aussuchen half. Alles schien auf dem besten Wege, plötzlich zog Zach sich zurück und wollte nichts mehr mit der Angelegenheit zu thun haben. Der Grund dieser Gesinnungsänderung ist völlig unbekannt, aber von da an war die Erbauung einer Sternwarte in Braunschweig thatsächlich aufgegeben, wiewohl der Herzog zu Anfang des Jahres 1804 bereits einen als vortrefflich gerühmten Spiegel für das neue Institut angekauft und die Instrumente, welche mit demselben in Gebrauch treten sollten, bei bekannten Fabriken derartiger Gegenstände bestellt hatte. Gerade dieser Ankauf schädigte vielleicht das Unternehmen. Die bestellten Herrichtungen wurden erst lange nach der bedungenen Lieferungszeit fertig und kosteten über Vermuten grosse Summen. Der Spiegel hatte sich verzogen, war unbrauchbar geworden und musste einem Mechanikus zur Aufbesserung übergeben werden. Das waren lauter Ereignisse, welche dem Herzoge die Lust verderben konnten, eine Sternwarte zu errichten.

Dazu kam die politische Katastrophe, welche ich schon einmal zu erwähnen Gelegenheit hatte. Im Oktober 1806 wurde die Schlacht bei Jena geschlagen. Am Nachmittage des 25. Oktober verliess langsam in einem zweispännigen Wagen dahinfahrend der auf den Tod verwundete Herzog das Schloss seiner Residenzstadt nach Norden zu, damit er wenigstens nicht in französischer Gefangenschaft sterbe, und Gauss verfolgte von dem Fenster seiner Wohnung aus schwererfüllten Herzens und sorgenvollen Blickes den traurigen Zug. „Nie habe ich (so schildert er in einem Briefe seine Empfindungen) lebendiger gefühlt, wie nichtig alles hienieden ist, dass nur die Aussicht in eine höhere Existenz die grellen Misstöne des Erdenlebens in Harmonie auflösen kann, als in jenen schrecklichen Tagen, wo wir Zeuge von dem unglücklichen Ende eines der edelsten Menschen waren". In der That, sein Wohlthäter auf der Flucht und sterbend, er selbst mit Frau und Kind einer Zukunft entgegenlebend, die er sich kaum auszumalen wagte, das müssen die Gedanken gewesen sein, die auf ihn einstürmten, die seinen Mut gebrochen haben müssten, wenn er nicht das Bewusstsein in sich getragen hätte, ein Gauss brauche um ein Unterkommen nicht verlegen zu sein.

In den ersten Tagen des Jahres 1807 kamen erneuerte Anträge aus Petersburg, kamen annehmbare Bedingungen aus Göttingen. Abermals waren es Monate des Schwankens für Gauss, bis er endlich im Juli 1807 die Stelle als Direktor der Göttinger Sternwarte mit einer Besoldung von 1000 Thalern annahm. Die Übersiedelung erfolgte im November, doch hielt Gauss in jenen Wintermonaten noch keine Vorlesungen. Über die Ankunft sind wir durch einen Brief von Frau Johanna Gauss an eine Braunschweiger Jugendfreundin genau unterrichtet. Harding hatte die vorausgeschickten Habseligkeiten bereits auspacken lassen, so dass die Ankommenden wenigstens eine warme Stube und eine Tasse Thee antrafen, am 21. November eine nicht unangenehme Überraschung. Aber die ersten fünf Tage war des Heues und Strohes kein Ende. Mit der Wohnung ist Frau Johanna nichts weniger als zufrieden, es ist alles vereinigt, um sie eine schlechte zu nennen — das Wohnzimmer ist noch das leidlichste. Kleine schmutzige Säle, eine räucherige, zugige Küche, alte phlegmatische Wirtsleute: dies sind so ungefähr einige Meriten und nicht geschickt, den Aufenthalt angenehm zu machen. Dann ist von dem Visitenfahren die Rede: 50 bis 60 Besuche im Zeitraume einer Stunde, ohne Jemand gehört oder gesehen zu haben. O der lächerlichen Menschen! ruft Frau Johanna. Nach dieser Rundfahrt wurden, scheint es, dann noch wirkliche Besuche gemacht, alle Tage bei einer oder zwei

Familien. „Wir werden allenthalben sehr artig, ja von Mehreren sehr freundschaftlich aufgenommen (im Vertrauen, Gaus scheint mir hier in ungeheurem Respect zu stehen)". Aber doch heisst es an einer anderen Stelle: „Werde ich unter allen diesen Frauen eine Freundin, wie ich sie mir wünsche, finden? Diese Frage — ich mag sie nicht oft mir wiederholen — macht mich sehr traurig, da ich sie nur verneinen kann." Ich kann gleich hier erwähnen, dass zwar nicht unter den Frauen, aber unter den Töchtern Göttinger Familien sich eine junge Dame, Minna Waldeck, die Tochter des Hofrat Waldeck, fand, welche sich eng an Johanna Gauss anschloss.

Dass Gauss selbst gleichfalls nicht in heiterster Stimmung in Göttingen einzog, dafür war gesorgt. Zu Harding stand er zwar anfangs auf gutem Fusse, wie aus dem Briefe von Frau Gauss zu sehen ist; Schriften von Harding hat Gauss 1809 in wohlwollendstem Geiste besprochen; unter Mitwirkung von Gauss selbst wurde Harding 1812 zum ordentlichen Professor ernannt; erst später traten Misshelligkeiten ein vielleicht dadurch, dass Harding, wie er nichts in die Leitung der Sternwarte zu reden hatte, auch Arbeiten für die Sternwarte als solche verweigerte. Die übrigen Professoren der Universität Göttingen kamen Gauss (ich berufe mich wieder auf den Brief seiner Frau) auf's achtungsvollste entgegen. Allein Göttingen gehörte dem im August 1807 gebildeten Königreich Westfalen an, und dieses selbst war wenig mehr als eine französische Provinz, während Hass gegen Frankreich den Schützling des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand erfüllte. Und als sollte dieser Hass auf's Neue geschürt werden, wurde der Stadt Göttingen, noch bevor Gauss einen Pfennig Besoldung dort eingenommen hatte, eine hohe Brandschatzung auferlegt, welche, unter die Einwohner verteilt, Gauss mit 2000 Franken traf. Das war in der damaligen Zeit ein schwerer Schlag für Gauss. Trotzdem wies er eine von Olbers ihm angebotene Sendung der Summe dankend zurück, und lehnte es nur um so stolzer ab, sich auf die Mitteilung von Laplace zu berufen, die Summe sei schon für ihn in Paris erlegt worden. Da machte ein Gauss aus Frankfurt am Main durch das Bankhaus Bethmann zugehender Geldbrief, dem die Bemerkung beigefügt war, der eigentliche Absender wünsche ungenannt zu bleiben, der Verlegenheit ein Ende. Man hat nachmals erfahren, dass der Brief vom Fürstprimas von Frankfurt stammte.

Allmählig gewöhnte sich Gauss in Göttingen ein. Am 29. Februar 1808 wurde ihm ein Töchterchen Minna geboren. Der Bau der Sternwarte befriedigte ihn. Sein täglich wachsender Ruhm verband sich, wie

das so leicht der Fall ist, mit dem Orte, wo die Erfolge eintrafen. Da kam zu den lichtgefärbten Banden ein tiefdunkles. Johanna Gauss schenkte am 10. September 1809 einem Söhnchen Louis das Leben und verlor nach einem Monate das eigene. Nur fünf Monate später folgte ihr das Kind. Man verlässt den Ort nicht leicht, wo die Gräber der Liebsten, die man hatte, sich befinden, und dieses Gefühl mag dazu beigetragen haben, dass Gauss 1810 eine Berufung nach Berlin ausschlug, so verlockend sie war. Hatte doch Wilhelm von Humboldt, der mit der Berufung Beauftragte, 1500 Thaler nebst der Stellung als anwesendes ordentliches Mitglied der Akademie anzubieten. Hatte er doch hinzusetzen dürfen: Sie werden zum Lesen von Collegien auf keine Weise verbindlich gemacht, nur ersucht werden, der hier zu stiftenden Universität Ihren Namen als ordentlicher Professor zu leihen und, so viel es Ihre Musse und Gesundheit zulassen, von Zeit zu Zeit eine Vorlesung zu halten.

Der Tod des kleinen Louis hatte die Sorge um die beiden überlebenden Kinder erhöht, hatte Gauss die Notwendigkeit vor Augen geführt, ihnen, deren ältestes mit $3^1/_4$ Jahren die Mutter verlor, eine zweite Mutter zu geben. Minna Waldeck, die getreue Freundin der Verstorbenen, trat dieses Erbe an. Schon am 4. August 1810 vermählte sich Gauss in vollem Einverständnisse mit der Familie Osthoff auf's Neue, und Minna Gauss wusste die übernommenen Pflichten auf das Schönste zu erfüllen und Gauss auf's Neue den Frieden einer glücklichen Häuslichkeit zu bereiten. Auch aus dieser Ehe entstammten drei Kinder: Eugen, Wilhelm, Therese.

Ich darf vielleicht hier die Lebensgeschichte des Vaters unterbrechen und einiges von den Kindern sagen. Josef wurde Offizier, später Techniker und starb 1873 als Oberbaurat in Hannover. Er hinterliess einen 1849 geborenen Sohn Carl, der Enkel, in dessen Besitz die früher erwähnten Notizbücher gekommen sind. Er war in Göttingen bei der Denkmalfeier zugegen und erzählte beim Festmahle folgende Jugenderinnerung. Er spielte, ein Kind von drei oder vier Jahren, im Garten bei der Sternwarte. Der Grossvater sah seinem Spiele zu und fragte plötzlich: Junge, was willst Du werden? Was willst Du werden? war die Antwort. Da klopfte Gauss lächelnd dem Kinde auf den Kopf und sprach: Ich bin schon Etwas! Die Frage des Kindes zeugt von der Bescheidenheit, mit welcher die Familie auch in Bezug auf ihr Oberhaupt ausgerüstet war. Man vergleiche sie doch mit dem Zornausruf des kleinen Schliemann, der einem Spielgefährten drohte, er werde ihn so

tief in den Erdboden schlagen, dass sein Vater ihn ausgraben müsse. Oder man denke an das Söhnchen eines unserer modernen Dichter, das vom Balkon des väterlichen Hauses im Grunewald bei Berlin Vorübergehende anrief: Hier wohnt der Gerhard Hauptmann, der die Weber geschrieben hat. Minna, die Tochter aus erster Ehe, wurde die Gattin des berühmten Orientalisten Ewald und starb 1840 in Tübingen. Von den Kindern zweiter Ehe sind Eugen und Wilhelm nach Amerika ausgewandert, wo der jüngere Wilhelm 1879, der ältere Eugen erst 1896 verstorben ist, beide unter Nachlassung zahlreicher Kinder. Therese blieb lange unvermählt und war die liebevolle Pflegerin ihres Vaters in den letzten von körperlichen Leiden erfüllten Lebensjahren. Erst nach seinem Tode heiratete sie im Sommer 1856 einen Herrn Staufenau in Dresden, mit welchem sie, ohne dass Göttinger Freunde es ahnten, seit 14 Jahren in ununterbrochenem Briefwechsel gestanden hatte. Eugen scheint der geistig bedeutendste unter den Söhnen gewesen zu sein, voll sprachlicher, aber auch rechnerischer Begabung, allein der Vater, der in beiden Fächern seinen eigenen Massstab anlegte, trat Eugen's auf die Philologie gerichteten Wünschen entgegen und nötigte ihn, sich als Jurist in Göttingen immatrikulieren zu lassen. Etwas von des alten Schlächters Gauss knorrigem und jähzornigem Sinn war auf Sohn und Enkel übergegangen. Der etwa 18jährige Eugen wurde zwar Student der Jurisprudenz, aber kein Studierender. Das Verbindungsleben nahm seine Zeit und seine Mittel ausschliesslich in Anspruch. Über ein seinen Couleurbrüdern gegebenes flottes Nachtessen liess er einfach dem nichts ahnenden Vater die unbezahlte Rechnung zustellen, und in Folge einer darüber entstandenen Scene reiste Eugen, ohne Abschied zu nehmen, plötzlich ab. Gauss, der von der Absicht Eugens, nach Amerika auszuwandern, Kenntnis erhielt, eilte ihm mit einem wohlgepackten Koffer nach, um ihn entweder zur Rückkehr zu bestimmen oder wenigstens zur Reise leidlich auszustatten. Eine Art von Versöhnung kam zu Stande, aber Sohn und Vater trennten sich doch für immer. Am 31. Dezember 1831 spricht Gauss in einem Briefe an Bessel in versteckten Worten von schweren häuslichen Leiden, von denen er kaum ein Ende absehe als sein eigenes. Er meinte Eugens Auswanderung. Briefe des Vaters an den entfernten Sohn sind aus den Jahren 1844 und 1846 vorhanden. Sie sie sind kühl bis an's Herz hinan und könnten im gleichen Wortlaute an einen Wildfremden gerichtet sein.

Der Trennung von dem Sohne war eine andere um wenige Monate vorangegangen. Am Anfang des Monats September 1831 starb Frau

Minna Gauss. Nach einundzwanzigjähriger glücklicher Ehe, deren einzige Verbitterung in der fast ununterbrochenen Kränklichkeit der Frau bestand, blieb Gauss neuerdings verwitwet zurück, und dieser Trauerfall ist allerdings geeignet, Eugens Benehmen so kurz nach dem Tode seiner Mutter in einem wenig günstigen Lichte zu zeigen.

Gauss blieb der Göttinger Universität immer erhalten. Ich habe von der durch ihn 1810 abgelehnten Berufung nach Berlin gesprochen. Neue Versuche, ihn 1821 ebendorthin zu ziehen, misslangen abermals, vielleicht weil Gauss sich durch den ihm gegenüber allerdings wenig angebrachten schleppenden Gang der Verhandlungen verletzt fühlte, und andere Universitäten als Berlin wagten es vollends nicht zu wähnen, einen Gauss locken zu können.

Seit dem Wintersemester 1830 auf 1831 besass Göttingen neben Gauss auch Wilhelm Weber, damals erst 26 Jahre alt, nur zwei Jahre älter als Josef Gauss, der Erstgeborene seines Kollegen. Das Denkmal von Gauss und Weber lässt den grossen Altersunterschied Beider nicht erkennen, und ich halte das für einen Mangel. Hartzer wollte aber absichtlich die geistige Ebenbürtigkeit der zwei Männer hervortreten lassen, welche in seinem Sinne den Unterschied im Äusseren verwischen musste. Gleichviel, es war den Jahren nach fast ein Jüngling und ein reifer Mann, die zusammentrafen, und von deren Zusammenwirken Gauss selbst nachmals sagte: Der Stahl schlägt an den Stein. Sie wissen, dass an einem der sprühenden Funken der Telegraphendraht geschmiedet wurde. Aber das Schicksal spielte grausam mit Gauss. Er, der zwei geliebte Frauen begraben hatte, der von einem Sohne verlassen worden war, sollte auch den Freund verlieren. Ich muss hier in wenigen Worten der Ereignisse von 1837 gedenken. Seit 1819 wurde Hannover nach einer in ihren Hauptzügen absolutistischen Landesverfassung regiert. Im Jahre 1833 kam ein neues, den Bedürfnissen der Zeit entsprechendes Landesgrundgesetz zu Stande, welches fortan gelten sollte. Hatte Prinz Ernst August, der damals den Titel eines Herzogs von Cumberland führte, die neue Verfassung anerkannt? Die hannöverischen Minister behaupteten es in einem 1834 an Professor Dahlmann gerichteten Schreiben, und jedenfalls hat Ernst August keinen lauten öffentlichen Protest gegen die Verfassung von 1833 erhoben. Als er aber 1837 zur Regierung gelangte, war eine seiner ersten Handlungen das Patent vom 30. Oktober und das vom 1. November 1837, durch welche die Verfassung von 1833 aufgehoben, die von 1819 als wieder zu Recht bestehend erklärt wurde. Die königlichen Diener, wie jetzt die Beamten und unter

ihnen auch die Professoren der Universität Göttingen genannt waren, wurden zur Einsendung von Dienst- und Huldigungsreversen unter Anerkennung jener Verfassung von 1819 aufgefordert. Dahlmann verfasste eine scharfe Verwahrung gegen diesen Staatsstreich, welche ausser ihm noch sechs andere Göttinger Professoren unterschrieben: Albrecht, Ewald, Gervinus, Jakob und Wilhelm Grimm, Weber, lauter Namen, die am Himmel der Gelehrtenwelt als helle Sterne glänzten und meistens noch glänzen. Man hat den Namen von Gauss unter ihnen vermisst. Die Erklärung liegt nahe. Gauss hatte die Fremdherrschaft mit durchgekostet. Mochten nach deren Aufhören die politischen Verhältnisse sich noch so beklagenswert gestalten, das fremde Joch war doch abgeschüttelt, und in diesem Boden wurzelte, wie bei vielen anderen Zeitgenossen, so auch bei Gauss eine mehr als konservative Geistesrichtung, welche jüngere Männer nicht zu teilen vermochten, welche ich mit dieser Herleitung derselben auch keineswegs rechtfertigen oder gar loben will, welche aber jeder Unbill von Seiten eines Monarchen sogleich die Entschuldigung beifügte, es sei doch der rechtmässige, der angeborene Monarch, dem man gehorche. Gauss also unterschrieb die Verwahrung nicht. Die Göttinger Sieben, wie sie bald allgemein hiessen, wurden im Dezember 1837 ihres Amtes entsetzt, und nun erinnere ich daran, wie nahe zwei derselben mit Gauss zusammenhingen. Ewald war sein Schwiegersohn, Weber war — es lässt sich kaum deutlicher aussprechen — sein Wilhelm Weber. Ewald fand, kaum entlassen, eine Unterkunft in der Universität Tübingen, aber bis sich für Weber eine Stellung ergab, dauerte wesentlich länger. Gauss suchte Alexander von Humboldts Vermittlung nach, um die Zurücknahme der Amtsentsetzung Wilhelm Webers zu erwirken. Alle Schritte blieben vergeblich. In Folge einer in ganz Deutschland ins Werk gesetzten Sammlung zu dem Zwecke, den Sieben, so weit sie stellenlos waren, ihren Gehalt weiter zu zahlen, und welche nicht weniger als 22357 Thaler lieferte, war es für Weber zwar möglich, als Privatmann in Göttingen in der Nähe von Gauss zu leben, aber 1842 nahm er doch einen Ruf nach Leipzig an, da der dauernde Bezug der Geldunterstützung ihn drückte. Das Jahr 1848 ebnete den Weg zur Rückkehr. Ostern 1849 trat Weber wieder in die Stellung des Professors der Physik in Göttingen ein.

Ich bin zu der Zeit gelangt, wo meine persönlichen Erinnerungen an Gauss wach werden. An einem Oktoberabende des Jahres 1849 fuhr ich im Eilwagen von Frankfurt ab. Eine nach Norden führende Eisenbahn gab es nicht. Frühstücksstation war Marburg, wo mich der

Schaffner im Vorüberfahren auf die Elisabethenkirche aufmerksam machte, die im reinsten gothaischen Style erbaut sei. In Göttingen kam man erst am späten Abende an, nachdem man an der kurhessisch-hannövrischen Grenze sich einer Gepäckuntersuchung unterworfen hatte, die freilich bei weitem nicht so streng war, als wenn man im entgegengesetzten Sinne reiste, wo von den Zollbeamten auf Hamburger Cigarren und auf Göttinger Würste gefahndet wurde. Ich beabsichtigte, den Winter Vorlesungen bei Stern, Weber, Listing und Gauss zu belegen. Die ersteren hörte ich, aber Gauss las nicht. Ähnlich verhielt es sich im Sommer 1850, Gauss las nicht. Im Winter 1850 auf 1851 hielt Gauss die angekündigte Vorlesung über die Methode der kleinsten Quadrate, und ich hörte sie. So viel ich weiss, war es die letzte Vorlesung, die er überhaupt gehalten hat. Später, wie meistens früher, hatte er immer einen Vorwand, die von ihm angezeigten Vorlesungen nicht zu halten. Es ist mir noch, als sähe ich das Arbeitszimmer, in welchem das Kolleg gehalten wurde. Wir Zuhörer sassen um einen grossen mit Büchern bedeckten Tisch herum. Gauss sass an der einen Schmalseite des Tisches auf einem Lehnstuhl und neben ihm stand auf einer Staffelei eine mässig grosse, schwarze Holztafel, auf der er mit Kreide rechnete. Gauss trug das schwarze Hauskäppchen aus Sammt, mit welchem er auf seinem bekannten Bilde bekleidet ist, und wenn er aufstand, hatte er fortwährend die linke Hand in der Hosentasche, wie ein anderes in Göttingen befindliches Bild ihn zeigt, auf welchem er im Garten vor der Sternwarte aufgenommen erscheint. Die Benutzung von Tinte war durch den geringen freien Raum, der jedem Zuhörer auf dem Tische zur Verfügung stand, von selbst ausgeschlossen, aber auch das Nachschreiben mit der Bleifeder liebte Gauss nicht. „Lassen Sie doch hier das Schreiben, und passen Sie besser auf“, sagte er einmal, da wir uns Notizen machen wollten. Leicht begreiflich, dass man so auch bei strengster Aufmerksamkeit und bei bestem Gedächtnisse nicht im Stande war, nachträglich zu Hause ein irgend genaues Vorlesungsheft anzufertigen. Nur besonders geistvolle einzelne Herleitungen vermochte man wiederherzustellen. Daneben hafteten solche Redewendungen und Zwischenbemerkungen im Gedächtnisse, die mit der Wissenschaft nur wenig zu thun hatten, aber den Redner kennzeichneten. Als in der Vorlesung vom sogenannten Gesetz der grossen Zahlen die Rede war, erzählte Gauss, er habe jahrelang täglich mit denselben Freunden viele Robber Whist gespielt und bei jedem Spiele aufgeschrieben, wieviele Asse Jeder in der Hand gehabt habe, um sich zu überzeugen, ob diese Anzahlen mit den

nach den Lehren der Wahrscheinlichkeitsrechnung errechneten übereinstimmten, was dann in der That der Fall gewesen sei. Bei meiner Anwesenheit in Göttingen am 17. Juni erfuhr ich, dass diese Zettel noch vorhanden sind und die Überschrift „Asse im Whist" tragen. Bei einer anderen Gelegenheit war der Tisch mit zahlreichen Logarithmentafeln belegt. Gauss erörterte die Verschiedenheit derselben nach Papierfarbe, Gestaltung der Ziffern, ob von gleicher Grösse oder teilweise unter die Zeile, beziehungsweise über die Zeile hinausragend; er sprach von der Stellenzahl der Tafeln, von ihrer Berechnung und verstieg sich dabei zu der ganz ernsthaft geäusserten Bemerkung: Sie ahnen nicht, wieviel Poesie in der Berechnung einer Logarithmentafel enthalten ist. Anderen Äusserungen merkte man den Schalk an. Von Kästner sagte er einmal: Er war der beste Dichter unter den Mathematikern seiner Zeit und der beste Mathematiker unter den Dichtern. Laplace hat neben seinem grossen wissenschaftlichen Werke über die Wahrscheinlichkeitsrechnung auch einen Essai philosophique sur les probabilités geschrieben, welcher den raschesten Absatz fand. Die erste Auflage erschien, während Napoleon auf Elba war, die zweite während der hundert Tage, weitere Auflagen folgten in angemessenen Zwischenräumen. Gauss hatte die drei ersten Auflagen auf den Tisch gelegt und zeigte uns in der ersten Auflage einen Ausspruch, der Erobererer schädige nur seine eigene Heimat statt ihr zu nützen, der in der zweiten Auflage fehle und in den folgenden wiederkehre. Sogar sprachliche Bemerkungen wusste Gauss einzuflechten, deren eine ich Ihnen nicht vorenthalten will. Er eiferte gegen die Wortverbindung „möglichst gut". Nicht die Möglichkeit sei gesteigert, sondern die Güte, man müsse also sagen „bestmöglich". Was ich Ihnen hier aus meiner Erinnerung mitteile, sind photographische Momenteindrücke einer lange vergangenen Zeit, ohne Retouche. Vielleicht kann damit ihre Mangelhaftigkeit entschuldigt sein.

Ich verliess Göttingen zu Ostern 1851 und habe nachmals nur einen Brief von Gauss erhalten, der sich auf eine mir persönliche Angelegenheit bezog. Im Jahre 1854 wurde ein Herzleiden, welches Gauss schon lange mit sich herumschleppte, so heftig, dass er sich dazu bequemte, in die bis dahin immer von ihm abgelehnte Zuziehung eines Arztes zu willigen, aber die Meister der Wissenschaft konnten so wenig als die aufopferungsvolle Pflege durch seine Tochter Therese die schweren Leiden mildern oder gar ihre Folgen aufhalten. Gauss verschied am 23. Februar 1855 fast 78 Jahre alt. Am 16. Juli 1849 hat Gauss den 50. Jahrestag seiner Doktorpromotion feiern sehen. Der 16. Juni 1899, als deren

um einen Monat verfrühter 100. Jahrestag, eröffnete die Feier der Denkmaleinweihung in Göttingen. Ich habe in der Einleitung zu meinem Vortrage von der weihevoll gehobenen und dabei freudig erregten Stimmung gesprochen, in welcher alle Festteilnehmer sich befanden. Man war durchdrungen von einem Gefühle der Bewunderung, das wohl nicht schöner ausgesprochen werden kann als in einem Briefe, den der wiederholt genannte Bolyai am 12. April 1855 unter dem ersten Eindruck des Todes des geliebten Freundes schrieb: Seine Grösse war so beschaffen, dass man sich in seiner Gegenwart vergrössert fühlte.

Die Handels- und Kulturbeziehungen Südwestdeutschlands in der vorrömischen Metallzeit.

I. In der Bronzezeit.

Von

Karl Schumacher.

Mit einer Tafel.

Die Ansichten über die Herkunft der Metallgeräte, welche in Gräbern, Wohnstätten etc. vorrömischer Zeit nördlich der Alpen gefunden werden, gehen noch weit auseinander. Galt früher Etrurien fast ausschliesslich als Exportland für den ganzen Norden, so tritt es neuerdings immer mehr in den Hintergrund, namentlich zu Gunsten von Massalia, dessen Bedeutung nun seinerseits vielfach überschätzt wird. Wie ich im folgenden zu beweisen versuchen werde, ist vielmehr den Beziehungen mit dem Osten und der eigenen Selbständigkeit der einzelnen Gegenden weit mehr Gewicht beizulegen, als es bis jetzt geschehen ist. Ein solcher Nachweis lässt sich am besten durch eingehenden Vergleich des Typenmaterials eines begrenzten Gebietes durch verschiedene Perioden hindurch erbringen.

Schon die geographische Lage des von uns in Betracht gezogenen Landstriches legt ein derartiges Sachverhältnis nahe, insofern es sich um das Dreieck zwischen Donau, Rhein und Main handelt. Das Donauthal eröffnet den Verkehr mit den Ländern nördlich des adriatischen Meeres, der nördlichen Balkanhalbinsel und am Schwarzen Meere. Der Rhein mit seinen Nebenflüssen stellt eine Verbindung her mit der Schweiz, Italien und Frankreich. Das Flussgebiet des Mains leitet im Westen in das Rheinthal, im Osten durch die Regnitz und Altmühl in das Donauthal, im Norden durch das Wesergebiet in die norddeutsche Tiefebene. Als natürliche Hindernisse stellen sich entgegen den von Osten und Süden eindringenden Einflüssen der Schrägriegel der schwäbischen Alb und der südliche Gebirgsstock des Schwarzwaldes, den westlichen

Einflüssen der lange, in nordsüdlicher Richtung ziehende Kamm des Schwarzwaldes. Einen Austausch zwischen den beiden grossen Kulturgebieten des Ostens und Südwestens ermöglichte sonach weniger das enge, tief eingeschnittene Rheinthal zwischen Bodensee-Basel, als vielmehr einerseits das Neckarthal, welches in der Gegend von Reutlingen ganz nahe an die Wasserscheide von Rhein und Donau herantritt und mit seinen Nebenflüssen Jagst und Kocher dem Donauthal sozusagen die Hände reicht, und andererseits weiter nördlich das Mainthal, dessen obere Zuflüsse nur durch schmale Bergrücken von der Altmühl und Nab getrennt sind.

Was lehrt uns nun für die Herkunftsfrage unserer Bronzegegenstände ein Vergleich mit dem gesicherten Typenmaterial der Nachbarländer? Es kann natürlich nicht unsere Absicht sein, alle auf unserem Gebiet gefundenen Typen nach ihrem Ursprung zu untersuchen, sondern wir greifen nur eine Anzahl charakteristischer und gesicherter Beispiele heraus. In vielen Fällen lassen sich natürlich lokale Imitationen von den echten Importstücken nur schwer unterscheiden. Wenn daher im folgenden eine Arbeit z. B. als alpinisch oder italisch bezeichnet ist, so handelt es sich nur darum, dass der Typus selbst aus den Alpen oder Italien stammt. Auch soll damit keineswegs gesagt sein, dass der Urtypus nun in der Schweiz oder in Italien erfunden sei, sondern es wird nur angenommen, dass sich die betreffende Modifikation hier ausbildete.

Wir beginnen unsere Untersuchung mit der sog. Bronzezeit, da in ihr die Grundbedingungen für die Verkehrsverhältnisse der folgenden Zeiten geschaffen werden. Doch behandeln wir nicht die ganze Bronzezeit, sondern im wesentlichen nur einen mittleren und jüngeren Abschnitt derselben, da die Formen der älteren Bronzezeit noch zu grosse Übereinstimmungen zeigen, als dass sie bei dem dürftigen Material unseres Gebietes zu sicheren Ergebnissen führen könnten, wiewohl für einzelne Gegenden auch nach dieser Richtung hin bereits bemerkenswerte Anläufe gemacht sind (vgl. Montelius, die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien, Archiv f. Anth. Bd. XXV und XXVI).

Wenn wir von einer älteren, mittleren und jüngeren bezw. jüngsten Bronzezeit sprechen, so schliessen wir uns der vorläufigen Gliederung an, welche Montelius, Undset, Tischler u. A. in verschiedenen Arbeiten aufgestellt haben, und die auch das Werk von J. Naue, die Bronzezeit in Oberbayern befolgt, dessen Perioden-Einteilung, soweit sie die relative Chrono-

logie betrifft, im wesentlichen für ganz Südwestdeutschland Geltung hat. Die Scheidung weiterer Unterperioden, wie sie Montelius für andere Gebiete durchgeführt hat, ist für unsere Betrachtung noch ohne Belang.

Der von der früheren Forschung so sehr hervorgehobene Import des Südens ist thatsächlich nicht wegzuleugnen, wenn er auch von weit geringerer Bedeutung war und seinen Ausgangspunkt zum geringsten Teil in Italien selbst oder gar Etrurien hatte. Bei dieser Untersuchung müssen wir aber um so mehr Vorsicht üben, als ein grosser Teil der Urformen, wie sie in den terremare Oberitaliens erscheinen, mit der vom Donauthal her einwandernden Bevölkerung, also von Osten her, dahin gelangte. Das Hauptgewicht müssen wir also auf lokale Umformungen legen. Ein Blick auf die Bronzen des Bodensees und des Rheinthals zeigt thatsächlich unzählige Analoga zu den Funden aus den Schweizer Pfahlbauten und den terremare, Depot- und Gräberfunden der Poebene. Charakteristische Formen dieser Art, die ausserhalb ihres Fabrikationsgebietes im ganzen nur vereinzelt als Importstücke oder Nachahmungen solcher vorkommen, sind z. B. die Schwerter vom Möriger- oder Ronzano-Typus (Fig. 1, auch Rhone-Typus genannt), sowie die sog. Antennenschwerter (Fig. 2), die ohne Zweifel in den Alpenländern bezw. Oberitalien gefertigt wurden, während die wenigen im mittleren Italien gefundenen Stücke (hier schon in der Villanova-Periode) vom Norden importiert sind[1]). Schwerter dieses Typus kamen auf unserem Gebiete und weit darüber hinaus in ziemlicher Anzahl zum Vorschein, teils Originalstücke des Südens, teils lokale Nachahmungen, die durch grössere Plumpheit, kleinere Abänderungen etc. erkennbar sind[2]). Dem gleichen Ursprungsgebiet, dem Alpenland, entstammt auch die Schwertform Fig. 5, die bis jetzt noch weniger Beachtung gefunden hat. Das abgebildete Exemplar ist in Baden bei Kirchardt (A. Sinsheim) gefunden[3]). Solche Schwerter sind bis jetzt zum Vorschein gekommen: im Trentino, in der Gegend bei Brescia und Cremona[4]), bei Ivrea[5]),

1) Vgl. Undset, Westd. Zeitschr. V S. 7, Taf. I 17, Hörnes, Urgesch. S. 383, Naue, Präh. Blätter X S. 82f., Pigorini, bull. pal. Ital. XXV (1899) S. 315 u. s. Gussformen dieses Typus sind sowohl in Savoyen, wie in Bayern gefunden (Erlingshofen bei Eichstätt, Lindenschmit, A. h. V. I. I. Taf. 2 fig. 10—12, vgl. Präh. Blätter IX S. 67).

2) Eine Aufzählung derselben habe ich gegeben Fundb. a. Schwaben VII (1900) S. 18 f. Das Lindenschmit A. h. V. I. 1. Taf. 2, 3 abgeb. Schwert stammt aus Echzell, nicht von Lorsch, wie mich P. Reinecke aufmerksam macht.

3) Abgeb. Album der Berl. präh. Ausstellung Sect. VII Taf. 13, Naue, präh. Schwerter, Taf. VIII 2 (vgl. S. 6).

4) Vgl. bull. di pal. Ital. XIV S. 20f, XXV S. 107 (bei Forli), Naue, Bronzezeit S. 84 Anmkg. (Val di Non), Catalogo Ancona 1892 P. III 2, 10, 25, 26, 37.

5) Bull. pal. XIV S. 29.

„vom Trasimenischen See" (im Museum Stuttgart), in der Schweiz bei Brugg[1]), Ilanz[2]), in Frankreich mehrere Exemplare in der Seine bei Paris[3]). Im südlichen Italien fehlt diese Form, wie auch der Ronzano-Typus, vollständig. Sie ist also der Schweiz, den Südabhängen der Alpen und dem Pothale eigen und von da nach Norden und Westen und gelegentlich auch weiter gegen Süden verbreitet worden. Die starke Ausladung der Klinge, welche das Kirchardter Schwert, ein Genfer Exemplar und einzelne der französischen zeigen, fehlt bei den andern genannten Beispielen.

Südliche Importstücke sind auch die Dolche des bekannten Peschiera-Typus (Fig. 6)[4]), die in Baden (am Hohentwiel)[5]), in Württemberg (z. B. bei Mundelsheim und Schussenried), in Sigmaringen und in Bayern (Kehlheim, Landshut u. s. f., vgl. Naue, Bronzezeit S. 75 Anm.) gefunden wurden[6]).

Auch die seltenen Messer mit gelappten Griffrändern und meist mit Schlussring (Fig. 7), eine Abart der Form Naue, Bronzezeit S. 109 f. (vgl. bes. S. 111 Anm.), weisen auf jenes Gebiet hin. Aus Oberitalien zeigt z. B. ein Exemplar von Rovio Ticino[7]) auch die gleiche Verstärkung nahe der Spitze, wie ein Exemplar von Mels bei St. Gallen[8]). Andere Beispiele aus der Schweiz sind nach Heierli's freundlicher Auskunft folgende: vom Pfahlbau Pierre à Niton (Mus. Genf), aus einem Grabfund von Binningen bei Basel (Mus. Bern, vgl. Anz. 1897 Taf. II/III, 25), von Windisch und Mellingen (Anz. 1882 p. 263, 1894 Taf. 30); aus Frankreich kenne ich nur zwei Beispiele von Toul[9]) und Courtavant[10]), aus Deutschland nur eines von St. Ilgen in Baden (Karlsruhe). Über andere, dem gleichen Gebiete angehörige Messerformen, namentlich diejenigen mit Griffröhren, welche in ganz Süddeutschland nicht selten sind, hat bereits Naue, Bronzezeit S. 100 f. ausführlich gehandelt.

1) Züricher Mitt. XXII 2 Taf., XXI 8 (S. 76).

2) In Graubünden, Züricher Festschrift Taf. II 18, ein Exemplar auch in der Universitätssammlung in Genf.

3) Im Museum zu St. Germain, eines abgeb. bei Mortillet, Mus. préh. LXXXII 918.

4) z. B. Mitt. d. ant. Ges. Zürich XIV u. s.

5) Vgl. Präh. Bl. I (1889) Taf. VIII 1a und 1b.

6) Über ältere Dolchformen italischen Typus vgl. Montelius, Arch. f. Anth. XXVI (1899) S. 482 f., 504 f.

7) Bull. pal. I tab. IV.

8) Vgl. Züricher Festschrift 1898 Taf. III 13.

9) Vgl. Bleicher-Beaupré, Guide pour les recherches arch. 1896 S. 27 fig. 66.

10) Mortillet, Mus. préh. pl. LXXIX. 877.

Auf die Kultur des Alpenlandes sind wohl auch die sog. Rasiermesser zurückzuführen[1]). Auf unserem Gebiet begegnen namentlich die halbmond- oder fast kreisförmigen mit durchbrochenem Ringgriff (Fig. 13): vom Mindelsee (Schnarrenberger, Pfahlbauten, Taf. IV, 43a, nur Griff), von Honstetten (Mus. Donaueschingen)[2]), ein Exemplar unbekannten Fundorts in Mannheim, von Neckarmühlbach (Karlsruhe), in Württemberg von Pfeffingen (Depotfund) und Bürkle auf der Schwäbischen Alb (Lindenschmit A. h. V. II h. VIII Taf. 2, 18), in Hessen aus dem Lorscher Wald, von Spachbrücken, Dietzenbach, und sehr viele aus der Gegend von Mainz, ferner bei Algesheim, Hanau, Ochsenfurt etc. Doch fehlt auch nicht der in Italien schon der vorgeschritteneren Eisenzeit angehörige, halbmondförmige Typus mit kurzem Griff Fig. 15 (wie bull. pal. XX taf. I, 5): z. B. im Elsass (von Hart, Mus. Colmar: Matériaux 1885 pl. XV. 4). Auch die noch bronzezeitliche langgestreckte Form Fig. 14, die auf Typen wie bull. pal. XX taf. I, 6 zurückgeht, kommt nicht selten vor, z. B. in der bayerischen Pfalz (Mus. Speier), in Franken[3]) und weiter nach Osten.

Unter den Palstäben stammen einige Arten der Lappenkelte, nämlich die sog. Querbeilchen (Fig. 10) und die mit seitlich stark eingezogenen Lappen (Fig. 11), auch ähnliche Tüllenkelte (Fig. 12), aus der Schweiz bezw. aus Oberitalien oder haben von hier Beeinflussung erfahren. Die kleinen zierlichen Querbeilchen begegnen in der Schweiz mehrfach, z. B. in dem Pfahlbau Wollishofen, in der Sammlung Gross und in einem Depotfund von Basel[4]), im Elsass z. B. bei Kertzfeld (Matériaux pour une étude préh. de l'Alsace 1885 pl. III 3), in Baden bei Unter-Uhldingen (Mus. Stuttgart), Staad (Schnarrenberger, Pfahlbauten

---

1) Vgl. Pigorini bull. pal. XX (1894) S. 12: nella età del bronzo, al di qua delle Alpi, il rasoio, che è quello a doppio taglio, si rinviene soltanto nell' Italia superiore, ristretto alle palafitte del gruppo orientale e alle terremare che sono una sol cosa con esse etc. Beachtenswert ist, dass die in Oberitalien geläufige Form von dem Schweizer Typus vielfach etwas abweicht. Nach Pigorini's Ansicht kam das „Rasiermesser" mit dem Volksstamme der östlichen terremare von Osten her durch das Donauthal (vgl. a. o. S. 14 Anm.). Beispiele aus der Schweiz: Mitt. d. ant. Ges. XIV Heft 6 Taf. XVI 10, Gross, Protohelvèts Taf. XIV 8, 26 etc. Die gleichen auch in Frankreich: Clairlieu bei Nancy (Bleicher-Beaupré, Guide S. 29 fig. 69), aus der Seine bei Paris (Mus. St. Germain) u. s.; im Osten bis Böhmen u. w. (vgl. Pamatky 1878 Taf. IV 2 etc.).

2) Ein ganz ähnliches aus der Collection Febore de Macon in St. Germain, vgl. Mortillet XCV 1187.

3) Vgl. Lindenschmit, A. h. V. I, 8 Taf. IV 7, Hager, Katalog des Bayr. National-Mus. IV Taf. I 4.)

4) Vgl. auch die Gussformen Anz. f. Schweiz. Altert. 1877 Taf. XVI 6.

des Bodensees Taf. IV fig. 37), bei Ubstadt und Ettlingen (Karlsr. Slg., vgl. Album Sect. VII Taf. 14), in Württemberg bei Rohr südwestlich von Stuttgart und bei Ellwangen (Stuttgart). Nach Osten hin verschwinden sie allmählich, etwas häufiger dagegen sind sie wieder in Frankreich[1]) und im Rheinthal (bei Mainz etc.). Die andere Form, der Palstab mit Schaftlappen, der in seinem obern Teil stark eingezogen ist (Fig. 11), ist im eigentlichen Italien zu Hause (vgl. den Fund von St. Francesco etc.) und kommt im Norden z. B. bei Darmstadt und in Rheinhessen, am Bodensee (Mus. Friedrichshafen) und besonders zahlreich in Vorarlberg (Mus. Bregenz), an der oberen Donau und in Bayern vor[2]). Sind schwerlich auch alle Exemplare direkt vom Süden importiert, so beweisen sie doch vorausgehende Handelsbeziehungen in dieser Richtung. Betreffs der spatelförmigen Kelte (Fig. 19), welche in der Schweiz, am Bodensee (Haltnau), im Elsass (Türkheim) etc., wenn auch ziemlich selten, begegnen, verweise ich auf Montelius' Ausführungen (Arch. f. Anthr. 1899 S. 504).

Auch unter den Schmuckgegenständen, namentlich unter den Nadeln und Armringen der jüngeren und jüngsten Bronzezeit, sind zahlreiche Typen vertreten, die für die Schweiz und Oberitalien charakteristisch sind, doch würde deren Behandlung hier zu weit führen.

Schon nach diesen wenigen, aber bezeichnenden Beispielen unterliegt es keinem Zweifel, dass wenigstens in der jüngeren Bronzezeit innerhalb unseres Gebietes ein reger Handelsverkehr und Austausch der Formen in südlicher Richtung bestund. Indessen führte uns keine Form über die Schweiz und die Poebene hinaus weiter gegen Süden. Ich betone aber nochmals, dass jene Typen keineswegs hier am Südrand des Alpengebiets ihre ursprüngliche Entstehung hatten (diese ist vielmehr ganz wo anders zu suchen), sondern es erhellt nur, dass für die Gegenden nördlich der Alpen in der jüngeren Bronzezeit (im eigentlichen Italien z. T. schon zu Beginn der Eisenzeit) gerade diejenigen Formengestaltungen von besonderem Einfluss waren, welche um diese Zeit in Oberitalien und dem Alpengebiet herrschten. Dabei berührt uns die Frage, ob die Waren durch Händler direkt nach Norden gebracht wurden oder durch den schweizerischen Zwischenhandel allmählich dahin gelangten, für unsere Zwecke weniger, wiewohl die zahlreichen in der Schweiz gefundenen Gussformen von fast allen im vorstehenden behandelten Typen

1) Mus. St. Germain und Vannes, Fund von Venat etc.

2) Litteratur Naue, Bronzezeit S. 67 Anm. 2, Quartalbl. d. hess. V. N. F. II Taf. 26, 7, Bissinger, Neujahrsbl. 1891 S. 24 fig. 11 u. 8 etc.

ebenso wie kleine lokale Veränderungen die Leistungen der in der mittleren und westlichen Schweiz betriebenen Bronzefabrikation nicht gering erscheinen lassen.

Wie steht es nun mit dem Import von Westen her? Wenn auch Massalia in dieser Zeit noch nicht gegründet war, so haben nachweislich doch schon Handelsbeziehungen mit dem Innern Frankreichs, namentlich dem fruchtbaren Seinebecken, bestanden, welche dem späteren massaliotischen Handel die Wege ebneten. Ob zwar gewisse spät-bronzezeitliche Schwerter mit durchbrochener Griffzunge (Fig. 3), deren Ausschnitte durch kleine Zierstücke, öfters bereits aus Eisen, ausgefüllt waren[1]) und die sich besonders häufig in Frankreich finden (z. B. im Depotfund von Venat, in der Seine bei Paris etc.), von hier, wie oft angenommen wird, oder von der Westschweiz ihren Ausgangspunkt genommen haben, erscheint noch zweifelhaft; die Grundform dieser Schwerter entspricht jedenfalls dem Möriger- oder Ronzano-Typus. Ausser Zweifel ist dagegen der westliche Ursprung der Absatzkelte mit geradlinigen Absätzen (celtes à talons, Fig. 20), die namentlich in der Rheinebene nicht selten begegnen; sie stammen aus Mittel- und Westfrankreich, wie schon Undset (Westd. Zeitschr. V S. 16) hervorgehoben hat. Im Osten und Süden fehlen sie völlig, wenigstens in dieser Gestalt. Aus der bayerischen Rheinpfalz und dem benachbarten Gebiete kommen ferner die sog. Radnadeln (Fig. 24), über deren Verbreitung wir später ausführlicher handeln werden. Waren diese Beziehungen mit dem Westen auch nicht von der gleich intensiven Art wie diejenigen mit dem Süden, so sind sie doch nicht ganz zu unterschätzen, wie wir noch sehen werden.

Zahlreicher sind wieder die Berührungspunkte mit der Kultur des Ostens, woher ja auch (längs des Donauthals) verschiedene Wellen der neolithischen und bronzezeitlichen Bevölkerung Mitteleuropas und Oberitaliens kamen. Für die Schwertformen mit vollgegossenem Griff wie Fig. 4, die in unserem Gebiet nicht selten erscheinen, haben Undset (z. B. Westd. Zeitschr. V S. 15) und Naue (Bronzezeit S. 91 f., Präh. Bl. X S. 68) ungarischen und benachbarten (nach Naue bayerischen) Ursprung nachgewiesen. Vom Osten stammen auch die Kelte mit in der Mitte spitz zusammenlaufenden Rändern (Fig. 21) und Äxte, wie Lindenschmit, Alt. h. Vorz. I, IV 2, 13—14 (aus Darmstadt und Mainz, vgl. Undset a. o. S. 16). Auch die Messer mit

1) Z. B. das Schwert von Kirschgartshausen bei Mannheim (Album Sect. VII Taf. 11 und Naue, präh. Schwerter Taf. VIII 3; vgl. auch Beltz, Präh. Bl. IX S. 65 f., Naue, Präh. Bl. X S. 83 f., Schumacher, Fundb. a. Schwaben VII S. 19.

Griffzungen (Fig. 8) in dem Depotfund von Pfeffingen und Beuron stehen vielleicht gewissen bayerischen und anderen östlichen Formen nahe (Naue a. o. S. 102 f.), wiewohl auch im Süden und Westen ähnliche Formen vorkommen. Ferner ist das hippenartige Werkzeug vom Pfeffinger Depotfund (Fig. 17, Württ. Vierteljahrsh. 1889 S. 83 Fig. 31) und von Winterlingen (Lindenschmit, A. h. V. I, 12 Taf. II 3) in dieser Gestalt bis jetzt nur aus dem Donauthal bekannt, wenn auch in dem Funde von S. Francesco etwas ähnliche Geräte vorkommen: aus Bayern ein Exemplar bei Hager, Katalog d. bayer. National-Mus. Taf. VI 10 und zwei Stück in den Museen von Innsbruck und Linz[1]). Ebenso weist die gestreckte Sichelform (Fig. 16), wie sie in dem Ackenbacher Depotfund so zahlreich, aber auch bei Ringingen (Mus. Stuttgart) u. s. begegnet, nach dem Osten hin[2]). Auch gewisse Nadelformen, wie eine des Pfeffinger Depotfunds (Präh. Bl. XI Taf. III 2, vgl. Naue, Bronzezeit S. 162), Fibeln wie Undset, Präh. Bl. I S. 63 u. 79, auch Armringe (Naue a. o. S. 193) u. a. lassen sich hauptsächlich nach Osten hin verfolgen. Dieselbe Richtung verraten kleine bronzezeitliche Goldspiralen und Ringe, deren Rohmaterial wahrscheinlich aus Siebenbürgen oder den östlichen Alpenländern stammt[3]), und die auf unserem Gebiet z. B. bei Essingen (Fundb. a. Schwaben II S. 4 Fig. 6), Bodman (Fundb. VI S. 15), Waizen (Kunstdenkmäler d. Gr. Baden III S. 25), Eichelsdorf (Hess. Quartalbl. 1891 S. 45) gefunden sind. Besonders beachtenswert erscheint, dass mehrere der genannten Formen, wie die Schwerter und Fibeln, auf ihrer Wanderung nach Westen bereits verschiedenartige Modifikationen gegenüber den Originaltypen des Ostens angenommen haben.

Auch mit dem Norden hatte ein, wenn auch geringer Austausch statt, wie schon der Bernsteinhandel nahe legt, der auch die Bronzezeitmenschen unseres Gebietes reichlich mit diesem gesuchten Schmuckmaterial versah (vgl. auch Naue a. o. S. 233). Daher verwundert es nicht, wenn in dem Depotfund von der Schauenburg (Mus. Karlsruhe) ein Fragment von einem nordischen Hängegefäss vorkommt[4]). Sind ja

1) Vgl. Mus. Francisco-Carolinum X Taf. VII 5, Lindenschmit, röm.-german. Central-Museum Taf. III 49.

2) Vgl. z. B. den Depotfund von Lorenzenberg in der Oberpfalz, Katalog des bayr. Nat.-Mus. IV S. 20 Taf. VI 11, aus Böhmen Pamatky 1879 Taf. XII n. 12—15, Richly, Bronzezeit in Böhmen Taf. XXII u. s. w., aus Ungarn Hampel, ant. préh. de l'Hongrie Taf. XIV 12 (Gussform), Taf. XVII 43 u. f., aus Schlesien in dem Depotfund von Protsch (Schlesiens Vorzeit 1896 S. 370 n. 1—6 u. s.).

3) Vgl. Naue a. o. S. 233, 255, Richly, Bronzezeit in Böhmen S. 32 f., S. 202, Olshausen, Zeitschr. f. Ethn. 1890 S. 282.

4) Vgl. Undset, Westd. Zeitschr. V S. 17.

auch in andern Depotfunden Mittel- und Süddeutschlands gelegentlich Spuren solchen nordischen Verkehrs (gewisse Fibeln, Ringe, tutuli etc.) vorhanden und in versprengten Exemplaren sogar bis in die Schweiz und nach Frankreich gelangt.

Nach alldem dürfte feststehen, dass Südwestdeutschland in der mittleren und jüngeren Bronzezeit ziemlich starke Einflüsse von Süden und Osten, schwächere von Westen und nur geringfügige von Norden erfahren hat.

Versuchen wir nunmehr die verschiedenen Einflusssphären etwas näher zu bestimmen, wodurch sich auch weiteres Material zur Stütze der vorgetragenen Anschauungen ergeben dürfte.

Dass sich die Bronzefabrikate vom schweizerisch-oberitalischen Typus hauptsächlich in der Bodenseegegend, an den Südabhängen des Schwarzwaldes und längs des Rheinthales finden, während sie im oberen Donauthal mehr zurücktreten, ist in Anbetracht der geographischen Verhältnisse ganz begreiflich. Wichtige Anhaltspunkte zur Beurteilung dieser Handelswege geben die sogenannten Depotfunde. Wenn einzelne derselben auch nur als zufällige Verstecke, als stips sacra oder Votivgaben besonderer Art aufzufassen sind, so rührt der grössere Teil derselben — wenigstens der auf unserem Gebiete gefundenen — meiner Ansicht nach von den Gussstätten und Handelsniederlagen wandernder Erzarbeiter und Hausierer her. Dies beweisen nicht nur die zahlreichen Gussbrocken (gelegentlich auch Gussformen) und Handwerksgeräte für Metallarbeiter (Punzen, Meisselchen, Hämmer, kleine Ambose etc.), sondern nicht selten die Fundstellen selbst, insofern sie öfters abseits der Ansiedlungen am Rande steiler, durch ihre Form leicht im Gedächtnis haftender Berge gefunden werden, wo menschliche Wohnungen nie gestanden haben können. Unweit davon führen gewöhnlich uralte Wege vorbei. Manche dieser Funde rühren ohne Zweifel von einheimischen Fabrikanten und Hausierern her und enthalten die im Lande allgemein geläufigen Typen, während andere und zwar ein grosser Teil der auf unserem Gebiet gemachten Funde von auswärts gekommen sein dürften (etwas anders scheint die Sache für viele der nordischen Depotfunde zu liegen, vgl. Montelius, Archiv f. Anthr. XXVI S. 32). Der Baseler Depotfund mit seinen Querbeilchen und Phalbau-Armringen, der Ettlinger mit seinem Querbeilchen und Lochsicheln schweizerischen Typus etc. [1]), der Dossenheimer mit Lappenkelten, Messer mit Griffdorn etc. [2]) bis zum

1) Album Sect. VII Taf. 14.
2) Album Sect. VII Taf. 12.

Eibinger bei Rüdesheim mit Schweizer Armringen [1]) und andere mehr, ebenso auf dem linken Rheinufer die Funde von Dürrenenzen (Mus. Mülhausen und Strassburg), Ell bis Dürkheim und weiter gegen Norden [2]): sie alle zeigen ganz charakteristische Schweizer Typen, zum Teil von grosser Vollendung. Wenn auch das südliche Rheinthal gegen das Ende der Bronzezeit eine gewisse kulturelle Einheit mit der Schweiz bildete und vielfach die gleichen Geräteformen wie die Schweiz erzeugte, so sind doch sicherlich die Vorbilder derselben und auch später noch zahlreiche Artikel von der reicher entwickelten Schweiz herübergebracht worden. Wenn nun die genannten Depotfunde des südlichen Rheinthals fast nur Schweizer Typen und nur ausnahmsweise westliche Formen, die doch auch im Lande vorkamen, enthalten, so sind wir wohl zur Annahme berechtigt, dass wenigstens ein Teil dieser Händler und Erzarbeiter aus der Schweiz kam oder von daher Waren bezogen hatte, um auf uralten Pfaden am Fusse des Gebirges oder am Flusse entlang gegen Norden zu ziehen, ganz wie vor noch nicht langer Zeit die Mausfallenhändler, Kesselflicker etc.

Nicht minder deutlich zeigen die Depotfunde des obern Donauthals, wie die von Friedingen [3]) und Beuron [4]) ihren Ursprung von Osten her, wenn sie auch mehrere fremde Typen enthalten, wie es sich beim Aufkauf der zerbrochenen Geräte im Lande leicht ergab. Die Donaukultur verbreitete sich nach Norden über die Alb, wie die reichen bronzezeitlichen Gräberfunde von Grossengstingen, Erpfingen, Münsingen etc. (Mus. Stuttgart, Reutlingen, Sigmaringen) beweisen, auf Wegen, die durch die Depotfunde von Dächingen [5]), Pfeffingen, Winterlingen angedeutet sind und bis in die römische Zeit hinein benutzt wurden. Auch nach Süden hin dehnte sie sich aus, wie die Grabhügelfunde namentlich vom Aitrachthal gegen das Wutachthal zu und in der Gegend zwischen Engen und Singen und der Depotfund von Unadingen (Mus. Karlsruhe) zeigen. Ob dagegen der Besitzer des Depotfundes von Braunenberg bei Stockach mit seinen sechs Flachbeilen der älteren Bronzezeit [6]) vom Donauthal oder Bodensee kam, muss einstweilen dahingestellt bleiben, ebenso wie bei dem Funde von Banzenreuthe bei Salem [7]). Dass aber der Einfluss des Donauthals,

1) Nass. Annalen XXIX Taf. I.
2) Vgl. auch Mehlis, Arch. f. Anthr. XXIII S. 184.
3) Präh. Bl. XI Taf. I.
4) Lindenschmit, Sammlung zu Sigmaringen Taf. XXIV f.
5) Fundb. a. Schw. IV S. 31.
6) Vgl. Ulrich, Katalog d. Züricher Mus. S. 106.
7) Fundb. a. Schwaben VI S. 14.

wenn auch in schwächeren Ausstrahlungen, bis in die Bodenseegegend reichte, zeigen z. B. Schwertformen wie das Eschenzer[1]) und der Depotfund von Ackenbach (nördlich von Friedrichshafen) mit seinen gestreckten Knopfsicheln und dem Kelte mit in der Mitte eingezogenen Rändern[2]). Auch ein Messer von Unter-Uhldingen (Mus. Stuttgart) mit flacher durchlochter Griffzunge (ähnlich Fig. 8) stammt vielleicht vom Donauthal, wenn auch im Westen gelegentlich ähnliche Formen vorkommen (vgl. z. B. Gross, Protohelvèts pl. XX Fig. 32, Naue, Bronzezeit S. 102 f.).

Wie im Süden mit der italisch-schweizerischen, so stand die Kultur des Donauthales im Norden mit derjenigen des Rheinthales in Konkurrenz. Für diese westliche Kultur ist, wie schon oben bemerkt, namentlich der Absatzkelt mit gerader Querleiste charakteristisch. Sein Verbreitungsgebiet hat schon Undset[3]) richtig angedeutet: „Absatzkelte mit wesentlich geradlinigen Absätzen (celtes à talons) sind in Frankreich sehr häufig und für diese Gegenden charakteristisch; in der Schweiz und im südlichen Rheinthale fehlen sie oder treten nur ganz vereinzelt auf: erst nördlich der Vogesen werden sie auch hier häufiger und nehmen nach Norden zu an beiden Rheinufern an Verbreitung immer mehr zu. Dieser Typus ist offenbar durch Elsass-Lothringen eingedrungen; er dehnt sich über das Wesergebiet aus und hat auch in die nordische Bronzegruppe mehrfach Eingang gefunden". In der Pfalz und im Elsass tritt er sehr häufig auf bis in die Gegend von Hagenau (Sammlung Nessel), weiter südlich wird er immer seltener[4]); in der Schweiz erscheint er nur noch in ganz vereinzelten Exemplaren, wie bei Oltingen (Mus. Basel), im Letten bei Zürich[5]) und bei Brugg[6]). In Italien kommt er nicht mehr vor, ein angeblich daher stammender Absatzkelt des Sigmaringer Museums (Lindenschmit, Taf. XLII 13) ist ohne Zweifel diesseits der Alpen gefunden. Ebenso fehlt er im Osten[7]). Aus der badischen Rheinebene

1) Schnarrenberger, Pfahlbauten Taf. IV 42 (aber schlecht gezeichnet).

2) Bissinger, der Depotfund von Ackenbach, Donaueschinger Programm 1893, Taf. fig. 87.

3) Westd. Zeitschr. V S. 16.

4) Vgl. Matériaux 1885 S. 37 n. 19 f., 1888 pl. VIII fig. 5 S. 62; die zahlreichen Exemplare des Colmarer und Mülhausener Museums stammen vom Unter-Elsass.

5) Mitt. XXII 1 Taf. III 10.

6) Mitt. XXII 1 Taf. XXI 14, vgl. Züricher Festschr. Taf. IV fig. 6, Ulrich, Katalog S. 48 Taf., S. 113 Taf.

7) Eine andere Art von Absatzkelten kommt allerdings auch hier vor, mit gerundetem Grat (vgl. Schlesiens Vorzeit VI (1896) S. 323) oder Formen wie in dem Depotfund von Kisapat (Archaeologiai Közlemenyek XXII), doch sind diese mit den unsrigen nicht zu verwechseln.

sind Beispiele bekannt von Liedolsheim (drei Stück) und Rheinbischofsheim, wovon der letztere Fundort bis jetzt der südlichste ist, da die Herkunft der im Freiburger Museum befindlichen nicht ganz gesichert erscheint. Augenscheinlich liess also der von der Schweiz ausgehende Handel die westlichen Einflüsse nicht weiter gegen Süden Boden gewinnen, während einer südöstlichen Ausbreitung der Schwarzwald ein Hindernis setzte. Im Norden dagegen drangen die Absatzkelte in das die Rheinebene begrenzende Hügelland ein (ein Beispiel von Jöhlingen im Museum Karlsruhe) und das Neckarthal hinauf bis Heilbronn [1]) und Heslach bei Stuttgart (in der Stuttgarter Sammlung). Hier oder noch etwas südlicher scheinen sie Halt zu machen vor der über die Alb vordringenden Donaukultur, wie ja auch noch in der Hallstatt-Periode in dieser Gegend die Grenze zwischen der polychromen südlichen und monotonen nördlichen Keramik zieht.

Andere westliche Erzeugnisse reichen allerdings wesentlich weiter gegen Osten und Süden, vor allem die sog. Radnadel [2]). Sie kommt aber nicht wie der Absatzkelt aus Frankreich selbst, von wo mir nur ein einziges unsicheres Exemplar bekannt ist [3]), sondern von der Rheinpfalz und den benachbarten Gegenden, wo sie ungemein häufig auftritt. Gegen Süden lässt sie im Elsass schon in der Gegend von Hagenau nach [4]) und fehlt in der Schweiz und Italien so gut wie völlig. In der badischen Rheinebene, wo Exemplare bei Ladenburg, Wallstatt, Hockenheim, Stettfeld, Huttenheim gefunden wurden, sind die beiden letztgenannten Orte bis jetzt die südlichsten Fundstellen. Gegen Osten ziehen sie den Neckar und dessen Nebenflüsse hinauf (Rappenau, Heilbronn, Ludwigsburg, Hohbach an der Jagst, Neunheim bei Ellwangen, Dottenhausen bei Rottweil etc.) und gelangen vereinzelt bis auf die Alb (Essingen, Münzingen, Friedingen, Veringenstadt), ebenso aber dringen sie mainaufwärts (Waizenbach bei Würzburg, Album VIII Taf. 18) und durch Vermittelung der Regnitz bezw. der Altmühl und Nab durch Mittelfranken und Oberpfalz (Altdorf, Schambach, Amberg etc.) ins Donauthal [5]) und gelegentlich sogar bis Böhmen [6]) und Ungarn (ein Exemplar nach Naue) [7]).

1) Fundb. a. Schwaben VI S. 3.

2) Westd. Zeitschr. V Taf. I 20; auf unserer Tafel Fig. 24, 25.

3) Mortillet Taf. LXXXVIII 1056.

4) In der Sammlung Nessel sind, so viel ich mich erinnere, nur drei Stück; eine angeblich bei Strassburg gefundene liegt im Museum zu Donaueschingen.

5) Regensburg etc., vgl. v. Tröltsch, Fundstatistik S. 37.

6) Richly, Bronzezeit in Böhmen T. XVI 8, Taf. L 11.

7) Neben diesen grösseren „Radnadeln“ begegnet auch eine kleinere und abweichende Form (Fig. 25), in der Schweiz z. B. bei Auvernier (Gross, Protohelvètes

Mit diesen Erzeugnissen des Westens und der Rheinpfalz sind aber auch Gegenstände des schweizerisch-italischen Typus, die die Kultur des Rheinthales stark beeinflussten, in das Innere Württembergs gelangt, wie die oben genannten Querbeilchen aus der Gegend von Stuttgart und Ellwangen, ein stark eingezogener Kelt in den Limpurger Bergen (Mus. Stuttgart), Messer mit kurzer Griffangel (Fig. 9) von Cannstatt, Münster und Ensingen bei Vaihingen a. d. E. (Mus. Stuttgart) und manches andere, während die im ganzen selteneren Albfunde schweizerisch-italischen Charakters wohl eher von der Bodenseegegend her Eingang fanden.

Auf demselben Weg, auf welchem Formen des mittleren Rheinthals bis in das Donauthal gelangten, kamen umgekehrt aber auch Typen des Ostens nach dem Westen. So begegnen Schwerter ungarischer oder bayrischer Form z. B. bei Cannstatt und Neckarweihingen (Mus. Stuttgart), Worms (Mus. Wiesbaden), Mainz (Lindenschmit, Alt. h. Vorz. I 1 Taf. 2, 5). Die wie die Absatzkelte dem Ende der älteren und der mittleren Bronzezeit angehörigen Palstäbe mit in der Mitte spitz zusammenlaufenden Rändern, die in Ungarn zu Hause sind und sich von da durch Österreich, Böhmen, das Donauthal aufwärts bis in die Gegend von Sigmaringen verfolgen lassen [1]), finden sich nach Südwesten bis in die Nähe des Bodensees (Depotfund von Ackenbach). Nach Nordwesten zu begegnen sie öfters in der Oberpfalz, z. B. in dem Depotfund von Altenried und bei Parsberg [2]) und, zum Teil durch den von Westen kommenden Absatzkelt modifiziert, in Mittelfranken [3]). Aus Thüringen wird ein versprengtes Stück von Naue (Bronzezeit S. 65 Anm. 3) erwähnt. Weiter gegen Westen fehlen bisher gesicherte Beispiele; ein solches des Darmstädter Museums

pl. XXI 32), am Bodensee vom Weiherried (Mitt. d. ant. Ges. Zürich XXII 2 Taf. XIX fig. 20, 21) und Bregenz (Mus. Konstanz, vgl. Fundb. a. Schwaben VI S. 14), in Tyrol bei Kaltern (letztere nach J. Naue's Mitteilung). Wie diese Form mit der ersteren zusammenhängt, lasse ich einstweilen dahingestellt. Auch die Entstehung der „Radnadel“ ist noch unsicher, sei es, dass sie aus den häufigen Ösen- oder Rollennadeln der Pfahlbauten mit eingehängten Scheibchen und Rädchen hervorging, wie schon E. Rautenberg, Jahresb. d. wiss. Anstalten zu Hamburg 1883 S. 85 vermutete, oder aus den grossen Scheibennadeln, wie sie in Wallis, Hannover etc. (vgl. Lindenschmit, A. h. V. II H. III Taf. IV, 2—4) erscheinen, die öfters mit Radzeichnungen verziert sind, vgl. A. Voss, Zeitschr. f. Ethn. 1898 S. (221).

1) Beispiele aus Ungarn etc. siehe Naue, Bronzezeit S. 65, aus Böhmen Richly, Bronzezeit in Böhmen T. IV 2, IX, XV 2, XXX, LII 4, 20. Ähnlicher Art ist auch ein Kelt der Karlsruher Bronzensammlung, Katalog Nr. 769, welcher aus Dacien stammen soll.

2) Hager, Katalog d. bayr. National-Mus. IV Taf. VII 6, Scheidemandel, Hügelgräberfunde bei Parsberg 1886 Taf. III 1, IV 12.

3) z. B. Depot- oder Gussstätten-Fund bei Windsbach, Pr. Bl. IX Taf. I.

ist unbekannten Fundorts. In Italien, der Schweiz und Frankreich kommt diese Form jedenfalls nicht vor[1]). Denselben Weg dürften auch gewisse spätbronzezeitlichen Fibelformen (vgl. Fig. 26 und 27) und Kleiderhaften genommen haben, welche Undset, Präh. Bl. I S. 63 f. (cf. S. 79) kurz behandelt hat. Beispiele liegen vor aus dem Hohenloheschen[2]), Rheinpfalz und Rheinhessen. Das Gemisch der verschiedenen Typen in der Rheingegend veranschaulichen z. B. deutlich die Funde von Heidesheim (Rheinpfalz), wo neben Fibeln dieser Art[3]) echte kugelige Pfahlbaunadeln der Westschweiz vorkommen[4]).

Dass von beiden Strömungen die westöstliche, welche die selbständige Kultur des mittleren Rheinthales nach Osten trug, zeitweise in dieser Gegend die stärkere war, zeigt die Verbreitung der Radnadel sowie das Fehlen gewisser in Mittelfranken häufiger Formen weiter westlich. Von Depotfunden aus diesem Zwischengebiet enthält derjenige von Osterburken (Gussstätte?, Mus. Mannheim) leider nur wenig charakteristische Stücke und der von Dietenhan bei Wertheim[5]) ist nicht mehr erhalten. Der Depotfund von Vaihingen a. d. Enz mit seinen fünf stark geschweiften Flachkelten gehört noch der älteren Bronzezeit an.

Radnadeln und Absatzkelte eroberten sich aber noch ein zweites Verbreitungsgebiet in nordöstlicher Richtung. Nicht nur dass sie das Mainthal entlang zogen und sich über die nördlichen Ausläufer des Odenwaldes verbreiteten[6]), lassen sie sich vom Mittelrhein aus in grosser Stärke durch die fruchtbare Wetterau verfolgen in das Gebiet der Fulda (Mus. Giessen und Kassel) und die Weser hinab über Hannover, wo das Provinzialmuseum Dutzende derselben besitzt, bis an die Elbmündung und an die cimbrische Halbinsel[7]). Sie bezeichnen offenbar die westliche Karawanenstrasse des Bernsteinhandels, wie auch die zahlreichen Bernsteinfunde in den bronzezeitlichen Gräbern längs dieser Zone bestätigen. Am Rhein angekommen, gabelt sie sich, um nach Westen in das Seinegebiet, nach Süden längs der Rheinebene nach der Schweiz und Italien zu führen. So verstehen wir erst die besondere Blüte und selbständige

1) Drei Exemplare des Museums in St. Germain, angeblich aus Vaucluse (Orange), sind ohne Zweifel verschleppt.

2) Keller, vicus Aurelii Taf. V 14, cf. ein Exemplar von der Münsinger Hardt im Mus. Stuttgart.

3) Lindenschmit, A. h. V. I 9 Taf. 3, 2.

4) Lindenschmit, A. h. V. II 8 Taf. 2, 4.

5) Kunstdenkmäler d. Grossh. Baden IV S. 132 (E. Wagner).

6) Vgl. den Absatzkelt von Lichtenberg bei Höchst, Mus. Darmstadt, ähnlich Fig. 22.

7) Vgl. Rautenberg, Jahresb. d. wiss. Anstalten Hamburg 1883 S. 84 f.

Entwicklung der fruchtbaren Gegenden am Mittelrhein, sowie das Vorkommen vereinzelter nordischer Formen längs dieses Weges, ebenso die Häufigkeit schweizerisch-italischer Tauschware.

Auch das Vordringen der Radnadeln und Absatzkelte in östlicher Richtung hängt vielleicht mit einem ähnlichen Handelsweg zusammen. Ein Blick auf die archäologische Karte Badens und Württembergs zeigt eine auffallende Anhäufung von vorrömischen Grabfunden in einem schmalen Streifen von der Rheinebene südlich der Neckarmündung durch das Neckarhügelland in der Richtung auf den Zusammenfluss von Jagst und Kocher und von da längs der „Hohen Strasse" zwischen diesen beiden Flüssen bis in die Gegend von Niedernhall, Kirchberg, Brettheim etc., Grabhügelgruppen, welche zudem eine merkwürdige Kontinuität der Besiedelung von der ausgehenden Steinzeit an verraten [1]). Bietet diese Route auch den besten Weg von der Rheinebene nach dem oberen Tauberthal bezw. durch die Vermittelung der Brenz, Egge, Wernitz und Altmühl nach dem Donauthal, so dürfte diese auffallend dichte und kontinuierliche Bevölkerung doch auch mit dem Salzreichtum des Kocherthals zusammenhängen, wie schon Keller vermutet hat [2]). Wie gesucht diese Salzquellen und Salzgruben waren, zeigt ja deutlich der Umstand, dass bei Beginn der historischen Zeit grosse Völkerstämme im Kampf um dieselben lagen, so im I. Jahrhundert n. Chr. die Hermunduren und Chatten und später die Alemannen und Burgunder. Das Salz wurde wohl auf dem Flussweg nach dem Rhein transportiert und verhalf diesen Gegenden zu einem gewissen Wohlstand, wie ähnliche Verhältnisse im Salzkammergut bei Hallstatt, im Gebiet der Saale [3]) und im Bernsteinlande nachgewiesen sind.

Fassen wir zum Schluss noch kurz die Äusserungen lokaler Metallindustrie ins Auge. Solche sind gesichert zunächst für die Bodenseegegend durch Gussbrocken in den kupfer- und bronzezeitlichen

1) Auf steinzeitliche Reste in den Grabhügeln von Walldorf, Sinsheim, Ehrstädt, Rappenau habe ich schon Fundb. a. Schwaben VI S. 27 hingewiesen. Das gleiche gilt von den von Ganzhorn u. a. in der Gegend von Jagstfeld ausgegrabenen Hügeln (vgl. Württemb. Franken VI S. 297 (Funde Mus. Stuttgart), sowie von zahlreichen zwischen Jagst und Kocher gelegenen (vgl. Keller, vicus Aurelii S. 2, 3, 59). Bronzezeitliche Überreste sind gefunden in den Grabhügeln bei Dühren („3 Bückel"), Kirchardt, Binau, Rappenau, Bonfeld, Neckarmühlbach, Jagstfeld und zahlreich zwischen Kocher und Jagst (vgl. Keller, vicus Aurelii Taf. V und VII). Ausserdem enthält ein grosser Teil dieser Gräber Bestattungen aus der Hallstatt- und La Tène-Periode.

2) Vgl. auch Württ. Viertelj. III (1894) S. 3 (K. Weller).

3) Vgl. Arch. f. Anthr. 1899 S. 37 Anm. 5 und S. 38 Anm. 1.

Pfahlbauten bei Konstanz, Staad, Unter-Uhldingen, Sipplingen, Maurach, Bodman, durch halbfertige oder beim Guss mangelhaft ausgefallene Stücke[1]), sowie eine Gussform für ein meisselartiges Werkzeug[2]) in der bronzezeitlichen Station Bodman, welche keinen Zweifel an den selbständigen Metallarbeiten der Pfahlbauern des Bodensees lassen[3]). Die Formen stimmen aber vollständig mit denen der benachbarten Schweizer Pfahlbauten überein, wenn auch gelegentlich leichte Beeinflussung vom Donauthal her erkennbar ist.

Weiter nördlich haben wir im Rheinthal an der Neckar- und Mainmündung, wo sich die südlichen und westlichen Einflüsse kreuzen, Regungen selbständigen Schaffens beobachtet, welche sich namentlich in der Erfindung der Radnadel äussern[4]). Östlich des Schwarzwaldes finden wir auf der Hochebene der Alb eine reich entwickelte, im wesentlichen aus dem Donauthal, gelegentlich aber auch vom Neckar und Bodensee her beeinflusste Kultur, die offenbar von grosser Wohlhabenheit zeigt, nirgends aber zu namhafteren selbständigen Weiterbildungen geführt hat.

In dem Gebiet zwischen Jagst und Main, in Franken, wo sich die westliche und die Donaukultur treffen, begegnen wir Mischtypen wie die Kelte Pr. Bl. IX Tafel I. 5 (Fig. 23) und auch andere selbständige Schöpfungen, auf welche wir aber nicht näher eingehen können.

Lassen sich so vorerst auch nur schwache Umrisslinien dieser archäologischen Provinzen der Bronzezeit erkennen, so werden die Details mit dem Zuströmen neuen Fundmaterials und bei allgemeinerer Veröffentlichung der bisherigen Funde (namentlich in Zeichnungen) allmählich immer klarer hervortreten und uns die Grundbedingungen der allmählichen Entwicklung dieser Gegenden lehren. Um dies Ziel aber zu erreichen, bedarf es der thätigen Mitwirkung aller in diesen Gegenden grabenden und forschenden Kräfte.

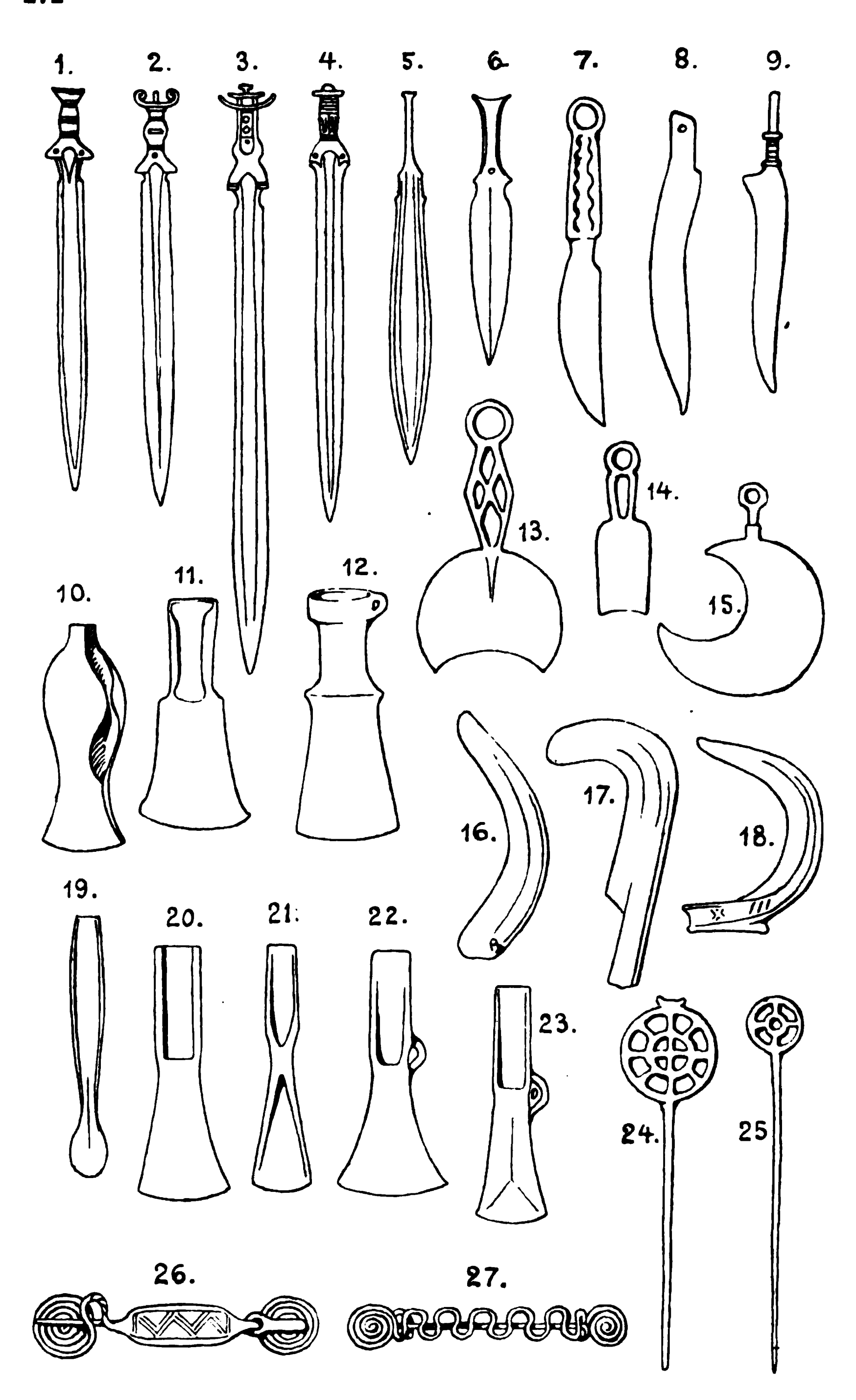
---

1) Vgl. Leiner, Fundb. a. Schwaben VI S. 14.

2) Veröff. d. Karlsruher Sammlungen II (1899) Taf. II 14 (S. 34).

3) Vgl. auch die bei Lindau gefundenen Gussformen für Schmucknadeln, Anthr. Corrbl. 1874 VII 53 und Fundb. a. Schw. V S. 27, 10.

4) Vgl. auch die Gussform zu einem Kelt aus Hessen (Lindenschmit, A. h. V. II H. XII Taf. 1. 4).


1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25
26.
27.

Die Legende von Erzbischof Udo von Magdeburg.

Von

Karl Helm.

Nachtrag.

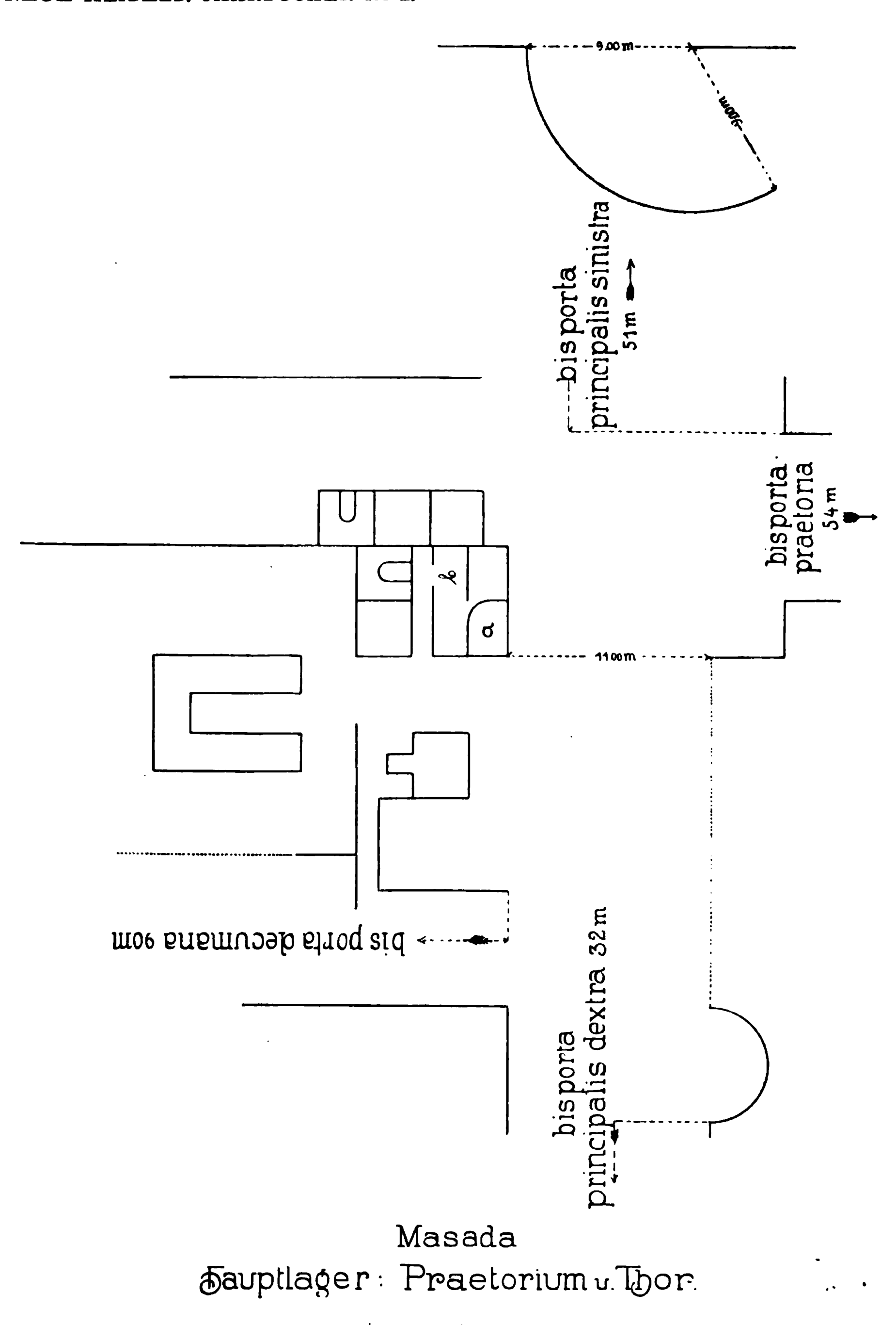
Zu der in Band VII der Jahrbücher abgedruckten Legende von Udo von Magdeburg sind einige Berichtigungen und Bemerkungen nachzutragen. Ich verdanke einen grossen Teil derselben der Güte des Herrn Professor Singer in Bern, was ich jeweils durch ein zugesetztes S. kenntlich mache.

v. 128 lies: *gevnreint.* — 284 lies: *gevar.* — 562 Anführungszeichen geschlossen. — 608 lies: *in.* — 654 lies: *sein.* — 763 lies: *maermelstein.* — 792 lies: *chöm.*

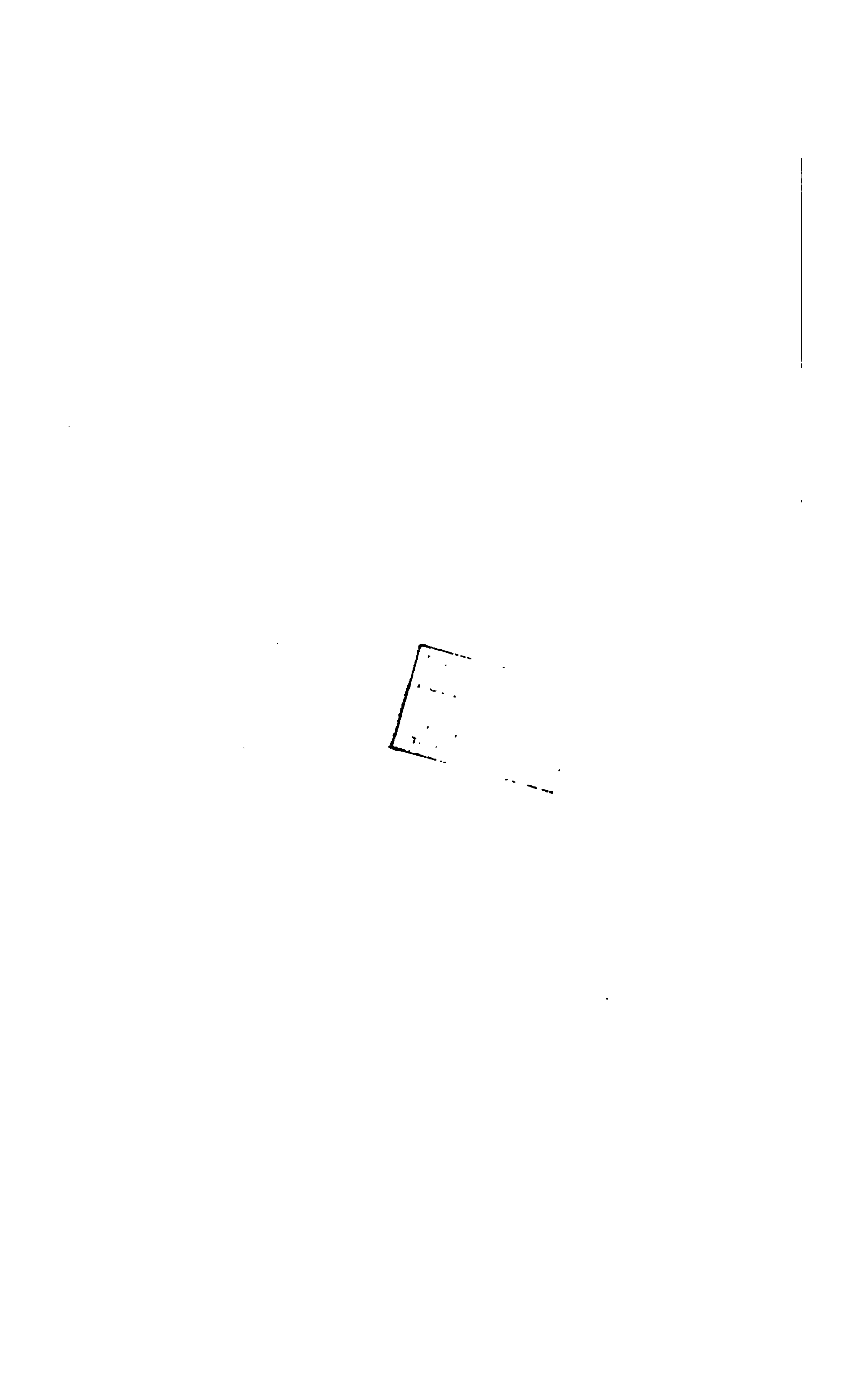
---

v. 27 lies: *nunnen* (S.). — 39 Ergänzung überflüssig (S.). — 51 *geholfen* ist Particip in der Bedeutung „behülflich" statt gewöhnlichem *beholfen* (S). — 67 *erczpistums* wohl zu streichen (S.). — 79 Ergänzung überflüssig (S.). — 94 bevorzugt S. die Lesart der Hs. — 103 *herczpisch* ist vielleicht zu lassen, vgl. Bistum, Bismarck (S.). — 114 fasst Singer *chust* als „Ausgabe." Dies würde dem Sinne nach im Verse selbst wohl genügen, aber zu v. 117/8 doch weniger passen. — v. 133—135 interpungiert S.: *chloster .... chunden* und lässt die Klammer weg, wodurch indes der Zusammenhang auch nicht viel gewinnt. v. 134 schlägt S. vor, statt *lost er: ost er* zu lesen, von *oesen* berauben. Dadurch ergäbe sich eine scherzhafte Etymologie von Osterholz. Ausserdem macht S. darauf aufmerksam, dass nicht weit von Osterholz ein Kloster Lilienthal liegt, das vorher Falkenhagen hiess (Oesterley, hist.-geogr. Wörterbuch 396 b), und vermutet eine Verwechslung. Letzteres anzunehmen ist nicht nötig. Der Verfasser kann sehr wohl die thatsächlichen Verhältnisse gekannt haben, aber auf genaue historische Angabe kommt es

ihm nicht an. Er verwendet eben die beiden ihm passenden Namen. — 162 die Lesart ist unverständlich (S). Derartige Umschreibungen mit *phlicht* sind indes häufig. — 230 muss wohl *ainen* gelesen werden (S). 258 lies: *manig* (S). — 270 vielleicht *auf seim haupt* im Interesse des Verses zu streichen. Doch zeigt v. 300, dass dem Verfasser an solchen langen Versen nichts gelegen ist. — 291 S. will das *er* der Hs. beibehalten. — 323 will S. nach 326 stellen. Die Umstellung ist aber nicht nötig. — 357 das Gerichtsverfahren mit Frage, Urteil, Folge ist für das Corpus juris poeticum zu notieren (S.). — 507. 508 Die Umstellung ist nicht nötig, da *dann* auch nach einem Positiv stehen kann (S.). Es ist aber vor allen Dingen der Übergang *dar zw* der viel natürlicher klingt, wenn die Verse umgestellt werden. — 564 *pucz* ist hier femininum, ebenso 661, wo *dâ ze puzzen in* zu lesen ist. 565 muss deshalb geändert werden, S. vermutet *hut* statt *het*, ohne davon ganz befriedigt zu sein. Ich ziehe vor, *die* statt *der* zu lesen. — 566 lies *da* statt *daz*, welches durch das folgende *waz* veranlasst ist (S.). — 574 *vliezzenden* zu streichen (S.). — 601 ist doch wohl *gewerchet* zu lesen, vgl. *worhte einen sun* Genes. Fundgr. II 43, 21 (S.). — 602 liest S. *immer* „für immer." — 608/9 Punkt nach *gevie*, aber keiner nach *mund* (S). — 615 lies: *lege* und tilge das Anführungszeichen nach 614 (S.). Die Rede erstreckt sich bis zu v. 622 incl. — 678/9 S. setzt das Semikolon erst nach 679. — 707. S. setzt das Semikolon erst nach *drin* in 708. Ich glaube jedoch, dass der zweite Halbvers von 708 mit dem ersten eng zusammengehört. — 710 *sich vermâzen* (S.). — 713 Ergänzung unnötig (S.). — 763 wohl *schaumt* (S.). Ich ziehe das von mir in der Anm. gegebene *scheimt* vor.



Masada
Hauptlager: Praetorium u. Thor.





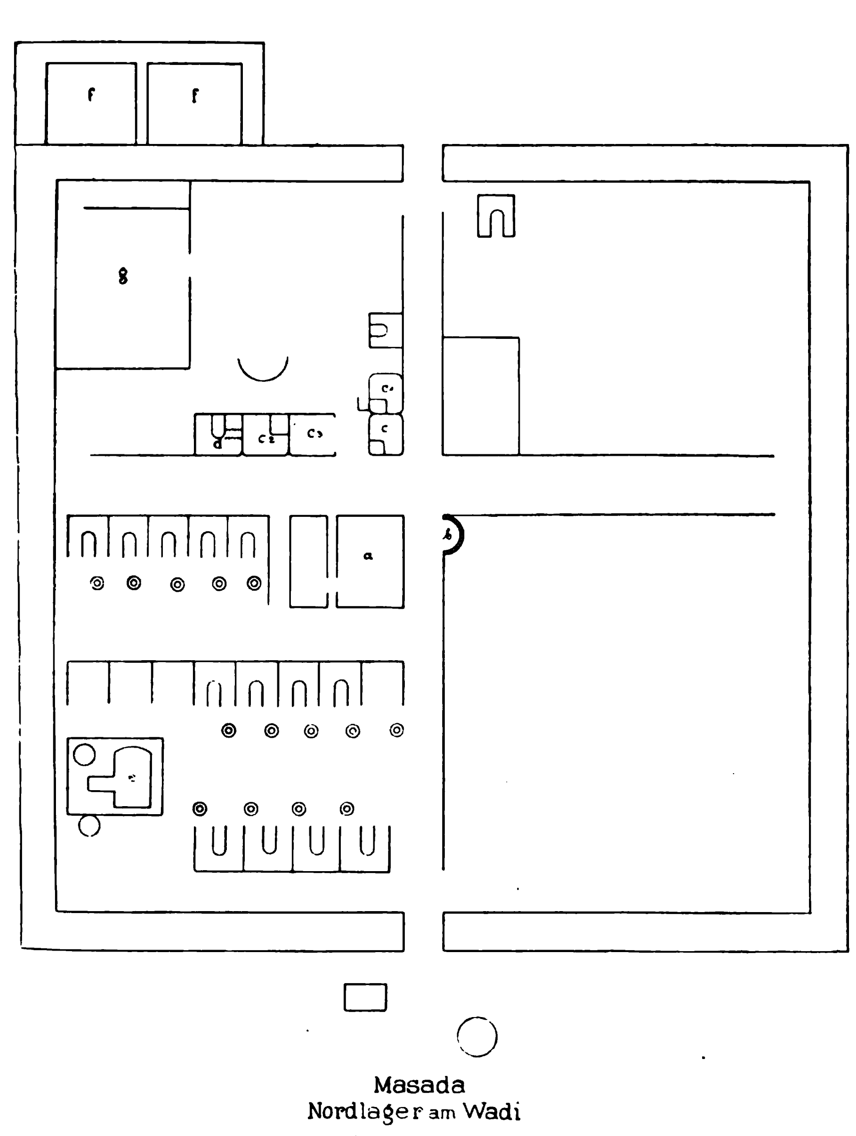

N
f
f
g
a
Masada
Nordlager am Wadi



Fig. 1.

Legio II
Cohors prima
Via vicinaria
Ala quingenaria
V
Ala quingenaria
IV
Ala quingenaria
III
Equites singulares
Cohors praetoria
IV
Cohors praetoria
III
Officiales
praetorium
Aug.
Trib.
Statio
Comites
Cohors praetoria
I
Cohors praetoria
II
Equites praetoriani
Ala quingenaria
I
Ala quingenaria
II
Via vicinaria
Cohors prima
Legio I
Via principalis
Schola leg II
Scamnum legat leg tribuni coh pr
Scamnum tribunorum praefectorumque
Schola leg III?
Scamnum legat leg
Schola leg. I.
Scamnum tribunorum praefectorumque

Fig. 2.

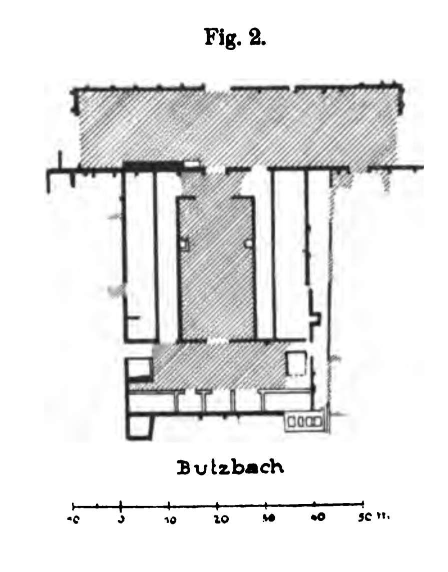
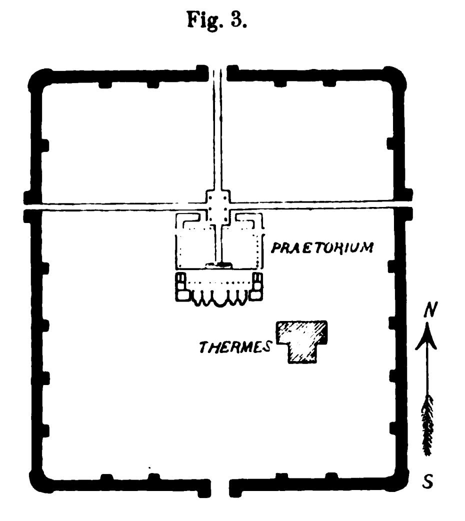
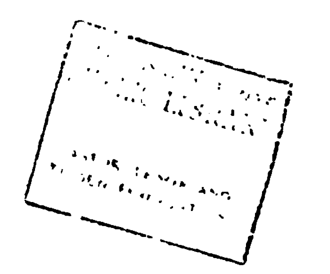
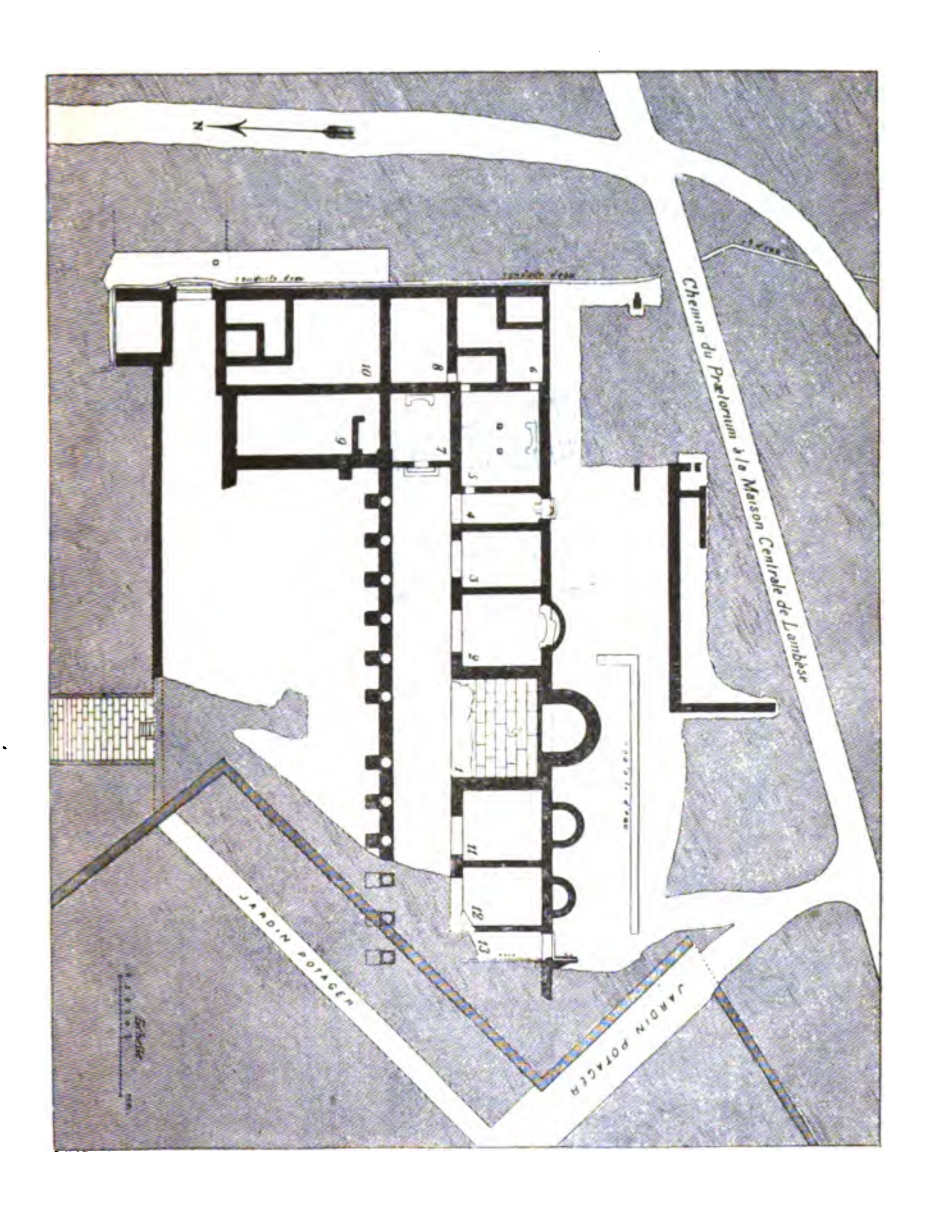


Fig. 3.






N
Chemin du Prætorium à la Maison Centrale de Lambèse
JARDIN POTAGER
JARDIN POTAGER

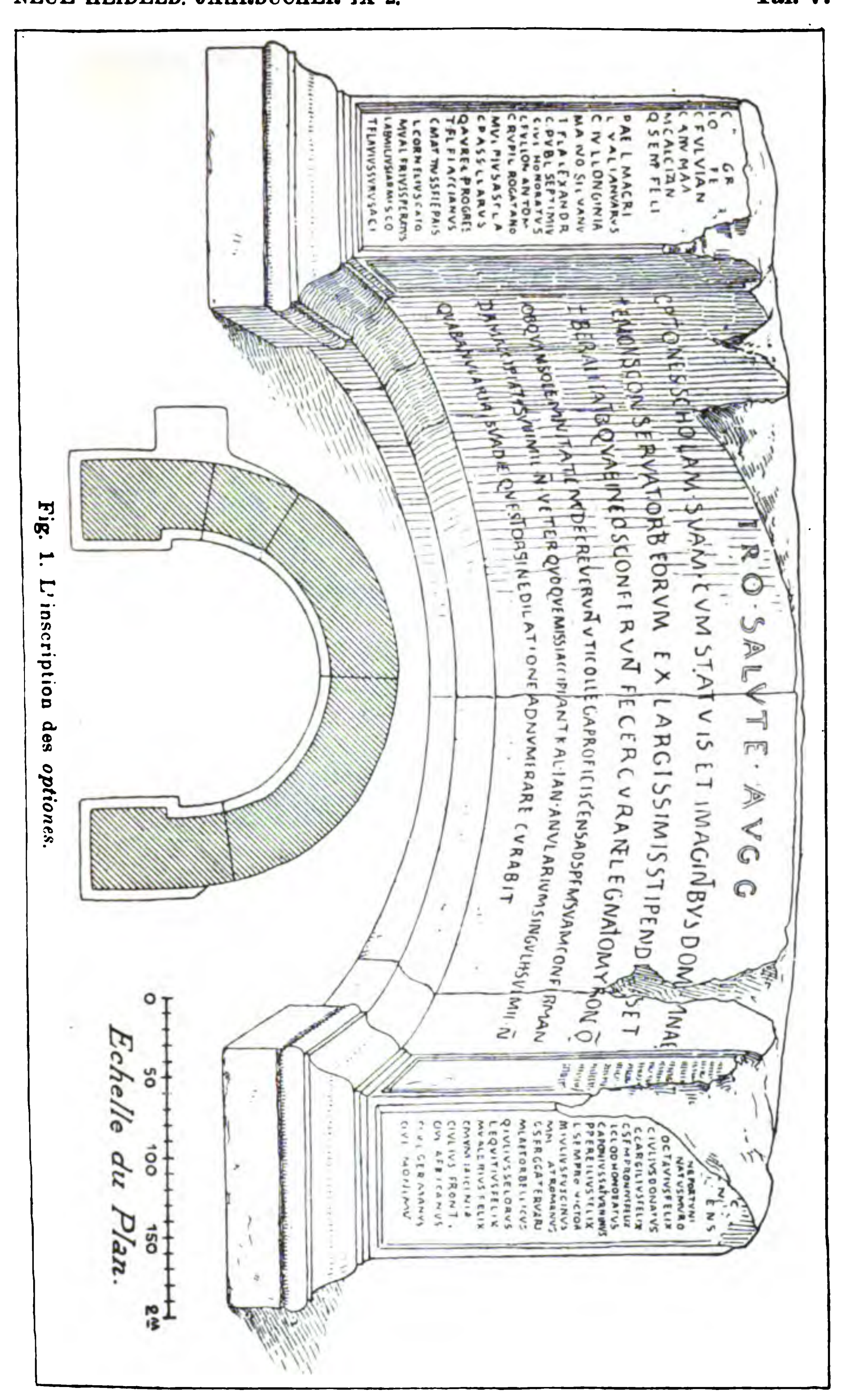
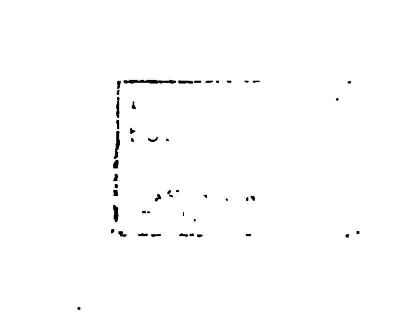


Fig. 1. L'inscription des *optiones*.



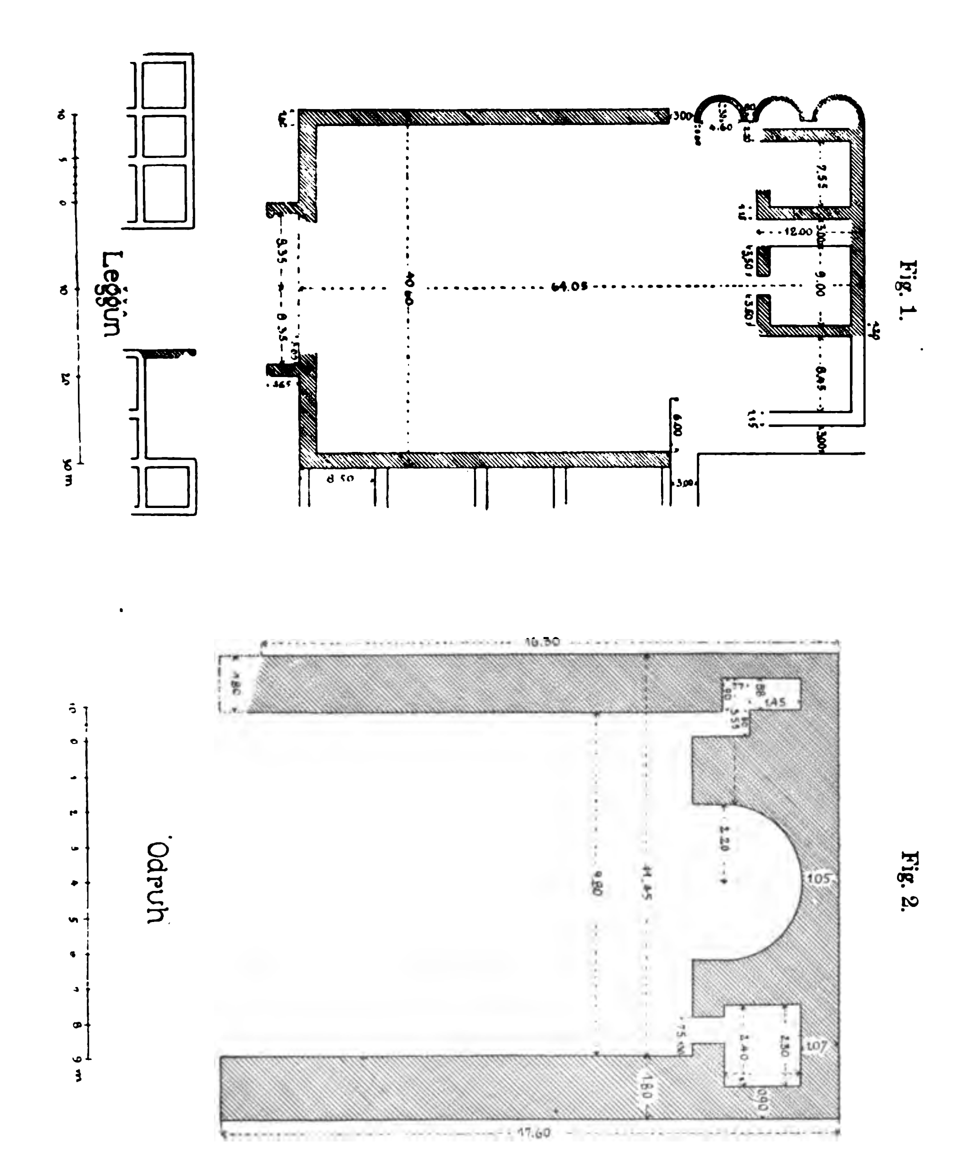
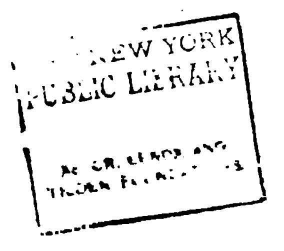


Fig. 1.

Fig. 2.



NEUE

HEIDELBERGER JAHRBÜCHER

HERAUSGEGEBEN

VOM

HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN VEREINE

ZU

HEIDELBERG

JAHRGANG X/

HEIDELBERG
VERLAG VON G. KOESTER
1900

INHALT.

Seite

Dietrich Schäfer, Die Schlacht bei Lutter am Barenberge 1
Karl Vossler, Pietro Aretino's künstlerisches Bekenntnis 38
Karl Boehm, Die Mathematik der Natur 66
Karl Helm (Giessen), Ein Tagebuch aus Matthissons Jugend 81
Reinhold Steig (Berlin), Joseph von Görres' Briefe an Achim von Arnim . 115
F. v. Duhn, Der Zeus des Phidias 177
Walther Arnsperger, Die Entstehung von „Werthers Leiden" 195
A. v. Domaszewski, Der Truppensold der Kaiserzeit 218
Albert Bäckström (St. Petersburg), Ueber den Orosius-Codex F. v. I Nr. 9 in der Kaiserlichen Oeffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg 242

Die Schlacht bei Lutter am Barenberge.

Von

Dietrich Schäfer.

Diese Schlacht, zweifellos eine der folgenreichsten des dreissigjährigen Krieges, ist wiederholt Gegenstand ausführlicherer, auf die Quellen zurückgehender Darstellungen gewesen[1]). Vor einem halben Jahrhundert hat sie eine umfangreiche monographische Bearbeitung erfahren[2]). Trotzdem ist das, was man über sie wissen kannn, nur in

1) In unserem Jahrhundert durch Jahn, Grundträk til Christian den Fjerdes Krigshistorie II (Historie om Danmarks Deeltagelse i Trediveaarskrigen), 215 ff. (Kopenhagen 1822); v. d. Decken, Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg I, 215 ff. (Hannover 1833); Hurter, Geschichte Kaiser Ferdinands II. 2 (Gesammtwerk 9), 481 ff. (Schaffhausen 1858); Villermont, Tilly ou la guerre de trente ans I, 370 ff. (Paris-Tournai 1860, deutsch Schaffhausen 1860); O. Klopp, Tilly im dreissigjährigen Kriege I, 323 ff. (Stuttgart 1861) und wieder: Der dreissigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs II, 661 ff.; Heilmann, Kriegsgeschichte von Bayern, Franken, Pfalz und Schwaben von 1506—1651 II, 198 ff. (München 1868); Opel, Der niedersächsisch-dänische Krieg 2, 561 ff. (Magdeburg 1878); Larsen, Kajserkrigen. Et Bidrag til de nordiske Rigers Krigshistorie I, 139 ff. (Kopenhagen 1896).

2) Die Schlacht bei Lutter am Barenberge. Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte vom Hofrat Dr. G. Lichtenstein in Lutter am Barenberge. Mit dem Plane des Schlachtfeldes. Braunschweig, Verlag von Oehme & Müller, 1850. 8°, XVI, 190 S. Auch mit dem Nebentitel: Dänemarks Teilnahme an dem dreissigjährigen Kriege bis zum Frieden von Lübeck. — Das Buch ist nur im Besitz weniger Bibliotheken und durch den Buchhandel nicht mehr zu beziehen. — Im Jahre 1873 erschien in Kopenhagen eine neue Ausgabe, die als Verfasser Hofrat Dr. Georg Lichtenstein in Braunschweig nennt und dem Titel hinzufügt: „Neu durchgesehen und herausgegeben vom Sohne des Verfassers Albert Lichtenstein.“ Kopenhagen, im Selbstverlage des Herausgebers, N. G. Calbergs Buchdruckerei, 1873. Die Durchsicht hat jedenfalls, ausser dem Verschwinden der Widmung an Herzog Wilhelm von Braunschweig, keinerlei Änderungen zur Folge gehabt. Beide Ausgaben stimmen buchstabengetreu überein, und es handelt sich offenbar nur um eine neue Titelausgabe. Auch diese ist aber im Buchhandel nicht mehr zu beziehen. Die Braunschweiger Firma existiert längst nicht mehr, und der Restbestand der Auflage wird aller Wahrscheinlichkeit nach vernichtet sein.

höchst ungenügender Weise klar gestellt, und die Darstellungen sind voll von Widersprüchen. Ganz besonders ist Lichtensteins Monographie, die noch immer als standard work über die Schlacht figuriert, so gut wie wertlos und in den wichtigsten Fragen irreführend. Das im Einzelnen nachzuweisen ist die Hauptaufgabe der nachfolgenden Ausführungen.

Es ist dabei nötig, nicht nur auf die Schlacht selbst, sondern auch auf die Operationen der letzten zehn Tage vor derselben einzugehen; denn beide stehen in unzertrennlichem Zusammenhange. Christian IV. hatte im Frühling und Sommer 1626 von Wolfenbüttel aus die Armeen Tillys und Wallensteins, von denen jene das obere und mittlere Leinegebiet mit Ausnahme von Göttingen und Northeim, diese die Stifter Magdeburg und Halberstadt besetzt hielt, die den Harz aber zwischen sich hatten, im Schach zu halten gesucht. Am 29. Juli (a. St.) folgte Wallenstein nach Zurücklassung einer Streitmacht unter Aldringer zur Deckung der bisherigen Stellungen dem Mansfelder und dem Herzog von Weimar nach Schlesien. Daraus ergab sich für Christian IV. die Möglichkeit, nach Westen zu ziehen. Um diese Zeit belagerte Tilly noch Göttingen. Am 1. August aber wurde er nach siebenwöchentlichen Mühen Herr der Stadt und sandte jetzt seine Truppen gegen Northeim. Der König zog, nachdem er durch Einnahme einiger Grenzposten gegen das Magdeburgische und Halberstädtische sich den Rücken zu decken versucht hatte, über Seesen gegen den gleichen Platz heran, zunächst noch mit dem Gedanken, Göttingen zu retten. Die Nachricht, die er am 2. August wahrscheinlich im hildesheimischen Wiedelah (unweit Vienenburg) erhielt, dass sein (mansfeldisches und weimarisches) Volk Schlesien „eingenommen" habe, und die Vereinigung mit den Streitkräften des aus der Mark zurückkehrenden Generals Fuchs, die in diesen Tagen sich vollzogen oder in sicherer Aussicht gestanden hat, mussten ihn in dem Unternehmen bestärken. Bei Northeim sind dann die beiden Heerführer aufeinander gestossen, und die nun folgenden Operationen finden ihren Abschluss in der Schlacht bei Lutter [1]).

1) Diese hier kurz berührten Hergänge sind im Einzelnen noch keineswegs vollständig klargestellt, wie denn überhaupt die Geschichte des niedersächsisch-dänischen Krieges noch nicht geschrieben ist. Opels bekanntes Werk, das auf ausserordentlich umfassenden Studien beruht und das Material in einer Fülle heranzieht wie kein anderes, reisst doch das Zusammengehörige so oft auseinander und ist in Einzelheiten so inkorrekt, dass es von einem klaren Gesammtbilde nur zu weit entfernt bleibt. Die neueste Arbeit von Larsen ist fast ganz kritiklos und fördert die Sache höchstens durch einzelne Notizen. Ein erneutes Durcharbeiten des Stoffes

Lichtenstein enthält sich, von wissenschaftlicher Arbeitsweise durchaus abweichend, fast aller litterarischen Nachweise für seine Einzelangaben, giebt aber in der Einleitung S. IX—XV eine Quellenübersicht, die von umfangreichen Studien zeugt. Es sind darnach zunächst nicht weniger als sechs Berichte von Tilly selbst vorhanden, je einer an den Kaiser, die Kurfürsten von Baiern und Mainz, die Infantin Isabella in Brüssel, Herzog Christian von Lüneburg und an einen „Fürsten des Reichs". Nach Lichtenstein S. 154 Anm. sind sie sämtlich gedruckt. Ich habe aber von denen an die Infantin und an den Herzog Christian keinen Druck finden können, der Lichtenstein schon zugänglich gewesen wäre, und der an den Kurfürsten von Baiern ist, so weit ich habe herausbringen können, auch heute noch nicht gedruckt. Von diesen Berichten wird die Untersuchung, da von entgegengesetzter Seite zusammenhängende Mitteilungen nicht vorhanden sind, auszugehen haben, vorweg aber den Kalender Christians IV. für 1626 berücksichtigen müssen, der in seinen Daten ein festes Zeitgerüst giebt, Lichtenstein aber nicht bekannt sein konnte[1]).

Nach ihm zog Christian IV. am 6. August 1626 von Seesen nach Northeim, entsetzte diese Stadt und nahm in der Nacht in ihr Quartier. Tilly musste mit seiner ganzen Armee in eben dieser Nacht davonziehen. Am 10. August marschierte der König mit seiner gesammten Macht von Northeim nach Wulften (15 Kilometer osö. von Northeim, an der Oder oberhalb ihrer Einmündung in die Ruhme bei Catlenburg), am 11. nach Ebergötzen (12 Kilometer ssw. von Wulften, fast in der geraden Richtung auf Göttingen mittwegs zwischen diesem und Wulften), am 12. nach Bodensee (auf dem geraden Wege zwischen Wulften und Ebergötzen, 5 Kilometer von diesem, also rückwärts!), am 13ten nach Bernshausen[2]) (6 Kilometer sö. von Bodensee, am Ostufer des

---

würde, wo man auch immer in ihn hinabsteigt, reiche Gelegenheit zu monographischen Darstellungen geben.

1) Gedruckt: Danske Samlinger for Historie, Topografi, Personal- og Literaturhistorie, udgivne af Chr. Bruun og O. Nielsen, II, 3, 377 (1874). Derselbe ist allerdings für dieses Jahr nur in einem dürftigen Auszuge von Villum Worms bekannt, aber seine Angaben sind darum nicht minder beachtenswert. Jahn, der im Einzelnen wohl berichtigt und ergänzt, aber im Gesammtwerte der Darstellung über Christians IV. Kriegführung in Deutschland noch nicht übertroffen wurde, hat diesen Auszug schon in der Handschrift benutzt. Lichtenstein kennt aber Jahns Buch nicht.

2) Boensen hat die Quelle, und der Herausgeber vermutet: Bodenstein. Aber das liegt 50 Kilometer entfernt, unweit Lutter am Barenberge. Es kann kaum etwas anderes angenommen werden als Bernshausen, das jetzt Bernshusen gesprochen

Seeburger Sees), am 14. nach Duderstadt [1]) (9 Kilometer sö. von Bernshausen, etwa 20 ssö. von Wulften, wo der König drei Tage zuvor gewesen war). Am 16. war er dann an einem Berge vor Seesen und übernachtete dort, also mindestens 50 Kilometer nordwärts von Duderstadt, an dem Orte, von wo er am 6. ausgezogen. Weitere Nachrichten zur Sache giebt der Kalender nicht.

Von den Berichten Tillys stimmen der an den Kaiser und der an Kurfürst Maximilian, abgesehen vom Eingange und wenigen kleinen Einzelheiten, wörtlich überein; beide sind datiert: Im Feld bei Lutter 18. (28. August) [2]). Im Bericht an den Kaiser beginnt die Darstellung mit der Übergabe Göttingens und dem Vorrücken gegen Northeim ohne Datumangabe und fährt dann fort, dass der König schon am 5. früh ebenfalls vor Northeim angekommen sei, und noch selbigen Abends sich Reitergefechte angesponnen hätten, da nur die Ruhme, die nördlich an Northeim vorbeifliesst, die beiden Heere getrennt habe. Tilly habe sich aber, da seine Truppen noch nicht die richtige Stellung genommen, er selbst auch leibesschwach gewesen, $^1/_2$ Meile weit [3]) in der Richtung auf Göttingen zurückgezogen. Der König habe Northeim mit Munition und Proviant versehen und sei dann „alsbald“ ins Eichsfeld gerückt und „bis um Duderstadt“ gekommen in der Absicht, „wie ich die Avisen empfangen“, nach Thüringen zu ziehen, auch, „wie ich mich besorgt habe“, in die Länder und Stifter der der Ksl. Maj. gehorsamen Stände einzufallen.

All dieses (die vier ersten Abschnitte bei Lundorp) ist im Bericht an den Kurfürsten durch einen kurzen Hinweis auf ein Schreiben Tillys vom 24./14. (so fälschlich geschrieben für den 25., von dem der Brief

---

wird, aber früher recht gut Bernsen gesprochen worden sein kann, woraus denn durch irrtümliche Schreibung Boensen entstanden sein mag. Vgl. unten S. 14.

1) Auch hier hat Worms „Dorsted“ geschrieben. Nicht ganz sicher ist, ob dieses Dorsted nicht als Dorste zu deuten ist, vgl. unten S. 14.

2) Ersterer ist gedruckt „1626 bei Paul Seesen zu Prag“. Er findet sich bei Lundorp, Acta publica II, 1315, 1316 (Ausg. v. 1629) und III, 880—882 (Ausg. v. 1668). Das Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien besitzt das Original nicht mehr, dagegen drei gleichzeitige Abschriften, die keinerlei wesentliche Abweichungen vom Druck zeigen (Mitteilung des Herrn Direktor Winter). Zwei weitere Abschriften bewahrt das Kgl. Hauptstaatsarchiv in Dresden Tom. 9209 Bl. 346—349 und 359—362, die zweite als Teil des unten S. 9 besprochenen Heftes. — Den Bericht an Kurfürst Maximilian benutzte ich aus einer Handschrift des Königl. Allgemeinen Reichsarchivs in München: Acta des 30jährigen Krieges Tom. 138 Bl. 606—608. Auch v. d. Decken, Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg I, 220 Anm. nennt diesen Bericht als gedruckt, giebt aber auch nicht an, wo.

3) Die Angabe der Entfernung fehlt im Druck und in den Wiener Abschriften.

wirklich datiert ist) ersetzt. Dann fahren beide Berichte fort, Tilly habe sich mit den inzwischen von der friedländischen Armee zu ihm gestossenen Reiterregimentern Altsachsen, Dufours, Hausmann nebst sechs Kompagnien Kroaten und den Fussregimentern Coloredo und Carboni aufgemacht und sei so marschiert, dass er dem Feinde den Vorsprung abgewonnen. Als der sich in seinem Vornehmen gehindert gesehen, habe er sich eilends zurückgewandt ins Braunschweigische, über Gebirg und Waldung auf Seesen und Lutter gegen Wolfenbüttel; dem man gefolgt und mit ihm drei Tage nach einander zum Scharmützieren gekommen sei. Der Feind habe dann wegen der scharfen Verfolgung am 17. bei Lutter Stand halten müssen und sich, wie schon am Abend zuvor bei Seesen, in volle Schlachtordnung gestellt, so „etliche Stunden in seinem Vortheil gehalten". Nachmittags habe er sich „herfürgethan und zum Fechten präsentirt", und so seien beide Heere aneinander geraten. Der Anfang habe sich „diesseitiger Victorie sehr dubiös erzeigt", da der Feind „tapfer und männlich darein gesetzt" und herzhaft gefochten, so dass diesseits nicht wenige verwundet und getötet worden; durch Gottes Gnade „ohne Zweifel in Respect der gerechten Sachen" sei er aber überwunden worden.

Der Bericht bespricht dann die Ergebnisse des Kampfes: Von den Feinden der General Fuchs, die Obersten Wersebe und Penz, der Landgraf Philipp zu Hessen, der Oberst-Leutnant Ungefugt[1]), der General-Commissarius Poggewisch und zahlreiche andere Vornehme, „deren Namen und Geschlecht man sobald nicht wissen können", tot. Die Kroaten haben des Grafen von Solms Petschaft gebracht und gemeldet, dass sie den Eigentümer niedergemacht hätten. 30 Fähnlein Knechte haben sich ins Haus Lutter geworfen und um Pardon gebeten, der ihnen doch nur auf kaiserliche Gnade und Ungnade erteilt worden, worauf sie alsbald 29 Fahnen präsentiert haben. Gefangen wurden die Obersten Lohausen, Linstaw, Frenking, Geist, Görz und Couraville, der Oberst-Leutnant Krip, der Major Gunderoth, der General-Commissar Ranzau und „hart beschädigt" des Königs Hofmarschall (Magnus Kaas); von anderen gefangenen und toten Offizieren wisse man noch nicht die Namen. Da Gefangene vordem ihr gegebenes Wort gebrochen, so wird der Kaiser gebeten, den bairischen Kurfürsten anzuweisen, wie es mit der jetzigen grossen Zahl der Gefangenen gehalten werden soll. Obgleich

1) Diese zwei, sowie unter den Gefangenen der Oberst Görz und der Oberst-Leutnant Krip fehlen im Bericht an den Kaiser.

des Feindes ganze Infanterie „zertrennt“ worden, hat man doch nicht mehr als 50 oder 60 Fahnen erlangt, weil die Soldaten sie verstecken oder verbergen, zum Teil auch zerreissen; dieser und jener will ein Stück zum Gedächtnis haben. Cornette (Reiterfähnlein) hat man nur sechs erlangt. Die Artillerie hat der Feind ganz im Stich gelassen; 22 grosse Geschütze sind genommen worden [1]). Der König hat sich mit der Kavallerie, die auch „zertrennt“ worden, gegen Wolfenbüttel, wie Tilly meint, geflüchtet, doch ist darüber bestimmte Nachricht noch nicht eingelaufen [2]).

In Abschrift wird dem Kaiser das Schreiben beigelegt, das sich beim Obersten Fuchs gefunden hat [3]). Vom kaiserlichen Kriegsvolk lobt Tilly den Obersten Nikolaus Desfours und das Regiment Altsachsen nebst seinem Oberstleutnant Hans Rudolf von Bindauf besonders und empfiehlt sie dem Kaiser. Im Bericht an den Kurfürsten sind diese Offiziere nicht erwähnt, dagegen wird der Überbringer Jobst Maximilian Graf v. Gronsfeld wegen seines „bewiesenen männlichen und tapfern Valors“ dem Kriegsherrn empfohlen [4]).

Der Bericht an die Infantin [5]) ist ebenfalls vom Tage nach der Schlacht datiert. Er ergänzt und berichtigt den an den Kaiser und Kurfürsten in verschiedenen Punkten. Tilly erzählt, dass er am 5ten August vor Northeim gezogen, der König aber am 6. gekommen sei und zwar so stark, dass er ihn nicht habe hindern können, Leute und Lebensmittel nach Northeim zu werfen. Da dieses Datum mit dem des königlichen Kalenders und zugleich mit einer brieflichen Äusserung Christians IV. stimmt [6]), so muss es gegenüber dem oben besprochenen

1) Hier fügt der Bericht an den Kurfürsten hinzu: mit teils königlich dänischen, teils herzoglich braunschweigischen Wappen auf die niederländische Invention formiert, welche gar dünn und teils ein halb Kartaunen Lot schiessen.

2) Auch hier hat der Bericht an den Kurfürsten noch einen Zusatz, dass das Kriegsvolk sehr abgemattet und ausgemergelt sei, Tilly aber trotzdem nicht feiern werde.

3) Gedruckt Lundorp, Acta publica II, 1315 und III, 880, dat. Havelberg 1626 Juni 30.

4) Ein Auszug aus dem Bericht an den Kaiser, der aber Wichtiges auslässt, ist der Bericht an den Kurfürsten zu Mainz, gedruckt nach einer Wolfenbütteler Handschrift im Braunschweig. Magazin 35. Stück v. 2. September 1826 Sp. 488—491. Ein ebensolcher, doch noch mehr gekürzter und undatierter Auszug, der an den Kurfürsten von Sachsen gerichtet ist, findet sich im Hauptstaatsarchiv in Dresden Tom. 9209 Bl. 337—338.

5) Gedruckt aus dem Brüsseler Archiv bei Villermont II, 365—367.

6) Kong Christian den Fjerdes egenhändige Breve, udgiven ved Bricka og Fridericia II, 31: Nu forgangen Löfverdag (Aug. 5) jagede jeg Fjenden af ted Hus

Briefe Tillys festgehalten werden. Tilly hat dann nach dieser Darstellung den Feind bis zum Abend an der Ruhme aufgehalten, dann aber sich eine halbe Meile weit in eine günstige Stellung zurückgezogen, da seine Reiterei um mehr als die Hälfte schwächer gewesen sei als die des Gegners. Hier hat er auf die friedländischen Truppen gewartet, dann aber, als der Feind am 12. sich rührte, um sich (selon que je sceus juger de son dessein par la route qu'il prist) auf die Länder der katholischen Fürsten zu werfen, und schon seinen Fuss ins Eichsfeld gesetzt hatte, um sich Duderstadts zu bemächtigen, sich rasch in Marsch gesetzt und bei Göttingen sich durch die friedländischen Truppen verstärkt. Mit der Nachhut des sich Zurückziehenden ist es am Abend des 15. zu leichten Scharmützeln gekommen. Am nächsten Tage hat der Feind, seinen Rückzug zu decken, verschiedene Dörfer verbrannt; durch Tillys Vorhut sind ihm einige 600 Musketiere und Dragoner niedergehauen worden. Er hat zuletzt Front machen und in voller Schlachtordnung marschieren müssen und sich so an einen Berg zurückgezogen. Es hat sich ein Geschützkampf entsponnen, und Tilly hat gegenüber Fuss gefasst. In der folgenden Nacht hat der Feind seinen Rückzug fortgesetzt und Tilly ist ihm mit Tagesanbruch gefolgt. Es ging durch enges und coupiertes Gelände, bis man zwischen Bockenem und Goslar beim Schlosse Lutter in eine offene Gegend kam, wo der Feind sich wieder mit seiner ganzen Armee stellen musste, aber den Vorteil des Geländes benützte, indem er selbst höher als Tilly stand, dieser aber ein sumpfiges Thal vor sich hatte. Tillys Vorhut machte Halt und erwartete die übrigen Truppen; inzwischen „spielten von beiden Seiten die Kanonen". Gegen Mittag waren beide Armeen in Schlachtordnung. Da der Gegner keine Miene machte, sich zuerst zu rühren, liess Tilly sein Fussvolk mit ziemlicher Unbequemlichkeit in das Thal hinabsteigen, die Reiterei auf den Flügeln durch zwei enge Passagen. In dieser Situation griff der Feind mit grosser Entschlossenheit an, aber ein Fussregiment hielt ihn tapfer auf, und nach einigem Schwanken behielt Tillys Infanterie die Oberhand und drängte den Feind in grosser Unordnung zurück.

Das Weitere enthält nur vereinzeltes Neue. Die Zahl der eingelieferten Fahnen wird auf über 60, die der auf Schloss Lutter Gefangenen auf einige 2000 angegeben, aus denen einige Kompagnien zusammengestellt und auf die Regimenter verteilt worden sind. Der

Lutter, ygaar undsatte jeg denne Pladtz, och motthe Tilly herfraa. Datiert: Northeim den 7. August 1626.

sonstigen Gefangenen seien sehr wenige. Selbst habe man an höheren Offizieren nur vier oder fünf Hauptleute verloren; besonders ausgezeichnet habe sich der General-Feldmarschall Graf Anholt [1]).

Der Brief an „einen Fürsten des Reichs" [2]) trägt das Datum des 29. August. Er ist ein kurzer Auszug aus den beiden zuerst besprochenen Berichten. In einem Postskriptum aber heisst es, dass des Obersten von Herliberg Oberst-Leutnant Graf von Gronsfeld, der mit dieser Zeitung Tillys (in Wirklichkeit war es der oben besprochene Bericht) nach München an den Kurfürsten geschickt sei, erzähle, dass bei 10000 Mann getötet, 2100 gefangen seien, von den Tillyschen aber nur 100 geblieben; bei seiner Abreise seien 73 Fahnen und Cornette erbeutet, 21 Hauptleute, 33 Fähnriche, 21 Kapitän-Leutnants, 79 andere Offiziere gefangen gewesen.

Tillys Schreiben an den Herzog Christian von Celle [3]), datiert 31. August von Leinde, 6 Kilometer südwestlich von Wolfenbüttel, ist ebenfalls belanglos, nur geschrieben, um Nachrichten zu erhalten, ob und wie stark der König seinen Rückzug auf Hamburg oder Verden genommen habe.

Ausser diesen sechs von Lichtenstein angezogenen Berichten finden sich aber noch andere, die direkt oder indirekt von Tilly herrühren.

Der Münchener Band bewahrt (Bl. 591 ff.) einen Brief Tillys aus dem Quartier zu Angerstein vom 10. (20.) August, in dem der General meldet, dass Aldringers Truppen schon heute zu ihm gestossen seien, aber nur sechs Regimenter, zusammen zum Fechten 1900 zu Pferd, 2400 zu Fuss; Aldringer sei selbst mit acht oder neun Kompagnien, die er nach Friedlands Befehl habe schicken sollen, zurück geblieben [4]).

---

1) Die von Lichtenstein S. XI angeführte Flugschrift „Relation veritable de la grande victoire obtenue par son Exc. le conte de Tilly" etc. ist eine fast wörtliche Wiederholung von Tillys Brief an die Infantin. Ich verdanke diese Mitteilung dem Herrn Gossart von der Königl. Bibliothek in Brüssel, die ein Exemplar der Flugschrift besitzt. Bei den Bibliotheken von München, Berlin, Wien, Stuttgart, Heidelberg, Göttingen, Wolfenbüttel, Braunschweig, Kopenhagen, Haag frug ich vergebens nach ihr.

2) Gedruckt zu Augspurg durch Andream Aperger auf unser L. Frauen Thor, mir zugänglich im Sammelbande Hist. Germ. un. VIII, 75 der Göttinger Bibliothek.

3) Zeitschr. des hist. Vereins für Niedersachsen Jahrg. 1873 S. 198—200 aus dem Staatsarchiv in Hannover. Der Herausgeber Janicke hat auch einen früheren Druck (Lichtenstein 154 Anm. und von der Decken I, 220 Anm.) nicht auffinden können.

4) Wenn Wallenstein am 27. Juli an Kurfürst Maximilian schreibt (Aretin, Baierns auswärtige Verhältnisse I, Beil. 2, 248), dass er Tilly 74 Fähnlein Knechte

Anholt und Fürstenberg habe Tilly nach Northeim vorausgeschickt und sei dann selbst nachgerückt, habe sich aber zurückgezogen und sich um das kurmainzische Nörten verschanzt. In einer Nachschrift aus demselben Quartier vom 12. (22.) August heisst es, der König wolle auf Erfurt, habe 130 Kompagnien Kavallerie, während Tilly an Kavallerie sehr schwach sei. Der König habe leichte Stücke, Tilly schwere, könne daher nicht so schnell nachkommen. Man möge die kaiserlichen Regimenter, die gegen Böhmen liegen, an sicheren Orten, Bamberg, Forchheim u. a., zusammenziehen zu Tillys Unterstützung[1]).

Der S. 3 Anm. 3 angezogene Band des Hauptstaatsarchivs in Dresden enthält ferner Bl. 316 einen von Tilly auch eigenhändig unterzeichneten und von dem gleichen Schreiber wie der Brief an den baierischen Kurfürsten geschriebenen Brief an den Kurfürsten von Sachsen, der das gleiche Datum trägt und abgesehen von der Bemerkung, dass Christian IV. vorgerückt sei, Göttingen zu entsetzen, ein kurzer, nichts Neues bietender Auszug aus jenem ist. Er verweist aber zum Schluss auf den Überbringer, Oberstleutnant Hans Rudolf von Bindauf vom Regiment Altsachsen, empfiehlt ihn wegen seiner Tapferkeit und bittet, das Nähere sich von ihm berichten zu lassen. Am 25. August (4. September n. Stils) empfiehlt der Kurfürst von Sachsen Bindauf an den Kaiser, zu dem er weiter reisen soll, und am 30. September ist Bindauf in Dresden zurück[2]).

Die gleiche Dresdener Handschrift enthält nun aber auch Bl. 352 —358 einen Bericht, der offenbar in der kaiserlichen Kanzlei zusammengestellt worden ist[3]). Er ergänzt Tillys Mitteilungen ganz wesentlich, und man geht wohl nicht fehl, wenn man diese Ergänzungen Bindauf zuschreibt. Bindauf, ein Sachse, hat schon vom Kriegsschauplatz aus an seinen Kurfürsten geschrieben, u. A. am 14. (24.) August „aus dem Feldlager vor Duderstadt" einen Brief, der sagt, dass des Königs Armee 25000 Mann stark sein solle, dass aber die Nachricht, er wolle durch Sachsen nach Böhmen ziehen, „nur fliegende Reden seien". In einer Nach-

und 5000 Pferde unter der Führung des Herzogs von Lüneburg zurücklasse, so ist das eine geflissentliche Entstellung. Der Herzog von Lüneburg war damals noch in Wiesbaden, und es ist hier im mildesten Falle alles zusammengerechnet, was damals in Ober- und Mitteldeutschland im Auftrage Wallensteins geworben war oder geworben werden sollte.

1) Ein weiterer Brief vom 15. (25.) August (ebenda Bl. 597) enthält nichts Neues.

2) Hauptstaatsarchiv Dresden Tom. 9209 Bl. 334, 345.

3) Vgl. unten S. 29 Beilage I.

schrift vom 15. früh fügt er hinzu, dass, als dieser Brief geschrieben, Tilly hinausgeritten sei und Bindauf mit ihm, und dass sie gesehen, dass der Feind sein Lager abbreche, nicht aber auf Northeim, sondern, wie es scheine, auf Goslar zurückgehe [1]).

Der aller Wahrscheinlichkeit nach auf Bindaufs Mitteilungen zurückgehende Bericht enthält vielerlei Neues und Abweichendes. Er giebt die Stärke des Feindes auf 25 000 Mann und 30 Geschütze an, die Tillys vor Northeim auf nur 12 000. Des Königs Zweck bei seinem Marsche ins Eichsfeld ist, den Friedländischen den Weg abzuschneiden, sie zu schlagen und dann, „wie die Gefangenen sagen", seinen Weg nach Österreich zu nehmen. Tilly wird zum Aufbruch von Nörten = Angerstein am 12. (22.) erst veranlasst durch die Befürchtung, der König möge die eine starke Meile entfernt liegenden Friedländer angegriffen haben. Über die Hergänge gegen Abend des 16. und am Vormittage des 17. giebt der Bericht viel eingehendere Nachrichten, lässt die Art des Rückzugs und der Verfolgung viel deutlicher erkennen. Die friedländische Reiterei (der Bindauf ja selbst angehörte) bildet am 17. die Vorhut, folgt dem Feinde auf dem Fusse und hält ihn durch Scharmützeln stundenlang auf. Der König sieht sich, wie schon am vorhergehenden Tage, gezwungen, in Schlachtordnung zu marschieren, und fasst in günstiger Stellung auf ansteigendem Gelände jenseits eines Baches und seiner Niederung bei Lutter Fuss. Tilly hat Zeit gewonnen, mit dem Fussvolk heranzurücken, und es folgt ein Geschützkampf, an dem von ligistischer Seite sechs, von gegnerischer nur zwei oder drei Stücke teilnehmen, wie vermutet wird, weil der Feind eine Batterie auf dem Berge, die er angelegt, habe benutzen wollen. Inzwischen sei dem Gegner stets von der friedländischen Reiterei zugesetzt worden. Nachmittags um 2 Uhr habe der König sich im Wald und hinter einer Hecke zum Angriffe vorbereitet. Als Tilly das gemerkt, habe er die eigenen Truppen rechts, die friedländischen links genommen und seine Reiterregimenter Cronberg und Schönberg und das Fussregiment Reinach über den Bach und die Niederung vorgehen lassen. Diese sind aber von den Königlichen heftig angegriffen und in Unordnung gebracht worden, die Königlichen zum Teil über den Bach gedrungen bis an Tillys Geschütz. Tilly und Graf Anholt haben die Ihrigen ermuntert,

1) Hauptstaatsarchiv Dresden Tom. 9209 Bl. 314. Ebend. Bl. 330, 331 findet sich noch ein Bericht vom 26. August über die Schlacht, der aus Quedlinburg einging auf Grund von Nachrichten, die durch zwei entkommene Soldaten der königlichen Armee eingebracht wurden, der aber nichts von Belang enthält.

und es ist längere Zeit unentschieden gekämpft worden, während die Reiter hinter den Treffen mit einander fochten. Das königliche Fussvolk ist dann vor dem Widerstand gewichen, unter die kämpfende Reiterei und in Unordnung geraten und so geschlagen worden. Der König ist von einem von den Seinen entlassenen adligen Gefangenen vom Regiment Altsachsen (Bindaufs Regiment) gesehen worden, wie er mit 80 Pferden nach Wolfenbüttel zurückkam; derselbe Gefangene habe auch 30 Cornet Reiter mit kaum 80 Pferden nach Wolfenbüttel eilen sehen. Tillys Leute seien über 50 Stunden zu Pferd gewesen ohne Essen und Trinken, da die Bagage zurückgeblieben. Die Zahlenangaben über die gefangenen Offiziere stimmen ziemlich mit der Nachschrift zum Bericht an einen Reichsfürsten (oben S. 8).

Wie der Überbringer des Berichts an den Kaiser, so hat auch Tillys Bote an seinen Kurfürsten sich über die Schlacht vernehmen lassen. Jobst Maximilian von Gronsfeld ist bekanntlich Verfasser der Zusätze in Wassenbergs „Erneuertem deutschen Florus" [1]). Nach ihm ist Tilly bei Northeim überrascht worden; er hat geglaubt, der König sei noch in der Altmark. Nur die einbrechende Nacht habe ihn aus der Zwangslage, eine Schlacht in höchst ungünstiger Stellung auf niedrigem Gelände gegenüber den vom Feinde besetzten Höhen und flankiert von der Stadt annehmen zu müssen, gerettet. Christian zieht von Northeim ab, um den von Tilly erwarteten Zuzug von diesem zu trennen. Das von einem ligistischen Hauptmann besetzte Duderstadt lässt er zwar durch einen Trompeter zur Übergabe auffordern, greift es aber nicht an. Auf die Nachricht von der Vereinigung der Wallensteinischen mit Tilly beginnt er den Rückzug, aber am 14. noch so langsam, dass Tilly bei der auch von Bindauf (oben S. 10) berichteten Rekognoszierung, an der auch Gronsfeld beteiligt ist, feststellt, dass er den abziehenden Gegner auch noch andern Tags erreichen werde. Der König habe am 16., da die Verfolger „den ganzen langen Tag an ihm kleben geblieben", den Heinrichswinkel genannten Harzpass bei Gittelde (nördlich von diesem Städtchen bei der Staufenburg) mit 600 Dragonern besetzen lassen, die aber umringt und fast alle niedergemacht worden seien. In der diesem Tage folgenden Nacht habe Tilly Boten nach Bockenem an den Oberst-Leutnant des dort liegenden jungen Tillyschen Regiments Stephan Albert geschickt mit dem Befehl, 600 Musketiere in einen Wald hinter Schloss Lutter zu senden, um dem von vorn anzugreifenden

1) Frankfurter Ausgabe von 1647 S. 105 ff.

Könige dort den Rückzug zu erschweren. Am 17. hatte Gronsfeld die Avantgarde und ereilte 4 Uhr Morgens die feindliche Nachhut am Eingange des Waldes, durch den mit Hilfe von 800 Musketieren der Feind $1^1/_2$ Stunden Weges weit hindurchgedrängt wurde auf das Feld, wo das Treffen sich vollzog. Von 6 bis 12 Uhr wurde herüber und hinüber über den Bach „mit Stücken, sonderlich auf unserer Seiten, stark gespielt", worauf Tilly „nach gehaltenem Sacro" dem Gronsfeld als Avantgardenführer befahl, über den Bach zu gehen. Als diesem noch das Fussregiment Reinach und die Reiterregimenter Schönberg und Cronberg gefolgt, hat der Feind mit voller Macht angegriffen und die Reiterei in Unordnung gebracht, die ihrerseits „das gemelte Regiment zu Fuss, so über 2500 Mann stark war, selbsten schändlicher Weise trenneten". Links hinter Gronsfeld kommt der Feind über den Bach, „dass er auch unsere Stücke mit den Händen angegriffen". Gronsfeld weicht aber keinen Schritt, und so kann Tilly hinter ihm die Fliehenden zum Stehen bringen und das Treffen erneuern und gewinnen [1]). Nach der Schlacht lässt Tilly fast alle hohen Offiziere der Armee zusammen kommen, dankt im allgemeinen Allen, die sich wohl gehalten haben, setzt aber „in specie" dem Gronsfeld seinen eigenen Hut auf mit den Worten: „Du bist ein Graf und hast gethan wie ein Graf; ein Generalshut wird dir nicht übel anstehen." Zu den Andern sagt er, es solle sie nicht verdriessen, dieser Kavalier sei nächst Gott Ursache seines Sieges, worauf alle nach einander ihm die Hand gereicht und Glück gewünscht haben.

Der Erzähler setzt hinzu, dass er das nicht aus Ruhmredigkeit, die nie sein Brauch gewesen sei, berichte, sondern nur um der Parteilichkeit des Autors für einzelne Personen entgegenzutreten. Dazu ist zu bemerken, dass Wassenberg nur Tillys Verdienst stark hervorhebt. Eine Berichtigung Wassenbergs betreffend Penz bringt Gronsfeld zu Unrecht vor. Die Ereignisse zwischen dem 6. und 14. August haben sich nach ihm auf drei Tage zusammengedrängt.

Noch zwei der von Lichtenstein (Einleitung p. X, XI) aufgeführten Berichte müssen als von Augenzeugen herrührend angesehen werden: „Schreiben eines vornehmen Obristen, geben im Quartier Niewaldt (Neuwallmoden) nechst der Wahlstatt den 28. Augusti 1626" und „Relation über die Schlacht in dem Berichte des sich im Hauptquartier befindlichen Dr. Hundt."

1) Tillys Eingreifen schildert lebhaft der Erneuerte deutsche Florus S. 104, doch muss dahingestellt bleiben, ob die Einzelheiten glaubwürdig sind. (Zusprache an die Kanoniere.)

Erstgenanntes Schreiben[1]) bringt zuerst die Nachricht, dass der König selbst in Gefahr geraten sei. „Der König hat sich aufs allerletzt, nachdem er zum dritten Mal sein Volk selbsten angeführt, mit einem Andern, so ein Handpferd mit einem schwarzsammten Sattel ihm nachgeführt, salvirt. Ein Corporal von meiner Truppen hat denselben gleichsam gefangen gehabt; nachdem aber sein Pferd geschossen und gefallen, ist der König wieder entsetzt worden.“ Es meldet sonst noch, dass der König, besonders an Reiterei, weit überlegen gewesen, dass die Tillyschen Reiterregimenter ohne Ordnung über den Pass und an den Feind gekommen seien, das Niedermetzeln (Metzgen) der feindlichen Musketiere im Wald, wodurch allein 3000 zu Grunde gegangen sein sollen, bis in die Nacht gewährt habe, und der eigene Verlust verhältnissmässig so gering sei, dass der sonderliche Beistand Gottes daraus deutlich zu erkennen.

Ausserordentlich reich an neuen Einzelheiten über die Hergänge vor der Schlacht ist der Bericht des lüneburgischen Abgeordneten in Tillys Lager Dr. Hundt an seinen Herzog[2]).

Tilly ist am 5. August vor Northeim gezogen und hat in „Hollichstedt“ (Hollenstedt, 5 Kilometer nw. von der Stadt am linken Leineufer) sein Hauptquartier gehabt. Am 6. nachmittags ist Nachricht gekommen, dass der Feind von Seesen heranrücke. Die getroffenen Anordordnungen werden beschrieben. Die Infanterie steht zwischen Ruhme und Leine. Die Reiterei leistet Widerstand rechts der Ruhme, zieht sich dann aber, da der Feind „100 Corneten, bei 9 oder 10000 stark gewesen sein soll“, auf die Infanterie zurück, deren Feuer, sowie das von drei Geschützen, den Feind abweist. Nach Anbruch der Nacht zieht Tilly aber seine Truppen hinter die Northeimer Landwehr (3 Kilometer südlich von der Stadt) und am nächsten Tage auf Nörten und den Hardenberg zurück und verlegt sein Hauptquartier in das hessische Dorf Angerstein ($1^1/_2$ Kilometer südlich von Nörten). Am 10. zieht der König in die lüneburgischen Ämter Catlenburg und Herzberg, nimmt sein Hauptquartier in Wulften, am 11. aufs Eichsfeld in das lüneburgische Amt Radolfshausen; das Volk lagert bei Ebergötzen auf dem Berge (nordwestlich und westlich vom Orte in der Richtung auf Nörten, das 15 Kilometer von dort ist), der König im Orte, der ebenso wie Landolfs-

1) Gedr. bei Lundorp II, 1313 (1629) und III, 878 (1668). Aus der unten S. 15 besprochenen Verbindung mit dem Bericht an den Kaiser darf man wohl folgern, dass es ebenfalls an diesen oder eine diesem untergebene Stelle gerichtet war.

2) v. d. Decken, Herzog Georg von Lüneburg I, 372–376.

hausen (4 Kilometer südlich von Ebergötzen) ganz voll Truppen gelegen, „die übel gehauset". Am 12. zieht der König über Wolbrandshausen[1]) nach Duderstadt, Tilly aber, „als er dessen Gewissheit erlanget, bricht von Angerstein und Hardenberg auf, marschiert bei Göttingen vorbei, nimmt bei Geismar ($1^1/_2$ Stunden ssö. von Göttingen) vom friedländischen Volk die Fussregimenter Colloredo und Cerboni[2]) und 32 Kompagnien Reiter, nämlich das altsächsische Regiment Herzog Julius Heinrichs zu Sachsen-Lauenburg und das Regiment Dufour, sowie 6 Kompagnien von Gall Petro und ebensoviel Kroaten, auf, zieht trotz des ungewöhnlich starken Regens und Donnerwetters um Burg Niedeck herum und nimmt in später Nacht sein Hauptquartier in Wöllmarshausen, 11 Kilometer westlich von Duderstadt[3]). Sonntag den 13. folgen der Rest des Fussvolks, Geschütz und Bagage nach und halten fast den ganzen Tag bei Wöllmarshausen in Schlachtordnung.

Am 14. früh reitet Tilly mit einigen ortskundigen „Grossen" aus zu rekognoszieren und dann anzugreifen. Er sieht aber, dass der Feind aufgebrochen ist und sich wieder ins lüneburgische Gebiet gewendet hat, kehrt zurück und trifft alle Anordnungen für den Aufbruch am folgenden Tag. Am 15. früh 8 Uhr zieht die ganze Armee nach Lindau, 25 Kilometer nördlich, und besetzt dort beim abgebrannten Hause Catlenburg und zu Bilshausen die Übergänge über die Ruhme und Oder. Der König hat an diesem Tage mit der Reiterei in den catlenburgischen und herzbergischen Dörfern Berka[4]), Dorste, Wulften, Nienstedt, Forste und Eisdorf Quartier, das Hauptquartier aber zu Dorste genommen und den Übergang bei Lindau besetzen und die Brücke abbrechen lassen. Die Tillyschen haben den Posten verjagt, und als sich darauf jenseit starke feindliche Haufen zeigten, hat Tilly die Brücke wiederherstellen und Reiterei und Fussvolk noch am gleichen Abend zum grösseren Teil hinüber ziehen lassen, die mit dem Feinde geplänkelt haben. Vor Tagesanbruch ist der König von Dorste aufgebrochen und

---

1) Zwischen Bodensee und Bernshausen, vgl. oben S. 3 Anm. 2.

2) Der Bericht hat fälschlich Cornberg, wie er auch Gall Petro für Hausmann nennt; die Kroaten sind die Reiter des Gall Petro.

3) Im Bericht heisst es: „Um das Haus Niedeck zur linken Hand herumgezogen." Aus der Lage der Plätze wird klar, dass das heissen soll: Man zog so, dass Haus Niedeck zur linken Hand blieb.

4) Gereke hat der Bericht; aber einen solchen Ort giebt es in der ganzen Gegend nicht. Es ist kaum zu bezweifeln, dass Berka gemeint ist, nordöstlich neben Catlenburg. Die übrigen Orte liegen, abgesehen von Wulften (6—7 Kilometer oderaufwärts), sämtlich an der Strasse Catlenburg-Berka-Gittelde in der Reihenfolge Dorste, Forste, Nienstedt, Eisdorf.

über Forste und Gittelde nach Seesen marschiert, auf dem Galgenberge (uf einen Berg, da das Gericht derseits Seesen steht), wohl dem jetzigen Hasseberg, gelagert[1]). Tilly ist am 16. früh gefolgt, gegen Abend (30 Kilometer von Catlenburg bis Seesen) auch dahin gekommen und hat sich auf dem nächsten Berge gegen Hahausen zu gelagert[2]); was von der königlichen Armee auf dem Wege von Gittelde her angetroffen wurde, ward niedergehauen. Am 17. hat sich der König bei Lutter stellen müssen, „von hier zur rechten Hand nach dem Harze", und ist geschlagen worden; seine Reiterei hat tapfer gefochten, sein Fussvolk schlecht; vom blauen Regiment sollen nicht 30 Leute davon gekommen sein, von der königlichen Leibkompagnie auch nicht viel. Albrechtshausen (Vorwerk zwischen Catlenburg und Wulften), Forste, Nienstedt, Eisdorf, lauter lüneburgische Ortschaften, sind vom Feinde in Brand gesetzt, Eisdorf völlig in Asche gelegt. Man sage, der König habe das befohlen, auch selbst daneben gehalten, bis das Dorf an allen Ecken gebrannt, und habe, wenn er nur Zeit gehabt, auch alle andern Dörfer des Amtes Herzberg in Asche legen wollen.

Ausser diesen von Augenzeugen herrührenden Berichten führt Lichtenstein noch sechs gleichzeitige Relationen auf und zwei Verzeichnisse der Gefangenen, die aber Anhängsel jener sind. Die an zweiter Stelle genannte „Wahrhafte Relation und Bericht" etc.[3]) ist zusammengestellt aus einer fast vollständigen Wiederholung des Berichts an den Kaiser (oben S. 4 ff.), dem oben S. 13 besprochenen „Schreiben eines vornehmen Obristen" und einem Gefangenen-Verzeichnis. Wenn sie so als eine kaiserliche Kundgebung erscheint, so ist die von Lichtenstein an erster Stelle genannte „Ausführliche gründtliche Relation" etc. zweifellos von baierischer Seite ausgegangen[4]). Das erhellt aus den Bemerkungen über die feindliche Artillerie, die sich nur im Bericht an Maximilian finden (oben S. 6 Anm. 1), und aus Mitteilungen, die mit der Nachschrift zum Briefe an einen Reichsfürsten (oben S. 8) zusammen-

1) Vgl. Lichtenstein S. 129.

2) „Auf dem negsten Berg nacher den negsten Dorf Hahaussen genannt, hierher wehrts, gelagert." Es ist wohl der Bulk. Hahausen liegt acht Kilometer nordöstlich von Seesen am Wege nach Lutter.

3) Gedr. Lundorp, Acta publica II, 1312 ff. (1629), III, 877 ff. (1668). Auch als Flugschrift zu Prag bei Paul Sessen im Jahr 1626.

4) Mir zugänglich in einem Exemplar der Stuttgarter Bibliothek, „gedruckt im Jahr 1626." Den von Lichtenstein erwähnten Druck zu Augsburg durch Andream Aperger habe ich nicht gesehen. Er findet sich auf der königl. Bibliothek in Kopenhagen, verzeichnet Bibliotheca Danica III, 88.

treffen. Die „ausführliche, gründtliche Relation“ enthält Entstellungen, die nicht weiter als solche nachgewiesen zu werden brauchen, aber auch allerlei Neues. Sie spricht zuerst von dem feurigen Schwert, das in der Nacht vor der Schlacht am Himmel sichtbar gewesen sein soll, die Spitze gegen die Königlichen, das Kreuz gegen Tillys Lager gerichtet; es habe des Letzteren Truppen so kampfesfreudig gemacht, dass sie den Tag gar nicht hätten erwarten können. Die Nachricht kann nicht einfach abgewiesen werden; denn zu der gleichen Nacht verzeichnet König Christians Kalender: „Wir sahen einen langen Streifen am Himmel vom höchsten Teil über die Hälfte herunter, dicker am oberen als am unteren Ende und am Ende etwas gebogen und offen.“ [1]) Die feindliche Streitmacht beziffert die Relation auf 90 Cornet Reiter und 16000 Mann, den eigenen Verlust auf 200 Tote und ziemlich ebensoviel Verwundete. Von höheren Offizieren seien der Oberst-Wachtmeister Asverus, Hauptmann Schwarz und zwei friedländische Rittmeister gefallen. Ausser dem Geschütz seien dem Feinde auch das ganze Schanzzeug, zwei mit Munition und zwei mit Geld beladene Wagen genommen worden. Sie berichtet, dass Graf von Gronsfeld mit dem Herliberg'schen Regiment am Schlachttage und am Tage zuvor die Avantgarde geführt, neben ihm die Obersten v. Reinach, v. Schönberg und v. Cronberg tapfer gekämpft, Gronsfeld sich besonders ausgezeichnet, auch die Obersten Erwitte und Bock sich sehr wohl gehalten haben. Der König sei abends zwischen 5 und 6 Uhr in Wolfenbüttel angekommen (dieses liegt gut 30 Kilometer vom Schlachtfelde) und habe sich nach Aussage der Gefangenen während der Flucht wiederholt an die Brust geschlagen und ausgerufen: „Wie wird mir mein liebes armes Volk niedergehauen werden!“ Über eine Meile Wegs habe es voll toter Körper gelegen, und der König sei nur mit 30 von seinen 90 Reiter-Cornetten, und diese auch nur sehr schwach, nach Wolfenbüttel entkommen [2]).

---

1) Danske Samlinger II, 3, 377.

1) Ausschliesslich aus der „Ausführlichen, gründtlichen Relation“ ist der stoffliche Inhalt des 17strophigen Gedichtes entlehnt, das als: „Ein warhaftige nnd gewisse neue Zeitung von dem Blutvergiessen und Scharmützel, auch erhaltenem Sieg, welchen Herr General Graf von Tilly erlangt etc. im Ton: Wie man den Grafen von Serin singt“ zu Augspurg bei Johann Keil am Maurberg auf dem Wasserthurm 1626 gedruckt ist. Ein Exemplar bewahrt die königl. Bibliothek in Kopenhagen. Lichtenstein erwähnt es nicht. — Ein anderes 23strophiges Lied, das Lichtenstein bekannt wurde (vergl. S. 158), ist jetzt von Bodemann aus einer Handschrift der kgl. Bibliothek zu Hannover in der Ztschr. d. hist. Vereins für Niedersachsen Jahrgang 1878, S. 298—301 veröffentlicht. Es ist noch 1626 gedichtet, ist inhaltlich korrekt, deckt sich aber mit keinem Bericht völlig; Neues von Belang bietet es nicht.

Auch dieser Relation ist ein Gefangenen-Verzeichnis angehängt. Doch stimmen beide nicht vollständig überein[1].

Die dritte von Lichtenstein erwähnte deutsche Relation, „den Dännemärkischen Akten von 1626 angehängt"[2], ist ein Auszug aus dem Bericht an Kurfürst Maximilian mit einigen unbedeutenden Zusätzen bezw. Abweichungen und einem groben Missverständnis (betreff. den Grafen Solms)[3].

Den von Lichtenstein erwähnten dänischen Bericht: „Aviso, en sandru visse Tiding 1626, 4 Blätter in 4.°" habe ich nicht aufzutreiben vermocht. In Kopenhagen weiss weder die grosse königliche noch die Universitäts-Bibliothek etwas von einer solchen Schrift; auch in der Bibliotheca Danica finde ich sie nicht verzeichnet. Lichtenstein fügt hinzu: „Dänischer Bericht mit sehr auffallenden Unrichtigkeiten", giebt aber leider keinerlei weitere Auskunft. Es muss bis auf weiteres angenommen werden, dass er diese Mitteilungen aus Schlegel, Geschichte Christians IV. II, 291 entlehnt hat.

Den von Lichtenstein angezogenen beiden französischen Relationen ist oben S. 8 Anm. 1 und unten Anm. 1 ihre Stelle angewiesen.

Wertvolle Zusätze liefert des Liborius Vulturnus „Kurze Erzählung aller fürnembsten Händel, so zwischen der pfalz-baier-tillischen und kaiser-friedländischen gegen der königl. dennemärkischen Armada sich begeben" S. G 3 ff., die sich gut unterrichtet zeigt. Nach ihr ist der Wallensteinische Zuzug am 7. August von Wienrode bei Blankenburg aufgebrochen, am 10. August zwischen Duderstadt und Göttingen auf königliche Truppen gestossen, hat sich aber Abends eine halbe Meile

1) Eine Übersetzung dieser Relation ist der Recit veritable de l'entiere desroute du roy de Dennemarck par monsieur le comte de Thilly envoyé aux ambassadeurs d'Allemaigne en Bruxelles le 27. jour d'Aoust l'an 1626, den Lichtenstein S. XI erwähnt. Die Flugschrift findet sich wie die Relation veritable (oben Seite 8 Anm. 1) nur in der königl. Bibliothek zu Brüssel. Als bairische Gesandte waren im Sommer 1626 dort anwesend Christof v. Preysing und Joh. Christof Thanner; vergl. Aretin, Baierns auswärtige Verhältnisse etc. I, 2, 208.

2) Der Dennemarckischen und Nider-Sachsischen Creysses Acten ander Theil S. 126—128, auch gedruckt bei Lundorp I, 1255 und wieder II, 876.

3) 6000 Tote, 2500 Gefangene, unter den Toten Rittmeister Moritz von Ohnhausen, unter den Gefangenen Oberst Lohrs (neben Lohausen), Kommissarius Joh. Bentzen, Rittmeister Dorster; 80 Fahnen; Freiherr Cronburger in der Avantgarde mit fünf Kompagnien ist ebenso tapfer gewesen wie bei Kalenberg. Die nähere Beziehung zu den an Kurfürst Maximilian gesandten Berichten ergiebt sich u. A. aus der Erwähnung des mainzischen Orts, nach welchem Tilly sich von Northeim zurückgezogen, und des dänischen Wappens, das meistens auf den Geschützen gewesen. Vgl. oben S. 6 Anm. 1 und S. 9.

von Göttingen gelagert. Die Königlichen befehligte bei der Staufenburg der Hauptmann Adam Freiherr von Hodiriowa (Hodiowa), der schon dort gefangen genommen wurde; auch zwei halbe Kartaunen mussten die Königlichen dort im Stich lassen. In der Schlacht selbst wird an Stelle des Regiments Reinach das Regiment Schmidt (wie im nächsterwähnten Bericht) genannt. Starkes Musketen- und Geschützfeuer trieb die Königlichen zurück, als sie bis an Tillys Geschütze gelangt waren. Zwei dänische Fussregimenter beschädigten sich selbst „auf Error."

Lichtenstein unbekannt geblieben ist der trotz seiner Kürze selbstständige, d. h. in diesem Falle nicht im Wortlaut von anderen uns erhaltenen Berichten abhängige „Kurze und einfältige, doch aus verträulichen Communication-Schreiben gründlicher Bericht, wie es vom $\frac{14.}{24.}$ Augusti bis uf den $\frac{17.}{27.}$ ejusdem dis laufenden 1626. Jahrs mit den unterschiedlichen Treffen zwischen der Tyllischen und Dennemärkischen Armeen hergangen und die Victori endlich erfolget", die einen Stich 28 × 19 ½ cm. zeigt und als Ganzes ein Blatt von 30 × 35 cm. ist. Sie spricht davon, dass das ligistische Regiment des Obersten Schmid (muss heissen Reinach) anfangs ganz geworfen, einige Fahnen und Cornet desselben schon dem Könige präsentiert worden seien, dass aber die königliche Reiterei in einen Morast geraten sei, und dann das Glück sich gewendet habe, auch zwei königliche Regimenter irrtümlich auf einander Feuer gegeben hätten. Die Erschlagenen hätten auf vier Meilen Wegs gelegen; die Gefangenen seien nach Bockenem gebracht worden, wo man sie im Rathause verwahrt habe. Der Stich zeigt die tillyschen Geschütze auf einer ziemlich steil ins Thal abfallenden Bodenerhebung aufgestellt [1]).

Auch die Lichtenstein schon zugänglichen Nachrichten, die der derzeitige bairische Bevollmächtigte in Brüssel Johann Christian von Preising schon am 26. August (5. September) Nachmittags von Spinola und Nachts vom Kurfürsten von Köln erhielt, hat er unerwähnt gelassen. Sie geben Christians Armee auf 130 Cornette Reiter und 12 Regimenter Infanterie an und sprechen von 7 gebliebenen und 9 gefangenen Obristen; insgesamt soll der Feind 10—12 000 Mann verloren haben. Christian sei mit 16 Pferden in Wolfenbüttel angekommen, dann mit 5000 Pferden

1) Ein Exemplar dieses Berichts bewahrt die Königl. Bibliothek in Kopenhagen. Einen Stich von der Schlacht besitzt auch nach Mitteilung des Herrn Direktor Winter das Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien: Eigentliche Abbildung der trefflichen Victori, welche Graf Tilly, kais. General, wider den König in Dennemark 27. Aug. 1626 st. n. erhalten. Grösse: 31 × 26 cm.

ohne jedes Fussvolk auf Hamburg geflohen, der Graf von Anhalt ihm mit aller Reiterei zur Verfolgung nachgeschickt[1]).

Gegenüber all diesen Berichten, die von der siegenden Seite herrühren, haben wir nur einen einzigen, der auf die Unterliegenden zurückzuführen ist, und dieser stammt auch nicht einmal direkt von einem Augenzeugen. Es ist die Darstellung Aitzemas[2]). Nach einer summarischen Erwähnung, wie sie Aitzemas kurzer Gesamtdarstellung von Christians Feldzug entspricht, bringt der Niederländer unter Angabe seiner Quelle zunächst den Bericht Tillys an die Infantin (oben S. 6) und dann eine auf dänische Nachrichten zurückgehende Darstellung: Van de zijde van Denemarcken werdt de bataille verhaelt op volghende manier, und am Schluss: Op dese manier, segh ick, hebben't de coninckscbe verhaelt.

Tilly habe sich in der Nacht vor der Schlacht mit den Truppen des Herzogs von Lüneburg vereinigt und um acht Uhr die Königlichen hart bedrängt. Der König sei, tausend Pferde beim „Obersten" Fuchs zurücklassend, um einen Busch geritten, dem Feinde in den Rücken zu fallen, ohne dass er von der Verbindung mit den Lüneburgern gewusst habe. Bei seiner Rückkunft habe er seine Avantgarde fliehend gefunden und habe seine Soldaten ermutigt, sich dann auf eine Erhöhung begeben, wo vier Stücke standen, von denen eins, das oft gelöst war, geborsten sei. Inzwischen habe des Königs Infanterie die Tillyschen zwei Meilen weit an einen Busch getrieben, wo diese hinter aufgeworfener und mit Maien besteckter Erde 12 Geschütze verdeckt aufgestellt hatten, die gelöst wurden, als die Königlichen dicht vor den Stücken waren. Sie erlitten schwere Verluste und gingen in Unordnung zurück. Der König versuchte vergebens, die Flucht aufzuhalten; der Feind drängte zu heftig nach. Der Landgraf von Hessen wurde von Kroaten gefangen, trotzdem der König alles that, ihm zu helfen. Während sie um das Lösegeld mit einander zankten, hieb einer von ihnen dem Landgrafen ein Stück vom Kinn und Bart herunter; dieser, so entstellt, bat, ihn vollends zu

1) Aretin, Baierns auswärtige Verhältnisse seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts I, Beil. 2, 208. — Ein Schreiben aus Marienburg (zwischen Hildesheim und Hannover) vom 18. August, das in einer von Nordhoff in der Zeitschri. f. vaterländische Geschichte 36, 58 ff. abgedruckten Zeitung wiedergegeben ist, verlegt die Schlacht fälschlich auf den 16. und ist schwerlich von einem Augenzeugen verfasst. Neu ist, dass man am 16. in Tillys Lager vermutet habe, der Administrator sei zu Christian gestossen.

2) Lieuwe van Aitzema, Saken van Staet en Oorlogh I, 551 ff. (Haag 1669). Es ist vielleicht der Bericht, den Camerarius am 1. und 6. Oktober erwähnt, Moser, Patriot. Archiv 6, 99 ff. und 106.

töten, worauf ein Kroat ihm seine Pistole unter den Harnisch setzte und ihn so erschoss. Die Kompagnie des Königs, 500 Mann stark, blieb fast ganz, da sie nicht weichen wollte, und ihr Quartier nicht gegeben wurde. General-Leutnant Fuchs wollte kein Quartier nehmen; er focht in einem weissseidenen Wamms mit einer grauen Überjacke (casack). Es werde von ihm gesagt, dass er dem Könige die Schlacht abriet, weil sein Volk meist neu war, das Tillys aber schon viele Jahre im Felde. „Jeder alte Soldat ist so gut wie ein Offizier." Er habe dem Könige auch geraten, nicht zu mustern, damit der Feind seine Stärke nicht erfahre, auch nicht zu zahlen, sondern das Geld mitzuführen, wie sechs Tage lang geschehen sei, ohne dass ein Soldat um Geld rief. Die Infanterie focht gut, aber die Reiterei warf sich nach einigem Kampf in die Flucht. Fünf Cornetten von 119 wurden „geschlagen", der Rest mit 20 Kompagnien zu Fuss geleitete den König nach Wolfenbüttel. Bei der Flucht der Bagage ging es sehr unordentlich her. Frauen und Kinder wurden von dem eigenen Volke hinabgestossen; ja Frauen warfen ihre eigenen Kinder weg, um sich auf den Wagen zu halten. Die Wagen, die nicht fort konnten, wurden von den Königlichen selbst beraubt, dem Feinde die Beute nicht zu gönnen. Die Wagen mit Geld waren schon einige Tage vorher in Wolfenbüttel. Sieben Geschütze seien gerettet worden; sechs seien zuerst genommen worden, darnach noch eins, dem die Laffette brach, was den König sehr verdross. Des Königs Armee habe vier Tage wenig Brot gehabt, habe sich meist mit Äpfeln, Birnen und allerlei Baumfrüchten beholfen und dazu Wasser. Die Zufuhr sei ihr fast völlig abgeschnitten gewesen, so dass Hungersnot entstanden und sie desto flauer zum Fechten gewesen sei. Tilly habe 65 Fähnlein erbeutet und den Rittmeister Asverus und zwei andere verloren. Unter den Toten wird von dänischen Herren ein Bilde genannt. Nach einer offenbar verwirrten Nachricht über einen auch gebliebenen Rittmeister „Wolf Hendrick van Weers aus dem Stift Bremen", der ein Regiment von 2000 (!) Pferden geführt haben soll, folgt das bei Lundorp gedruckte Verzeichnis der auf Schloss Lutter Gefangenen, doch vielfach mit besseren Namensformen, und weiter ein Verzeichnis der übrigen Gefangenen, das 11 Namen mehr enthält als das entsprechende bei Lundorp, doch aber keinen, der sich nicht auch in dem der „Ausführlichen gründlichen Relation" (oben S. 17) angehängten Verzeichnis fände.

Einen eigenartigen, doch so gut wie wert-, ja zum Teil sinnlosen Bericht hat Johann Cluver in seinem Historiarum totius mundi epitome S. 799 (Leiden 1640). Er lässt Tilly mit „ungeheurem Verlust" von

Northeim abziehen, ihn in den folgenden Zusammenstössen mehr als 600 Mann und einige Fahnen einbüssen und stellt den König als den Nachdrängenden dar, der bei Lutter eine geeignete Stellung wählt[1]). Fuchs rät dazu, während andere Führer abraten, weil der Ort nicht zur Aufstellung des Geschützes passe, und der Wind dem Feinde günstig sei. Der König, Furcht nicht kennend und sicher, dem fliehenden Feinde zuzusetzen (fugibundo instare hosti certus), beschliesst die Schlacht. Man dringt bis zu Tillys Geschütz vor, so dass dieser am Siege verzweifelt; da er aber die vom Hunger ermüdeten Fusstruppen angreift und gerade zur rechten Zeit die Hilfe des Herzogs Georg von Lüneburg erhält, dazu die königliche Reiterei sich dem Kampfe entzieht, weil die Soldzahlung verzögert war, schlägt er das Fussvolk. Die Reiter fliehen schimpflich trotz der Bitten des Königs. Man verliert 1200 Tote, 1800 Gefangene, Tilly aber ungefähr ebensoviel.

Die zahlreichen Quellen, die Lichtenstein in seiner Einleitung sonst noch zusammenstellt, bereichern unser Wissen über die Schlacht nicht. Das Theatrum Europaeum (1617—29 S. 931 ff., Ausg. von 1639) hält sich durchaus an Tillys Bericht an den Kaiser; was Khevenhiller, Annales Ferdinandei 10, 1266 ff. bringt, ist nur eine Wiederholung, das Werk des Lotichius überhaupt nur eine lateinische Übersetzung des Theatrum. Aus diesem entnimmt auch Meteren (Meteranus novus d. i. Niederländischer Historien 3. Teil S. 456, Ausg. von 1640) seine Nachrichten wörtlich, Piasecius (Chronica gestorum in Europa singularium I, 387, Krakau 1645) die seinen ebendaher oder aus Khevenhiller. Brachelius (Historia universalis, Köln 1652, S. 120 ff.) giebt selbst Lotichius und den Deutschen Florus als seine Quellen an. Carafa, Commentaria de Germania sacra restaurata (Köln 1639) arbeitet (S. 261 ff.) nach Lundorp. Die Summarische Chronik des 31 jährigen Krieges, Köln 1650 giebt (S. 7) nur einige wertlose Notizen. Auch Winkelmanns Oldenburgische Friedens- und benachbarter Örter Kriegshandlungen (1671) berichtet S. 198 nur kurz nach dem Theatrum und Aitzema. Der historische Bilder-Saal (Nürnberg 1714) hat nur eine Notiz über die Schlacht und bringt den bedeutungslosen, von Lichtenstein citierten Vers

Von Lutter bis nach Stade
Das war eine Retirade.

Lichtenstein führt noch ein Manuskript der Göttinger Bibliothek an: Chronologia Hannoverana von 711 bis 1703. Der Bericht, der sich

1) Diese Vorstellung scheint übrigens schon Camerarius zu haben, Patriot. Archiv 6, 105.

dort S. 1352—1358 findet, ist eine Compilation aus dem den Dennemärkischen Akten angehängten Bericht, Lundorp, Cluver und Aitzema. Der Erzählung Cluvers über Fuchs, die so abgeändert wird, dass dieser hier von einer Schlacht abrät, wird hinzugefügt, dass der König Fuchs gefragt habe, „ob ihn vor seiner Haut graue", worauf Fuchs: er wäre nur ein Mensch, der König werde es mit Schaden erfahren. Fuchs habe aber „solchen Schimpf nicht leiden wollen", sondern habe „an die Tillischen gesetzt." Bei der Bedrohung der ligistischen Geschütze durch die Königlichen seien Tilly die Thränen in die Augen gestiegen.

Damit ist der Quellenstand, abgesehen von einzelnen noch zu erwähnenden Bemerkungen und der Aufklärung, die die Topographie bieten kann, klar gelegt. Es möge versucht werden, das Wesentliche zusammenzufassen, was man darnach über die Hergänge wissen kann.

Am 6. August rückte König Christian von Seesen gegen Northeim heran, das von Tilly angegriffen war. Zweck des Marsches der letzten Tage war, Göttingen Entsatz zu bringen, aber der König fand diese Stadt in Tillys Gewalt. Vor Northeim hielt Tilly ihm nicht Stand[1]. Er hätte eine Schlacht in ungünstiger Stellung annehmen müssen, fühlte sich körperlich angegriffen und war, wenigstens nach seiner eigenen Angabe, mit seinen Streitkräften, besonders der Reiterei, dem Gegner nicht gewachsen. Es gelang ihm, sich in der Nacht vom 6. zum 7. unbemerkt leineaufwärts zurückzuziehen und dann bei Nörten, eine starke Meile südlich, eine feste Stellung einzunehmen. Er erwartete den südlich um den Harz heranziehenden Zuzug der Wallensteiner, der am 7. August aus Wienrode bei Blankenburg aufgebrochen war. Der König verliess Northeim am 10., an welchem Tage Teile seiner Arme schon zwischen Duderstadt und Göttingen Fühlung mit den anrückenden Wallensteinern gewonnen hatten, und wandte sich südöstlich ruhmeaufwärts. Seine Bewegungen am 11. und 12. lassen erkennen, dass er sich die Thatsache, dass Tilly mit seiner ganzen Streitmacht wenige Stunden westlich in seiner rechten Flanke stand, völlig vergegenwärtigte. Am 14. kam er bis vor Duderstadt. Die Auffassung, dass diese Stadt von ihm besetzt worden sei, ist irrig. Zweck der ganzen Bewegung war, die Verbindung der Wallensteiner mit Tilly zu hindern. Wenn ihm die Absicht zugeschrieben wird, nach Thüringen und weiter in die Besitzungen der Feinde einzudringen, so muss das als höchst unwahrscheinlich abgelehnt

1) Gronsfelds Nachricht, dass Tilly von Christians Anzug völlig überrascht worden sei, widerlegt sich schon durch Tillys Brief an die Infantin vom 4. August, Villermont 2, 363.

werden. Über einen derartigen Plan äusserte sich Wallenstein mit einer auch sonst von ihm gebrauchten Wendung: „Er wäre verloren wie Judas' Seel", und man darf dem Könige, dessen Kriegführung, trotz des persönlichen Mutes und der Tapferkeit, die ihm eigen waren, eher eine vorsichtige als eine draufgängerische zu nennen ist, ein derartiges Verzweiflungsunternehmen ohne einwandsfreie Belege nicht ernstlich zutrauen. Der erstrebte Zweck wurde aber nicht erreicht. Die Friedländer erreichten schon die Nachbarschaft von Göttingen, als der König seinen Marsch antrat; ihre Verbindung mit Tilly war schon am 10. gesichert. Der Nachrichtendienst, der während des ganzen Feldzuges auf ligistisch-kaiserlicher Seite weit überlegen war, blieb auch in diesen wichtigen Tagen im königlichen Heere hinter seinen Aufgaben zurück[1]). Der Zuzug vermehrte Tillys Streitkräfte nach seinen eigenen Angaben um 4300 Kombattanten, 1900 Reiter und 2400 Fussgänger. Am 12. brach er aus seinem Lager auf, zu verhüten, dass die eine starke Meile entfernt liegenden Wallensteiner allein einen Angriff des Königs auszuhalten hätten, und gewann noch am selben Abend, nachdem er bei Geismar die Wallensteinschen an sich gezogen hatte, Fühlung mit dem Feinde. Am 13. kam auch das Fussvolk heran. Eine Rekognoszierung am 14. ergiebt, dass der Feind sich zurückzieht, aber so langsam, dass Tilly sicher ist, ihn auch noch am nächsten Tage zu erreichen. An diesem (15.) gehen die Königlichen nordwärts über die Ruhme und Oder zurück, der König nimmt Quartier in Dorste, eine kleine Stunde von Catlenburg. Die Ligisten folgen auf dem Fusse, und es kommt zu Zusammenstössen. Das setzt sich am 16. in der Richtung auf Seesen fort. Der Pass bei der Staufenburg wird vergeblich von den Königlichen verteidigt; ihrer 600 werden dort vernichtet, zwei Geschütze gehen verloren. Den ganzen Tag müssen sie zugleich auf die Verteidigung und den Rückzug bedacht sein, ihre Bagage, soweit dieselbe nicht vorausgeschickt ist, zum grossen Teil im Stich lassen oder verbrennen. Die Nachzügler gehen verloren. Dass die Verpflegung eine dürftige wurde, ist nicht unwahrscheinlich. Die lüneburgischen Orte auf dem Wege vom 15. und 16. lässt der König in Brand setzen. Abends stellt er sich zweimal nach einander bei Seesen in Schlachtordnung, und es kommt zu einem Geschützkampf.

1) Nimmt man an, dass der König wirklich nach Thüringen und Franken wollte, so bleibt völlig unerklärt, warum der König nicht rascher durchs Eichsfeld vorrückte. Nur grösste Raschheit hätte ja einem Unternehmen gegen des Feindes Lande einen gewissen Erfolg verschaffen können.

Am 17. bricht der König schon um Mitternacht wieder auf. Die Vorhut des Feindes ist ihm aber bald wieder auf den Fersen. Nach Bindauf sind es die wallensteinschen (kaiserlichen) Regimenter, nach Gronsfeld sein eigenes (ligistisches), nach dem auch von bairischer Seite ausgehenden „Ausführlichen, gründlichen Bericht" Gronsfeld mit dem herlibergschen Regiment und mit ihm die Regimenter Reinach, Schönberg und Cronberg. Der mehr als stundenlange Weg durch den Hahauser Forst wird unter fortwährenden Kämpfen zurückgelegt. In dem freieren Gelände bei Nauen und Lutter sieht sich die königliche Armee, noch früh am Vormittage, genötigt, Posto zu fassen. Sie thut das in günstiger Stellung, auf einem Gelände, das von sumpfiger Bachniederung allmählich ansteigt zu dem erhöhten Terrain, auf dem Lutter mit seinem Schloss liegt [1]. Tillys Truppen sammeln sich gegenüber, und es beginnt eine Kanonade, an der auf Tillys Seite sechs, auf der des Königs aber nur zwei oder drei Geschütze teilnehmen. So bleibt die Situation bis über die Mittagsstunde hinaus. Nur einzelnen Plänklern (dem „Ausschuss") von den wallensteinschen Regimentern wird gestattet, die Niederung zu überschreiten. Als aber Tilly merkt, dass der König in einem Walde und hinter einer Hecke sich zur Schlacht ordnet, ordnet auch er seine Treffen. Das eigene Volk nimmt er zur Rechten, das friedländische zur Linken und lässt so vorgehen. Als aber die Reiterregimenter Cronberg und Schönberg und das Fussregiment Reinach (sämmtlich ligistische Mannschaften) [2] den Bach überschritten hatten, nahmen die Königlichen ihren Vorteil wahr und griffen die Tillyschen heftig an. Da diesen über den Bach hinweg nicht sofort Hilfe gebracht werden konnte, wurden sie geworfen, und die Königlichen sind über die Niederung bis an Tillys Geschütze gekommen. Hier kommt aber unter Zuspruch und persönlicher Führung Tillys und des Grafen Anholt das Gefecht zum Stehen und wogt einige Zeit unentschieden hin und her. Die Reiterei bekämpft sich neben und hinter dem fechtenden Fussvolk. Als die Königlichen zu weichen beginnen, dringt Tillys Fussvolk hart nach und wirft den Gegner vollständig, als er zurückgehend auf die hinter der Front kämpfende Reiterei stösst und dadurch in Unordnung gebracht wird. Vielleicht haben königliche Regi-

1) Die Karte, die Lichtenstein seinem Buche beigiebt, ist höchst mangelhaft. Abgesehen davon, dass sie die Himmelsgegenden völlig verkehrt, giebt sie auch die Entfernungen so unrichtig, dass man sich aus ihr ein Bild der Schlacht nicht machen kann. Schon die „Karte des Deutschen Reiches" orientiert besser.

2) Gronsfeld nennt diese Regimenter auch, will selbst aber von ihnen über den Bach beordert sein. Es ist nicht abzusehen, warum der auf Bindauf zurückzuführende Bericht gerade dieses ligistische Regiment weggelassen haben sollte.

menter sich unter einander beschädigt. 30 Fähnlein Fussvolk werfen sich in das feste Schloss Lutter, müssen sich aber bald auf Gnade und Ungnade ergeben, an der Zahl mehr als 2000. Sie werden in tillysche Regimenter gesteckt. Die Weichenden und Fliehenden werden niedergemacht.

Es fielen vom Heere Christians der General Fuchs, der Nächstkommandierende nach dem Könige, Landgraf Philipp von Hessen und der Graf Solms, der General-Kommissär Poggewisch und drei Obristen. Die berichteten Einzelheiten über den Tod des Landgrafen und des Grafen sind durchaus glaubwürdig. Mehr als 100 Offiziere aller Grade wurden gefangen, bis auf wenige Vornehmere sämmtlich durch Übergabe des Schlosses, durch die auch allein 29 von einigen 60 Fahnen, die im Ganzen erbeutet wurden, in die Hände der Sieger fielen. Da die ganze feindliche Infanterie zersprengt wurde, so hätte die Fahnenbeute grösser sein müssen, aber die Soldaten haben Fähnlein versteckt und verborgen, zum Teil auch zerrissen, um Stücke zum Gedächtnis zu behalten. Die Königlichen verloren ihre gesammte Artillerie, 22 Geschütze. Sie waren leichter gebaut als die Tillys, nach niederländischem Muster, teils mit dem dänischen, teils mit dem braunschweigischen Wappen versehen. Auch die königliche Reiterei war ganz zersprengt und gelangte nur in kleinen Trupps nach Wolfenbüttel, darunter 30 Cornette (Fähnlein), die kaum mehr als 80 Reiter zählten. Von ihren Feldzeichen hat man nur sechs erbeutet.

Nach Wolfenbüttel hat auch der König seinen Weg genommen und ist dort noch selbigen Tages vor Sonnenuntergang eingetroffen. Er hatte bis zum Äussersten auf dem Schlachtfelde ausgehalten, wiederholt seine Truppen vorgeführt und wurde selbst nur dadurch gerettet, dass das Pferd eines feindlichen Unteroffiziers in demselben Augenblick erschossen wurde, wo dieser ihn gefangen nehmen wollte. Dass der König auf der Flucht sein Volk laut beklagt hat, klingt glaubwürdig genug. Auch Schlegels Erzählung (II, 292), dass Wenzel Rotkirch, des Königs Stallmeister, dessen stürzendes Pferd auf der Flucht durch sein eigenes ersetzte, wird nicht abzulehnen sein.

Auch Tillys Truppen waren sehr erschöpft, die Reiterei durch mehr als 50 Stunden nicht vom Pferde gewesen, dazu ohne genügende Nahrung, da die Bagage zurückgeblieben. Das Heer blieb die Nacht bei Lutter liegen. Doch scheint die Verfolgung durch den Wald, durch den sich zunächst die Strasse nach Wolfenbüttel zieht, fortgesetzt, und es scheinen dort besonders noch viele Fliehende niedergemacht worden zu sein.

Tilly lobt gegenüber dem Kaiser und von dessen Truppen den Obersten Desfours und das Regiment Altsachsen mit seinem Oberstleutnant Bindauf, gegen den Kurfürsten Gronsfeld, gegen die Infantin den Grafen von Anholt. Ausserdem werden in der von bairischer Seite ausgegangenen „Ausführlichen, gründlichen Relation" noch die Obersten Erwitte und Bock als solche genannt, die sich wohl gehalten. Die beiden Gelobten Bindauf und Gronsfeld waren Überbringer der Berichte an Kaiser und Kurfürst. Was Gronsfeld über seine eigene Auszeichnung durch Tilly unmittelbar nach der Schlacht auf dem Schlachtfelde erzählt, kann kaum als historisch gelten.

Die Stärkeverhältnisse der kämpfenden Heere zu bestimmen, ist unmögiich. Eine zuverlässige Ordre de Bataille lässt sich für keine der beiden Armeen zusammenstellen; eine ungefähre Aufrechnung der beteiligten Truppenkörper aber hat um so weniger Wert, als man so gut wie keine Anhaltspunkte hat, ihre Gefechtsstärken zu ermitteln [1]). Christians Armee wird von den Gegnern auf 25000 Mann angegeben; sie erreichte aber schwerlich 20000. Die Reiterei war in ihr besonders stark; die Angaben schwanken zwischen 90 und 130 Kompagnien, von königlicher Seite (Aitzema) werden 119 genannt. Hält man sich an die Thatsache, dass Tilly 32 Reiterfähnlein zu 1900 Kombattanten berechnet, so ergäbe das zwischen 5- und 8000 Mann [2]). Das Fussvolk ist schwerlich mehr als doppelt so stark gewesen. Tilly soll nach Bindauf vor Northeim 12000 Mann stark gewesen sein, mit den Wallensteinern also 16—17000. Man darf diese Zahl, da sie auf eigener Angabe beruht, vielleicht etwas hinaufsetzen, und würde so zu dem Ergebnis kommen, dass Tillys Armee der des Gegners an Zahl kaum nachstand, vielleicht sogar überlegen war. Dass der König, dem es an Mut nicht fehlte, so entschieden einer Schlacht auszuweichen suchte, darf als ein Beleg angesehen werden, dass er den Feind für stärker hielt. Denn allein wegen der Überlegenheit der älteren, kriegskundigeren Mannschaften hat er den Kampf wohl nicht gescheut.

Die gleiche Unsicherheit bleibt bestehen in Betreff der Verlustziffern, doch kann die Zahl von 2—3000 Gefangenen, eben den auf Schloss Lutter

---

1) Die Zusammenstellungen Larsens S. 101 ff., 139 ff. lösen die Aufgabe nicht. Sie ergeben knapp 20000 Mann für das königliche Heer, ohne dass diese Zahl mehr Wert hätte als den einer Vermutung.

2) Die 2400 Mann Fussvolk, von denen Tilly spricht, bestanden nach Vulturnus, Kurze Erzählung G 4 aus 20 Kompagnien, je 10 der Regimenter Cerboni und Colloredo.

zur Ergebung genötigten, als einigermassen feststehend angesehen werden. Die Angabe von 10 000 Toten allein auf Seite der Königlichen ist jedenfalls übertrieben, auch mit der Angabe von 3000 im Walde Erschlagenen ist wenig anzufangen. Die Fluchtscenen, die Aitzema schildert, mögen sich zugetragen haben. Dass Tillys Heer nur wenige hundert Mann sollte verloren haben, erscheint auch wenig glaubwürdig gegenüber dem zugestandenen Schwanken des Kampfes in seinem Beginne. Doch kann man die Nachricht, dass nur wenige ligistische Offiziere gefallen seien und unter ihnen als vornehmster ein Rittmeister, gelten lassen. Andererseits muss die Überlieferung der Königlichen, dass auf der Gegenseite eben so viel Leute gefallen seien, wie auf der ihren, ebenfalls abgelehnt werden, ebenso die von dieser Seite vorgebrachten Zahlen von 1200 Toten und 1800 Gefangenen, die aller Wahrscheinlichkeit nach einfach aus der Luft gegriffen sind. Als glaubwürdig kann die Nachricht angenommen werden, dass des Königs Leibkompagnie zum grösseren Teil aufgerieben wurde. Sie war übrigens (aus jungen Adeligen bestehend), abgesehen von einem im Frühling aus der Nationalbewaffnung aufgebrachten Fussregimente, die einzige national-dänische Truppe beim Heere; dieses bestand sonst, abgesehen von einigen Offizieren und Beamten, ausschliesslich aus Deutschen. Das schwedische Regiment, von dem Lichtenstein spricht, war nicht bei Lutter. Tillys Armee schloss weit mehr nichtdeutsche Elemente in sich als die des fremden Königs.

Dass weder Herzog Georg von Lüneburg, noch irgend welche von seinen Truppen am Kampfe beteiligt waren, hat schon von der Decken (1, 225 ff.) nachgewiesen. Wenn dieser Verfasser trotzdem an einer Umgehung durch die Wallensteiner festhalten will, und diese von Lichtenstein breit ausgemalt wird, so widerspricht das unsern besten Nachrichten, und man kann es durch eine in der Gegend lebende Tradition nicht stützen. Derartige Traditionen führen fast ausnahmslos auf Buchgelehrsamkeit zurück. Auch die Nachricht, dass die Reiterei nicht habe fechten wollen, weil sie in letzter Zeit ihren Sold nicht erhalten habe, gehört in die Kategorie der haltlosen Ausreden, an denen es ja bei Unterliegenden nie felt. Sie tritt allerdings schon sehr früh auf. Schon am 20. Tage nach der Schlacht schreibt Camerarius an Rusdorf[1]), dass bei Lutter ein Teil von Christians Soldaten, den rückständigen Sold fordernd, seine Pflicht nicht thun wollte. Aber dass dieser Vorwurf die Reiterei nicht treffen kann, beweist ein unabweisbares Zeugnis. König Christian schreibt

1) Söltl, Der Religionskrieg in Deutschland 3, 216.

selbst am 29. August: „Das Unglück, so wir im letzten Treffen gehabt, hat der General Fuchs verursacht, welcher lebendig tot war, wie er bestellen sollte, was ihm befohlen. Das Fussvolk wollte ganz nicht stehen, die Reiterei that das Beste“ [1]).

Ob der vom König gegen Fuchs erhobene Vorwurf in irgend welchem Zusammenhange steht mit dem, was Aitzema erzählt, bleibt eine offene Frage. Ganz zurückweisen lässt sich die Möglichkeit nicht. Die dort über Fuchs mitgeteilten Einzelheiten kann man gelten lassen, jedenfalls eher als die in der hannoverschen Chronologie erweiternd vorgebrachten, doch muss im Hinblick auf des Königs eigene Aussage die Bemerkung über das gute Fechten des Fussvolks, das Fliehen der Reiterei zurückgewiesen werden. Aitzema bemerkt ausdrücklich, dass trotz der Einbehaltung des Soldes kein Soldat nach Geld rief. Die schlechte Haltung der Infanterie muss also doch auch wohl auf andere Ursachen als Unzufriedenheit über Nichtauszahlen des Soldes zurückgeführt werden. Das von Slange aufgebrachte und ihm mehrfach nacherzählte Märchen von dem Verlassen der dänischen Reiter durch die deutschen erledigt sich schon durch die Thatsache, dass es ausser der Leib-Kompagnie (eine von etwa 100!) dänische Kavallerie bei der Armee nicht gab. Die Verpflegung war wohl auf beiden Seiten dürftig genug; jedenfalls wird in dieser Beziehung von beiden Seiten geklagt.

Es würde zu weit führen, hier alle die Verkehrtheiten und Eigenmächtigkeiten in den eingangs genannten und anderen darstellenden Werken aufzuführen. Durch besondere Willkürlichkeit zeichnen sich v. d. Decken, Lichtenstein, Heilmann und Larsen aus. Hier sei nur hervorgehoben, dass v. d. Decken und Lichtenstein gegen alle Quellen den König schon am Vormittage des 16. bei Lutter ankommen lassen, so dass er einen vollen Tag Zeit hat, die Schlacht zu überlegen und sie vorzubereiten, dass sie ihn durch gegnerische Truppen umgehen bezw. plötzlich in der Flanke angreifen lassen (v. d. Decken sogar von beiden Seiten her), und dass noch Larsen, der besser seinem Landsmann Jahn gefolgt wäre, ihnen das nachschreibt. Gerade die ausführlichsten Darstellungen und diejenigen, zu denen man deutscher- wie dänischerseits zunächst greifen wird, sich über die Schlacht zu belehren, sind irreführend und unbrauchbar.

---

1) Kong Christian den Fjerdes egenhändige Breve 2, n. 24 S. 31. Vgl. Waitz in Forschungen zur deutschen Geschichte I, 646.

Beilage I.

Bericht im Hauptstaatsarchiv Dresden (vgl. oben S. 9).

Bericht von dem zwischen dem König in Dennemarck und Gen. Tylli fürgangenen treffen [a]).

Es ist menniglichen bewust, durch wie viel mancherley practiken der Römischen kayserlichen Mayt., unserm allergnedigsten herrn, durch viel unterschiedliche könige, fürsten und herren zugesetzt, und wo nicht Gott der allmechtige ihr. Röm. kays. Mayt. alsz einen gerechten gecrönten und gesalbten kayser, könig und herrn durch seine göttliche gnade bey dero gerechten sachen erhalten, nicht müglich gewehsen wehre, gegen alle diese feinde obzusiegen; wie denn daszelbe der ganzen welt genügksam offenbar und durch vielfeltige intercipirte schreiben solches am tage ist, auch zu solchem Ende der graf von Mansfeld beneben den elterem herzogen zue Weymar durch Schlesien sich mit dem Betlehemb Gabor zu coniungiren gezogen, deme ihr. fürstl. Gn. herzog zu Friedland mit seiner armada gefolget. Dieweilen aber der könig zu Dennemarck mit einer noch stärckern armada in niedersächsischen craisz verblieben, haben ihr. fürstl. gn. herzog zue Friedland die eingenommenen Stifter, alsz Magdeburgk und Halberstadt, nicht gar ohne volck verlassen wollen, sondern zu dem ende nachvolgende regimenter, als herrn obristen [Wrat]iszlaw [b]) und herrn obristen Altringers in besazung der guarnisonen gelassen, wie auch nachvolgende regimenter, alsz reuterey dasz alte sächsische, DesFourische, Hausmannische und 6 compagnien Crabaten, wie auch des [Cerboni] [c]) und Colloredo regiment zu fusz, ein lager im stift Halberstadt zu formieren und auf des königs armada achtung zu geben, hinderlassen, wie auch auf allen nothfall dem herrn general Tilly, welcher schwach an volck Göttingen belägert, zu secundiren. Dieweil nun der herr general Tilly nach eröberung der stadt Göttingen auf Northheimb geruckt und, wiewohl solches nicht belägert, doch mit einem trommeter auffordern lassen; darauf die in der stadt etliche tage frist begeret. Inmittelst haben sie es dem könig in Dennemarck avisiert, welcher dann alszbald sich mit dem obristen Fuchs conjungirt, und alsz mit einer

a) Überschrift von anderer Hand.
b) Fröidiszlaw Handschr.
c) Zerobine Handschr.

armada von 25 000 zue ross und fuss, benebenst 30 stück geschüz kommen und dasselbige entsezet. Darauf Ihr excellens herr general Tilly, weil er manschaft uber 12 000 effective nicht gehabt, auch herr graf Tilly an persohn, wegen der cholica, ubel aufgewehsen, sich auf ein meil weges gegen Göttingen in einen ihme zum vortheil gelegenen ort reteriret; wie denn die ganze königl. reutterey auf des herrn generalen Tilly nachzugk gesezet, aber wenig zu ihren nuzen, insonderheit weil die nacht eingefallen, verrichten können. Inmittels hat herr general Tilly denen obbemelten Fridlendischen 6 regimentern unter den comando des obristen Des Fours ordinanz geben, zu Ihr zu stossen und sich mit Ihrer armada zu conjungiren. Seindt also diese regimenter den 20. augusti bey Göttingen ankommen und eine grosse meil von ihr. excell. läger den 21. disz still gelegen. Inmittels hat der könig in Dennemarck avisia bekommen, dass diese 6 regimenter zum herrn general Tilly stossen und ihren weg auf Duderstadt zu nehmen werden, ist derhalben mit seiner ganzen armada aufgebrochen in dieser intention, gedachten Friedlendischen regimentern den weg abzuschneiden, sie zu schlagen und, wie die gefangenen sagen, alsz dann seinen weg nach Österreich zu nehmen. Ihr excell. herr general Tilly hat zwar den königischen aufbruch alsbald vernommen, ihr vorhaben aber ihme nicht einbilden können, haben zwar ordnung geben, bis auf weiter ordinanz sich fertig zu halten; weiln herr general Tilly aber keine nachrichtung haben können, wasz eigentlich der königisch intention sey, ist es also die ganze nacht verblieben. Den 22. disz frühe, ehe man didianam oder tagewacht geschlagen, seindt die von der wacht in die läger kommen und angezeiget, dass man mit grossen stücken schiszen höre. Weil nun die Friedlendischen regimenter eine ganze meil vom herrn general Tilly gelegen, hat ein theil geglaubet, der ander theil werde von königischen angefochten. Seindt derhalben beiderseits gegen einander gerückt, in meinung, eines das ander zu entsezen; alsz man aber recht zugesehen, hat man befunden, das es in der luft ein donner gewehsen. Gleich in dieser stund hat herr general Tilly avisia bekommen, dass der könig mit seiner armada bey Duderstadt in Eigszfeld, dem churfürsten von Mainz zugehörig, sich befinde. Weil sich dann der herr general Tilly mit der ganzen armada albereit im felde, hat er sich alsbald resolviret, an dasz königische läger zu zihen und, wo müglich, sich mit ihnen zu schlagen oder die stadt zu entsezen, auch in solcher intention alsbald fort marsiret. Es ist aber ein solches wetter mit einen solchen erschröcklichen regen, welcher bisz in die Nacht gewehret, dass es unmüglich gewehsen, dass ein theil gegen den andern

die pistoln, wil geschweigen die muszqeten brauchen können, wie auch die finstere nacht eingefallen, wie es denn auch nicht allein die ganze nacht, sondern auch den nachvolgenden 23. und 24. augusti stets ohne unterlass geregnet.

Es ist aber herr general Tilly mit seinem läger nur eine viertel meil von den königischen gelegen, aber wegen ublen und bösen wetter nichts vornehmen können. Den 24. augusti, weil der könig gesehen, dass er nicht rechte kundschaft gehabt, und obbemelte 6 regimenter schon hindurch gewesen, er vermeinet, der herr general Tilly sey ihm nun zu stark, hat derhalben seine intention endern müssen, und weil er an proviant grossen mangel gelitten, sich resolviret, nach Wolffenpütel zu reteriren, daselbsten einer besseren occasion, sein intent ins werk zu sezen, zu erwarten, ist daranf desselbigen tages mit seiner ganzen armada aufgebrochen, seinen weg auf Lindau neben den Harz zu genommen. Worauf herr general Tilly den 25. gar frühe gefolget und desselbigen tages des königes nachzugk erreichet, etwas, jedoch weniger importanz, gescharmuziert, die königischen aber alle brücken hinder sich abgeworfen, welche doch herr general Tilly alszbald so viel müglich wieder machen lassen und den königischen gevolget, darauf die nacht eingefallen. Sein also beede läger, die königischen hinter einem berge neben einem walt, die Tillischen aber an einer höhe gegen den konigischen uber gelegen. Den 26. augusti seindt die königischen vor tages aufgebrochen, und sobald herrn general Tilly solches avisirt worden, seindt ihr. excell. alszbald mit der reutterey gefolget. Die königischen aber haben sich in guter ordnung alzeit reterirt und zugleich defendirt. Aber bey allen pässen haben die könig. volck verlohren, wie denn solches leichtlich zu erachten, wer für sich gehen und sich zurücke defendiren soll, ihme nicht so viel vortheil bleiben wird alsz dem andern, welcher allein fortgehet und auf den andern dringet, insonderheit da er sich an seinem vorhaben nicht wil verhindern lassen. Dieses reteriren und defendiren von den königischen und attaggiren von den keyserischen hat also diesen ganzen tag gewehret. Gegen abend zwischen 4 und 5 uhrn ist die könig. armada durch den Harz gezogen und denselben pass mit dragonern und muszquetirern stark defendirt, aber doch von den keyserischen aus demselben pasz getrieben; seindt also von königischen 3 oder 400 mann im selben pass niedergehauet worden.

So bald herr general Tilly durch solchen pass kommen, hat er auf der andern seiten die königischen in voller guter schlachtordnung gefunden, hat derhalben auch auf selbiger seiten des passes sein volk in

schlachtordnung, so viel der plaz deszelbigen orts leiden wollen, gestellet. Darauf die königischen auf einen nahen dabey gelegenen bergk sich reteriret und sich wiederumb in schlachtordnung praesentirt, alszbald 2 stück darauf plantirt und auf die Tillischen feuer geben lassen, aber gleich darauf selbigen bergk wiederumb verlassen und sich auf einen negst dabey gelegenen, noch höhern abermahl in der schlachtordnung gestellet. Darauf herr general Tilly mit seinem volk gefolget, diesen izt bemelten von den königischen verlassenen bergk eingenommen und etliche stück plantiret, gegen einander mit stücken gespielet und mit der reuterey auf der seiten bisz in die nacht gescharmüziret, auch also diese nacht gegen einander uber gelegen und so nahe, dass die schildwachten auf einander mit steinen werfen können. In der nacht haben die königischen biszweilen ein stück abgehen lassen und nach den Tillischen wachtfeuern geschossen.

Den 27. augusti seindt die königischen etliche stunden vor tages ohne drommelschlagk mit ihrer ganzen armada stillschweigend aufgebrochen. Alsz aber von der kayserischen Friedländischen reuterey ihr aufbruch vermerket, seindt die kayserischen regimenter zu pferd alszbald in der königischen verlassenen posto gerücket, und dem herrn general Tilly der könig. aufbruch avisirt, der alsbald der kayserl. reuterey benebenst den obristen Desfour den königischen zu volgen anbevohlen und wo müglich, bis ihr excell. mit der ganzen armada hernach kähmen, durch scharmüzel aufzuhalten. Ist also der h. obrist Des Four mit denen nachvolgenden regimentern, alsz dasz alte sächsische, Des Fourisch und Hausmannisch, beneben 6 compagnien crabaten den königischen in aller eil nachgefolget. Und ob die königischen gleich ihre pagasi vorangeschickt, haben sie doch derselben eine so grosse menge gehabt, dass sie durch solche ihrer marsa zu vollbringen sehr verhindert worden, auch unterwegens viel wagen stehen lassen und verbrennet; auch viel soldaten, so sich von den königischen verspätet und zurücke blieben, sind von denen crabaten nieder gehauet worden.

Eine halbe meil von Seesen haben die izt bemelte kayserischen regimenter zu ross den königischen nachzugk in einem thal und wald angetroffen und stark auf sie gesetzt, dass sie also gezwungen, sich in einen scharmüzel mit ihnen einzulassen. Haben also diese izt bemelte regimenter die könig. in 2 stunden lang aufgehalten. Inmittels ist herr general Tilly mit der infanteria und ganzen armada nachkommen. So balt ihr. excell. ankommen, haben sie die reutterey, weil es lauter walt, aufhalten lassen und mit dem fuszvolk in guter ordnung bisz an die

königischen marsirt. Da denn ein sehr starkes schiszen und hartes treffen von einem und andern theil gewehsen. Die königischen aber wollten sich an ihrer intention nicht verhindern lassen, defendirten sich hinder sich und marsirten vor sich in gar guter ordnung, kahmen also durch denselben walt und stelten sich in einem hinder bemelten walt gelegenen veldt in schlachtordnung, marsirten auch in solcher ordnung durch ein negst dabey gelegenes morastiges bächlein auf ein schönes und erhöhetes veldt, welches sich je lenger je mehr zu einem wohlgelegenen bergk accomodirte und oben auf dem berge das schloss, so vor wenig tagen von den königischen eingenommen worden, genant Luther. Stunden also die königischen am selbigen berge in einen sehr schönen vorteil in guter ordnung, defendirten die päss mit ihren dragonern und muszquetirern. Ihr excell. herr g. Tilly aber nam dasz erst von den königischen verlassenes veldt ein, stellet sein volk auf denselbigen in schlachtordnung und lisz niemandt uber das gedachte morastige bächlein, ausserhalb den ausschuss von den alten sächsischen, Des Fourischen und Hausmannischen regimentern zu ross, benebenst denen crabaten, welche stets mit den königischen ohne unterlass scharmuzirten, wie auch, wen der scharmüzel zu grob war, von den königischen regimenterweisz auf sie gesezt und zurück gejaget worden. Interim spielten 6 stücken auf herrn general Tilly seiten auf die königischen ohn unterlass. Die königischen, ob sie gleich viel stücken auf der wahlstadt verlassen, haben sie doch uber 2 oder 3 nicht gebraucht, ausz wasz ursachen, ist mir unbewust. Man hat aber hernach gefunden, dass man ein patterye oben auf den berg gemacht, und ob sie vielleicht bisz zu verfertigung derselben gewartet, kann man nicht wissen.

Dieser verlauf weret von morgen frühe von 3 uhr an bisz nach mittage umb 2. Endlich hat der könig in Dennemarck sich genzlich resolviret zu schlagen, derhalben sein schlachtordnung an und in einen walt und hinder einer hecken gemacht, theils aus ursachen, dass es die Tillischen nicht gewahr würden andern theilsz wegen der Tillischen stück.

Alsz herr g. Tilly solches vermerket, hat er alsbald seinen unterhabenden regimentern ordnung geben, wie sie treffen sollten, solcher gestalt, dass herrn Tilly reutterey und fussvolk auf der rechten und die keyserischen Friedlendischen regimenter zu ross und fuss auf der linken. Darauf sie angefangen, uber obgemeltes morastige bächlein zu marsiren; und alsz des herrn obristen Cronnenbergks und obristen Schönbergerisch reutterey und Reinachische regimenter zu fuss uber das bächlein gewehsen, haben die königischen solches zue ihrem vortel in acht genommen,

seindt derhalben mit ihren regimentern zu ross und fuss mit einander in grosser furia und resolution herfürgebrochen und heftig uf die Tillischen gedrungen, auch die hienüber gewesene regimenter, weil sie wegen desz bächleins in so grosser eil niemand secundiren können, insonderheit die reutterey in zimbliche unordnung getrieben. Herr graf Tilly und veldtmarschalch graf von Anholt haben dem volk zugesprochen und die regimenter angeführet, ist also dasz völlige treffen angangen und seindt die königischen regimenter den Tillischen so geschwind mit einer solchen furien auf den halsz kommen, dass die königischen einestheils schon uber das oft gemelte bächlein und unter den Tillischen stücken mit ihren fahnen gewehsen. Die Fridlendische und Tillische infanteri und reutterey aber hat ihnen dapfer wiederstanden, sie wiederumb zurück hienüber geschlagen. Haben sich also die regimenter fussvolk und reutterey durch einander vermischt und auf beiden seiten ein solch schiszen und gedöhn von trommeln und trommeten gewehsen, in sonderheit weil es gleich zwischen wäldern und bergen, das menniglichen die ohren davon erfüllet worden; hat also ein theil dem andern sehr hart zugesetzt. Dieses hat also eine lange weile gewehret, dass man, wem die victoria bleiben würde, nicht wohl urtheilen können. Inmittels hat die reutterey oberhalb und hinder dem fussvolk ein solch hartes treffen auf einander gethan und sich beederseits verschossen, dass keiner mehr zur ladung kommen können, sondern nur mit den seitenwehren einander gewürget haben, auch sich also unter einander gemischet, dass keiner, wer die veldzeichen nicht wohl in acht genommen, gewusst, wer freundt oder feindt ist.

Alsz nun dasz königliche fuszvolk den grossen und herzhaftigen wiederstandt ihrer wiederpart empfunden, haben sie sich wieder nach ihren vortel angefangen zu reteriren. Denen sindt die Tillischen mit allem ernst nachgefolget. Seindt also die königischen in ihrn reteriren gleich auf dasz ort kommen, wo die reutterey in treffen noch gewehsen, darüber sie in eine unordnung gerahten und also zertrennt und auf das haupt geschlagen worden. Die reutterey, welche auch den kürzern gezogen, ist viel geblieben; die ubrigen, alsz sie gesehen, dass das fussvolk ganz geschlagen, haben sich mit der flucht salvirt, da denn ein solch mezken und würgen, so wohl unter reutterey alsz fussvolk gewehsen, dass es nicht genugksamb zu beschreiben. Ist also des königs ganze infanteria, so er dazumahl bey ihm gehabt, im stich blieben. 29 fendlein haben sich benebenst ihren obristen und officirern in bemeltes schloss Luther salvirt, sich aber auf gnadt und ungnadt dem herrn general Tilly ergeben müssen.

Der könig ist nach aussage der gefangenen bisz zum allerlezten verblieben und, alsz er gesehen, dass alles verlohren, sich auch nach Wolffenbüttel mit wenig reuttern reterirt. Wie er denn von einem von adel vom alten sächsischen regiment, so des vorigen tages von dem könig gefangen worden und nach Wolffenpütel geführet, alsz sie aber solche zeitung vernommen, ihn den gefangenen wieder laufen lassen, mit 80 pferden den könig zurück kommen gesehen worden ist; berichtet auch, dass er gesehen in die 30 corneth nach Wolffenpütel zu eilen, bey welchen aber auch kaum uber 80 pferd gewesen sein. In solchen ist nun der abent herbey kommen, auch des herrn general Tilly armada sehr müde und kraftlosz, dieweil sie nicht allein bei izig harten treffen viel mühe, sondern auch etlich und fünfzigk stunden stets zu pferd, ohne essen und trinken, weil ihre pagasi alles zurück gewehsen, selbige nacht bey Luther liegen blieben.

Auf der wahlstadt und im walde seindt etlich tausend toden cörper gelegen, auch bey vorgemelten tag etliche hundert geblieben, darunter viel vornehme officirer, alsz general und obrister Hansz Philip Fuchs, der junge landgraf von Hessen, obrister Wersebe, obrister Marquet Pentz, obrister leitenant Unfug und des königs geheimbder raht und general-commissarius [Poggewisch] [a]), des königs cammerherr, einer von Rösencranz, und noch viel andere vornehme leute, deren namen man noch nicht gewust hat.

Bey etlich und sechzigk fahnen und carneten, wie auch etliche von den soldaten zerrissen sein und umb die hüt gebunden worden.

Unter den gefangenen aber hat man domahlen gewust den obristen und general-commissarium Lohohausen, des königs hofmarschalck, welcher sehr verwundt, obristen Linstaw, obristen Bernhart Ge[i]st [b]), obristen Gerzky, obristen Courraville, obristen leitenant Krippe, obristen leitenant Lemisz, etliche ritmeister, 21 capitänen, 26 leutenant, 33 fendrich sampt vielen von adel und reformirten officirern.

Des königs von Dennemarck artholoria ist im stich blieben, und haben sich dazumahlen albereit 22 stück, so die königischen hinderlassen, befunden. Ist also dieses der ganze verlauf der ansehenlichen, herrlichen victori und schlacht, welche den 27. augusti zwischen den kayserischen und königischen fürgelaufen. Got der allmechtige gebe der römischen kayserlichen mayt., unserm allergnedigsten herrn, gegen alle dero und dero

a) Bobisch Handschr.

b) Gerst Handschr.

hochlöbliches erzhausz feinde ferner glücklichen sieg und uberwündung, unsz allen aber christlichen glaubens dermahleinsz gewünschten friede im Römischen reich, damit ihr. kayserl. mayt. dasselbe in gutem contento und guter gesundheit viel lange jahr fruchtbarlichen besizen und geniessen mögen.

Beilage II.

Die folgende satyrische Zusammenstellung, die sich im gleichen Band des Hauptstaatsarchives Dresden (9209 S. 332, 333) findet, wirft helles Licht auf die Auffassung der Sieger von der Niederlage des dänischen Königs, ist auch kulturgeschichtlich nicht ohne Interesse.

Die hülfen, welche königl. Majestät wider den Kaiser zukommen.

1. Der vertriebene pfalzgraf sendet 20 centner grünen kesz, welchen er in Holland, seider er daselbsten gewesen, ermarketentert und verdienet.
2. Engelland sendet 1000 tabacröhren und 4 bahr cometianten.
3. Saphoi sendet 100 hechelnträger und 20 meusefallen.
4. Norwegen schicket 30 last cobelau und blaufisch.
5. Schweiz sendet 1000 ledige milchkübel.
6. Holland sendet 50 säcke langen pfeffer, welchen sie auf der westindianischen reyse erbeutet.
7. Venedig sendet 100 last seyfe und 400 weingläser.
8. Aus Lappenland werden 15 zäuberer, die ihnen guten wind und nebel machen können, auf dass, wenn sie fliehen, sie sich für den nachfolgenden mögen caviren, hingesendet.
9. Findlandt sendet 200 rennthier, dass sie desto geschwinder mügen ausreysen und aus dem staube kommen.
10. Grünlandt sendet 100 seehunde, auf dass, wenn sie den speck aufgefressen, fir die stiefel damit zu schmieren haben.
11. Der Muscowiter sendet 1000 weise fuchsbälge.
12. Frankreich 10 Roschellische Hugenotten, von denen sie untreu lernen können, der obrigkeit rebellisch und untreu zu sein.
13. Bethlem schicket 2 duzet briefe, die sie mit dem Türken gewechselt, und des gewesenen pfalzgrafen confoederation, das motel daraus zu behalten, Teutschland zu verrathen.
14. Lübeck sendet das geschüz, welches sie könig Christiano genommen, als sie den helfen gefangen nehmen [1]).

1) Erinnerung an die Gefangennahme Christians II. 1532.

15. Hamburg sendet dem könig ein abschrift key. privilegii, dass es eine reichstadt worden und ihme nicht mehr subject sey [1]).
16. Braunschweig sendet 1000 kugeln, die er bey belägerung ihrer stadt vergeblich hinein geschossen [2]).
17. Brehmen schicket 6 fahnen, welche sie dem Braunschweiger abgenommen, als sie sein volk in die Weser gejaget [3]).
18. Ditmarschen sendet 24 fahnen, welche sie vor Meldorf den Dehnen abgenommen, als sie den Holsteinischen adel erschlagen [4]).
19. Die hansestädte 9 tonnen credit, wenn die rosenobel [5]) alle, fidem daraus zu machen.
20. Die Dehnische stände schicken 400 weise danhirschen und reichscapitulation, dass er in Dennemarck residiren soll.
21. Schweden sendet abschrift der alten verträge, die er mit einnehmung Stockholm gebrochen, und dass Dennemarck der cron Schweden neben Norwegen zugehörig.
22. Der Türcke sendet eine protestation, dass er das argument solcher rebellion wieder die ordentliche obrigkeit nicht könne loben, und do sie dem Römischen Keyser nich wollen gehorsamen, sie ihme underwürfig werden müssen.
23. Wenn nun diesze hülfe nicht gnug, schicket der Römische keyser ihme zweene wegweiser, den fürsten von Wallenstein und grafen von Tylli, wofern er Dennemarck nicht finden könne, dass sie ihme den weg zeigen sollen.

---

1) Kaiserliches Privileg vom 26. Juni 1618.

2) Belagerungen durch Herzog Heinrich Julius 1605/1606 und durch Herzog Friedrich Ulrich 1615 mit Unterstützung des Schwagers bezw. Onkels Christian IV.

3) Es wird Herzog Christian von Braunschweig gemeint sein, der im Januar 1623 und wieder im September 1625 mit seinem Volke in die Nähe von Bremen kam. Doch ist von einer Feindseligkeit der Stadt gegen ihn nichts bekannt. Oder sollte an die Niederlage Erichs von Braunschweig bei Drakenburg (unweit Nienburg) am 23. Mai 1547 zu denken sein?

4) Schlacht bei Hemmingstedt 1500.

5) Anspielung auf den Sundzoll, der als Schiffszoll in Rosennobeln gezahlt wurde.

Pietro Aretino's künstlerisches Bekenntnis.

Von

K. Vossler.

Eine vor kurzem erschienene Geschichte der litterarischen Kritik mit besonderer Berücksichtigung Italiens, die fleissige Arbeit eines jungen amerikanischen Gelehrten, J. E. Spingarn [1]), gedenkt mit keinem Einzigen Worte des Pietro Aretino. Wenn man Spingarns enge Begrenzung des Begriffs „literary criticism" gelten lässt, so ist sein Stillschweigen auch vollständig gerechtfertigt. Was er im Auge hat, ist immer nur die Darstellung der herrschenden poetischen Theorien, er spricht von einem „body of rules" und „common body of Renaissance doctrine", und was er meint, ist das System poetischer Theorien wie es in den systematischen Lehrbüchern der Poetik des 16. Jahrhunderts fixiert wurde. Dieses ist allerdings ein so geschlossenes und absolutes, dass man es ohne weiteres als die Poetik der Renaissance bezeichnen kann. Aber Poetik und litterarische Kritik sind zweierlei Dinge, und es entsteht die Frage, ob es unter den Vertretern der letzteren nicht etwa auch Gegner der ersteren gegeben hat. Ohne allen Zweifel hat es solche gegeben, und den hervorragendsten Platz unter ihnen verdient Pietro Aretino.

Seine Stellung ist rasch präzisiert: er leugnet die Poetik als solche, er verneint ihre ganze Berechtigung.

Was soll man aber sagen, wenn er das Erscheinen einer der ersten vulgären Poetiken in einem enthusiastischen Briefe an ihren Verfasser Bernardo Daniello mit posaunendem Lobe begrüsst [2]), wenn er dem Verfasser der „Prose della volgar lingua" in zahlreichen Briefen und Sonetten

---

1) A history of literary criticism in the Renaissance with special reference to the influence of Italy in the formation and development of modern classicism by J. E. Spingarn, New York 1899.

2) Lettere di M. Pietro Aretino, Parigi 1609. 6 Bände. vol. I fol. 67.

huldigt und ihn auch nach seinem Tode noch verherrlicht[1]), wenn er einen Trissino „Die Seele der Seele und des Lebens des Ruhmes" nennt[2]) und wenn er die theoretischen Arbeiten eines Fracastoro, Francesco Alunno und anderer in den Himmel erhebt? Was soll man anders sagen, als dass er sich in einem bedauerlichen Dualismus befindet zwischen seinen eigenen Ueberzeugungen und den litterarischen Konventionen der Zeit.

Die Zugeständnisse, die er an die Anschauungen und Bräuche der schriftstellerischen Welt und an seine eigene litterarische Machtstellung gemacht hat, sind so weitgehend und tiefgreifend, dass er zu einer geordneten Darlegung seiner originellen Kunsttheorien niemals gekommen ist und dass er sich deren notwendige Folgerungen in ihrer ganzen Tragweite auch nie zum Bewusstsein gebracht hat. Ja sogar das Wesen dieser seiner Theorien selber schien ihm eine systematische Darlegung von vornherein zu verbieten. Es kann deshalb bei Aretino auch nicht von einer Poetik oder einem „literary criticism" im eben gekennzeichneten Sinne des Worts die Rede sein, sondern nur von gelegentlichen und zerstreuten kunsttheoretischen Bekenntnissen. Die wichtigste Quelle zur Darstellung dieser Bekenntnisse bieten die 6 Bände der aretinischen Briefe.

Ich wähle den Ausdruck Bekenntnis, indem ich damit das stark persönliche und subjektive Element in den Theorien Aretinos andeuten möchte. Es sind seine höchst eigenen Theorien, entsprungen aus seinem Temperament, aus seiner eigentümlichen Veranlagung, und ihm nur können sie zu Gesichte stehen, oder höchstens noch wenigen Anderen seines Schlages. Die Renaissancepoetik ist Gemeingut Aller; Aretino aber will seine eigene Poetik haben: die Poetik der Wenigen, der Originalen, des Genies. Es mag zum Teil gerade dieses stolze Gefühl der Ausnahmestellung gewesen sein, das ihm eine sachliche Ausarbeitung und Darlegung seiner künstlerischen Grundsätze als unnötig — nein! sogar als unratsam erscheinen liess. Wer sich das Air eines Genies geben will, wird immer zunächst damit anfangen, von aller Kunstlehre verächtlich zu reden. Das Genie kennt und braucht keine Regel! Der Satz ist heute in Jedermanns Munde; aber Aretino ist einer der Ersten, ich glaube sogar der Erste, dem er voll und ganz zum Bewusstsein kam. Was genial an ihm ist, ist gerade seine Lehre von der Freiheit des Genies. Sie ist entstanden im Gegensatz zu der herrschenden Poetik und als natürlicher Ausfluss seines gesteigerten Selbstbewusst-

1) ibid. IV, 24, 36, 251. V, 22, 26, 41, 45, 49 u s. w. La Cortigiana, III, 7.
2) Lett. III, 185.

seins und der eigentümlichen Ausnahmestellung die er sich der übrigen litterarisehen Welt gegenüber verschafft hatte.

Die ersten gedruckten Briefe Aretinos, soweit sie für uns in Betracht kommen, fallen um 1537, also in eine Zeit, da er bereits zu den anerkanntesten Leuchten des Jahrhunderts gehörte. Von diesem Augenblick an bis in die letzten Jahre lässt sich in seinen Anschauungen kaum eine Entwickelung noch Modifikation beobachten. Chronologische Rücksichten sind also bei unserer Untersuchung überflüssig.

Das übermässige Selbstgefühl macht sich bei Aretino begreiflicherweise schon frühe genug geltend. Mit 32 Jahren legt er sich zum ersten Male öffentlich das Beiwort „Divino" zu[1]).

Der Begriff, den er von seiner Rangstellung unter den zeitgenössischen Poeten hat, erhellt vielleicht am unmittelbarsten aus seinem Brief an Gianiacopo Lionardi, den Gesandten des Herzogs von Urbino (6. Dezember 1537). Aretino lässt sich hier in humoristischem Plaudertone gehen, verhüllt seine litterarische Kritik unter dem Gewande eines allegorischen Traumes und sichert sich damit die Gelegenheit, seinen Zeitgenossen manche Schmeichelei und manch bittere Wahrheit zu sagen, ohne ernstliche Angriffe befürchten zu müssen. Dieses grosse allegorische Tableau[2]) der ganzen zeitgenössischen Kunst nimmt unter den Bekenntnissen Aretinos den ersten Platz ein und bietet für uns jedenfalls den passendsten Ausgangspunkt.

„Obschon Ihr als Gesandter eines Herzogs von Urbino immer wachen müsst und Euch darum wenig auf Träume versteht, so will ich Euch doch einen auftischen, der so toll ist, dass sogar der Daniel damit nicht zurecht käme. Heute Nacht, als ich just recht ausgezeichnet schlief . . . . siehe, da stellt sich mir das liebliche Geschöpf des Traumes dar. „Was giebts, Herr Luftibus?[3])" sagte ich ihm. „Sieh dort", erwiderte er, „den Berg Parnass". Und schon befand ich mich am Fuss des Berges und schaute in die Höhe als hätte ich das uneinnehmbare S. Leo[4]) vor mir. Aber dass der Aufstieg so teuflisch schwer sei, ist eine Fabel; die Leichtigkeit des Abstiegs jedoch eine Thatsache. Von

1) cf. Ph. Chasles. Études sur Shakespeare, Marie Stuart et L'Arétin. Paris 1851. p. 406.

2) Die Übersetzung desselben bietet eine Reihe von Schwierigkeiten. Einige Aufklärungen verdanke ich dem liebenswürdigen und sachkundigen Rate Domenico Gnoli's.

3) Ser Girandolone.

4) Berühmtes Fort im Herzogtum Urbino, das zum Erstaunen ganz Italiens von den Truppen Leo's X. genommen wurde (Oktober 1516). Die sprichwörtliche Berühmtheit des Forts geht wahrscheinlich auf dieses Ereignis zurück.

den Abhängen des Bergs auf dem der heil. Franz seine Stigmata erhielt, fallen Erdmassen herunter, Felsen und entwurzelte Bäume; von dort oben aber stürzen ganze Klafter Menschen danieder — ein verfluchter Spass! Da ist es eine Wollust und ein übermenschliches Vergnügen, zu sehen, wie sie sich da und dort an einen Wurzelstock anklammern, schwitzen und Blut kaken" u. s. w. Aretino malt das verzweifelte Gebaren der abstürzenden Körper mit einem satirischen und komischen Realismus der an die Höllenstürze eines Rubens mahnt.

„Und all das, fährt er fort, um einen Kranz, der wie ein Wirtshausschild aussieht. Die Hosen fallen ihnen ab vor Angst und köpflings plumpsen die dummen Kerle in einen Tintensee.... Wer nicht schwimmen kann, ersauft, und wer schwimmt und ans Ufer kommt, der sieht so närrisch aus, wie nicht einmal die armen Seelen, welche Dante im höllischen Peche tanzen lässt. Wohl schaute ich ihnen allen unter die Nase, aber sie waren derart besudelt, dass ich sie nicht erkannte. Aber das Geschrei, das sie machten ob ihres grossen Unglücks! Der eine beweinte seine Kommentare, der andere seine Übersetzungen, ein dritter seine Romane und wieder ein anderer wieder andere Neuschöpfungen seines Geistes. Ich konnte das Lachen nicht halten und sagte zu ihnen: „Ihr, die Ihr so gelehrt seid, musstet Euch ein Beispiel an Cäsar nehmen, der seine Kommentare übers Wasser gerettet hat. Freilich solltet Ihr Eurem Schicksal danken, dass es Euch lebendig begraben hat mit samt Eurem langweiligen Zeug, denn wer Kommentare und Übersetzungen schreibt, steht noch tiefer als wer Wände verputzt, Bretter vergypst und Farben reibt für einen Giulio Romano, oder sonst einen berühmten Maler."

So sprach ich zu ihnen. Und während ich meine Kleider vor ihrem Schmutze schützte, kam mirs vor, als ob mein Diener Ambrogio eiligen Schrittes hinter mir herliefe — aber siehe, da befand ich mich plötzlich in einem Wirtshaus, das eigens dazu gemacht war, um die Dichterlinge zu fangen, und als ich drin war, konnte ich nicht umhin, mit Cappa auszurufen: „Wer niemals im Wirtshaus war, der weiss nicht, wie himmlisch es ist!" [1]) Ich hatte schon einen ordentlichen Appetit in meinem Magen zusammengebracht und war im Begriff, mirs einmal tüchtig schmecken zu lassen — siehe, da stellt sich mir eine Marfisa [2]) dar mit einer Sturmhaube auf dem Kopf, einem Panzer

1) Cappa ist eine Figur aus der Cortigiana. Aretino citiert sich hier selber. Vgl. La Cortigiana, II, 1.

2) Marfisa ist eine Figur aus dem Rasenden Roland (Schwester des Ruggiero) und bezeichnet hier wohl nichts anderes als die Minerva, wie mir aus einer Bemerkung

am Leib und einem Wurfspeer in der Hand: ich sie sehen — sie mir sagen: „Halte dich fest!" — und entrückt sein nach oben — war das Werk eines Augenblicks. . . . Meister Apollo, vor den ich nun geführt wurde, hatte von ungefähr eine Medaille mit meinem Kopf in der Hand, und kaum war er meiner ansichtig geworden, da öffnete er die Arme und setzte mir einen Kuss mitten auf die Lippen — einen so süssen, dass Einer der Umstehenden sagte: „Potz Wetter" [1])! Ach, was er für ein schöner Knabe ist, dieser Apoll! Wahrhaftig, wenn die Roma [2]) im Schlafe sich mit ihm zusammengefunden hätte — wie's mir vergönnt war — sie hätte um keinen Preis mehr aufwachen wollen; oder ist sie vielleicht nicht lüstern nach so zartem Kraut? Er hat zwei grosse lachende Augen, ein lustiges Gesicht, eine freie Stirn, eine breite Brust, die schönsten Beine, die schönsten Füsse und die schönsten Hände, die man sich nur denken kann; und alles in allem — um es parfümiert zu sagen — sieht er aus wie ein Kunstwerk aus lebendigem Elfenbein, über das die Natur all das Rosa von Auroras Wangen ausgebreitet hat.

Kurz, dieser Wollusterreger liess mich mit den Musen plaudern, und als ich mich in ihrer Mitte niedersetzte, fühlte ich mich wie zu Hause, so freundschaftlich umkoste und kajolierte mich [3]) die Eine von ihnen, die wie die Chronik, und die Andere, die wie die Komödie aussah [4]). Während ich versunken war in der Betrachtung der Zimbeln, Sackpfeifen und anderer Instrumente, mit denen sie sich die Zeit vertreiben, siehe da singt der gute Phöbus nach der Arie des Salomon zwei Stanzen der „Sirena" ab, deren Klang mich zu Thränen rührte, nicht etwa vermöge ihres Wohllauts, sondern vermöge der Erinnerung an die Grausamkeiten ihres irdischen Gatten [5]).

---

weiter unten hervorzugehen scheint. Sie ist dem Aretino besonders geläufig, da er sie selbst besungen hatte in einem Gedicht: La Marphisa (1532), das mir unzugänglich war.

1) Im Original heisst es Sassata! ein Ausruf der Verwunderung, der etwa dem modernen accidenti! gleich kommt und den Aretino bei ganz ähnlicher Gelegenheit wie hier, auch im Marescalco V, 10 verwendet hat.

2) Anspielung auf den Mythus von Mars und Rhea Sylvia.

3) Dies ist offenbar der Sinn und die Etymologie des obscön verstümmelten: con tante *cacariuole* mi accarezzava, oder ist carole zu lesen (?).

4) Aretino will hier andeuten, dass er sich in den erzählenden Litteraturgattungen sowohl, wie in der Komödie besonders ausgezeichnet habe.

5) Anspielung auf die „Stanze in lode della Sirena", welche er zur Verherrlichung der Frau eines gewissen Gian Antonio Sirena gedichtet hatte. Aretino's Liebesverhältnis zu dieser Sirena wurde offenbar durch die Eifersucht des Mannes gestört. cf. Opere di P. Aret. ed. Fabi, Milano 1863 p. 63 und 385 ff.

Die tönende Fama (Fama cicala), die dazu kam, unterbrach den Gesang. Kaum hatte sie mich erkannt, so fing sie an, so eifrig von meinen Verdiensten zu schwatzen, dass ich sie bitten musste, die Ohren der armen Musen zu schonen. Darauf nahm ihr endloses Geschwatze eine andere Richtung und sie recitierte „das Lob Gottes", ein Werk der göttlichen Pescara[1]), sowie einige Gedichte der gelehrten Gambara. Ich sage Euch, dass sich hier die Musen nicht mehr halten konnten vor Freude darüber, dass es solche Frauen gäbe.

Frau Minerva, die mich, wie bereits erwähnt, aufgegriffen hatte und denken mochte, dass ich doch ein tüchtiger Kerl sei, nahm mich jetzt kühnlich und weislich bei der Hand und sagte: „Führen wir ihn ein wenig zur Belustigung!" So besuchten wir den Pegasus in seinem Stall; er wurde gestriegelt von Quinto Gruaro, und Pre Biagio[2]) füllte ihm die Futterraufe. Er ist ein hübsches Stück Vieh und gerade recht um auf seinem Rücken die verehrungswürdige Dummheit derer zu tragen, die tausenderlei verrücktes Zeug machen, um berühmt zu werden. Nachdem ich dem Tiere Kopf und Flügel getätschelt hatte, trank ich soviel Pferdewasser[3]) als zwei erkältete Franzosen Wein getrunken hätten. Das Wasser sieht aus und schmeckt wie das der „drei Brunnen"[4]).

Nachdem ich mir so den Schnabel genetzt hatte, gelangten wir in ein Studierzimmer, voll mit Federn, Tintenfässern und Papier. Und ohne dass ich sie fragte, sagte mir die bewaffnete Dame: „Dies ist der Ort, wo die Geschichte jener Kämpfe geschrieben werden soll, die der Herzog von Urbino gegen die Feinde Christi auszufechten hat." Und ich und sie zugleich brachen in die Worte aus: „Zu etwas Anderem konnte das ja nicht dienen!" Nach dem Schreibzimmer sah ich ein verborgenes Gärtchen voll mit wunderbar grünen Palmen und Lorbeeren; und da ich mir dachte, dass sie zu Triumphkränzen für den Herzog bestimmt waren, unterbrach ich die Göttin, als sie eben den Mund öffnete, und sagte: „Ich weiss schon, was Ihr sagen wollt"; und als ich (in der Ferne) Marmor meisseln hörte, da dachte ich mir ebenfalls, dass man dort an den Triumphbogen und Statuen für Francesco Maria und seinen Sohn arbeite.

Jetzt, siehe! befand ich mich mit ihnen zusammen in der Kirche der Ewigkeit. Sie war in massivem dorischem Stile gebaut zum Zeichen ihrer ewigen Dauer. Gleich am Eingang stiess ich auf zwei Brüder

1) Vittoria Colonna,, die Witwe des Grafen von Pescara.
2) Zwei Poetaster.
3) Hyppokrene.
4) Er meint offenbar die Tre Fontane bei S. Paolo vor Rom.

von mir: Sansovino und Tizian. Der Eine setzte am Tempel die Broncethüre ein, auf der man die 4000 Mann Infanterie und 800 Mann Cavallerie eingegraben sah, mit denen seine Excellenz Italien durchstreifte und dem Papste Leo zusetzte. Als ich ihn fragte, warum er noch ein Feld auf der Thüre freigelassen habe, antwortete er: „Um darauf die künftigen Thaten des Paolo einzugraben.“ Der Andere (Tizian) hing ein grosses Gemälde über dem Hochaltar auf, auf dem man frisch und lebendig die Siege des Kaisers dargestellt sieht.

Nachdem ich mir alles besehen hatte, lasse ich mich an den Ausgang nach dem grossen Garten führen, wo ich einigen jungen Leuten begegne: Lorenzo und Domenico Veniero, Girolamo Lioni, Francesco Querini, Francesco und Federico Badovaro. Diese bedeuteten mir mit dem Finger an dem Mund, ich möchte leise auftreten. Inzwischen stieg ein angenehmer Duft von Lilien, Hyacinthen und Rosen mir in die Nase. Ich nähere mich den Freunden und erblicke auf einem myrthengekrönten Throne den göttlichen Bembo: sein Antlitz leuchtete in nie gesehenem Glanz; er thronte mit dem Diadem des Ruhmes auf dem Haupt und hatte um sich her einen Kranz erlesener Geister: hier war Jovio, Trifone, Molza, Nicolo Tiepolo, Girolamo Querino, Alemanno, Tasso, Sperone, Fortunio, Guidiccione, Varchi, Vittor Fausto, Pier Francesco Contarini, Trissino, Capello, Molino, Fracastoro, Bevazzano, Bernardo Navagiero, Dolce, Fausto Longiano, Lion' Maffio und auch Eure Herrlichkeit habe ich dort gesehen; kurz alle berühmten Leute sassen hier herum ohne Rangunterschied und wie's der Zufall wollte. Dieser Chor erlauchter Geister lauschte aufmerksam der „Geschichte von Venedig“, deren Text dem Munde des Höchsten in ihrer Mitte (Bembo) entströmte mit jener Gravität, mit der sich die Schneeflocken vom Himmel niedersenken: sogar der Atem in der Brust der Hörer hielt sich an; aber ich — ungewohnt so lange ruhig zu bleiben — blickte auf nach einigen hellen Wölkchen, aus denen süsser Thau daniederträufte auf die offenen Lippen der Zuhörer und wunderte mich, wie die Vögel, die Winde, die Luft und Blätter in Aufmerksamkeit versunken sich nicht rührten; selbst die Veilchen dämpften ihren Duft in Ehrfurcht ab, und die Blüten wagten nicht in unseren Schoss herabzuregnen, um uns den Ohrenschmaus nicht zu verderben. Ich sagte leise bei mir selbst: Valete et plaudite.

Siehe! da bietet sich mir eine duftende und überreiche Küche, um die sich abgemagerte und schemenhafte Gestalten drängten, und wie sie mich sahen, da brachen sie in ein grosses Gerede aus wegen meines wohlgenährten Aussehens. Da mir's aber vor allem drauf ankam, die Speisen in

der Küche zu sehen, grüsste ich mit mönchischer Presumption den Koch, der fast verzweifeln wollte, weil ich ihm ein bernisches oder maurisches Kapitolo unterbrach, das er gerade beim Bratspiesswenden absang [1]). Der Gevatter Koch röstete gerade einen Phönix über einem Feuer mit Weihrauch von Aloe. Ich wartete wahrhaftig nicht erst auf die Einladung, um mir einen Bissen davon zu nehmen. Während ich dessen Süssigkeit, Substanz und Geschmack mit dem Urteil meines Gaumens kostete, sah ich aus wie mein Hausbürschchen [2]), wann es sein Rosenwasser trinkt und vor Lust die Arme reckt und sich dehnt wie ein brünstiger Priester [3]). Da hörte ich Apollos Stimme: „Iss nur, damit diese Luders hier Hunger leiden, denn sie haben meine Schwestern immerzu mit nichts als Kohl, Gras und Salat gefüttert.“ Ich konnte kein Wort reden, dank einem Becher göttlichen Weins, den ich im Zug war auszutrinken und nickte Apollo Dank zu mit dem Haupt.

Im Weitergehen treff ich auf ein Gefängnis, vollgestopft mit Leuten, die noch ärmlicher angethan waren als heutzutage ein Hofmann. Man sagte mir, dass sie immerzu Perlen, Gold, Rubinen, Purpur, Saphir, Bernstein und Korallen gestohlen hätten und ich antwortete: „Bei all dem Diebstahl sind sie aber doch recht schlecht gekleidet.“ Andere sah ich, die, nachdem sie das gestohlene Gut zurückgegeben hatten, nur weisses Papier in der Hand behielten, als kämen sie von Fabriano [4]).

Am Schlusse meines Traumes befand ich mich auf einem Markt, wo Staren, Elster, Raben und Papageien sich abmühten, die Gänse am Vorabend von Allerheiligen nachzuahmen [5]). Die Lehrer der besagten Vögel waren einige schäbige Pädagogen [6]) mit Toga und Bart, welche die Aufgabe hatten, ihnen eine gezierte Sprechweise beizubringen [7]). Ach, was hätte es Euch einen Spass gemacht, hier einen Häher zu hören, wie er artikulierte: unquanco, uopo, scaltro, snello, sovente, quinci

---

1) Bekanntlich lebte Aretino in Feindschaft mit Francesco Berni, dem Erfinder jener burlesken Capitoli auf Esswaren und ähnliche banale Dinge. Giovanni Mauro aus Friuli ist einer der zahlreichen Nachahmer Berni's, gegen dessen Schule sich die ganze folgende Satire richtet.

2) il mio bagattino.

3) Die wörtliche Übersetzung möchte hier gar zu obscön ausfallen.

4) Kleines Städtchen in den Marche, das noch heute wegen seiner Papierfabrik berühmt ist.

5) Vermutlich schreien die Gänse am Vorabend dieses Festes, weil sie um diese Zeit geschlachtet werden. (?)

6) Das Wort hatte damals die Bedeutung von Pedant. Vgl. Varchi, Ercolano.

7) insegnargli a favellar per punti di luna.

und quindi und restio[1]). Ihr hättet Euch vor Lachen gekrümmt, wenn Ihr den Apoll gesehen hättet, wie er rot vor Zorn einen dieser Tölpel aufs Pferd setzen liess, weil er nicht im Stande war, einer Nachtigall das Wort Gnaffe beizubringen und wie er ihm deshalb den Resonanzboden seiner Leier auf dem Hintern zerbrach, und wie die Fama den Handgriff ihrer Posaunen an ihm zu Schanden schlug.

Ich weiss, dass Ihr den Grund solcher Strafe erratet und brauche Euch darum nur noch zu erzählen, wie mir am Schluss ein Korb voll mit Kränzen um mich zu krönen dargereicht wurde, worauf ich sagte: „Und wenn ich einen Kopf wie ein Elephant hätte, so wollte ich mir nicht getrauen, sie alle zu tragen". „Warum nicht gar!" anwortete mein Begleiter. „Diesen Kranz aus Rauten reichen wir Dir für Deine witzigen Huren-Dialoge[2]), diesen aus Brennnesseln für Deine satirischen Sonette gegen die Priester, diesen tausendfarbigen für Deine lustigen Komödien, diesen aus Dornen für Deine christlichen Schriften, diesen aus Cypressen für den Tod, den Deine Feder so manchem Manne bereitete, diesen aus Oliven zum Lohne für Deine Aussöhnung mit den Fürsten, diesen aus Lorbeer für Deine Kriegs- und Liebes-Stanzen und dieser aus Eichenlaub sei der bestialischen Kraft Deines Geistes gewidmet, weils ihr gelang, den Geiz der Grossen zu besiegen." „Und siehe," antwortete ich, „ich nehme sie an und gebe sie Euch zugleich wieder zurück, denn wenn ich mich morgen mit all dem Grünzeug auf dem Kopfe sehen liesse, so würde man mich für verrückt erklären. Poetenkrönung und Ritterschlag haben ihren Kredit schon lange eingebüsst. Gebt mir darum lieber ein Patent, kraft dessen ich mein Talent, das mir die Himmel zugeteilt haben, verkaufen oder versetzen kann. Auf diese Weise werde ich nicht bloss einige Dukaten gewinnen und von meiner Arbeit leben, sondern ich werde auch die Sticheleien nicht mehr anzuhören brauchen, welche die Pedanten in den Buchhändlerläden gegen meinen Namen laut werden lassen. — Immerhin werde ich mir noch Geist genug übrig behalten, um eine Entschuldigung zu finden für Euer unsittliches Verhältnis zu den Frau Musen" — war ich eben im Begriff fortzufahren, als sich über einen Streich der Frau Thalia ein grosser Lärm erhob: sie hatte, zum allgemeinen Gelächter, der Fama ihre Flügel bestrichen, dass sie aussah wie ein Krammetsvogel der auf den Leim gegangen ist — und ich erwachte."

---

1) Antiquierte, preziöse und bei den Petrarkisten besonders beliebte Worte, von denen sich übrigens mehrere behauptet haben.

2) Ragionamenti piacevoli.

In diesem wunderbaren kleinen Kunstwerk hat jeder der zeitgenössischen Künstler den Platz erhalten, den er auch sonst in der persönlichen Wertschätzung Aretinos einnimmt. Er liebte es, solch kritische Revuen zu halten, bei denen freilich persönliche Schmeicheleien und Gehässigkeiten eine grosse Rolle spielten [1]). Er selbst aber — und das interessiert uns zunächst — hält sich hier, vorsichtig zugleich und stolz, hors de concours. Die joviale Grossprahlerei, mit der er von dem saftigen Kusse erzählt, den ihm Apollo mitten auf die Lippen drückt und von den acht Kränzen, die ihm in einem Korbe dargebracht werden, ist in hohem Masse charakteristisch für die eigenartige Auffassung seiner litterarischen Stellung, und nicht weniger bezeichnend ist der Cynismus, mit dem er alle Ehren zurückweist und nur klingende Münze fordert. Ein strotzender, lachender und oft cynischer Uebermut, das ist der Grundton nicht bloss dieses Briefes, nein, ich möchte sagen, des ganzen litterarischen Gebarens unseres Messer Pietro. Und diesen Übermut haben die Zeitgenossen in ihm gross gefüttert. Arturo Graf in seiner geistreichen Verteidigung Aretinos hat ganz recht, wenn er d i e s e, die Zeitgenossen, in erster Linie verantwortlich macht für die Unarten seines Schützlings [2]).

Bekanntlich ist Aretino der Erste, der ohne humanistische Studien, ohne ernstliche Arbeit und ordentliche Kenntnisse sich einen hervorragenden Platz in der Litteratur erwarb; der Erste, der durch journalistische Umtriebe, Reklame, Maldicenz und Schmeichelei der schlimmsten Sorte sich zu einer beneideten, bewunderten und gefürchteten Grösse emporschwang. Ein grosser Teil seines fabelhaften Erfolges fällt auf Rechnung der veränderten litterarischen Verhältnisse, wie sie sich zu Anfang des Jahrhunderts gestaltet hatten: die grosse Demokratisierung der humanistischen Bildung und des ganzen geistigen Lebens hatte begonnen; und Aretino ist der erste Parvenu. Ihm konnten die alten Vorurteile der Gelehrten und „Poeten-Philologen" nicht imponieren.

Nicht genug dass ihn sein gütiges Schicksal mit den glänzendsten Erfolgen überhäufte, es hat ihm zugleich auch die goldene Frucht der Wahrheit lächelnd in den Schoos gespielt: den Satz von der freien Herrlichkeit der Kunst. Er hat diese Wahrheit an sich selbst erleben dürfen: nemlich, dass man ohne Bildung, ohne Antike, ohne rhetorische Exercitien und poetische Vorschriften ein grosser Künstler sein kann. Vom Erleben einer Wahrheit bis zum Erkennen ist aber noch ein guter

1) Vgl. z. B. Cortigiana III, 7 und aus seiner späteren Zeit die „Ternali in gloria de la Reina di Francia", Lett. VI, 22 ff.

2) A. Graf, Attraverso il Cinquecento, Torino 1888, p. 87 ff.

Schritt. Auch Benvenuto Cellini z. B. hat es erleben dürfen, mitten im Blütezeitalter klassischer Gelehrsamkeit und Kunstpoesie ein hervorragender Stilist zu werden ohne irgend welche litterarische Bildung. Dennoch glaubt er der Rhetorik und Grammatik mehr als seinem eigenen Sprachgefühl und unterbreitet das Manuskript seiner Vita dem gelehrten Varchi zur Korrektur [1]). Ganz anders Aretino: er lässt sich nicht imponieren, negiert frischweg die ganze Poetik seiner Zeit und setzt an deren Stelle seine eigene Kunstlehre [2]).

Ausser den bereits erwähnten persönlichen Faktoren (Aretinos Selbstbewusstsein und seine eigenartige litterarische Laufbahn und Erfahrung) waren es, wie mir scheint, hauptsächlich noch zwei grosse von aussen wirkende Elemente, die seinem munteren und übermütigen Geist auf die Spuren dieser neuen Kunstlehre halfen: 1) Die Pedanterie und 2) die Malerei. Vor der ersteren hatte er einen unbegrenzten Horror, für die zweite hegte er ein tiefes Verständnis und begeisterte Bewunderung. Fast jedesmal wenn er auf kunsttheoretische Fragen zu sprechen kommt, geht er von Einem dieser beiden Pole aus: entweder stellt er sich in Gegensatz zum pedantischen Dichterphilologen seiner Zeit, oder tritt er bewundernd vor die ewigen Werke eines Michelangiolo, Raphael, Sansovino und Tizian. Das zeitliche Zusammentreffen dieser beiden auf den ersten Blick so verschiedenartigen Erscheinungen: der höchsten Ausbildung der Pedanterie [3]) und der höchsten Blüte der bildenden Künste — sie fallen beide in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts — das ist es, was auf die Anschauungen Aretinos bestimmend gewirkt hat. Aus dem gemeinsamen Spiel dieser und der bereits erwähnten (persönlichen) Coefficienten ergiebt sich gleichsam als Resultante das künstlerische Bekenntnis Pietro Aretinos [4]).

Die Pedanterie könnte man beinahe eine Erfindung des angehenden 16. Jahrhunderts nennen; wenigstens stammt der Name etwa aus dieser

---

1) Ich hoffe nachgewiesen zu haben, dass sogar das Wesen des Cellini'schen Stiles selbst mit jenem unsicheren Dualismus von naiv und rhetorisch uns hinlänglich offenbart, wie schmerzlich Benvenuto gerade das empfand, was wir an ihm schätzen: den Mangel rhetorischer Schulung. (B. Cellini's Stil in seiner Vita. Halle, 1900. Festgabe für Gröber.)

2) Wenn er in der Praxis trotzdem sehr oft zum unselbständigen Nachahmer herabsinkt, so ist der Grund dafür doch niemals in etwaiger Unsicherheit seiner theoretischen Überzeugungen zu suchen.

3) Man denke nur an Giulio Camillo Delminio, der um jene Zeit florierte!

4) Ich bediene mich dieses mechanischen Vergleichs nur der Deutlichkeit zuliebe, weit entfernt einer mechanischen Auffassung der Litteraturgeschichte das Wort zu reden.

Zeit[1]. Der jugendfrische Humanist des Quattrocento ist zum pedantischen Schulmeister zusammengeschrumpft. Der Sieg des Ciceronianismus am Hofe Leos X. bezeichnet zugleich auch den Verfall der neulateinischen Poesie, die von nun ab zur pedantischen Spielerei herabsinkt. Mit Bembo, dem gefeierten Vorkämpfer der Ciceronianer hält die Pedanterie ihren glänzenden Einzug aber auch in die italienische Dichtung. Ciceronianer, Petrarchisten und Boccaccisten sind Eines Geistes Kinder, und Bembo ist ihrer aller Wortführer. Der Dichter ist zum Philologen geworden und weiss seine Eindrücke nicht anders mehr zu vermitteln als durch das Medium eines grossen verstorbenen Sprachkünstlers, seis Cicero oder Virgil, sei's Petrarca oder Boccaccio. Die Beherrschung der Formen: Grammatik, Metrik, Rhetorik und Poetik wird seine vornehmste Sorge — alles Dinge, die Aretino hasst und verachtet — zum Teil vielleicht auch weil er sie nicht besitzt.

Dasselbe eingeborene italienische Formgefühl aber, das in der Litteratur so pedantisch systematisiert und kategorisiert wurde, trieb in der Malerei die schönsten Früchte. Tizians frischer Sinn fürs Gegenständliche ohne sentimentale noch philosophische Nebenabsichten, ohne kunsttheoretische Voreingenommenheiten, sagte dem ästhetischen Genussmenschen Aretino in ganz anderer Weise zu. Aretino und Tizian sind nicht nur innige Freunde gewesen, sondern auch ebenso innige Geistesverwandte. Was Aretino bei den Litteraten vermisste, fand er bei den Malern wieder: die vorurteilsfreie und unmittelbare Auffassung und Wiedergabe der Natur. Wie eng und zahlreich seine Beziehungen zu den bildenden Künsten und ihren bedeutendsten Vertretern waren, zeigt am einleuchtendsten die Monographie von J. Dumesnil[2]. Ein gemeinsames geistiges Band umschlingt jene grosse Trias von Venedig, welcher Sansovino ein ewiges Denkmal gesetzt hat auf seiner bronzenen Thüre in S. Marco: Tizian, Sansovino und Aretino.

Es mag wohl richtig sein, dass die grossen bildenden Künstler manchen Nutzen für ihre Werke aus dem Umgange mit Aretino zogen — wir wollen dem eitlen Pietro wenigstens einen Teil seiner diesbezüglichen Versicherungen gerne glauben[3] —; in der Hauptsache aber war Er der Empfangende und nicht jene. Es konnte auch wohl nicht anders sein; denn die führende Kunst in der Hochrenaissance ist die Malerei und nicht die Dichtkunst. Das Kunstideal der Zeit ist ein

1) Vgl. A. Graf, I Pedanti, in Attrav. il cinquec. p. 171 ff.
2) Histoire des plus célèbres amateurs italiens, Paris 1833 p. 211—325.
3) Lett. III, 184.

Malerisches auch bei den Dichtern. Ariost will seine inneren Eindrücke ohne spirituale oder sentimentale Interpretation in durchaus unpersönlicher Weise herausstellen. Sein Zweck ist immer nur das Bild. Man lese nun die berühmte Beschreibung, die Aretino von einem Sonnenuntergang auf dem Canal grande giebt (Lett. III, 48), und man wird sehen, dass auch Er ganz in derselben Weise arbeitet wie Ariost.

„.... Wie Einer, der sich langweilt und nicht weiss, was er thun und sinnen soll, wandte ich mein Auge zum Himmel, welchen niemals, seit Gott ihn schuf, so feine Schattierung und Beleuchtung verschönte, wie jenen Abend. Die Luft war derart, wie sie Jene gerne malen möchten, die Euch, o Tizian beneiden, weil sie Euch nicht erreichen können. Ihr schaut hier, wie ichs Euch erzähle, zunächst die Häuser, die, obgleich aus gewöhnlichem Steine, in einer künstlichen Materie verfertigt schienen. Dann seht Ihr die Luft: hier klar und heiter, dort trüb und finster. Betrachtet auch die wunderwürdigen Wolken in ihrer dichten Feuchtigkeit. Ein Teil davon im mittleren Gesichtsfeld näherte sich den Dächern der Häuser, die andern zogen sich ins zweitletzte Gesichtsfeld hinaus[1]), und rechts verlor sich alles in grau-schwarze Farbe. Ich staunte ob dem Farbenreichtum dieser Wolken. Die vordersten glühten in flammendem Sonnenfeuer und die hinteren röteten sich in gedämpfter mennigfarbener Glut. Ach, mit wie meisterhaften Pinselstrichen drängte die Natur den Äther[2]) immer mehr nach hinten und entfernte ihn von den Häusern, geradeso wie es Vecellio macht, wenn er Landschaften malt. An manchen Stellen zeigte sich ein grünliches Azur, an anderen ein azurblaues Grün, wie es die grillenhafte Natur, die Meisterin der Meister gemischt hatte; und wie es ihr gefiel, so liess sie mit ihren Schattierungen die Formen bald zurück bald hervortreten; so dass ich, der ich ja weiss, wie innig Euer Pinsel von ihr, der Natur, beseelt ist, drei- und viermal ausrief: O Tizian, wo bleibt ihr nur! ....“

Zu diesem Briefe bemerkt De Sanctis[3]): „Es ist auffallend, wie das Bild der Natur mit ihren Farben und Schattierungen keinerlei gemüt-

1) Nach links hinten (?) Der Text lautet: i quali (nuvoli) in la principal veduta mezzi si stavano vicini ai tetti degli edificij, e mezzi nella penultima. Die Übersetzung, die Chasles von diesem Briefe giebt (a. a. O. p. 454), ist eine ganz willkürliche und unzuverlässige Paraphrase. Die anderen Übersetzungen von Taine (Voyage en Italie) und Dumesnil, a. a. O. konnte ich bei der Revision leider nicht mehr zu Rate ziehen.

2) Die wolkenlose Luft.

3) D. S. Storia della lett. it. II, 136.

liche Erregung oder moralische Erhebung im Beschauer erzeugt, sondern nur die Bewunderung und das Staunen des Berufskünstlers, wies eben einem Italiener jener Zeit entspricht. Aretino schaut die Natur mit den Augen Tizians (a traverso il pennello di Tiziano)."

Beide Künste, Dichtung und Malerei hatten eine entschiedene Richtung aufs Gegenständliche und Sinnliche genommen, und da die Ausdrucksmittel des Malers dieser Tendenz entschieden besser zu Hilfe kommen, so war es natürlich, dass jener und nicht dieser die führende Rolle übernahm.

Es ist Aretinos Ruhm, sich diese Thatsache auch als Theoretiker zum Bewusstsein gebracht und zu Nutze gemacht zu haben. Gaspary hat das Richtige erkannt, wenn er sagt: „Technische Ausdrücke der Kunst, Bilder, welche aus ihrer Sphäre entnommen sind, verwendet Pietro gerne in seinen Briefen und anderen Schriften und zuweilen mit energischer Wirksamkeit. Er redet mit Bezug auf den (sprachlichen) Styl von Zeichnung, von Colorit, von dem Relief der Erfindung und der Miniatur der zierlichen Ausführung, und manche solche Bezeichnungen sind aus diesem künstlerischen Jahrhundert der Sprache der litterarischen Kritik verblieben und dienen ihr noch heute in glücklicher Weise" [1]).

Ich möchte noch einen Schritt weiter gehen und behaupten: Aretino hat sogar seine ganze originelle Anschauung vom Wesen der Künste zuerst aus der Beobachtung der bildenden Künste gewonnen und hat sie von da aus auch auf die Dichtkunst übertragen. Ein strikter Beweis, dass sich dieser psychische Prozess bei ihm gerade in dieser Reihenfolge vollzog, ist freilich kaum zu erbringen. Um so leichter ist es, die Sache plausibel zu machen. Dafür spricht ausser der damaligen Ueberlegenheit der Malerei über die Dichtkunst und ausser der angeborenen Neigung Aretinos zur Ersteren vor allem noch der Umstand, dass die theoretischen Fragen hier bei den bildenden Künsten viel einfacher lagen, und das künstlerische Schaffen durch pedantische Rücksichten nicht verkümmert wurde. Die „Nachahmung der Natur" geschah hier meistens unmittelbar, und verhältnismässig selten durch das Medium konventioneller Formen und Vorlagen hindurch — wenigstens wollte es so das Prinzip der grossen Maler und Bildhauer jener Zeit. Leon Battista Alberti (De pictura III), Leonardo da Vinci (Trattato della Pittura) und Vasari sind sich darin durchaus einig. Einem unphilosophischen Kopf wie Aretino musste ausserdem das Verhältnis vom Modell zum Bild auf den ersten Blick schon viel fasslicher und ein-

1) Gesch. d. it. Lit. II, 468.

facher erscheinen als der abstrakte Vorgang dichterischen Schaffens. Die Malerei, glaubt ja auch das gewöhnliche Publikum, sei durch ein viel strafferes Band an das Gegenständliche, an das Modell gebunden, als der Dichter. Besonders die realistische Kunst der venezianischen Meister schien ganz unmittelbar zurückzuweisen auf die sinnliche Wirklichkeit als Urquell aller Kunst.

Es darf uns darum kaum Wunder nehmen, wenn ein Mann wie Aretino ein jedes Kunstwerk nur am Massstab dieser sinnlichen Wirklichkeit misst. So soll er denn von der Malerei die folgende Definition gegeben haben: „Ich behaupte daher in Kürze, dass Malerei nichts anderes als Nachahmung der Natur ist, und dass Jener, welcher sich ihr in seinen Werken am meisten nähert, auch der vorzüglichste Meister sei. . . . Es ist also Aufgabe des Malers, jedwedes Ding derart naturgetreu durch seine Kunst darzustellen, dass es selbst naturwahr scheine. Jener Maler also, dem diese Fähigkeit fehlt, ist kein Maler, während im Gegenteile derjenige der beste und vorzüglichste Maler bleibt, dessen Bilder am vollkommensten die Natur nachahmen“ [1]).

Liest man nun in Aretinos Briefen die zahlreichen Stellen nach, wo er sich über Werke der bildenden Künste lobend oder tadelnd ausspricht, so findet man, dass er überall und immer nur nach ihrer Naturwahrheit sie beurteilt. Er steht in seiner Kritik durchaus auf dem Standpunkt des Verismus. An den Porträts weiss er nichts höheres zu rühmen als ihre frappante Ähnlichkeit, ein Lob das er in seiner rhetorischen Geschraubtheit bis zur Identifizierung des Porträts mit dem Modelle selbst übertreibt. So in den meisten seiner vielen Sonette auf Porträts. Z. B.

III, 35. La lor sembianza nel suo fronte altero
Ritratto ha Titiano huomo immortale;
Tal'che il dipinto è non men' ver, che il vero.

Anderswo spricht er von einem Porträt Karls V. das Tizian gemalt hatte in den folgenden Ausdrücken:

V, 53. Di man' di quella Idea, che la Natura
Imita in vivo e spirital disegno,
E del gran Carlo, il santo esempio degno,
Non pur' di Titian' Sacra pittura —

als habe das Modell selber aktiv mitgewirkt zur Herstellung des Bildes [2]).

1) L. Dolce, L'Aretino, owero Dialogo della Pittura; Ven. 1557, der zum grossen Teil die Ansichten Aretino's, freilich in stark verwässerter Form, wiedergiebt. Ich citiere nach der Übersetzung in „Quellenschr. f. Kunstgesch. u. Kunsttechnik des M. A. und der Renaiss.“ II, Wien 1871“.

2) Vgl. auch Lett. III, 259 A. M. Gian Paolo Pittore.

Sogar in den freierfundenen und grossen Kompositionen ist ihm die Naturwahrheit des Details ein sehr wichtiger Punkt. An Zeugnissen dafür fehlt es wahrhaftig nicht. Wir begnügen uns mit dem folgenden Brief an Tizian.

IV, 134. „Die Kopie des wahren und leibhaftigen Christusbildes für den Kaiser, die Ihr mir am Weihnachtsmorgen geschickt habt, ist das köstlichste Geschenk das je ein König seinem Günstling gab. Aus Dornen ist die Krone die Christus trägt, und Blut ist das Blut das von den Dornenspitzen träufelt, und anders kann die Geissel das Fleisch nicht schwellen machen von bläulichen Streifen als Euer göttlicher Pinsel gethan hat an den unsterblichen Gliedern des frommen Bildes" [1]).

Sogar die gemütliche Wirkung des Kunstwerks ist für Aretino in aller erster Linie durch die Vollkommenheit der malerischen Illusion bedingt. Unsere symbolistische Malerei mit ihren technischen Unwahrscheinlichkeiten und Gezwungenheiten wäre ihm ein Buch mit sieben Siegeln gewesen. Je vollkommener die Täuschung, desto tiefer, meint er, müsse die Rührung sein; und er kann jene niemals vergessen über dieser. Man lese seine Beschreibung von Tizians Annunziata (Lett. I, 180) oder vom Petrus Martyr desselben Meisters (I, 171) oder von Francesco Salviatis Bekehrung Pauli (III, 176) und man wird sich davon auf's handgreiflichste überzeugen. Als er im „Dialog über die Malerei" [2]) von der „Wirkungsmacht" des Malers sprechen möchte, da hat er, ohne es zu merken, die Täuschungsmacht im Kopf, denn er sagt: „Dante charakterisiert vortrefflich die ganze Wirkungsmacht des Malers in folgenden Versen:

> Morti li morti, e i vivi parean vivi:
> Non vide me' di me chi vide il vero." (Purg. XII, 67.)

Gerade auf diese objektive Naturwahrheit gründet er die Überlegenheit Tizian's über alle zeitgenössischen Maler. Er erkennt das Kolorit als eines der wichtigsten Mittel zur Vervollständigung der malerischen Illusion [3]); und so muss denn Michelangiolo bei ihm hinter Raphael und Raphael hinter Tizian zurückstehen. Wenn man die grösstmögliche Vollkommenheit der malerischen Illusion als höchstes Ziel in der Kunst gelten lässt, so ist diese Rangordnung auch durchaus gerecht.

1) Vgl. auch IV, 181 A Jacopo Tintore.
2) a. a. O. p. 70.
3) Dial. d. Pitt. a. a. O. p. 65 f.

Das ist es also, was Aretino aus der venezianischen Malerei gelernt hat und was er nun auch auf die Dichtkunst übertragen wollte: die unbedingte Hochschätzung der Naturwahrheit. Der Prozess, der sich in seiner Seele vollzog, hat ein Analogon in der Neuzeit: wie hier die Erfindung der Photographie zum Realismus und zum Verismus führte, so gewann auch Aretino eine ganz neue Auffassung der Kunst aus seiner Berührung mit der venezianischen Malerei. Und wie es die Realisten und Veristen gethan haben, so wirft auch er alle überkommenen Konventionen von sich [1]), ungeduldig nach der Natur und nach eigenem Gutdünken zu schaffen und erklärt vor allem den Pedanten seinen Krieg. Berühmt und viel citiert ist sein revolutionärer Brief an Lodovico Dolce (I, 122).

„Wandelt immerzu die Wege, welche die Natur Eurem Streben weist, wenn Ihr wollt, dass Eure Schriften sogar von dem Papier, auf das Ihr sie schreibt, bewundert werden; und spottet der hungerigen Wort-Jäger, denn zwischen Nachahmen und Plagieren ist ein grosser Unterschied. . . . . Heutzutage sind aller Ohren voll von uopo und altresi u. s. w. Das macht sich aber ebenso lächerlich, wie etwa ein Kavaliere, der sich in einem Wams mit lauter goldenen Klunkern und mit einem tellerförmigen Barett sehen liesse. Man würde ihn für verrückt oder für maskiert halten. Und doch kleideten sich solchergestalt in früheren Zeiten einmal der Duca Borso und Bartolommeo Coglioni [2]). Und was für einen Wert haben schöne Farben, wenn man damit nur Schnörkel ohne Dessin malt? Wert bekommen sie erst, wenn sie ein Michelagnolo mit seinen Pinselstrichen aufträgt, ein Mann, der die Natur und die Kunst so tief erschüttert hat, dass sie selbst nicht mehr wissen, wer von ihnen beiden Schülerin oder Meisterin ist. Um ein guter Maler zu sein, muss man noch etwas anderes können, als ein Stück Sammet oder eine Gürtelschnalle abmalen. Auf die Gestalten (Zeichnung und Entwurf) [3]) kommt es an, sagte Giovanni von Udine, als Einige seine ausgezeichneten Grottesken bewunderten. Ich will es Euch nur sagen: die wahren Nachahmer von Petrarca und Boccaccio sind diejenigen, die ihre eigenen Eindrücke mit der Holdseligkeit und Grazie ausdrücken, mit der es Petrarca und Boccaccio gethan haben, nicht aber diejenigen,

1) Wir lassen uns durch seine Inkonsequenz in der Praxis und durch sporadische Widersprüche in seinen Äusserungen nicht irre führen und behalten nur das Wesentliche und Neue in Aretino's Anschauungen im Auge.

2) Colleoni, venezianischer Condottiere.

3) bambocci nennt es Aretino in seiner burschikosen Ausdrucksweise.

die ihre quinci, quindi, soventi und snelli und sogar auch ganze Verse stehlen .... O irrende Schaar, ich sage Euch und wiederhole Euch, dass die Poesie eine Grille der Natur in ihrem Jubel ist, dass sie auf der eigenen Inspiration beruht, und wenn sie deren mangelt, so wird der poetische Gesang ein Tambourin ohne Schellen und ein Glockenturm ohne Glocken. Wer singen will und dazu nicht schon von den Windeln auf begnadet ist, der bleibt ein lauer Tropf; und wers nicht glaubt, der mags an einem Beispiel lernen: die Alchimisten haben mit unendlicher Mühe die Kunst ihrer geduldigen Habgier ausgedacht und doch nie Gold geschaffen — nur Scheingold; von der Natur aber wird es ohne die geringste Anstrengung klar und rein geboren. Darum folget mir, wenn ichs mit jenem weisen Maler halte, der, als man ihn fragte, w e n er nachahme, auf eine Gruppe von Leuten deutete, indem er damit sagen wollte, dass er nach dem Leben und nach der Wirklichkeit arbeite; gerade so wie ichs mache, wenn ich spreche und schreibe. Die einfache Natur selbst, deren Sekretär ich bin, diktiert mir was ich schreibe, und mein Vaterland löst mir die Zunge, wenn die abergläubische Ehrfurcht vor fremdartiger Rede sie binden möchte. Lasst immerzu die Sudler „chènte" und „scaltro" in diesem und in jenem Sinn gebrauchen; Ihr aber haltet Euch ans nervige Fleisch und lasst die Haut den Pelikanen, die da stehen und mit ihrem leeren Diebsgehirn um einen Kreuzer Berühmtheit betteln. Ich ahme mich selbst nach, das ist gewiss! Denn die Natur ist eine reiche Gefährtin, die sich Dir nackend giebt, die Kunst aber ist eine schmarotzende Laus, die sich ansaugen muss. Darum bemühet Euch, Skulptoren des Sinnes und nicht Miniatoren der Vocabeln zu sein."

Solche Ausbrüche sind nun aber nicht etwa bloss sporadisch. Aretino hat in seinen Schriften wohl mehr als hundertmal solche und ähnliche Gedanken in immer neuen und immer kühneren Wendungen proklamiert. — Er liebte es ja, seine patentierten Spezialitäten zu haben, die er mit marktschreierischer Grossprahlerei als seine litterarische Mission und höchst eigenes unveräusserliches Verdienst in Anspruch nahm. Dazu gehörte z. B. der schöne Beruf, den Fürsten und hohen Herren tüchtig die Wahrheit zu sagen. Mit Freuden griff er das Ariostische Schlagwort auf und nannte sich „die Geissel der Fürsten". Ausserdem spielte er den Befreier und Protektor des Schriftstellerstandes und des verkannten Talents (virtù)[1]; und in ähnlicher Weise sollte nun

1) Z. B. Lett. I, 85: Adunque i buoni debbono avermi caro: perche io con il sangue militai sempre per la vertù: et per me solo a i nostri tempi veste di broccato,

auch der Krieg gegen die Pedanterie zu den spezifischen Missionen seines Schriftstellerdaseins gehören. Seine Orazia, das einzige Kunstwerk, das er mit wirklicher Sorgfalt ausgefeilt hat, sollte eine Konkurrenzleistung zur Beschämung der Pedanten und Gelehrten sein. So fordert er stolz im Prolog das Publikum heraus:

Or materia cangiando
Piaccia a la vostra grazia
Non pur di farvi attenti
Nel muto del silenzio
Mentre in note or di mele ora d'assenzio
Strani e fieri accidenti
Vi esprimerà l'Orazia
Ma il tutto tra di Voi
Considerate, e poi
Giusta sentenza dando
Circa lo stil di sì preclara istoria,
Acciò chiaro s'intenda
Se più mertano in sè lode di gloria
De la Natura i discepoli o vero
Gli scolari de l'arte.

Folgen wir eine Weile diesem Kriege gegen die Pedanten, wenigstens in seinen wichtigsten Etappen [1]). Aretino geht natürlich von sich selbst aus und hat dabei zunächst mit der unwillkommenen Thatsache zu rechnen, dass die verhassten Pedanten ihm mindesten Etwas voraushaben: humanistische und philologische Bildung. Was thut er? Er rühmt sich laut seiner gottbegnadeten Ignoranz und leugnet den Wert der Bildung überhaupt. Er prahlt von der „Wissenschaft seiner Ignoranz" [2]) und mit demütiger Unbescheidenheit schreibt er an Dolce: „Ja, Herr Gevatter, die Dienerin des Ruhmes beleuchtet meinen Namen mit einer Talkkerze und nicht mit einer Fackel, denn meine Ignoranz liegt auf der Hand .... Ich, der ich die Schule nur als ABC-Schütze besuchte [3]), verdiene Nachsicht, wenn ich schlechte Verse mache, nicht aber Jene, die sich über der Kunst der Griechen und Lateiner den Kopf zerbrechen, alles besser wissen und ihren Ruhm in der Beobachtung

bee nelle coppe d'oro, si orna di gemme, ha de le collane, de i danari, cavalca da Reina, è servita da Imperadrice et riverita da Dea: è empio, chi non dice: ch'io l'ho riposta nel suo antico stato.

1) Wir können füglich absehen von der gelegentlichen Verspottung der Pedanten in den Komödien Aretino's.

2) I, 77 la scienza della mia ignoranza.

3) Tanto . . . quanto intesi la Santa croce. la S. croce bedeutet in der familiären Sprache noch heute: das ABC.

eines Akuts oder eines Vokals suchen. Io (disse Gian Giordano) non so nè ballar, nè cantare, ma ch . . . rei come un asenazzo"[1]. . . . „Ich lache über die Pedanten, die sich einbilden, die ganze Bildung beruhe nur in der griechischen und lateinischen Sprache und behaupten, dass wer diese nicht verstehe, überhaupt nicht mitreden könne . . . Ich trage das Gesicht meines Geistes ohne Maske, und wenn ich auch kein Jota weiss, so kann ich doch den gelehrtesten zur Lehre dienen"[2]. Seinem Freunde Doni schickt er ein philosophisches Buch ungelesen zurück mit dem Bemerken: „Ich will resolut drauf losleben und kümmere mich nicht um Grübeleien und Ergründung des Wesens der Dinge"[3]. „Ein langes Leben und eine lange Erfahrung lehren mehr als alle Lehrer und alle Bücher"[4]. „Warum wollt Ihr im Eifer Eurer Freundschaft es bedauern, dass ich keine gelehrte Bildung (lettere) habe, wo doch das Streben nach einem guten Namen die beste Bildung ist, die der Mensch lernen kann und die Erfahrung die hervorragendste Wissenschaft?" schreibt er an einen Freund[5]. „Darin allein nur übe ich meinen Geist: Ehre erwerben und Umgang mit Menschen. Diese beiden Dinge lehren, was keine Schule weiss. Es wäre darum vernünftiger, wenn Ihr mich gebildet nänntet statt diejenigen, die Griechisch und Latein sprechen; darüber lachen die Nanna und die Pipa[6], wenn sie sich in der Sprache ihres gesunden Menschenverstandes unterhalten".

Man sieht, dass Aretino, wie alle genialischen und selbstsicheren Ignoranten, Wissen, Bildung und Pedanterie auf einen Haufen wirft, um alles zusammen als unnötigen Ballast erklären zu können. Wer die eingetrocknete Wissenschaft des Cinquecento kennt, wird ihm aber kaum daraus einen grossen Vorwurf machen und wird es ihm auch gerne verzeihen. wenn er etwas übers Ziel hinausschiesst, wie in seiner schönsten und berühmtesten Invektive gegen die Pedanten. „Wie viel besser wäre es, wenn die grossen Herren sich freie, ergebene und wohlmeinende Personen im Hause halten wollten, statt sich mit der füchsischen Bescheidenheit der Pedanten einzulassen, dieser Esel von anderleut's Büchern, die, nachdem sie die Toten zu Tode gehetzt und ausgeplündert haben, nicht ruhen bis sie auch die Lebendigen ans Kreuz

1) Lett. I, 199.
2) I, 247f.
3) IV, 269.
4) V, 245.
5) III, 152.
6) Zwei Figuren aus den Ragionam. piac.

bringen. Wahr ists, die Pedanterie hat den Medici vergiftet, die Pedanterie hat den Herzog Alexander ermordet und die Pedanterie hat den Ravenna ins Gefängnis gebracht [1]; und was noch schlimmer ist, sie hat die Ketzerei gegen unseren Glauben hervorgerufen durch den Mund des Erzpedanten Luther."

Wenn Aretino das Werk Luthers einseitig beurteilte, so muss man ihm doch zugeben, dass gerade in der Politik der Renaissance das Bücherwissen manchen dummen Streich verschuldet hat; und man muss ihm auch zu seiner Ehre zugestehen, dass er trotz aller Modedienerei selbst in der Religion noch die pedantische Orthodoxie der Berufstheologen bekämpfte [2]; ja sogar in der Kriegswissenschaft ist ihm die Pedanterie zuwider [3].

Die häufigste Form der litterarischen Pedanterie im 16. Jahrhundert ist wie gesagt der Ciceronianismus, Petrarchismus, Boccaccismus u. s. w. Aretino weiss genau, wie unzertrennlich diese Erscheinungen mit einander verwandt sind und bekämpft sie darum alle zumal. „Den Pedanten die sagen, dass die besten Schriftsteller niemals vom Latein des Cicero abirren, antworte ich, dass jeder gute und ordentliche vulgäre Schriftsteller sich fast immer vom Toskanischen des Boccaccio fernhält" [4]. Wie Cicero die Sprache seiner Zeit und seines Volks geschrieben hat, so nimmt er auch für sich dasselbe Recht in Anspruch [5]. Die preciösen Nachahmer der Trecentisten überschüttet er mit Hohn, so oft sich nur Gelegenheit bietet von ihnen zu reden, er nennt sie die pisciaquindi und cacaquinci [6], parodiert sie und hänselt sie.

Eine andere Form litterarischer Pedanterie waren die klassicierenden und philologischen Reformbestrebungen in der Orthographie und Grammatik. Auch dafür hatte Aretino nur verächtlichen Spott [7].

Diesem Kriege gegen die Pedanterie fehlt nun freilich auch nicht die komische Seite. So oft und so grimmig Aretino zu Felde ritt, es war ihm doch nicht vergönnt, einen lebendigen Pedanten aufzuspiessen.

---

1) Der Brief ist an den Kardinal von Ravenna gerichtet I, 143.

2) Vgl. ausser seinem Ipocrito und anderen gelegentlichen Ausfällen besonders seinen Brief an Antonio Brucioli I, 177f. In späteren Jahren freilich geriet er immer mehr ins Fahrwasser der Gegenreformation.

3) V, 183. al Conte . . .

4) I, 210.

5) Vgl. II, 242; IV, 143.

6) II, 182. Die Zeugnisse sind zahllos und zum Teil auch schon gesammelt. VI, 269 nennt er die Pedanten: Don caca lettere e piscia dottrine.

7) Vgl. z. B. seinen köstlichen Brief an Clario IV, 291.

Er lebte im Hass mit der Pedanterie, aber in feiger Freundschaft mit den Pedanten; und gerade mit den tonangebenden Initiatoren pedantischer Reformbestrebungen, wie Trissino, Tolomei, Fortunio, Trifone u. a. hütete er sich wohl zu brechen. Im selben Verhältnis heuchlerischer Freundschaft stand er zum gefeierten Wortführer aller Pedanterie: Pietro Bembo[1]), den er mit den Andern zusammen in seinem allegorischen Traum nicht ohne ein feines spöttisches Lächeln verherrlicht hat. Ein ironisches Schicksal wollte es sogar, dass er mit seinen nächsten Gesinnungsgenossen, mit den kühnsten Antipetrarchisten in Fehde geraten sollte: Niccolo Franco, Anton Francesco Doni und Francesco Berni. Es lag in den damaligen Verhältnissen, dass sich die Schriftsteller nach persönlichen Rücksichten und nicht nach Kunstrichtungen zusammenschlossen.

Der Nachahmung Petrarcas stellt Aretino die unmittelbare Nachahmung der Natur und den Regeln der Theoretiker die Freiheit des gottbegnadeten Genies entgegen. Damit kommen wir zum positiven Teil seiner Bekenntnisse. Aretinos Auffassung des künstlerischen Genies nähert sich bedeutend den Ideen moderner Stürmer und Dränger. Wie diese, so will auch er eine freie, schrankenlose und unergründliche Naturkraft darunter verstanden wissen, zu deren Wesen bis zu einem gewissen Grade etwas Ungeschlachtes und Wüstes gehört. Es mutet einen ganz merkwürdig an, wenn man mitten aus dem Blütezeitalter des Klassicismus heraus die tönende Stimme eines protzigen Kraftgenies vernimmt.

I, 200: Sì che leggendo le mie coglionerie, scusatimi con voi stesso per ch'io son' più tosto Propheta, che Poeta. I, 83: „Die Natur gab mir das Vorrecht einer grossen und freien Ausdrucksweise, und diese will ich nicht verfälschen; und die Himmel, die mich so geschaffen haben, schützen mich vor den Drohungen der Menschen."

III, 176. „Ich kann die Natur, die mich so geschaffen hat, wie ich bin, nicht bändigen." I, 114. „Wenn der Geist Pasquinos mich in prophetischen Wahnsinn versetzt, so bin ich furchtbarer als der Teufel, von dem Ihr auf der Kanzel gepredigt habt" u. s. w.

Die der Renaissance eigene Ueberschätzung des Individuums hatte dazu geführt, dass man sich den Beinamen Divino zulegte, wobei man wahrscheinlich gerne an die neuplatonische Seelentheorie dachte[2]). Ausser von einem „göttlichen Genie" spricht Aretino auch gerne von einem

1) Vgl. die ausgezeichneten Bemerkungen von A Graf, a. a. O. p. 59 f.

2) Allerdings suchte Aretino, dem Divino auch einen moralischen Sinn zu geben. V, 249 A Gadaldino.

ingegno fatale[1]), von einem „unbesieglichen“ oder „verschwenderischen“, ja sogar von einem „bestialischen“ Genie.

Ein Beweis von Genialität scheint ihm auch die Raschheit der Produktion[2]). Verächtlich redet er von der „sesshaften Geduld der Pedanten“ und rühmt sich seiner Natur, die all ihre Erzeugnisse in zwei Stunden ausspeie“, sodass die sämtlichen Druckereien mit nichts anderem beschäftigt werden könnten, als mit dem Drucken seiner Werke, falls er nur ein Drittel der Zeit, die er wegwerfe, auf litterarische Thätigkeit verwenden wollte[3]). „Ich lasse mir angelegen sein, die Charaktere mit derselben Lebendigkeit zu zeichnen, mit welcher der wunderbare Tizian dieses und jenes Gesicht portraitiert; und da die guten Maler hauptsächlich eine schöne Gruppe von skizzierten Figuren schätzen, so lasse ich meine Schriften drucken so wie sie sind und kümmere mich nicht, Worte auszumalen, denn die Schwierigkeit liegt in der Zeichnung .... und alles ist Possen ausser schnell und original zu sein“[4]). Alles Nachgeahmte und Studierte nennt er mit einem sehr oft wiederkehrenden Lieblingsausdruck: stitico und stitichezza (Hartleibigkeit). Für die Improvisatoren und Stegreifdichter der Gassen und Marktplätze hat er warme Liebe und Bewunderung. Schon von Kind auf war ihm sein Landsmann Bernardo Accolti mit dem stolzen Beinamen L'Unico Aretino als leuchtendes Muster vorgeschwebt; einen andern Improvisator, einen gewissen Berna aus Pistoja feiert er in einem sehr launigen Briefe[5]) und in einem nicht weniger interessantem Schreiben bemüht er sich um die Freundschaft eines modanesischen Bänkelsängers und Stegreifdichters[6]), dessen Beruf und Leben er nicht ohne einen Anflug von Neid sich ausmalt und mit dem genialischen Treiben des Margutte[7]) vergleicht.

Aretino aber war viel zu tief in die Geheimnisse der Maler- und Bildhauer-Ateliers eingeweiht, um über seiner Bewunderung für die rasche Produktion den Wert der geduldigen Uebung zu vergessen. Namentlich jungen Talenten gegenüber lässt er es nicht fehlen an Mahnungen zu fleissigem Exercitium: „Wisset, schreibt er einem gewissen Antonio

1) Z. B. anlässlich Michelangelos III, 45.

2) I, 99 u. 253.

3) III, 72.

4) I, 253.

5) III, 307.

6) III, 223 f.

7) Margutte ist eine der gelungensten Figuren des Morgante Maggiore von Luigi Pulci, XVIII, 112 ff.

Gallo, dass die Naturanlage ohne Uebung ein Samenkorn in einer Papiertüte ist"[1]); den Jacopo Tiepolo ermahnt er in seinem unübersetzbaren Italienisch folgendermassen: Sì che attendete, ô figliuolo alla Poesia, e non mancate a darci opra: dá che ci nasceste per darcela. Perseverate in tal cosa senza perdere hora in comporre versi e prose in più sorti; imperochè il miglior maestro che sia è il fare, le cui frequenze a fare insegnano, e più da loro che da altri impara chi fà.[2])

Die höchste und wichtigste Eigenschaft des Genies aber ist die Originalität; und auf diesen Punkt legt Aretino den allergrössten Nachdruck. Wo immer er auf kunsttheoretische Fragen zu sprechen kommt, stellt er der Nachahmung die Originalität und der Kunst die Natur gegenüber. Das Genie ahme nur sich selbst nach, sagt er, und protestiert, dass sein Stil überhaupt nicht nachzuahmen und mit keinem andern zu verwechseln sei[3]). Er hat sich mehrmals ausführlich über die Frage der Stilnachahmung ausgesprochen und nähert sich dabei beträchtlich den Anschauungen Petrarcas[4]): Was man von anderen gelernt hat, soll man sich organisch assimilieren und zum individuellen Eigentum umgestalten[5]). Den ähnlichen Stiltheorien entsprechen bei Petrarca und Aretino auch ähnliche Folgen: bei beiden führt das bewusste und krampfhafte Streben nach Originalität zum rhetorischen Schwulst. Nur darf man nicht vergessen, dass Aretino mit dem lebendigen Idiom seiner Heimat zu thun hatte, während Petrarca seine Sprache an toten Schriftwerken lernen musste. Bekanntlich sind noch eine Reihe anderer Momente, die mit kunsttheoretischen Fragen nichts zu thun haben, für die Stilentwickelung Aretinos entscheidend geworden[6]). Im grossen ganzen legte er, wie wir aus bereits citierten Zeugnissen sehen, auf stilistische Ausarbeitung („Wortminiatur") einen sehr geringen Wert, denn das Hauptverdienst des Künstlers suchte er in der Erfindung („Zeichnung, Skizzierung").

Wie den meisten Phanatikern des Genies, so erging es auch ihm: er überschätzte einigermassen den Wert der freien Erfindung neuer Motive. Bearbeitungen, Uebersetzungen, Redaktionen, Kommentare u. s. w. sind

1) I, 136 vgl. auch bes. VI, 145 a lo Arnigio.

2) V, 150.

3) I, 76 cosi chi si sforza di diventar me, nella fine non è pur lui. u. I, 84.

4) Ep. de rebus familiaribus et variae, ed. Fracassetti; Fir. 1859—63, XXII, 2; XXIII, 19. Vgl. auch meine Arbeit: Poetische Theorien in der ital. Frührenaissance, Berlin 1900 p. 46 ff.

5) Dies in Kürze der Sinn seiner längeren Ausführungen I, 122 f. u. I, 247 ff.

6) Man vergleiche darüber seine eigenen Geständnisse Lett. II, 52, V, 107.

ihm ebenso verhasst wie die evidenten Nachahmungen[1]). Er sucht den Ruhm des Genies in der Manigfaltigkeit seiner Werke, in der verschwenderischen Fülle seiner Schöpfungen. Wenn er einem Künstler eine besondere Ehre erweisen will, so zählt er dessen sämtliche Werke auf. Eine unwillkürliche Vorliebe zieht ihn zu der überfliessenden und formlosen Poesie des Volkes hin. Burchiello und Pulci[2]) gehören zu seinen Lieblingen, die Dialektdichtung findet in ihm einen warmen Fürsprecher[3]) und die Sprichwortweisheit und der Mutterwitz der untersten Klassen einen liebevollen Beobachter[4]). Kurz überall sucht er das Originelle und das Natürliche, „Lebendig frei und kühn, nicht schüchtern knechtisch und lau will ein Kunstwerk sein, sonst wird es von Fürsten . . . und Volk . . . verachtet“ (V, 122) ruft er aus, und das Volk mit seinem „Es gefällt mir nicht“ oder „Es gefällt mir“ ist ihm ein ebenso autoritativer Kritiker wie die Kenner der Kunstlitteratur[5]). Aretino gehört zu den Ersten, die die grosse Rolle des Unbewussten in der Kunst erkannt haben. „Es ist gewiss, sagt er in seinem Brief an die Pedanten, dass die wahren Dichter oft etwas Wunderbares und durchaus Passendes sagen ohne ein Jota dran gedacht zu haben; deshalb vergleicht man sie mit den Quellen, die lebendiges, klares und schmackhaftes Wasser hervorsprudeln und nicht wissen wie und warum“ [6]).

So sehen wir zu unserem grossen Erstaunen wie Aretino in seinen Anschauungen die Poetik der Romantiker und die der Realisten miteinander vereinigt. Es ist nicht schwer zu erklären, wie dieses Wunder zu stande kommt: das grosse Evangelium Pietros ist die Natur, und zwar unterschiedslos die subjektive sowohl wie die objektive. Indem er die Natur des Künstlers, das Genie als höchstes Prinzip aufstellt, nähert er sich dem Subjektivismus und den Romantikern; indem er die objektive Natur, das Gegenständliche als Urquell der Kunst proklamiert, stellt er sich auf die Seite der Realisten und Veristen. Zum Realisten wurde er hauptsächlich durch den Kontakt mit der venezianischen Malerei und zum Romantiker wurde er hauptsächlich dank seinem Hasse gegen die Pedanten. — Und dank seinem göttlichen Leichtsinn hat er sich

1) Vgl. z. B. seinen Brief gegen Bernis Überarbeitung des Orlando innamorato II, 121 f.

2) II, 182 b.

3) V, 218 f. u. 264.

4) IV, 204, 236 u. 239 f.

5) VI, 286 f.

6) V, 299.

diese Doppelseitigkeit und diesen Widerspruch seiner Anschauungen nie zum Bewusstsein gebracht und muss nun darum uns Moderne besonders sympathisch berühren, die wir in gleicher Weise mit der romantischen und mit der veristischen Kunst liebäugeln und allerseits ihre Vereinigung anstreben. — Man ist sich, glaube ich, dieser Doppelseitigkeit in Aretinos Anschauungen bis jetzt noch nicht genügend bewusst geworden. Wenn z. B. Gaspary von ihm sagt: „So giebt der verständige Verfechter des Natürlichen selbst das verderblichste Beispiel der Affektation und des Bombastes" [1]), so möchte er offenbar einen Widerspruch zwischen Aretinos Theorie und Praxis konstatieren, bedenkt aber nicht, dass dieser nemliche Widerspruch schon in der Theorie selbst besteht, und dass Aretino nicht bloss als „Fürsprecher des Vernünftigen und Natürlichen" (p. 469 f.), sondern ebensosehr als Prophet des freien, wilden und unvernünftigen Genies „seine Bedeutung" hat. Nach zwei Seiten hin also durchbrach Aretino den Bann der klassischen Renaissancepoetik: als Realist und als Romantiker.

Wir können uns nicht länger der Frage entziehen, ob denn Pietro mit seinen kühnen Anschauungen allein dastehe im Cinquecento, oder ob er nicht vielmehr eine ganze Gruppe Gesinnungsgenossen um sich habe. Gewiss giebt es eine solche Gruppe von Gegnern der herrschenden klassischen Kunstdichtung und der herrschenden Renaissancepoetik. Die wichtigsten Namen sind: Folengo, Berni, Doni, Franco, Ortensio Lando, etwa noch Giraldi Cinzio u. a. Es ist zum Teile wenigstens jene ganze Schule, die Arturo Graf so ausgezeichnet charakterisiert hat mit den Worten: „Man könnte sie füglich die Unordentlichen (gli scapigliati) in der Litteratur des 16. Jahrhunderts nennen, eine handvoll Leute, die als abenteuerliche Freibeuter ihren Schriftstellerberuf ausüben . . . Sie haben keine sonderliche Bildung, aber Geist und sehr wohl auch guten Geschmack — wofern sie nicht — wie es freilich oft geschieht — absichtlich ins Bizzarre und Paradoxe verfallen; sie ehren keine Autorität, hassen die Tradition, empören sich gegen die Regel, streben nach Neuem und bringen ihren eigenen Geschmack und eine unverwüstliche Kühnheit mit, die oft in Frechheit ausartet" [2]).

Zu dieser Schule gehört auch Aretino. Seine Gesinnungsgenossen ins Auge zu fassen bietet sich mir vielleicht später einmal Gelegenheit. Soviel glaube ich aber jetzt schon versichern zu können, dass keiner

1) a. a. O. p. 474.

2) a. a. O. 45 f.

von ihnen ein so tiefes künstlerisches Verständnis und ein so sicheres divinatorisch-kritisches Genie besitzt wie unser vielgeschmähter Pietro. Wer hat z. B. — man gestatte mir diesen letzten Beleg — wer hat mit ähnlich umfassendem und tief dringendem Blick den grossen Stilumschwung erkannt, der sich noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts auf sämtlichen Gebieten der Kunst vollzog? Wer anders als Aretino wäre fähig gewesen, anlässlich einer cisellierten Scheere so geistreiche Beobachtungen zu machen, wie die folgenden, denen ich das Unrecht einer Uebersetzung nicht anthun möchte.

Brief I, 197 an Gianfrancesco Pocopanno:

Certamente se l'età nostra fusse buona, come è bella, non si invidiarieno l'eccellenze delle passate nè si dubitaria dell 'inventioni future. Noi pur vediamo al sommo dei miracoli tutte l'arti et ogni cosa ridursi al magno. Ecco le forbicette mandatemi son piene di trophei rilevati e grandi. Veramente si cominció a mutar verso tosto che si viddero i panni di Leone in capella lavorati dalla seta, e da l'oro sopra i cartoni disegnati, e coloriti da Raphaello. Non si usano più fiori piccoli in damaschi, nè in razzi, le verdure delle spalliere compariscono di lontano, gli habiti tranno al lungo et al largo. Non si pate più il tormento, che ci davano le scarpe, ogni cosa si taglia, et arrichisce. Fino agli scrittori mostrano i caratteri patenti, e di ciò fa fede la maniera di messer Francesco Alunno, la pratica diligentia del quale fa confessare alle stampe d'essere scritte a mano, et allo scritto a penna d'essere stampato. Guardate, dove ha posto la pittura Michelagnolo con lo smisurato de le sue figure, dipinte con la maestà del giuditio, non col meschino de l'arte: per ciò fate da huomo naturalone dando tuono e suono al suono et al tuono de la poesia, risuscitando il morto de lo stile, con lo spirito dei subietti: perchè non c'è vivanda più satievole che il latte et il miele: e come tali condimenti provocano il fastidio del gusto, cosi il profume de le paroline galanti induce la tossa a l'orecchie. Ma ciò sia detto con sopportatione di chi la intende altrimenti.

Ich erlasse mir die undankbare Aufgabe, all die kleinen und zahllosen theoretischen Widersprüche, Ungenauigkeiten und Inkonsequenzen, in die Aretino verfallen ist[1]), zusammenzulesen; in der Hauptsache bleibt darum sein ästhetischer Standpunkt nicht weniger fest, nicht weniger hervorragend und einheitlich. Um so lebhafter aber ist der schreiende

1) So ist es z. B. eine Konzession an die Renaissancepoetik mit ihrer Lehre von der Wahl des Stoffs und der idealen Nachahmung, wenn Aretino dem Lione empfiehlt, nur berühmte Leute zu porträtieren. (III, 152.)

Widerspruch zu bedauern, in den seine schriftstellerische Praxis zu seinem ästhetischen Gewissen getreten ist — ein Widerspruch dessen er sich selber sehr genau bewusst war, wenn er cynisch gestand, dass er sich nur des Geldgewinnes halber dem Geschmack und den Instinkten des grossen Publikums anpasse — ein empörender Widerspruch der uns Anlass giebt, unserer kleinen ästhetischen Untersuchung in ernster Nachdenklichkeit dieses moralische Schwänzchen anzuhängen: Schlechte Sitten verderben zuweilen den guten Geschmack.

Die Mathematik der Natur.

Von

Karl Boehm.

Die hohe Fakultät, bei welcher ich heute als ein Bittender erscheine, deren Vertreter mir die Ehre ihrer Gegenwart schenken, nennt sich die naturwissenschaftlich-mathematische, sie bezeichnet ihren Gegenstand als philosophiam naturalem; mit der ersten Hälfte des lateinischen Ausdruckes erinnert sie an die andere ehrwürdige Fakultät, aus deren Schosse sie selbst sich in neuer Zeit losgelöst hat, mit welcher sie an vielen Universitäten noch in offiziellem Zusammenhange steht, mit welcher sie den geistigen Zusammenhang nie verlieren sollte. Das Beiwort naturalis bezeichnet eine Abgrenzung der Arbeitsgebiete: Was wir erstreben, ist auch Philosophie, aber es ist eine Philosophie der Natur. Es dürfte schwer sein, eine gute Definition dessen zu geben, was hier Natur genannt wird. Vielleicht darf man sagen, dass mit diesem Worte der Inbegriff aller Erscheinungen mit Ausnahme der Erscheinungen des Selbstbewusstseins bezeichnet wird.

Aber eine Sonderung der Gegenstände allein würde die scharfe Trennung der beiden Wissenschaften und damit der beiden Fakultäten nicht erklären und rechtfertigen; es tritt hinzu ein fundamentaler Unterschied der Methode; und hier erinnern wir uns des anderen Namens, welchen unsere Fakultät sich beilegt. Wir wollen die Bezeichnung „naturwissenschaftlich-mathematisch“ so interpretieren, dass in ihrer Zusammensetzung mehr als eine Koordination gefunden wird, dass der Bindestrich zwischen den beiden Bestandteilen des Ausdruckes uns mehr als ein einfaches „und“ bedeutet. Mit anderen Worten: Nicht Naturwissenschaft und Mathematik, sondern mathematische Naturwissenschaft soll uns als Gegenstand und Ziel gelten, auf welches sich die Arbeit der Fakultät richtet. Ob diese Auslegung des Namens den Intentionen derjenigen

entspricht, welche den Namen gegeben haben, ob sie sich also vom historischen Gesichtspunkte aus rechtfertigen lässt, weiss ich nicht; sie dem Inhalte und Geiste nach zu rechtfertigen, soll das Ziel der folgenden Ausführungen sein.

Also mathematische Naturwissenschaft oder Naturwissenschaft nach mathematischer Methode. In diesen Worten liegt der Gegensatz der Fakultäten begründet. Nicht weil wir unsere Wissenschaft auf die Natur beschränken, sondern weil wir diese nach mathematischer Methode begreifen wollen, mussten unsere Wege sich von denen der Philosophie scheiden. Diese Emancipation der Naturwissenschaft ist ein Prozess, welcher sich im Verlaufe von drei Jahrhunderten allmählich vollzieht. Zu einem Bruche kommt es im neunzehnten Jahrhundert, in welchem die Philosophie einen letzten, genialen aber verzweifelten Versuch macht, das schon verlorene Gebiet zurückzuerobern, während die Naturwissenschaft mit grösserem Nachdruck als je zuvor die Worte der Platonischen Akademie über ihre Thore schreibt: *μηδεις αγεωμετρητος ενθαδ' εισιτω.* Nur wer mathematisch denkt, soll bei uns Eingang finden!

Wenn die Natur ein Gebiet ist, welches wir mit der Lehre von Grösse und Zahl zu durchforschen vermögen, so muss ein tiefer Zusammenhang zwischen der Natur und dieser Lehre bestehen. Insofern meine Ausführungen, welche bei der Kürze der Zeit und der Grösse des Gegenstandes leider sehr fragmentarisch bleiben müssen, von diesem Zusammenhange handeln werden, durfte ich sie mit dem Ausdrucke benennen, welchen Hegel über einen Abschnitt seiner Logik gesetzt hat: Die Mathematik der Natur.

Wenn man die Entwicklung der menschlichen Gedanken durch die Jahrhunderte verfolgt, so begegnet man nicht selten der höchst merkwürdigen Thatsache, dass gewisse Begriffe nnd Wahrheiten hervortreten, ehe ihre Zeit erfüllt ist, zu einer Zeit, welche für sie noch nicht reif erscheint. Es ist, als sei das Bild der Wahrheit im Traume dem Menschengeiste gezeigt worden, welcher nun — erwacht — mit einer undeutlichen Vorstellung dem Bilde nachstrebt. Als ein sehr bekanntes Beispiel dieser Art liesse sich der Satz anführen, dass jedes Ding aus einer Ursache folge, der Satz der Kausalität. Derselbe begegnet uns in irgend einer seiner unzähligen Formen bei den frühesten Anfängen des wissenschaftlichen Denkens. Und doch war es eine wissenschaftliche Leistung allerersten Ranges, als der junge Schopenhauer — durchdrungen von dem Lichte der Lehre Kants — es unternahm, den Inhalt des Satzes vom zureichenden Grunde in vollkommener Klarheit und Schärfe zu entwickeln. Mehr als

dieser Satz interessiert uns ein anderer, welcher mit ihm auf das engste verknüpft aber mit grösserer Unbestimmtheit ausgesprochen worden ist. Man redete in den Zeiten der Scholastik viel davon, dass in der Wirkung nichts enthalten sein könne, was nicht schon in der Ursache stecke, dass Ursache und Wirkung gleichen Inhalt besässen, dass sie gleich seien, und brachte diesen unklaren Gedanken in die Form des Satzes: causa aequat effectum, welchen man leider mit Newton's Satze von der Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung konfundiert hat. Es lag jenem zuerst genannten Satze zu Grunde das dunkle Gefühl, dass in dem Wechsel der Erscheinungen nichts wahrhaft entstehen, nichts wahrhaft vergehen könne, dass Etwas immer konstant bleiben müsse, dass zwischen den sich ablösenden Naturvorgängen ein gewisser zahlenmässiger Zusammenhang bestehen müsse. Die Erfahrung schien den Gedanken nur zum Teil zu bestätigen. Man sah sich daher genötigt, mehrere Arten von Ursachen zu unterscheiden, je nachdem der erwähnte Satz auf sie angewandt werden konnte oder nicht. Kurz, man fand in dem Satze mehr Schwierigkeiten und Dunkelheiten, als Aufklärungen. Und doch enthielt er den Keim einer sehr tiefen Erkenntnis, welche in der Naturwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts zur Entfaltung gelangen sollte, wovon wir uns im Verlaufe unserer Betrachtungen überzeugen werden. Solchen frühgeborenen Wahrheiten gegenüber können wir verschiedene Standpunkte einnehmen. Der eine ist der rein empiristische; auf demselben erscheinen uns solche dunklen Erkenntnisse als Erfahrungsthatsachen, als Resultate einer sehr unvollständigen, mangelhaften Erfahrung, hervorgegangen aus einer gewissen leichtsinnigen Neigung des menschlichen Verstandes, auf ungenügende, vereinzelte Beobachtungen Sätze von grösster Allgemeinheit zu gründen. Wir werden jener Erscheinung gegenüber einen ganz anderen Standpunkt einnehmen; wir erblicken in jenen unklaren und unentwickelten Aussprüchen Äusserungen unseres Erkenntniswillens, also nicht eigentlich Sätze, sondern Postulate der menschlichen Vernunft. Der Satz, von dem wir reden, würde demnach unter diesem Gesichtspunkt erscheinen als ein Ausdruck der Forderung: Wir wollen die Natur quantitativ erforschen, wir wollen sie messend, mathematisch begreifen. Oder: Wenn uns die Natur überhaupt begreiflich sein soll, muss sie uns mathematisch begreiflich sein. Welches ist nun der Sinn dieser Forderung? Was verstehen wir darunter: einen Naturvorgang mathematisch begreifen?

Wir müssen uns zunächst darüber klar werden, was es überhaupt heisst: ein Objekt, eine Erscheinung messen, und wollen in dieser Ab-

sicht unsere Aufmerksamkeit auf diejenigen Grössen richten, welche im eminenten Sinne „messbare“ genannt werden müssen, die Raumgrössen. Und hier beginnen wir mit der Behandlung der noch einfacheren Frage: Wie überzeugen wir uns von der Gleichheit räumlicher Gebilde? Die einfachste räumliche Figur wird gebildet von zwei Punkten, welche eine bestimmte Entfernung haben; und indem durch zwei Punkte immer eine gerade Linie gelegt werden kann, von welcher ein Stück durch die zwei Punkte abgegrenzt wird, können wir als einfachstes Raumgebilde eine durch zwei Punkte begrenzte gerade Strecke bezeichnen. Wie vergleichen wir Strecken? Wir tragen die eine Strecke durch den Raum und legen sie an die andere an; können wir die beiden Punktepaare, durch welche sie begrenzt sind, zur Deckung bringen, so nennen wir die Strecken gleich. Oder auch, wenn die zu vergleichenden Strecken eine räumliche Verschiebung unmittelbar nicht gestatten, also etwa an nicht transportablen Objekten, Gebäuden und dergleichen fixiert sind, so schaffen wir uns ein transportables Objekt, an welchem eine dritte Strecke markiert werden kann, einen Maassstab, und legen diese Vergleichungsstrecke zuerst an die eine, dann an die andere der beiden Strecken an, wobei wir uns des Grundsatzes bedienen: Sind zwei Grössen einer dritten gleich, so sind sie unter sich gleich. Das Charakteristische ist dort wie hier in dem Umstande zu erblicken, dass wir ein räumliches Gebilde, also in dem gewählten Fall eine Strecke, durch den Raum bewegen und dabei die Überzeugung besitzen, dass das Gebilde dasselbe bleibt, dass also die Eigenschaften einer räumlichen Figur unabhängig sind von dem Ort, an welchem sie konstruiert wird. Darauf allein beruht die Möglichkeit, einen Maassstab zu verwenden. Die erwähnte Thatsache ist eine Eigentümlichkeit unserer Raumanschauung, ja es ist die einzig charakteristische Eigenschaft unserer Raumanschauung, die Wurzel aller Geometrie, was Helmholtz in einer tiefsinnigen Abhandlung über die Grundlagen der Geometrie mathematisch bewiesen hat. Jedoch hat schon vor ihm Schopenhauer in seiner oben erwähnten Abhandlung mit unzweideutigen Worten die Vermutung ausgesprochen, dass die neun Axiome des Euclid mit jener einfachen Thatsache vollkommen äquivalent seien. Da die bedeutende Stelle bisher der Aufmerksamkeit der Leser entgangen zu sein scheint, so erlaube ich mir, Ihnen dieselbe vorzulegen; sie findet sich im sechsten Kapitel, genauer im § 39 der Schrift „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ und lautet: „Die blosse Einsicht nun, dass ein solcher Unterschied des Orts die übrige Identität nicht aufhebt, scheint mir jene neun Axiome ersetzen zu können

und dem Wesen der Wissenschaft, deren Zweck es ist, das Einzelne aus dem Allgemeinen zu erkennen, angemessener zu seyn, als die Aufstellung neun verschiedener Axiome, die auf Einer Einsicht beruhen. Alsdann nämlich wird von den geometrischen Figuren gelten, was Aristoteles, Metaph. X, 3 sagt: *εν τουτοις ἡ ισοτης ἑνοτης* (in illis aequalitas unitas est“).

Diese Bemerkung, durch welche wir den Gang unserer Betrachtungen unterbrochen haben, raubt dem Verdienste von Helmholtz keinen Schimmer von seinem Glanze; aber sie veranlasst uns, Schopenhauern, dem prachtvollen — von naturwissenschaftlicher Seite oft ungebührlich angefeindeten — Denker, einen ehrenvollen Platz einzuräumen unter den Männern, welche sich das Ziel gesetzt haben, die Grundlagen der Geometrie zu erforschen und klar zu legen.

Wir kehren zu unserem Thema zurück.

Hier fragen wir uns: Giebt es etwas Ähnliches auch für nicht räumliche Gebilde, für andere Erscheinungsformen? Können wir eine Erscheinung, welche nicht räumlich ist, mit uns forttragen, sie unter veränderten Umständen reproduzieren, als dieselbe erkennen, sagen: Dies ist dieselbe Erscheinung? Ein Beispiel: Wir hören einen Ton von bestimmter Höhe; können wir diesen in unserem Gefühl festhalten, nachdem er verklungen ist, und können wir dann, wenn wir unter anderen Umständen einen Ton hören, diesen mit unserem Erinnerungsbilde vergleichen? Bis zu einem gewissen Grade, ja. Das musikalisch geübte Ohr weiss die absolute Tonhöhe zu beurteilen; der Violinspieler hat das a, nach welchem er sein Instrument stimmt, ziemlich sicher im Gefühl. Aber selbst das musikalisch geschulte Gehör können wir in Verlegenheit bringen, wir können ihm gewissermassen Fallen stellen. Wenn ein Dirigent einen Chor a capella singen lässt, so kann er zu Beginn die Tonart sehr wohl im Gefühl haben, den Ton selbst angeben; wenn nun aber die Sänger während des Vortrages allmählich um ein Geringes in die Tiefe oder in die Höhe ziehen, so wird — wenn ihm nicht besondere Umstände zu Hilfe kommen — am Schlusse selbst der gewiegte Musiker nicht mit Sicherheit für die Reinheit des Tones garantieren können; er wird genötigt sein, dieselbe auf andere Weise zu kontrolieren; er wird z. B. eine Stimmgabel zu Hülfe nehmen. Sehen wir zu, auf welchen Voraussetzungen diese Art der Kontrole beruht. Zunächst auf der Annahme, dass die gleiche Ursache stets die gleiche Wirkung hervorbringt, dass dieselbe Stimmgabel immer denselben Ton erzeugt; sodann auf der anderen Annahme, dass die Stimmgabel dieselbe ist, die sie vorher war. Das ist

ja allerdings nicht genau richtig; wenn die Stimmgabel verrostet oder abgenutzt wird, bleibt sie nicht dieselbe; aber von solchen stofflichen Veränderungen abgesehen, ist sie ein Ding, dessen Eigenschaft als tonerzeugendes Mittel mit seinen räumlichen Dimensionen zusammenhängt, deren Unveränderlichkeit uns ein Grundsatz ist.

Oder ein anderes Beispiel: Die Wärmezustände. Diese können wir noch weniger als die Tonempfindungen im Gefühl festhalten. Sie erinnern sich, dass von griechischen Soldaten erzählt wird, sie seien im heissen Asien auf eine Quelle gestossen, deren Wasser nachts warm, am Tage kühl gewesen sei. Das lag natürlich nicht an der Quelle, sondern an den körperlichen Zuständen, in welchen die Beobachter zu den verschiedenen Tageszeiten an die Quelle herantraten; diese Zustände wiederum waren von der wechselnden Temperatur der Luft beeinflusst. Jedermann weiss, dass derselbe Keller, dessen Temperatur uns im Sommer schaudern macht, im Winter einen angenehm temperierten Aufenthaltsort darbietet. Kurz, alle unsere Temperaturempfindungen sind dermassen von äusseren Umständen und von der wechselnden Beschaffenheit unserer Organe abhängig, dermassen relativ und subjektiv, dass von einem Festhalten solcher Eindrücke nicht die Rede sein kann.

Aber wir bemerken, dass ein bestimmtes Quantum einer Flüssigkeit oder eines Gases, das wir in eine Glasröhre einschliessen, sein Volumen mit den Temperaturschwankungen, welche wir empfinden, wechselt. Das Volumen aber ist eine räumliche Grösse, welche wir mit dem Maassstabe messen können — wie wir es ja an jedem Thermometer thun — welche wir zu jeder Zeit zu rekonstruieren, wiederzuerkennen im Stande sind. Indem wir nun annehmen, dass einem bestimmten Temperaturzustande ein ganz bestimmtes Volumen stets entspricht, können wir zwei Temperaturen auch dann für identisch erklären, wenn eine direkte Vergleichung nicht möglich ist; wir sind von unseren subjektiven Empfindungen frei geworden.

Wir ersehen aus diesen Beispielen, dass wir, um irgend welche nicht räumliche gleichartige Erscheinungsformen festhalten und vergleichen zu können, denselben irgend eine räumliche Grösse zuordnen. Dass sich solche Grössen ausfindig machen lassen, ist eben ein Teil jenes tiefen Zusammenhanges, welchen wir die Mathematik der Natur nennen.

Damit aber ist das Wesen der messenden Thätigkeit noch nicht erschöpft; wir interpretieren vielmehr durch diese noch etwas in die Erscheinungen hinein, was zunächst nicht in denselben zu liegen scheint. Um zu sehen, worin dieses Etwas besteht, knüpfen wir wieder an die

Raumgrössen an, welche ja für uns die messbaren Grössen κατ' ἐξοχὴν sind. Wir haben bisher nur von der Gleichheit räumlicher Gebilde gesprochen. Gleichartige Grössen — also z. B. Strecken — stehen aber auch dann in einem ganz bestimmten Verhältnis zu einander, wenn sie nicht gleich sind. Wir können die kleinere von zwei ungleichen Strecken an die grössere so anlegen, dass der eine Grenzpunkt der kleinen mit dem einen Grenzpunkt der grösseren zusammen, der zweite Grenzpunkt der kleineren in die grössere Strecke hineinfällt; von ihm ausgehend können wir die kleinere Strecke nochmals abtragen und — in dieser Weise fortfahrend — entscheiden, wie oft sie in der grösseren enthalten ist. Erhalten wir keine ganze Zahl, so kann es doch möglich sein, dass wir uns eine dritte Strecke verschaffen von solcher Grösse, dass sowohl die kleine als die grosse Strecke ein ganzzahliges Vielfaches der Vergleichungsstrecke ist. Auf kompliziertere Fälle gehen wir hier nicht ein. Die Thatsache, dass eine Strecke das Vielfache der anderen ist, lässt sich nicht weiter begrifflich erklären, bedarf auch einer solchen Erklärung nicht, denn sie wurzelt unmittelbar in der Anschauung. Das gegenseitige Verhältnis zweier ungleicher Raumgrössen drücken wir demnach durch die Zahl aus.

Was aber ist die Zahl?

Die Zahl entspringt aus der Anschauungsform der Zeit, wie die Raumgrösse aus der des Raumes. In der That: Zeit ist das Vermögen, die Succession, die Aufeinanderfolge der Erscheinungen wahrzunehmen. Folgen nun gleiche Erscheinungen auf einander — seien es nun gleiche Objekte, welche wir nach einander auffassen oder sei es die regelmässige Wiederkehr derselben astronomischen Vorgänge, welche wir beobachten — so geben wir jeder dieser Erscheinungen ein Zeichen (da ja die qualitative Unterscheidung bei gleichen Erscheinungen nicht ausreicht); diese Zeichen sind die Zahlen. Die Verknüpfung dieser Zeichen, also die Operationen, welche wir arithmetische nennen, das Rechnen, unterliegt gewissen Gesetzen, welche in den Axiomen der Arithmetik ausgesprochen sind. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, welches der Ursprung dieser Axiome ist. Wahrscheinlich entspringen dieselben einem Zusammenwirken des Sinnes der äusseren, also räumlichen, Anschauung mit dem Zeitsinne. Sicher ist nur — und das ist für unsere Zwecke vollkommen ausreichend — dass die betreffenden Axiome, auf Raumgrössen angewandt, unmittelbar anschaulich werden.

Alle diese Beziehungen nun, welche in dem Reiche der Zahl herrschen, übertragen wir demnach auf die Erscheinungen, welche wir, um

sie vergleichen zu können, mit gewissen Raumgrössen in Verbindung bringen. Wenn wir zwei Lichtquellen vor uns haben, so können wir sagen, ob dieselben gleich intensiv sind (wir haben sogar Mittel, dies sehr genau zu entscheiden), oder ob die eine intensiver ist als die andere; mehr als dies liegt nicht in unserer Empfindung. Definieren wir aber die Lichtstärke einer Lichtquelle durch eine Funktion der räumlichen Entfernung, in welcher sie dieselbe Wirkung hervorbringt wie eine „Normalkerze" von gewisser Grösse und Beschaffenheit sie in der Einheit der Entfernung erzeugt, so übertragen wir das Zahlenverhältnis, in welchem die gemessenen Entfernungen stehen, und welches nur auf diese angewandt einen eigentlichen Sinn hat, auch auf die Lichtwirkungen selbst, so dass wir etwa sagen können, die eine Lichtquelle sei 10,5 mal heller als die andere. Aber es ist klar, dass von einem solchen Zahlenverhältnis ursprünglich keine Spur in unserer Empfindung vorhanden ist.

Wir sehen, dass in jedem Erscheinungsgebiet, welches wir der wissenschaftlichen Forschung zugänglich machen wollen, der erste und wichtigste Schritt darin besteht, dass wir den Maassstab festlegen, mit welchem wir die betreffenden Erscheinungen messen. Es ist zu bedauern, dass uns hier die Zeit fehlt, die Lehre von den physikalischen Maassen in alle Disziplinen hinein zu verfolgen. Einzelnes haben wir bereits kennen gelernt: Für Tonhöhen gaben die räumlichen Dimensionen schwingender Körper einen Anhaltspunkt für die Messung, welche in der Beobachtung der Schwingungszahlen sich vollendet; für Wärmezustände haben wir in dem Volumen ein Mass gefunden; Lichtstärken messen wir durch die Entfernungen, in welchen verschiedene Lichtquellen dieselbe Helligkeit hervorbringen, Lichtarten, also Farben des Lichtes, durch die Grösse der Ablenkung, welche die Strahlen durch ein Prisma erleiden u. s. f. Es ist vielleicht die grossartigste Leistung in jeder Wissenschaft, diesen ersten Schritt zu thun. Sie sehen — hochgeehrte Anwesende — wie in unseren Tagen durch die Verwertung einer, vor einem Jahrhundert noch fast unerforschten Naturkraft, der Elektrizität, die Industrie eine wahre Umwälzung, der Verkehr einen ungeahnten Aufschwung, das Antlitz unserer Städte eine tiefgreifende Veränderung erfährt; dass wir die Arbeit eines Wasserfalles in einem dünnen Drahte nach meilenweit entfernten Orten leiten können, um hier die Nacht zum Tage zu machen. Alles dies wäre nicht möglich ohne die genaue Abschätzung der einzelnen Wirkungen jener Kräfte gegen einander. Dass wir dazu im Stande sind, ist das Resultat der wissenschaftlichen Arbeit eines Jahrhunderts. Aber wenn uns die Aufgabe gestellt würde, diejenige That zu bezeichnen,

welche jenen Fortschritt am mächtigsten gefördert hat, ja dessen Wurzel und Bedingung ist, so müssten wir die Namen der beiden Männer nennen, deren Standbild vor einem Jahre in der Stadt ihrer Wirksamkeit, in Göttingen, enthüllt, deren Grösse bei dieser Gelegenheit aufs neue gefeiert worden ist, den Namen des herrlichsten aller Mathematiker Carl Friedrich Gauss und den des vortrefflichen Physikers Wilhelm Weber. Diese beiden sind es gewesen, welche das Maasssystem für elektrische und magnetische Grössen geschaffen haben. Ich wüsste keine genialere wissenschaftliche Leistung auf diesem Gebiete zu nennen.

Unser Ziel, die mathematische Naturwissenschaft, ist mit diesem ersten Schritt, mit der Festlegung des Maassstabes für die einzelnen Erscheinungsformen, noch nicht erreicht. Wir haben durch ihn eine unendliche Verfeinerung unserer Nomenklatur erzielt, statt eines Namens, welcher eine Fülle gleichartiger Zustände oder Erscheinungen unter sich begreift, haben wir eine ganze Skala von Bezeichnungen, durch welche jede einzelne individuelle Erscheinung charakterisiert und von anderen gleichartigen unterschieden wird; statt der Bezeichnungen warm und kalt haben wir die ganze Skala der Temperaturen. Wir haben metrische Beziehungen zwischen gleichartigen Erscheinungen; aber bis jetzt nur zwischen solchen. Und unser Ziel ist, die Natur zu erforschen; diese aber präsentiert uns nicht die einzelnen Arten von Erscheinungen reinlich gesondert, wie sie der Menschenverstand sondern muss. Im Gegenteil. Wir finden die Erscheinungen im ewigen Wechsel; wir sehen sie in buntem Reigen sich durchschlingen und die Gestalten tauschen.

Der Hammer des Schmiedes fällt auf den Amboss; die Bewegung hört auf, sie verschwindet. Und statt ihrer etwas ganz anderes: Wärme und Schall. Wenn der Schlag stark genug ist und einige Male wiederholt wird, so sehen wir auch noch etwas anderes entstehen: Das Eisen glüht, es leuchtet, also Lichtwirkung.

Und wir beobachten unter dem Kessel der Dampfmaschine, dass eine chemische Individualität, die Kohle, vernichtet oder doch verwandelt wird. Und durch diese Verwandelung entsteht Wärme; diese Wärme aber wird wiederum vernichtet, sie setzt sich um in das Getriebe der Räder und Stangen; und dieses erzeugt in einem Drahte jenes geheimnisvolle Etwas, das wir elektrischen Strom nennen; den Strom können wir zwingen, ein Metall aus seinen Verbindungen auszuscheiden, also wiederum chemische Individualitäten entstehen und vergehen zu lassen: Ein Kreislauf ohne Anfang und Ende.

Und wir haben für jede Erscheinungsform einen besonderen Maassstab; für die mechanische Arbeit einen, für die Wärmeerscheinungen einen anderen u. s. f. Wenn nun im Wechsel eine Erscheinung in die andere übergeht, so stehen wir da und blicken der Erscheinung nach, ratlos, wie am Ufer eines Stromes stehend, über welchen kein Steg führt.

Dass sich aber eine Brücke schlagen lässt von der einen Erscheinungsform zur andern, das ist die grosse naturwissenschaftliche Entdeckung des neunzehnten Jahrhunderts. In ihr vollendet sich jener grosse Zusammenhang, die Mathematik der Natur, von der wir reden.

Und wieder sind es zwei Männer, an deren Namen die ruhmvolle Endeckung sich knüpft. Beiden hat man Standbilder errichtet; aber sie stehen nicht wie Gauss und Weber friedlich auf demselben Sockel vereint, sondern durch viele Meilen getrennt, so wie sie auch im Leben keinen Berührungspunkt fanden. Das Denkmal des einen steht in einem kleinen süddeutschen Städtchen, in welchem er geboren war und freudlos sein Leben beschloss, das des anderen in der Hauptstadt des deutschen Reiches, deren Glanz durch die Gegenwart des Mannes während mehrerer Jahrzehnte erhöht wurde. Die beiden Namen sind Robert Mayer und Hermann Helmholtz. Die Entdeckung, welche sie beide unabhängig von einander gemacht haben, liegt in folgendem:

Erscheinungen gehen in andere Erscheinungen über, d. h. etwas verschwindet und etwas anderes entsteht an dessen Stelle. Was verschwindet und was entsteht, können wir zunächst qualitativ, also mit einem Namen bezeichnen, z. B. hier verschwindet Bewegung und entsteht Wärme.

Aber wir haben gelernt, eine Erscheinung viel genauer zu definieren als es durch den Namen geschieht, indem wir sie messen, sie durch gewisse Zahlengrössen charakterisieren. Die Bewegung eines Körpers wird charakterisiert durch seine Masse (sein Gewicht), welches eine Zahl ist und durch seine Geschwindigkeit, welche ein Zahlenverhältnis, also wiederum eine Zahl ist. Statt der Geschwindigkeit können wir auch die Höhe, aus welcher ein Körper herabgefallen ist, einführen. Ein Wärmezustand wird bestimmt durch den Stoff und die Masse des erwärmten Körpers und seine Temperatur, welche wir mit dem Thermometer, also ebenfalls zahlenmässig, feststellen können. Und nun besteht nicht nur zwischen der Art der Erscheinungen, welche in einander übergehen, sondern auch zwischen jenen Zahlen, durch welche die beiden Zustände definiert sind, eine feste Beziehung.

Dies ist eben die grosse Entdeckung.

Nicht nur entsteht aus Bewegung unter gewissen Umständen stets Wärme, sondern es entspricht einer bestimmten Bewegung immer ein ganz bestimmter Wärmevorgang: Ein Kilogrammgewicht, welches wir durch eine Höhe von 427,5 m herabfallen lassen, erzeugt durch seinen Aufschlag eine Wärmemenge, welche im Stande ist, ein Liter Wasser von 15° des Lufthermometers um 1° zu erwärmen.

Zwischen den Maassstäben verschiedener Erscheinungsformen bestehen feste Zusammenhänge. Nun kann man stets aus den Zahlen, welche einen Zustand definieren, einen Ausdruck nach bestimmten Regeln zusammensetzen von solcher Art, dass, wenn zwei Zustände in einander übergehen, der für den ersten — verschwindenden — Zustand gebildete Ausdruck dem für den zweiten — entstehenden — Zustand gebildeten Ausdrucke gleich wird. Diesen Ausdruck nennt man die Energie. Die Energie bleibt also im Wechsel der Erscheinungen konstant; daher heisst das von Mayer und Helmholtz entdeckte Gesetz „das Gesetz von der Erhaltung der Energie". Wir müssen dasselbe als ein Resultat der Erfahrung ansehen, wie es auch Helmholtz selbst stets als Erfahrungssatz bezeichnet. Dass aber so etwas wie das Gesetz von der Erhaltung der Energie existieren müsse, ein gewisser zahlenmässiger Zusammenhang der Erscheinungen, das liegt in dem Postulate der mathematischen Naturwissenschaft. Ehe wir die mathematischen Gesetze der Natur suchen, müssen wir annehmen, dass dieselbe überhaupt mathematisch begreiflich sei. Und in diesem Sinne können wir sagen, dass der alte Satz von der Gleichheit der Ursache und der Wirkung sich erfüllt hat in dem Gesetz von der Erhaltung der Energie.

Die vorhergehenden Ausführungen haben gezeigt, welches das Wesen der mathematischen Naturforschung ist. Jeder Erscheinung ordnet sie eine Grösse zu, welche im Raume ist und mit der Intensität der Erscheinung sich verändert, so dass durch die Angabe einer Zahl, durch welche die Grösse der räumlichen Veränderlichen fixiert wird, auch die zugehörige Erscheinung eindeutig bestimmt wird, welche nun auch unter veränderten Umständen wiedererkannt werden kann. Sehen wir von der Bedeutung ab, welche jeder einzelnen unter diesen Raumgrössen — als dem Bestimmungsstück einer Naturerscheinung — zukommt, so erhalten wir statt eines Komplexes von Erscheinungen eine Vielheit von Raumgrössen, welche sich in einem gesetzmässigen Zusammenhange verändern. Veränderungen von Raumgrössen sind Bewegungen. Die Mannigfaltigkeit der Vorgänge in der Natur erscheint unter dem Bilde eines Komplexes gesetzmässig verknüpfter Bewegungen; oder, wie wir auch sagen

können, unter dem Bilde eines Mechanismus; gleichviel ob wir diesen aus Stangen, Rädern, Rollen und Schnüren greifbar zusammensetzen, oder ob wir ihn nur in Gedanken konstruieren. Die einzelnen Teile des Mechanismus verschieben sich gegen einander um Strecken, deren Grösse in einem bestimmten Verhältnisse steht zu den Veränderungen der durch sie repräsentierten Erscheinungen, wenn diese mit dem für die betreffende Erscheinungsform gültigen Maassstab gemessen werden. Der Mechanismus liefert uns also ein Modell des Naturvorganges, welchen wir betrachten. Die ganze Natur wird sich uns, wenn wir einmal dahin gelangt sind, für alle Erscheinungen den Maassstab zu finden, darstellen als eine unendliche Mannigfaltigkeit von Bewegungen, welche nach bestimmten Gesetzen vor sich gehen; diese Auffassung der Natur nennt man die mechanistische; dieselbe ist eine unmittelbare Konsequenz der mathematischen Naturbetrachtung, derselben mathematischen Naturbetrachtung, welche — wie wir gesehen haben — sich vollendet in dem Gesetze von der Erhaltung der Energie.

Und nun ereignete sich das Merkwürdige, dass die heftigsten Angriffe gegen die mechanistische Anschauung von den Männern erhoben wurden, deren erklärtes Ziel es war, die Lehre von der Energie zu entwickeln und auf alle Gebiete der Naturwissenschaft auszudehnen. Diese Lehre war für uns nur der Ausdruck des zahlenmässigen Zusammenhangs aller Erscheinungen, welcher direkt zu der mechanistischen Auffassung der Natur führte. Die Energie nun, welche wir so nüchtern definiert haben, wurde für die Energetiker ein geheimnisvolles Etwas, das Alles ist, von dem alle Erscheinungen der Natur nur ein schillernder Abglanz sind, ein Wesen von solcher Erhabenheit und zugleich Zartheit, dass jede mechanische Vorstellung schon als Lästerung erschien. Und deshalb haben sie ihren Kriegsruf in die Worte des mosaischen Gesetzes gekleidet: „Du sollst Dir kein Bild machen!“ Uns, die wir in der mechanistischen wie in der energetischen Auffassung eine Form der mathematischen Naturerkenntnis erblicken, erscheint der Streit als ein wesenloser: Zwei Genossen, die gemeinsam einen hohen Berg erstiegen haben, und nun, da sie oben auf dem Gipfel stehen, statt sich zu stützen und an einander zu klammern, einen Streit erheben und sich gegenseitig herabzustürzen drohen. Wollen wir jenem Kriegsruf erwidern, so werden wir sagen, dass alle Völker sich ein Bild ihres Gottes gemacht haben, und dass der Nachdruck jenes Gesetzes auf dem Zusatze liegt: „dasselbe anzubeten“. Wenn wir das thun, wenn wir die mechanischen Modelle für mehr als blosse Vorstellungsbilder halten, wenn wir in ihnen die

Wahrheit selbst zu erblicken glauben, dann allerdings treiben wir einen wissenschaftlichen Götzendienst. Aber einer so plumpen Vorstellung hat sich wohl kaum ein Anhänger der mechanistischen Auffassung der Natur schuldig gemacht. Dass diese Auffassung mit der Energetik nicht im Widerspruche steht, zeigt uns Meister Helmholtz. Derselbe Forscher, welchem wir die Kenntnis des Gesetzes der Energie verdanken, hat die Wissenschaft der Mechanik mit besonderer Liebe gepflegt, ihre Grundlagen befestigt und vertieft, nicht nur um ihrer selbst willen, sondern auch in der — gegen das Ende seiner ruhmvollen Laufbahn immer deutlicher hervortretenden — Absicht, die Domäne der Mechanik zu erweitern, sie fähig zu machen, uns Bilder zu liefern für die verschiedenartigsten Vorgänge der Natur.

Also der Strom der Wissenschaft wird sich über diesem in seltsamer Verwirrung der Begriffe gebildeten Strudel wieder schliessen; seine Kräfte werden vereint nach einer Richtung strömen und die Mathematik in immer entlegenere Gebiete tragen.

Nun liegt uns noch eines am Herzen.

Werden wir diesen Siegeszug der Mathematik, welchen wir voraussehen, mit Freude begrüssen? Werden wir nicht vielmehr befürchten müssen, dass mit der Herrschaft der Mathematik das Schöne aus der Welt verschwinden, dass die Wissenschaft über die bunte Welt der Erscheinungen den grauen Schleier ihrer Abstraktionen breiten, die reiche Fülle der Natur sich auflösen werde in ein armseliges Spiel mit Zahlen und geometrischen Gebilden? Ich will derartige Befürchtungen, wie sie nicht selten ausgesprochen werden, nicht zu widerlegen suchen, indem ich darauf hinweise, dass wir bei vielen der grössten Vertreter der mathematischen Naturforschung eine warm empfindende Künstlerseele finden; ich bräuchte nur den Namen Helmholtz zu nennen. Aber ich will mich dieses Argumentes nicht bedienen; denn Sie könnten mir noch glänzendere Namen entgegenhalten, ja den glänzendsten aller Namen, den Namen Goethe. Die Erscheinung Goethes ist so riesengross, sein Geist durchflutet so sehr alle Adern des geistigen Lebens unserer Zeit, dass wir nur mit unfrohen Gefühlen eine Bahn beschreiten möchten, auf welcher er nicht mit uns wäre. Aber ich glaube, wir dürfen mit seinem Segen reisen. Wohl hat Goethe, welcher alles verstand, was in dem menschlichen Gemüte und dem menschlichen Geiste sich regte, für die Mathematik kein freundliches Wort gehabt; und gerade ihre Anwendung auf die Naturwissenschaft war ihm zuwider. Aber das lag wohl mehr an den Mathematikern seiner Zeit als an der Mathematik. Die mathema-

tische Naturforschung war damals noch eine junge Wissenschaft; und sie war sich über das, was sie zu leisten im Stande ist, nicht vollkommen klar. Es war vielfach die Ansicht verbreitet, in der Mathematik finde sich eine Erklärung der Dinge. Goethe, welcher wohl wusste, dass es eine Erklärung nicht geben könne, musste sich durch diese Auffassung abgestossen fühlen.

„Der Philosoph, der tritt herein
Und beweist euch, es müsst' so sein."

In diesen Versen hat Goethe — nach Schopenhauers treffendem Ausspruche — den Standpunkt bezeichnet, welchen er in der Naturforschung am wenigsten leiden konnte.

Aber wenn unsere Ausführungen einigermassen klar ausgedrückt haben, was sie darlegen sollten, so muss es einleuchten, dass in der Mathematik der Natur nichts weniger als eine Erklärung der Natur gesucht werden darf. Die Anerkennung gewisser Phänomene und die Beschreibung ihres Zusammenhangs, also eine Phänomenologie der Natur, ist unser Ziel; also genau das, was Goethe auch wollte. Nur dass die Beschreibung genauer und umfassender sich gestaltet, wenn wir nicht nur qualitativ, sondern auch quantitativ, d. h. messend, mathematisch verfahren. Die blosse Beschreibung der Thatsachen ist seit Kirchhoff das erklärte und deutlich ausgesprochene Programm der mathematischen Naturforschung. Und es liesse sich leicht zeigen, dass die neueste Gestalt, welche dieselbe durch die Untersuchungen von Heinrich Hertz gewonnen hat, mehr als alle früheren dem Goethe'schen Ideale nahekommt. Also wir sind nicht wider Goethe, sondern auf dem Wege zu ihm.

Und die ästhetische Naturbetrachtung erleidet durch die mathematische keinen Schaden; so wenig als unsere Empfänglichkeit für Musik eine Einbusse erleidet, wenn wir einen Einblick in die Gesetze der Harmonie und des Kontrapunktes erhalten, jene starren Gesetze, welchen auch die sublimsten Eingebungen des Künstlers sich fügen müssen. Oder werden wir mit weniger erhabenen Gefühlen den Sternhimmel betrachten, weil wir das Gesetz kennen, nach welchem jene Weltkörper, die uns als leuchtende Punkte erscheinen, ihre Bahnen beschreiben? Gewiss nicht. Und wir werden uns nicht weniger ergötzen an dem Spiele der Wellen, weil wir für derartige Bewegungen mathematische Formeln besitzen. Und der Anblick der untergehenden Sonne wird uns nicht weniger hinreissen, das Farbenspiel des Regenbogens uns nicht weniger

entzücken, weil wir gelernt haben, die bunten Farben durch Brechung der Lichtstrahlen zu erklären.

Weit entfernt also, dem ästhetischen Sinne etwas zu rauben, führt ihm die mathematische Wissenschaft sogar ein neues Element zu. Schon die Beschäftigung mit der reinen Mathematik ist für den, welcher sie kennt, eine Quelle hoher intellektueller Genüsse, welche den ästhetischen sehr nahe verwandt sind. Man könnte die Mathematik mit einer Art von Paradoxon als eine Kunst des Verstandes bezeichnen. Reicheren Genuss gewährt ihre Anwendung auf die Natur. Wer sich vorübergehend dem Zauber der sinnlichen Eindrücke entzieht und in das freie Reich des Gedankens, aus der Domäne des Künstlers in die des Mathematikers flüchtet, der wird auch hier eine reiche Quelle ästhetischer Erbauung finden. In den Formeln wird er nicht totes Gebilde erblicken, sondern einen Ausdruck des lebendigen Willens der Natur oder — wenn er den Namen nicht missen will — des Willens Gottes; nicht des Gottes, den der Mensch geschaffen hat nach seinem Bilde, sondern des Gottes, welcher Eines ist mit der Natur, des Gottes Spinozas, des Gottes Goethes.

Ein Tagebuch aus Matthissons Jugend.

Von

Karl Helm.

Matthissons Tagebuchaufzeichnungen sind zum grössten Teil in seinen Erinnerungen (Zürich 1810—1816 und später in der Ausgabe letzter Hand, Bd. 2—8), andere aus seinem Nachlass von seinem Schwager, Gartendirektor Schoch in Dessau, veröffentlicht worden. Indessen ist auch noch ungedrucktes vorhanden. Über ein Tagebuch aus den Jahren 1787—1800, das zum Teil in den Erinnerungen verwertet ist, zum Teil aber noch unbekanntes enthält, hat M. Hosäus in der Allgemeinen Zeitung 1876 Beilage Nr. 246 kurz berichtet. Ein anderes, aus M.'s Jugend stammend, entdeckte vor etwa einem Jahre Herr Dr. K. Hauck in München in den Händen eines dortigen Antiquars, von dem ich es, durch den Entdecker aufmerksam gemacht, erwarb.

Es ist ein Quartheft von 39 Blättern, numeriert 105—143, davon 105 und 143 die Deckblätter. Diese sind auf der äusseren Seite bemalt: oben und unten findet sich ein Streifen von Wellenlinien, blau auf weiss, in der Mitte eine Blumenguirlande auf rotem Grunde. Die Bemalung rührt jedenfalls von M. selbst her. Bd. 106 a enthält den Titel, 106 b ist leer, auf 107 a—142 b folgen die Aufzeichnungen. Die Tage sind abgesetzt und jeweils mit dem Datum überschrieben. Die Schrift ist anfangs gross und deutlich und wird später kleiner, ohne aber an Klarheit viel einzubüssen. Schwer lesbar sind nur wenige Seiten, bei denen die Tinte durch das Papier gedrungen und gleichzeitig abgeblasst ist.

Die Zählung der Blätter legt den Gedanken nahe, dass diesem Heft frühere Aufzeichnungen vorausgegangen sind, und diese Vermutung wird bestätigt durch den Satz auf Bl. 109 a (13. Jan.): „Glüklich sei der heutige Tag da es mir einfiel wieder ein Tagebuch zu halten!" Wir erkennen daraus gleichzeitig, dass zwischen jenen früheren und unseren

Aufzeichnungen eine Pause lag. Ebenso lehrt uns die Bemerkung „Erste Abteilung“ auf dem Titelblatt, dass M. seine Aufzeichnungen mit dem Ende unseres Heftes nicht geschlossen sondern noch weiter fortgeführt hat. Die Fortsetzung ist wie alles vorhergehende wahrscheinlich frühe vernichtet worden, und nur ein günstiger Zufall hat uns gerade dies eine Heft gerettet.

Die uns hier erhaltenen Aufzeichnungen umfassen nicht ganz ein Vierteljahr. Sie beginnen am 13. Januar 1777 mit M.'s Rückkehr nach Klosterbergen aus den Ferien, die er bei Mutter und Schwester in Hohendodeleben zugebracht hatte, und erstrecken sich über die Unterrichtszeit (bis 29. März) und einen sich daran anschliessenden Landaufenthalt bis zum 10. April 1777. Ihre Bedeutung liegt in erster Linie darin, dass sie uns ein ausserordentlich anschauliches Bild von dem seelischen Zustand des jungen sechszehnjährigen Matthisson geben, und wir erkennen darin neben dem Originellen unschwer die Züge wieder, die typisch sind für jene so empfindungsreiche Zeit. Wir haben dazu zu rechnen die Überschwänglichkeit im Ausdruck, die Neigung zu theoretischen Eröterungen [1]) und vor allem die Vorliebe zu Selbstbeobachtung, Selbstquälerei und Selbstvorwürfen, die bei Matthisson durch sein starkes religiöses Empfinden noch besonders gefördert wurde. Wie weit diese Selbstquälerei bei ihm geht, zeigt am besten sein Eintrag vom 24. Januar, in welchem er es als ein schweres Vergehen verzeichnet, dass er — zwei Tage vor der Kommunion — zur Feier des Geburtstages des Königs mit den übrigen Schülern einige Glas Wein getrunken habe: „O! wie viele waren da, welche so schlecht für ihre Seele sorgten! Übermorgen Kommunionstag und heute in Sünden gelebt!“

Der Einfluss, den die Lektüre von Lavaters „Geheimem Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst“ auf M.'s geistige Entwicklung gehabt hat, ist bereits bekannt (vergl. Erinnerungen I, 2. Ausgabe letzter Hand Bd. II S. 139 f.); auch hier ist er deutlich zu verspüren. Ja es scheint, dass eben diese Lektüre M. angeregt hat, selbst ein Tagebuch zu schreiben, und dass er in Erinnerung an Lavaters Schrift auch seine Aufzeichnungen als „geheimes Tagebuch“ bezeichnet hat.

Nach diesen kurzen Angaben wird sich der Leser nicht wundern können, wenn im grössten Teil des Tagebuches Eintönigkeit herrscht,

---

1) Ein vorzügliches Beispiel dafür bietet der Eintrag vom 16. Januar: „in der gesellschaft von vier Freunden fern von ungesitteten und rohen Scherzen, wurde die Frage aufgeworfen, ob eine keusche Liebe auf Schulen zu billigen sei? Und wir alle kamen darin überein.“

die stellenweise selbst ermüdend ist. Etwas lebendiger sind die letzten Einträge, die aus der Zeit seines Landaufenthalts stammen. An die Stelle der fast ausschliesslichen Betrachtung der eigenen Person, tritt in diesem Abschnitt die Beobachtung der Natur. Eine Herzensangelegenheit wird zwar mit der üblichen Überschwänglichkeit dem Tagebuch anvertraut, aber wir erhalten dabei doch das Gefühl, dass hier wirklich ein inneres Erlebnis vorliegt. Und wenn wir M. sehen, wie er in Sturm und Regen sich aufmacht, den Namen der Geliebten in eine Buche zu schneiden, und das Dorf, in dem sie wohnt, von Ferne anzuschauen, so ist diese Situation jedenfalls unendlich viel wahrer und natürlicher als jene frühere: M. mit vier Freunden in theoretischen Eröterungen begriffen über den erzieherischen Wert der Liebe.

Leider lässt sich die Persönlichkeit dieser Angebeteten ebensowenig feststellen, als die der „geliebten H —“, die zu Beginn des Tagebuches mehr schemenhaft erscheint. Auch sonst ist die biographische Ausbeute nicht bedeutend. Die Verhältnisse in Klosterbergen, auf die gelegentlich hingewiesen wird, sind uns bereits zur Genüge bekannt; die Namen der Freunde, von denen stets nur die Anfangsbuchstaben genannt sind, können wir überhaupt nur mit Hilfe unserer bisherigen Kenntnisse von M.'s Jugend erschliessen; wo uns diese im Stiche lassen, müssen sogar ab und zu Angaben des Tagebuchs unaufgeklärt bleiben.

Litterarhistorisch interessant sind die Bemerkungen über den zweiten Teil des Siegwart (vergl. 20. März) und die an verschiedenen Stellen des Tagebuches eingefügten Verse. Unter diesen finden sich zwei Strophen aus Siegwart (2. April,) zwei Strophen aus einem geistlichen Lied Chr. Chr. Sturms (14. März), zwei Strophen von Hölty (1. April); die übrigen sind offenbar eigene poetische Versuche Matthissons, die uns hier zum ersten Male begegnen, in die späteren Ausgaben seiner Gedichte hat keiner derselben Eingang gefunden [1]).

Noch einige Bemerkungen sind zu machen über die Sprache des Tagebuchs. Es ist durchaus kein tadellos deutsch, in dem es abgefasst ist. Vieles ist ungeschickt ausgedrückt, einiges ist direkt falsch. Uns interessieren speziell die Fehler, deren Quelle wir auch unschwer erkennen können.

---

1) Ich gebe die Möglichkeit gerne zu, dass noch für eines oder das andere der Gedichte fremder Ursprung nachgewiesen werden kann, für die Mehrzahl derselben scheint mir aber M.'s Autorschaft ganz zweifellos zu sein. Vgl. auch die Anmerkungen bei den einzelnen Gedichten.

Dreimal wird *mir* als Acc., sechsmal *mich* als Dat. gebraucht.[1]). Der Grund dafür ist in Matthissons heimatlichem Dialekt zu suchen, der in allem wesentlichen gewiss niederdeutsch war[2]). Auch heute noch wird in der ganzen Gegend um Magdeburg unterschiedslos *mik* für Dat. und Acc. verwendet. Belege dafür finden sich in ziemlicher Zahl bei Firmenich, Völkerstimmen I S. 156—169: Mundarten von Magdeburg und der Magdeburger Börde[3]), andere bei F. Winter: Die Volkssprache in den Landschaften am Zusammenfluss von Bode und Saale speziell im Abschnitt über die Mundart westlich der Elbe von der Saale bis Magdeburg (Geschichtsblätter für Magdeburg, Bd. IX. S. 97 ff.)[4]). Aus der bei M. herrschenden Unsicherheit im Gebrauch von mir und mich ist zu ersehen, dass M. von Hause aus sich des niederdeutschen Idioms seiner Heimat bediente. Aus demselben Grunde erklären sich auch andere fehlerhafte Konstruktionen, die uns begegnen. Die Verwendung von *ihr* als acc. sg. fem: *durch ihr glücklich werden* ist direkt niederdeutsch. Weniger einfach liegt der Fall, wenn sonst der Dat. statt des Accus. gesetzt wird, z. B. *ich traue auf seiner Hilfe* (23. Februar)[5]) Hier liegt eine Art hyperhochdeutsch vor. Auch abgesehen vom Pron. personale ist im Niederdeutschen bekanntlich eine Vermischung der Acc.- und Dativ-Formen eingetreten, dergestalt dass die Accusativform fast ausschliesslich herrscht. Beispiele für die Magdeburger Gegend finden sich bei Firmenich a. a. O.[6]). Ein Niederdeutscher, der nun weiss, dass

---

1) *lass mir bald empfinden* (14. Jan.), *er wird mir noch empfinden lassen* (1. Febr.), *hat mir die Tugend gelehrt* (16. Jan.); *steht er mich bei* (15. Jan.), *vor mich selbst erröthen* (18. Jan.), *du kannst mich Kraft geben* (15. Febr.), *er wird mich gnädig sein* (2. März), *noch kleben mich meine Vergehungen an* (26. März), *ich kan mich ihr Gesicht vorstellen* (2. Apr.).

2) Über das Eindringen hochdeutscher Elemente in die Sprache jener Gegend vgl. R. Loewe: die Dialektmischung im Magdeburgischen Gebiete, 1889. Hohendodeleben liegt ziemlich an der Grenze des hochdeutschen Einflusses.

3) Magdeburg: *eens mott eck deck doch seggen.* Osterweddingen (I 157): *bi mik; du kannst mik hilpen.* Atzendorf (I 169): *schadet mik alles nischt.* Alt-Stassfurth (I 165): *wilste bichten, sau musst du mik naher kommen, dat ik dik hören kann, wat du mik bichst.*

4) Alt-Stassfurth (S. 110): *de welt is dik gram.* Biere (S. 113): *nu hêrt mik tau.* Bleckendorf (S. 115): *moak mik nich de klêder noat.*

5) Andere Beispiele: *es kleide sich in der schmeichelhaftesten Gestalt* (17. Jan.), *sich im Staub werfen* (17. Jan.), *du wirst den Entschluss in meiner Seele prägen* (3. Febr.), *der Blick den ich in dunkler Zukunft warf* (6. Febr.), *o senk dich in meinem Herzen* (25. März), *in dunkeln Wolken hüllen* (1. April).

6) Magdeburg: *upp den markt* (dat.). Osterweddingen: *oppet Feld* (dat.). *in'n Kriech doteschoten, in de Korche* (dat.). Magdeburger Börde: *in den deipen Sumpe, mit'n Knüppel.*

er oft statt des niederdeutschen Accusativ im hd. den Dativ setzen muss, kann sehr leicht in den Fehler verfallen, dass er den Dativ auch einmal einsetzt, wo er nicht hingehört, am aller leichtesten nach solchen Präpositionen, die mit beiden Kasus verbunden erscheinen[1]; dahin gehören die sämtlichen im Tagebuch anzutreffenden Fälle[2]).

Der Abdruck schliesst sich in Interpunktion und Orthographie an die Handschrift genau an. Es ist also gedruckt: *Glük*, *Seegen*, *jemahls*, *Nahmen*, *fortsezzen*, *Schuz*, *Beistandt*, *darann*, *helffen*, u. s. w. Eine Ausnahme machte ich jedoch, wenn die Orthographie der Handschrift verwirrend ist, so bei den Worten *das* und *dass*, die in der Hs. vermengt sind[3]; diese habe ich nach moderner Orthographie auseinander gehalten, die Abweichung der Hs. jedoch in den Anmerkungen verzeichnet. Ebenso habe ich einmal ein in der Hs. stehendes *sieh* in *sie*, und ein *las* und *lass* geändert.

Vollständig beseitigt sind die in der Hs. fast regelmässig gebrauchten Abkürzungen: $\overline{m}$ = *mm*, $\overline{n}$ = *nn*, *u.* = *und*; *m* = *mein*, *-e*, *-es*, *-er*, *-em*, *-en*.

---

1) Hübsche Belege dafür finden sich bei Reuter. Wenn Bräsig bestrebt ist, hochdeutsch zu sprechen, begegnen ihm gern solche Entgleisungen; z. B. Kap. 45 ***auf ihrem Wohle, Moses!*** u. a.

2) In anderen, die aufzuzählen zu weit führen würde, ist umgekehrt der Acc. statt des richtigen Dat. geschrieben.

3) Im allgemeinen wird die Scheidung beider Formen in der Orthographie des 18. Jahrhunderts bereits genau beobachtet. Man darf deshalb in der hier zu Tage tretenden Unsicherheit wohl ebenfalls eine Nachwirkung des Niederdeutschen erblicken, das diese Formen nicht trennt.

[106 a]

Geheimes Tagebuch worin ein Bekentniss aller meiner Handlungen.

J. F. Matthisson
Cl:berg : d. 13. Jän.
1777.

Symb.: Lebe wie du wenn du stirbst,
Wünschen wirst gelebt zu haben. [1])

Erste Abtheilung.

[107 a] D. 13. Jänner.

Der heutige Tag verging mir unter mancherlei Auftritten der Freude und des Schmerzens, und nie hab' ich doch eine so milde wohlthätige Seelenruhe empfunden als heute; eine süsse wehmüthige Schwermuth die meinen Geist heute zu angenehmen, ernsten Empfindungen stimmte, war die Quelle von manchen Betrachtungen, die ich über mein Schiksal in der Zukunft anstellte, und die immer dahinnaus lieffen ich könne nie ohne Tugend und Gottesfurcht glüklich werden; O! möchte doch Gott mein Herz immer geschikter zur [107 b] Tugend machen, mir immer mehr Stärke geben das Laster zu bekämpfen! O! wie glüklich würd' ich sein!

Ich war heute morgen noch in H — — [2]) dem Aufenthalt meiner Mutter, und hatte den heutigen Tag zu meiner Abreise nach Cl. b — — [3]) bestimmt, wo ich schon zu lange abwesend gewesen war. Mein Abschied von meiner Mutter und zärtlichen Schwester kostete mir Thränen; mit dankerfüllter gerührter Seele fasste ich die Seegenswünsche, die Mutterlehren auf, die sie mir nachschikte. — Ich ging fort — es hatte

1) Gellert, Geistliche Oden. Vom Tode, Strophe 2, Vers 1. 2.
2) Hohendodeleben.
3) Closterbergen.

stark gethaut und der Schnee war mehrent-[108 a]theils geschmolzen dass ich also immer im Wasser gehen musste — ich hatte verschiedene sich durchcreuzende Empfindungen. — Ich kam in M — —[1]) an und gieng zu denen Dem : M — —[2]) wo ich einen ausserordentlich vergnügten Nachmittag hatte. Unschuldiger Scherz, und Spiele waren unser Zeitvertreib; alles traurige und kummervolle war jetzt aus meiner Seele fort, ich war so heiter, so froh wie ein jeder der nur etwas empfindet in einer solchen Gesellschaft nothwendig sein mus — denn: H — —[2]) fand ich [108 b] heute liebenswürdiger als jemahls und ihre Gegenwart machte alles um mich her zu Elysium. O! was[3]) vor feine Empfindungen, kan der unschuldige Reiz eines liebenswürdigen Mädchens in eine empfindsame Jünglingsseele regen — — — Ich blieb noch einige Zeit und nahm dann Abschied, verlies das Haus mit dem leichtesten Herzen, und unter Regungen von Wonnen die sich nur empfinden aber nicht sagen lassen — Ich kam auf Cl. ber — — an und hatte den Verdruss nicht, den ich mir wegen [109 a] meiner langen Abwesenheit versprach — ich eilte zu den Umarmungen meiner Freunde —. Glüklich sei der heutige Tag da es mir einfiel, wieder ein Tagebuch zu halten! Gott schenke mir seinen gnädigen Beistand dazu; dass ich nie[4]) was aufzuschreiben nöthig habe, wovor ich eröthen mus — Gott segne morgen den Anfang zu meinen Geschäften mit seinem besten Segen, nie lasse er mich vergessen wie gross das Glük des Tugendhaften ist.

D. 14. Jänn.

Noch kan ich nicht, mit jenem süssen Selbstgefühl, von mir sagen ich lebe tugendhaft, ich erfülle die Vorschriften meines Schöpfers! — Noch schwankt meine Seele auf ein Meer von Leidenschaften bestürmt, wogegen zu kämpfen ich leider noch gar zu schwach bin! Herr! Herr! stärke meinen Geist, halte mich wenn ich strauchle! —

Der Fleis in meinen Geschäften war heute noch sehr mittelmässig und oft[5]) sank ich sogar zur Trägheit herab; wenn ich [110 a] mich bemühte in den Lehrstunden achtsam zu sein, so hielt mich bald die

1) Magdeburg.

2) Wer diese demoiselles M. sind, von denen eine: H. auf den jungen Dichter besonderen Eindruck gemacht hat, lässt sich nicht feststellen.

3) in der Hs. vor *was* ein durchstrichenes *wie*.

4) *nie* über der Zeile.

5) *oft* über der Zeile.

Unachtsamkeit anderer theils Gedanken an den gestrigen Tage, die meine ganze Seele füllen, davon ab —

Zu leichtsinnig bin ich auch gewesen und habe manchmahl ganz meinen guten Vorsäzzen zuwieder gehandelt —

O! möcht ich doch erst am Abend eines durchlebten Tages *mit* Zuversicht sagen können: Heute bin ich der Tugend treu geblieben, heute hab ich Gott nicht beleidigt! — Herr! Herr! lass mir bald dies seelige Vergnügen empfinden!

[110 b] D. 15. Jänn.

Ich kan mit dem Ende dieses Tages, das Zeugniss mir geben: ich bin der Tugend heute näher gekommen! — Glüklicher Ausspruch möchtest du doch ganz wahr sein! Möchte doch nicht das allzugünstige Urtheil das ich von mir selbst fälle schuld darann sein, dass [1]) ich oft denke ich bin tugendhafter geworden und mich denn doch von der Tugend entfernt habe! — Wiel viel viel Neigungen, viel Leidenschaften hab' ich noch zu bekämpfen, wie viel Fehler noch abzulegen, ehe ich [111 a] mit Wahrheit mich einen Tugendhaften nennen kan! — Aber Gott wird hellffen! Steht er mich bei, will ich alles überwinden! —

Mit meinen Fleiss bin ich heute besser zufrieden als gestern, ich habe mehr Mühe angewandt achtsam zu sein und habe verschiedenes angefangen das ich mit Gottes Hüllffe fortsezzen werde. —

Herr, ich flehe dich, lass mich dem Laster immer mehr entsagen, und der Tugend in allen getreu bleiben so wird mir das Leben unter Lust entfliehen, wie der Bach durch Blumengefilde.

[111 b] Den 16. Jänn.

Ich stand heute bei guter Zeit auf, that darauf mein Morgengebet und heute glaub ich mit mehrerer Andacht als sonst — gieng darauf mit Zufriedenheit und Heiterkeit an meine Geschäfte in Vertrauen dass Gott meine Arbeit segnen wolle —

Ich war den Vormittag ziemlich aufmerksam in den Classen, ausser in der letzten, wo ich [2]) theils meinen allzusüssen Empfindungen, die mich noch gar zu oft seit jenen schönen Nachmittag, dahinreissen, nachhing theils wurde ich durch nichtige Zänkereien gestört —

1) Hs. *das.*

2) *ich* über der Zeile.

[112 a] Bei Tische wurde ich, nach einer allzugrossen Lustigkeit, bald durch einen verhassten Umstand, in Traurigkeit und Nachdenken gesezt, doch meine gewöhnliche Munterkeit siegte bald —

In den Nachmittagsclassen war ich mittelmässig aufmerksam — In den Studierstunden aber eben so gut als [1]) müssig (zu meiner Schande seis gesagt), denn ich schrieb ein Gedicht ab, das [2]) ich diese Ferien gemacht hatte und dessen Inhalt nicht der Beste ist. Nach Tische war meine vergnügteste Zeit dieses Tages; in der Gesellschaft von vier Freunden fern von ungesitteten und rohen Scherzen, wurde die Frage aufgeworffen, ob eine keusche Liebe [112 b] auf Schulen zu billigen sei? Und wir alle kamen darin überein; ich weis kein besseres Beispiel, dass [3]) die Liebe ihren Nuzzen habe, als mich selbst; seit [4]) diese heilige, diese reine Liebe, in meinem Herzen wohnt, sind alles Laster, alles Rohe meiner Seele ein Abscheu; auf nichts denke ich [5]) als des geliebten Gegenstandes würdig zu werden; und wodurch solte man, der [6]) vollkommensten Tugend, der [6]) reizendsten Unschuld, des [6]) feinsten zartempfindensten Mädchens [dein ganzes Bild geliebte H — —.] [7]) wie [8]) die ist die meine Seele zur Tugend geleitet, anders [113 a] würdig werden, als durch ein tadelfreies, schuldloses Leben; O! seit ich geliebte H — — — dich sah, als das Laster für mich allen Reiz verlohren; deine sanfte, holde Seele, ist zu mir übergeströmt, und hat mir die Tugend gelehrt, und wie reizend hab' ich sie gefunden die göttliche Tugend! Wie ist es möglich gewesen dass ich mich ohne Tugend und Gottesfurcht habe glüklich schäzzen können?

Herr, Herr ich flehe dich, stärke immer mehr und mehr meinen Geist, zur Tugend, lass mich immer mehr und mehr das Laster verabscheuen, und bald ganz empfinden wie glüklich, wie unendlich glüklich der Tugendhafte sei!

---

1) *als* doppelt geschrieben.

2) Hs. *dass.*

3) Hs. *das.*

4) vor *seit* in der Hs. *di* durchstrichen.

5) *denke ich* ist doppelt geschrieben.

6) statt *der* — *der* — *des* war zuerst *einer* — *einer* — *eines* geschrieben.

7) Das in Parenthese gesetzte steht in der Hs. in Parenthese am Rand.

8) vor *wie* in der Hs. ein durchgestrichenes *als*.

[113 b] D. 17. Jänn.

O! dass[1]) doch meine guten Vorsäzze erst vest in meiner Seele stehen möchten! — das[1]) doch meine Gesinnung erst so tadelslos wäre, dass[1]) ich sagen kônte: Kein Laster es kleide sich auch in der schmeichelhaftesten Gestalt, es nehme noch so sehr die Mine an, als könne es einen glüklich machen, müsse meine Sinnen blenden! Nur mein Leben schuldlos zu führen müsse die stärkste Triebfeder aller meiner Handlungen sein! O! möchte mein Geist nur immer recht lebhaft in die himlischen Scenen der Zukunft hineinschauen, die einen [114 a] tugendhaften Wandel begleiten — Nichts als lachende reizende Bilder erblik ich da, nichts als die seeligste Wonne, die der Himmel erzeugte und die geschaffen war den Tugendhaften zu lohnen, nemlich ein gutes Gewissen — O! du heiliger edler Schaz, was bist du für ein Kleinod in der Brust eines Jünglings, o möchten alle[2]) deinen unschäzbaren Werth kennen, nie nie würden Laster das Geschöpf entstellen das gemacht war Gotte gleich zu sein! Nie müsse mein Geist, der den Augenblik den er hier zu wallen hat nur zu oft [114 b] für seine Bestimmung hält, seine wahre Bestimmung verkennen, der er geschaffen ist. — Nicht[3]) ward ich, hier ein kurzes unvollkommenes Leben zu führen, nein ich ward, damit ich noch dann wenn die Bahn des Lebens durchlauffen ist, dort, wohin noch kein Auge geblikt, Gott schauen sollte — — —

Grosser Gedanke! ich bin nicht würdig dich zu denken, im Staub nur kan ich mich werffen und weinen und anbeten! — Herr stärke meinen Geist zur Tugend; damit ich noch am Ende meines Daseins ausruffen könne: Ruhig und heiter geh' ich ein zu meines Herrn Freude!

[115 a] D. 18. Jänn.

Dieser Tag ist ganz für mich verlohren — In Unthätigkeit, Leichtsinn und nichtsbedeutenden Beschäftigungen, bracht ich ihn hin — Ich sage nichts weiter — diese Worte sind schon hinreichend, mich[4]) vor mich selbst erröthend zu machen; — — — — — — — —[5])

---

1) Hs. *das*.

2) Hs. *allen*.

3) vor *nicht* in der Hs. ein durchgestrichenes *de*.

4) *mich* über der Zeile.

5) Zwei und eine halbe Zeile sind hier in der Hs. mit Gedankenstrichen ausgefüllt.

Gott! gedenke nicht der Sünden meiner Jugend! sei mir gnädig nach deiner grundlosen Barmherzigkeit — — Stärke meinen Geist, wenn die Sünde mich zu fällen gedenkt.

[115 b] D. 19. Jänner.

Ich schmeichle mir heute Gott gefälliger gelebt zu haben als gestern! —

Du kennst mein verderbtes Herz, Allmächtiger, du weisst wie oft ich fehle — Ich erfuhr heute es würde über 8 Tage Communion sein, ich entschloss mich mit zu gehen — — — Ich werde mich also deinem Versöhnungsaltar nahen? O! möchte dieser hohe Gedanke mein Herz ganz umformen und würdig mich der heiligsten Handlung machen! Gieb o! Gott deinen besten Segen mir zu diesen wichtigen Vorhaben! Lass alle Sünde fern von mir sein! denn [1]) du o Erlöser hast ja auch für mich auf Golgatha geblutet.

[116 a] D. 20. Jänn.

Noch nicht der Tugend treu gelebt! — O! Herr, wie lange, soll ich noch fern von dir sein? Wie lange soll mein Herz noch zu schwach sein, dem Laster entgegen zu kämpfen? — Zu schwach bin ich, den schädlichen Eindrücken [2]) für mich zu wiederstehn — Sende o! Gott deinen Beistand von oben herab, heilige meine Seele, zu der heiligsten Handlung, lass [3]) unbeflekt und rein meinen künftigen Wandel sein — O! wie glüklich, wie wunderseelig werde ich sein, wenn mir die göttliche Tugend erst dieses Leben zum Paradiese macht.

[116 b] D. 21. Jänn.

Dieser Tag ist wieder von mir in Unthätigkeit und Leichtsinn hingebracht, und wenig nur habe ich meiner Bestimmung nachgedacht — —

Gott, Gott, sei mir gnädig und barmherzig und gieb mir Stärke allen Versuchungen der Sünde zu wiederstehn, damit ich bald zu mir sagen könne: ich bin tugendhaft! —

---

1) Hs. *den*.

2) Dass der unter der Mehrzahl der Schüler zu Klosterbergen herrschende Ton keineswegs lobenswert war, ist bekannt; vgl. auch M. Döring, Matthissons Leben, S. 13. Beziehungen darauf finden sich im Tagebuch öfters; vgl. die Aufzeichnungen zum 14., 23. und 25. Januar.

3) Hs. *las*.

[117 a] D. 22. Jänn.

Mit der äussersten Beschämung muss ich gestehen, dass dieser Tag wieder einer von denen ist die ich für verlohren schäzze. —

Erbarmer, du Vater aller Menschen gieb doch meiner Seele Muth, meinem Geiste Stärke, allem Bösen zu wiederstehen, alle Lokungen der Sünde zu meiden; stelle doch die Ruhe meines Herzens wieder her! damit ich mein Leben schuldlos führen möge — —

O! Herr heile mein sündenkrankes Herz — — —

[117 b] D. 23. Jän.

Heute ist der Tag an dem ich ward, heute sprach man es ist ein Knäblein geboren, ungewiss ob[1]) ich einst sechzehn Jahre erreichen würde, die jetzt unter des Allmächtigen Schuz entflohen sind! O! Dank, Dank, entflamter weinender Dank ströme von der Lippe, der Freude Thräne blizze im Auge dass Gott so gnädig meine Tage leitete;

Denn unter seinen süssen Vaterschuz
Entgleiteten der guten Tage viel
Im steten Wechsel unter Freud und Schmerz
Zum ungemessnen Meer der Ewigkeit;
5 Zwar wankte oft mein sündenkrankes Herz
Zur blumenvollen Bahn des Lasters hin
[118 a] Vergass der Tugend in dem Weltgewühl
Und schwam in faden Scheinvergnügen fort;
Doch nie vergisst du Gott der deinen ganz!
10 Denn jenes Laster was sonst[2]) schön mir schien
Was gleich dem Morgentraum mich täuschete;
Ist jetzt dem Herzen Abscheu; Tugend nur
(O! hoher Nahme Silberton dem Ohr!)
Kan Blumen auf des Lebens Pfade streun.[3])

1) In der Hs. ist *dass* durchgestrichen und darüber *ob* geschrieben.

2) In der Hs. vor *sonst* ein durchgestrichenes *mir*.

3) Diese Verse bis jetzt ungedruckt. Die Autorschaft M.'s ist hier meines Erachtens völlig sicher. Man merkt den Versen noch deutlich die mangelnde Übung an. Beachtenswert ist *Scheinvergnügen* (v. 8), das ein Lieblingswort Matthissons ist (vgl. 16. Febr., 19. März), während es sonst selten vorkommt; das Grimm'sche WB. belegt es nur einmal aus Campe.

Einige gute Gespräche die ich heute Abend von der Vortreflichkeit der Tugend hielt, minderten vielleicht den Eindruck, den manches böse Beispiel auf mich gemacht haben könte![1])

Der Allmächtige ändre meine Gesinnung mehr und mehr und lenke ganz meine Seele zur Tugend!

[118 b] D. 24. Jän.

Der Herr hat heute Barmherzigkeit an meiner armen Seele gethan, und mich gnädig geleitet; ich habe heute öffter an den Allmächtigen gedacht, öffter zu ihm gebetet, Trost genug, Wonne genug, mein Herz zu seeligen Empfindungen des Danks zu stimmen!

Nur am Ende dieses Tages begieng ich einen Fehler, wovor ich erröthe; heute an dem Tage wo ich gänzlich nur an meine Sünden hätte denken sollen, wo ich nur aufrichtige wahre Reue hätte empfinden sollen, trank ich einige Gläser Wein, weil heute alle Scholaren, als [119 a] den Geburtstag unseres Königs feyrten! O! wie viele waren da, welche so schlecht für ihre Seele sorgten!

Übermorgen Communiontag und heute in[2]) Sünden gelebt! — —

Barmherziger Gott! Lehre mich doch den wichtigen Schritt bedenken den ich thuen will, lehre mich ganz deine Wege wallen, bestärke in mir den Vorsaz auf ewig der Tugend zu leben. O! dann wird dein heiliges Abendmahl Balsam meiner Seele sein!

[119 b] D. 25. Jän.

Ich verschweige den heutigen Tag vor mir — Genug es war der Tag der Beichte und brachte mein Herz nicht rein nicht geläutert genug meinem Gotte dar! O! die vielen Zerstreuungen denen man hier ausgesetzt ist waren schuld daran! — Wehe denen durch die Aergerniss komt![3])

O! Gott stärke mich zu dem morgenden Tag! gieb Kraft und Linderung meiner armen Seele!

[120 a] D. 26. Jän.

Ich habe sie genommen die Balsamtropfen, die Stärke meinem Geist, Kraft meiner Seele gaben!

---

1) Vgl. Seite 91 Anm. 2.
2) *in* ist doppelt geschrieben.
3) Vgl. Seite 91 Anm. 2.

Mit Flammenschrift sei dieser Tag in meine Seele gegraben, an dem ich dem Allmächtigen mein Gelübde erneute!

Doch zu stark sind die Empfindungen die mich überströmen, sie übermannen mich, nur anbeten kann ich im Staub.

[120 b] D. 27. Jän.

Noch ist in meiner Seele nicht das wahre warme Gefühl der Tugend! Noch immer bin ich zu wankend in meinen Vorsäzzen! O! Gott gib mir doch Beständigkeit und Festigkeit im Glauben! Lehre mich alle Versuchungen überwinden und mache so mein Leben mir zu einem Paradiese!

Den 28. Jän.

Wenig habe ich heute wieder meinen Pflichten getreu gelebt! Zu leichtsinnig bin ich immer noch und zu gefühllos gegen das Gute! Möchten doch durch Gottes Gnade alle Fehler auf einmahl aus meiner Seele ausgetilgt werden! Möchte ich nur erst so viel Tugend üben um sagen zu können: Ich habe um etwas meinen Pflichten getreu gelebt!

[121 a] D. 29. Jänn.

Ich glaube heute zwekmässiger als sonst gelebt zu haben, denn viele nüzliche Entschlüsse hab' ich in Gesellschaft von W — — R — — u. C — —[1]) heute gefasst, und wir haben uns wirklich mit einander vereinigt eine gelehrte Gesellschaft zu schliessen, haben schon Gesezze vorgeschlagen und Regeln festgesezt und ich glaube unser Vorhaben wird von ausgebreitetem Nuzzen sein! Nur der Allmächtige mus uns unterstüzzen und uns zur glüklichen Ausführung unseres Zweks seinen gnädigen Seegen und Beistandt verleihen, damit wir uns als würdige Diener seines Worts, zum Nuzzen der Menschheit bilden mögen.

[121 b] D. 30. Jän.

Mitten im Getümmel mancher Freuden, mancher Angst und mancher

1) Von den hier genannten Freunden ist R. sicher der jung verstorbene Jakob Rosenfeld, der zwar nicht in Klosterbergen selbst lebte, aber in der Schule des Liebfrauenklosters in Magdeburg sich damals zur Universität vorbereitete. C. ist Coppius, der auf Matthissons Entwicklung während seines Aufenthalts in Klosterbergen von grossem Einfluss war; vgl. Döring S. 14. 15. W. ist wohl der spätere Dessauer Oberpfarrer Walther.

Von der hier erwähnten gelehrten Gesellschaft erfahren wir fernerhin nirgends etwas.

Herzensnoth, entfloh mir dieser Tag! Der barmherzige Gott gebe meiner Seele nur immer mehr Stärke dem Laster zu wiederstehen, o! so bin ich glüklich ewig glüklich!

D. 31. Jän.

Mürrisch und unzufrieden endige ich diesen Tag den ich sonst in gröster Zufriedenheit durchlebt habe; Gott stelle doch die wahre Ruhe in meiner Seele wieder her lass mich doch immer gut immer tugendhaft leben, ganz meine Seele zum Guten hinlenken! Sei mir gnädig nach deiner grossen Barmherzigkeit!

[122 a] D. 1. Febr.

Gott hat heute Barmherzigkeit an meiner armen Seele gethan! Mein Herz ist heute offener den feinen Empfindungen gewesen! Ich weis Gott wird es thun, er wird mir noch einmahl recht empfinden lassen, wie glüklich der Tugendhafte sei.

D. 2. Febr.

Ein im Misvergnügen, Schwermuth, Unzufriedenheit mit meinem Schiksahle durchlebter Tag! Aber Gott sei gedankt, ich war nicht die Ursach davon; ich verschweige hier Umstände die mir vielleicht dereinst noch traurige Stunden machen möchten. — Gott lasse mir seinen ferneren Trost und Beistand nicht fehlen, er führe mich immer nach seinen Vorschriften.

[122 b] D. 3. Febr.

Gott, Gott ich weis's du wirst bald das Leiden meiner Seele enden; du wirst [1]) immer vester den Entschluss in meiner Seele prägen, nur allein der Tugend zu leben, nur durch ihr glüklich zu werden! Du siehst mein Leiden du wirst es enden! o! bald! bald!

D. 4. Febr.

Zum wenigsten besser als gestern, glaube ich heute gelebt zu haben! Aber das: besser, heist immer noch sündhaft, schwach und unvollkommen! Gott wird aber mein Herz ändern, mir seine Stärke,

1) In der Hs. vor *wirst* ein durchgestrichenes *immer*.

seine heilige belebende Kraft verleihen gut und tugendhaft zu sein und so ganz das Glük zu empfinden das die Tugend begleitet.

[123a] D. 5. Febr.

Zwar war heute so fehlerhaft als möglich mein ganzes Betragen; aber dennoch glaub ich war es besser, als sonst; ich weis Gott wird mein Herz immer mehr läutern immer mehr von allen Sünden reinigen mich immer tugendhafter machen! dazu verhilf mir mein Heiland um deiner ewigen Erbarmung willen!

D. 6. Febr.

Mit finsterm Unmuth meine Stirn umwölkt
Im Herzen Trübsinn, wallt ich diesen Tag —
Der Blick den ich in dunkler Zukunft warf
Wo meine Phantasie mir Schreckphantomen schuf,
Verhüllt' in Traurigkeit mein armes Herz!
Doch wenn mein Leben erst von Sünden fern
Entgegen frohen Ewigkeiten schwebt
Dann wird auch meine Seele heiter sein,
Dann wird die Schwermuth meine Tagen fliehn [1]).

[123b] D. 7. Febr.

Zwar frohen Muthes und heiterer Seele war ich heute, aber waren meine Handlungen auch so wie sie der Allmächtige fordert? — Dies waren sie nicht! — O! Schaam und Reue müssen jetzt meine Seele erschüttern! — Du grosser Gott hilf meiner Schwachheit, heile mein krankes Herz, sei mir gnädig um Christi willen.

D. 8. Febr.

Ganz fern von den Wegen die die Tugend zu wallen gebeut, habe ich diesen Tag geendet! O! wo sind die Gedanken an meine Bestimmung? Sind sie ganz aus meiner Seele getilgt? O! nein das wolle der Allmächtige nicht! Er bewahre immer meinen Fuss, dass er nur die Pfade betrete, die zum ewig dauernden Glük führen.

---

1) Ungedruckt. Auch hier halte ich M.'s Autorschaft für gesichert; dafür sprechen schon die falschen grammatischen Formen, die sich hier eingeschlichen haben.

[124 a] D. 9. Febr.

Wie sehr! wie sehr geh' ich noch den Weg der Sünde. Diesen Tag brachte ich wieder so hin ohne das Heil meiner Seelen zu bedenken! Aber Gott sei mir gnädig nach deiner grossen Barmherzigkeit! Siehe gnädig mich armen Sünder an.

D. 10. Febr.

O! wie es mich noch oft ergreift das Bewustsein, dass ich sündig lebte! Noch giesst die Religion, die so oft Stab dem Ermatteten war, nicht den süssen Balsam der Ruhe in mein Herz! — Aber du hilfst mir Allmächtiger ich weiss es! ganz traue ich deiner Barmherzigkeit!

[124 b] D. 11. Febr.

Noch kann ich nicht ruhig sein! ich bin noch immer wie umhergetrieben von meinen Sünden! Soll mein Herz sich nie der Tugend öffnen? — Soll es nie den süssen Trost empfinden der die Tugendhaften beglükt? —

Ich traue der Gnade des Allmächtigen er wird mir helfen!

D. 12. Febr.

Viel habe ich heute wieder den Herrn gesündigt! Viel ist meine Seele zu den Wegen der Sünde hingeschweift! O! Allmächtiger lenke doch meine Seele ganz zur Tugend hin, lass mich doch die Wege wandeln die du geboten hast, lenke du alle meine Fusstritte, dass ich immer dir gefälliger lebe.

[125 a] D. 13. Febr.

Noch lebe ich[1]) in Sünden, fern von den Geboten meines Gottes! Er gebietet die Tugend und ich folge dem Laster! Möchte ich doch nur erst zur rechten Erkentniss meiner Sünden kommen! Ich folge noch gar zu sehr der lokenden Sirenenstimme der Sünde, lass mich so leicht hinreissen! Gott gib mir die allbelebende Kraft deines Wortes der Sünde immer mehr zu wiederstehen!

Den 14. Febr.

Noch kan der frohe Gedanke eines durch Tugend glüklichen Lebens, nicht recht Wurzel in meiner Seele fassen. — Ein allzuhizziges

1) *ich* fehlt in der Hs.

Temperament, das[1]) mich oft zu so vielen Fehlern hinreisst, ist schuld an all meinen Übertretungen, die auch den heutigen[2]) wieder für mich traurig machen —

Herr bezeige dich würksam auf meine arme Seele.

[125 b] D. 15. Febr.

Widrige und angenehme Schiksahle machten heute diesen Tag für mich merkwürdig — Ich mus heute mit Schaam und Reue (o! möchte diese aufrichtig sein) wieder von mir gestehen dass ich mich gar zu leicht hinreissen lasse gar zu oft den Geboten des Herrn zuwieder handle, und auch dies that ich heute, ich weis es o! Gott wie schwach mein Herz noch ist! Du allein kanst mich zum Guten Kraft der Ausführung geben!

D. 16. Febr.

In taumelnden Scheinvergnügen, lebe ich immer noch fort, ich heffte gar zu sehr meine Seele auf das gegenwärtige und vernachlässige das Künftige! O! gnädiger Erbarmer du kennst mein Herz, ich weis du wirst dich über mich erbarmen und mir gnädig sein nach deiner grundlosen Barmherzigkeit.

[126 a] D. 17. Febr.

Eh ich nicht einen gewissen Fehler, der mir jetzt so sehr anklebt, ablege, kan nie mein Leben schuldlos sein; Ich weis es der Herr wird mir gewiss dazu verhelffen, dass ich meine Neigungen immer mehr bekämpfe und mich ganz so bilde wie es der Allmächtige befiehlt, der mir gewiss seinen Segen verleihen wird.

D. 18. Febr.

In einem einzigen Stük hab ich heute regelmässiger gelebt in einen Fehler bin ich heute nicht verfallen — davor danke ich dem Allmächtigen! Er wird Barmherzigkeit an mir thun, auf ihn allein will ich mich verlassen er wird mich nicht verlassen, so viel traue ich seiner Gnade!

---

1) Hs. *dass*.

2) Es ist nicht anzunehmen, dass hier *Tag* aus Versehen ausgelassen worden sei: vgl. die Aufzeichnungen zum 31. März.

[126 b] D. 19. Febr.

Ich habe das Zutrauen zu Gott, er werde mir noch einmahl, hier in diesem Zeitpunkte meines Lebens so gnädig sein, und seinen väterlichen Seegen auf all meinen [1]) Handlungen ruhen lassen; dass ich mein Leben vor seinen und der Menschen Augen unsträflich führen könne, mich immer seines Trostes erfreuen möge! Der Herr wird meiner Schwachheit verzeihen!

Den 20. Febr.

Gott wird mich nicht verlassen! — Diesen Gedanken hab' ich heut bei mir genährt und gefunden, dass ich nach allen Vorfällen meines Lebens nicht anders urtheilen kann! immer zeigt sich die grosse Langmuth und Gnade des Allmächtigen in allen meinen Handlungen! Er trägt mich huldreich und wird es ewig thun!

[127 a] D. 21. Febr.

Vergnügt und heiter lies Gott mir diesen Tag vorüberfliehn — Hätt' ich seinen Geboten seinen Vorschriften nachgelebt, würde ich vieleicht ruhiger sein als jetzt — doch dies that ich nicht; noch immer mus ich es zu meiner Schande gestehen — Doch mein verderbtes Herz wird Gott umwandeln, und mich seinen Geboten empfänglich machen — HErr mein Gott ich traue auf dich.

D. 22. Febr.

Noch ganz fern von den Vorschrifften meines Schöpffers, in jugendlichen Zerstreuungen, lebe ich noch immer! Möchte doch der Herr mein Herz erst einmahl allmächtig rühren! dass ich recht stark im Glauben und immer geneigter zur Tugend werden möge! Nur einen einen Fehler muss ich noch ablegen dann bin ich geschikt Gottes Vorschrifften zu folgen und glüklich zu sein! Der HErr wird mir dazu verhelffen!

[127 b] D. 23. Febr.

Vielfältig und schwer hab' ich mich heute wieder Gott versündigt, in mancherlei Fehler bin ich verfallen! nicht mit der Beruhigung eines Christen kann ich diesen Tag enden! Schwer liegt er auf meinem Ge-

1) Hs. *meine.*

wissen! Kann ich von dem Allmächtigen noch Vergebung hoffen? Ja ich traue auf seiner Hülffe, er wird meine Seele reinigen von allen Sünden!

D. 24. Febr.

Mein ganzes Bemühen soll dahin gehen, den Vorschriften Gottes nachzuleben! Aber hiezu mus ich seinen Segen erflehen und den wird er mir nicht versagen! Er wird mich gewis gut leiten! Möchte ich nur immer seinen heiligen Vorschriften folgen! Verleihe mir o! Herr deinen Segen.

[128 a] D. 25. Febr.

HErr! HErr! ich flehe dich um deiner Erbarmung willen rühre doch einmahl mein Herz wieder, öffne es doch dem sanften Gefühle der Tugend ganz! Lass es mich immer mehr empfinden wie nothwendig die Göttliche meinem Leben sein müsse! Bin ich tugendhaft o! so mag alles wieder mich sein! Dann steht mir der HErr bei!

D. 26. Febr.

Unter manchen Empfindungen des Schmerzes und Schwermuth entschlüpfte mir dieser Tag! — Demohngeachtet sehr geschwind! —

Ein lieber Freund[1]) riss sich heute aus meinen Umarmungen, Thränen füllten meine Augen, da ich ihn verliess! Vielleicht seh' ich ihn nie wieder! denn ein weiter Raum trent ihn von mir — Wir hatten heute eine Lufterscheinung die der Materie nach ein Nordlicht zu sein schien; wie ein breiter Streif dehnte es sich in Regenbogengestalt, über die ganze Hemisphähre aus, von Osten gegen Süden, und verschwand gegen 9 Uhr Abends. Die ungewöhnliche Gestalt machte es merkwürdig.

[128 b] D. 27. Febr.

Den Geboten des Allmächtigen lebe ich jetzt in allem Stük zuwieder, so sorglos, so ruhig, walle ich meine Tage hin — Wenn die wahre Seelenruhe wäre? — O! wie glüklich wäre ich dann — Doch davon bin ich noch leider allzufern — der Herr sieht mein Elend und er wird es enden!

---

1) Wer dies ist, lässt sich nicht feststellen.

D. 28. Febr.

Ganz fern bin ich jetzt von den Wegen der Tugend! noch immer zu sehr zur Sinnlichkeit geneigt, verfehle ich ganz den Weg der Tugend — Kann ich hoffen Allmächtiger dass du mich der Sünde entreissen wirst? — Ja du wirst es gewiss thun, denn ich traue auf dich! Obgleich mein Herz noch so sündhaft ist. — Wie glüklich werde ich sein wenn erst der Tugend mein Leben heilig ist! Dazu wolle mir Gott verhelffen nach seiner Erbarmung willen! —

[129a] D. 1. Merz.

Der Verlust meines besten zärtlichsten Freundes[1]) (ich sage nicht zu viel) der sich heute aus meinen Umarmungen wand; machte mich den ganzen Tag schwermüthig, die süssesten Thränen so wie sie die wärmste reinste Freundschaft weinen heisst, hab ich seinem Andenken geheiligt — die genauste Übereinstimmung fesselte Herz an Herz: O! wie empfand ich seinen Verlust so hart, wie umwölkte er meine ganze Seele mit düstrer Schwermuth! — Doch wir werden uns[2]) wiedersehen und freudiger! —

D. 2. Merz.

Einer schweren Sünde hab' ich durch Gottes Gnade[3]) heute wiederstanden! Der Herr wird mich gewiss nicht verlassen, mich gewiss ohne mein Verdienst gnädig sein; das Zutrauen hab' ich zu ihm. Erbarme dich meiner o! Herr um deiner Erbarmung willen!

[129b] D. 3. Merz.

Mancherlei Vorfälle machen mir diesen Tag merkwürdig — Möchten nur meine Seelenumstände so beschaffen sein dass ich sagen könnte ich hätte Gott treu gedient, aber diesen süssen Trost kan ich noch nicht haben, aber durch Gottes Gnade denk ich meine Leidenschaften zu besiegen, die nur noch zu oft mir zuwieder sind und mich am Guten verhindern! Doch Gott wird helffen.

D. 4. Merz.

Endlich wird sich der Herr noch gewis über mich erbarmen, dies

---

1) Vielleicht Coppius. Bestimmtes lässt sich nicht feststellen.
2) *werden uns* ist doppelt geschrieben.
3) *Gnade* fehlt in der Hs.

Zutrauen hab' ich zu ihm, wird mich ganz rein von meinen Sünden machen, dass ich sagen könne, ich lebe der Tugend getreu.

[130 a] D. 5. Merz.

Immer leb' ich noch in Sünden, immer noch fern von den Wegen der Tugend! Gott mache [1]) doch mein Herz erst einmahl ganz geschikt zur Tugend und zu ihren Freuden! Lass es mich endlich einmahl dahin bringen, dass ich sagen könne: Ich lebe so, wie es der Herr will!

D. 6. Merz.

Noch bin ich in [2]) meinem Christenthum nicht weiter gekommen, noch bin ich immer so fern von dir o! Gott, gieb mir doch den wahren Muth eines Christen, erbarme dich über meine arme Seele!! O! ich bin jetzt wieder in so trauriger Verfassung! Erbarme dich o! Herr über mich nach deiner grundlosen Barmherzigkeit!

[130 b] D. 7. Merz.

Beinahe hätt' ich mein Tagbuch vergessen über ein schönes Buch das ich jetzt lese! Gott wird mir meine Sünde verzeihen! erbarme dich mein o! HErr mein erbarmender Heiland, lass mich doch immer mehr über meine Leidenschaften siegen! Sei mir gnädig um Jesu willen.

D. 8. u. 9. Merz.

Diese zwei Tage hab' ich sehr vergnügt ausserhalb dem Closter zugebracht! — Hab' ich aber immer an Gott gedacht? Habe ich immer meinen Pflichten getreu gelebt? Mit Schaam und Reue mus ich gestehen dass ich zu leichtsinnig, zu nachlässig im Guten war — Heute fand meine Seele in der Gesellschaft meines besten Freundes [3]) ein entzükendes Vergnügen; denn [4]) ganz vereint unsere Empfindungen die genauste Harmonie!

[131 a] D. 10. Merz.

Ganz habe ich die Wege des Herrn heute nicht verfehlt — denn er gab mir heute das Glück einer in Ihm freudigen und ruhigen Seele! Wie

1) *mache* ist doppelt geschrieben.

2) *in* fehlt in der Hs.

3) Ebenfalls nicht genau zu bestimmen; da aber die Zusammenkunft ausserhalb des Klosters stattfindet, so wird man wohl an Rosenfeld denken dürfen, vgl. oben S. 94 Anm. 1.

4) Hs. *den*.

heiter wie jugendlichstill verfliesst unser Leben, wenn die Tugend unsere Tage mit Rosen umkränzt, und jede Bitterkeit um uns her entfliehen macht, dass wir nichts sehen, als ein paradiesisches Eden das sie uns schuf.

D. 11. Merz.

Könnt ich einen Fehler nur noch ablegen wäre ich vieleicht bald so glüklich der Tugend näher zu kommen — doch Gottes Geist wird mich beseelen, dass ich erst ganz tugendhaft werde, und mit reinem unverfälschten Herzen ihm allein diene — dazu verleihe mir der Herr seinen besten Segen — Heute war der Geburtstag unseres HErrn Abts Reseriz[1]; verschiedene Unordnungen die vorgingen werden ihm vermuthlich diesen Tag in etwas verbittert haben.

[131 b] D. 12. Merz.

Ich habe heute sehr fehlerhaft und leichtsinnig gelebt; habe manches Vergnügen gehabt, aber an den Geber desselben leider gar zu wenig gedacht; kann ich mich denn noch nicht zum Guten entschliessen? Soll ich immer noch zwischen Tugend und Laster wanken? Gott Gott sei mir gnädig um deiner Erbarmung willen —

D. 13. Merz.

Ich kann noch nicht von mir sagen, ich bin in meinem Christenthum weiter gekommen — immer noch quält mich der Gedanke, dass ich meine Jugendzeit so schlecht anwende, dass ich[2]) immer meiner Bestimmung noch so sehr zuwieder handle! — Bin ich nicht in der Welt, Gott, und meinen Mitgeschöpfen zu dienen? — Erfülle ich diese Bestimmung? — O! ich möchte vor Schaam vergehen wenn ich bedenke wie unvermögend wie schwach ich noch bin!

[132 a] D. 14. Merz.

Unter Gram und Unmuth verging mir dieser Tag und noch bin ich nicht wieder heiter; es scheint als wenn eine Krankheit in

1) Friedrich Gabriel Reseritz, seit 1774 Abt von Klosterbergen, wohin er als Nachfolger Frommanns aus Kopenhagen berufen wurde; später Generalsuperintendent in Magdeburg, † 1806.

2) *ich* fehlt in der Hs.

meinem Inern schliche, die nichts als der Tod heilen werde — Oft sehne ich mich nach der Ewigkeit, und würde ihr in manchen Stunden des Nachdenkens mit offenen Armen entgegeneilen, oft hefftet sich wieder meine ganze Seele auf Erdgedanken — Es scheint jetzt als ob Unglük und Kummer, meine Bestimmung wäre — Oder ich [1]) verkenne vielleicht meine edle Bestimmung, die mir Vorschriften gebeut, die ich nur leider allzu wenig halte — Doch der Herr wird mir Helffer sein, und an mir seinen Nahmen verherlichen. —

Einst geh' ich ohne Beben
zu meinem Vater hin
denn Christus ist mein Leben
Und Sterben mein Gewinn.

Ich fürchte nicht die Schreken
der freudeleeren Gruft.
Der wird mich auferweken
der mich zum Grabe ruft [2]).

[132 b] D. 15. Merz.

Noch gar zu wankend bin ich meinen Vorsäzzen, ich schwanke immer noch zwischen Guten und Bösen. O! möchte doch meine Seele erst die rechte Festigkeit haben, allem Laster zu wiederstehen! mich ganz zum Guten zu kehren! So schwermüthig als gestern, ach! vielleicht ist meiner Seele Heilung nah. — Erbarme dich Herr um deiner Erbarmung willen über mich!

D. 16. Merz.

Zwar meinen Geschäften habe ich heute treu nachgelebt, aber dem Herrn hab ich nicht so gedient wie ich ihm hätte dienen sollen; Gott, bestärke doch erst recht den Entschluss in meiner Seele, die nur allein zu leben auf dich mein ganzes Vertrauen zu sezzen, o! so wird es mir gewis wohl gehn!

---

1) *ich* ist doppelt geschrieben.

2) Strophe 1 und 2 eines geistlichen Liedes von Christoph Christian Sturm, der von 1769—1778 zweiter Prediger an der heil. Geistkirche zu Magdeburg war. Das Gedicht ist zuerst gedruckt in der zweiten Auflage seiner „Gebete und Lieder für Kinder", Halle 1772.

[133a] D. 17. Merz.

Gott lasse nur meine Entschliessungen die ich auf die Zukunft gefasst habe mir recht ernstlich sein, dass ich recht dahin sehen möge, dass mein Herz aufrichtig und von allem Laster frei sei! o! dann will ich vergnügt die Tage meines Lebens durchleben und mich immer mit der angenehmen Hoffnung trösten, Gott habe mich zu einer höhern Seeligkeit bestimmt.

D. 18. Merz.

Wie wenig habe ich heute an Gott gedacht! Wie wenig bin ich meinen Pflichten getreu gewesen! O! könnt ich doch erst an dem Abend eines durchlebten Tages, die innre Seelenruhe geniessen, die aus dem Bewusstsein guter Handlungen entsteht! Vieleicht ist mir dieses Glük noch aufbehalten! O! ich traue dein o! erbarmender Heiland! Sei mir gnädig nach deiner grossen Güte und Barmherzigkeit! —

[133b] D. 19. Merz.

Ein stilles ruhiges Leben, von allem Getümmel entfernt, im Cirkel zärtlicher Freunde, dabei ein schuldloses[1]) Gewissen; dies sind die seeligen Vorzüge, wodurch ein Mensch zur heimlichen Freude gelangen kan! — Warum wähl ich denn dieses Loos nicht, das auch mir von der Vorsicht beschieden ist? — Ich könnte dadurch das seltenste Glük geniessen! O! noch zu sehr folg ich den Scheinvergnügungen!

D. 20. Merz.

Sanfte Empfindungen und ein ruhiges Seelengefühl zeichnen mir diesen Tag vor den übrigen aus! — Ein herrliches Buch stimte meine Seele hiezu — es war der zweite Theil vom Siegwart — Dank sei es dem Herzen des edelsten Dichters, der mir dies Glük beschied! So schön und so gefühlvoll fand ich noch keine Geschichte durchgeführth, ganz [134a] die Sprache der ungeschminkten Natur! Und so viele Edle und ihr betrübtes Schiksahl, wie müssen sie nicht das Gefühl eines jeden so hoch spannen! — Ich habe mich in die Stelle eines der Edlen gewünscht um auch so sanften Todt zu sterben! O! wie selig würde ich sein, ein solches Mädchen wie Marianne nur einmahl zu sehn - doch dies ist ein phantastischer Wunsch! Wo wäre jetzt die Welt, die[2])

1) Hs. *schuldlosen.*

2) vor *die* in der Hs. ein durchgestrichenes *durch.*

würdig wäre durch ein so göttliches Geschöpf sich verschönert zu sehen! Die süsseste Schwärmerei umfängt meine Seele wenn ich denke, nur einen so seeligen Tag meines Lebens zu leben, wie ihn Siegwart und Mariane in ihrem Glüke lebten! O! dies würde Wonne des Himmels für mich sein! Ich müsste unter dem allzugrossen Glük unterliegen.

[134 b] D. 21. Merz.

Der heitre Frühlingstag den wir heute hatten und der schöne monderhellte Abend, setzten meine Seele in das süsseste Entzükken; tausendmahl macht' ich mir Vorwürffe, dass ich den vorigen Sommer so wenig genuzt, doch diesmahl will ich ihn besser nuzzen, ich will ganz ein Schüler der lieben Natur werden, und sie[1]) soll mich allein leiten! — Wie oft blikt' ich heute zum hohen Mond auf, und dann überfiel mich ein Schaudern und der Gedanke an Tod und Ewigkeit ward hell in meiner Seele — Seelen abgeschiedener Freunde[2]) schienen mich zu umschweben; und alles ward so wehmüthig feyerlich um mich her [135 a] dass ich der Welt vergass und mit offenen Armen in dieser heiligen Stunde des Nachdenkens dem Todt würde entgegen geeilet sein! Möchte er bald kommen — doch Gott hat mein Ziel befestigt, er wird mich durch's Thal der Leiden führen — O! dann wird sich verklärt mein Geist zu Ihm aufschwingen, dann werd ich keine Noth keinen Kummer mehr kennen — meine Geliebtesten folgen mir bald — Im Anschauen des Höchsten sind dann unaussprechliche überirdische Wonnen — Ich werde Gott schaun, vor seinem Throne aller Leiden vergessen! — Ewig! Ewig! Ewig! —

Bist du noch fern gewünschte stille Stunde?
Bist du noch fern?
Ich stehe jetzt mit meinem Gott im Bunde
Und stürbe gern —[3])

---

1) Hs. *sieh.*

2) Verstorbene Freunde Matthissons im eigentlichen Sinne des Wortes sind in der damaligen Zeit nicht nachzuweisen. Man hat wohl an seine verstorbenen Verwandten zu denken, speziell an seinen 1771 gestorbenen Oheim Diakonus Matthisson in Grossensalza, in dessen Haus M. in den Jahren 1770—1771 war, und an dessen Schwester, die 1773 starb und deren Tod auf den damals zwölfjährigen Matthisson einen tiefen Eindruck machte. Vielleicht ist auch an M.'s Grossvater Matthias M. zu denken, der in demselben Jahre starb: vgl. Döring, S. 9 ff.

3) Die gewandte Form dieser Verse ist geeignet, Zweifel an M.'s Verfasserschaft zu erwecken. Indessen ist es mir nicht geglückt, einen anderweitigen Verfasser ausfindig zu machen.

[135 a] D. 22. Merz.

Ganz von dem gestrigen ist dieser Tag verschieden; Warum erfüllt nicht jenes seelige Gefühl auch heute meine Seele? — Warum denk ich heute nicht so lebhaft an Gott? — O! ihr Engel des Himmels leitet auf Gottes Wink, meinen Fusstrit, dass ich vergnügter Seele dies Thal der Leiden durchwalle und dann fröhlich eingehe zu meines Herren Freude! —

D. 23. Merz.

Deinen Tag o! Höchster der dir ganz heilig sein sollte, hab' ich nicht so durchlebt, wie es dein Gebot von mir fordert —

O! wie wohl wird mirs sein wenn ich einst ein Engel Gottes, aufgeflogen bin in die Wohnstatt der Auserwählten! Wenn ich die Sonne trinke die nicht untergeht und keine Thränen sieht! O! dass[1]) ich erst überwunden hätte! — Meine Seele ist trüb' und wünscht zu sterben! —

[136 a] D. 24. Merz.

O! heute hatte mich das härteste Schiksahl darnieder geschlagen, als ich wieder einigen Trost empfing! — Möchtest du o! Hoffnung mich doch nicht täuschen! — Gott wird mir helffen, er allein wird mein Schuz und Trost sein! — Auf ihn, auf ihn will ich allein trauen! — Hiezu verleihe o! Herr deinen Seegen um Jesu Christi willen!

D. 25. Merz.

Noch kann ich nicht wieder zufrieden sein, noch die Seelenruhe nicht wieder zurückruffen! — Möchte mir Gott doch bald helffen —

O! senk in meinem kummervollen Herzen
Geliebte Hoffnung dich
Dass[2]) bald entfesselt aller Schmerzen
mein Geist sich jugendlich
dem niedern Staube wird entschwingen
Und unter Engelchören singen
Was nie ein sterblich Ohr gehört! —
O! bin ich wohl der süssen Hoffnung werth?[3])

1) Hs. *das.*
2) Hs. *das.*
3) M.'s Autorschaft wird hier schon durch den Reim Herzen : Schmerzen, der auf einem grammatischen Fehler beruht, gesichert.

[136 b] D. 26. Merz.

Noch bin ich nicht von Sünden frei, noch nicht von Fehlern rein — Immer noch kleben mich meine vorigen Vergehungen an — Wie lange soll ich noch so schreiben? — Wie lange soll meine Seele noch trostlos schmachten? — O! Gott Gott unter deinem Beistand kann ich alles enden, kann ich ein gutes Gewissen wieder erhalten — Hiezu gieb mir deinen gnädigen Beistand! —

D. 27. Merz.

Recht vergnügt und heiter bin ich diesen ganzen Tag gewesen — Gott du gabst mir dieses Vergnügen! Schon empfinde ich die Schönheiten der Natur lebhafter, eine Stunde hab ich heute gesessen und den Untergang der Sonne, und den rothen Abendhimmel wie er sich spiegelte in die klaren Teiche in den inigsten Seelenvergnügungen angesehn.

[137 a] D. 28. Merz.

Heiter und froh bin ich gewesen, aber ich habe meinem Gott nicht mit dem gehörigen Eifer gedient! noch beobachte ich nicht die gehörige Selbstverleugnung! — Gott möchte doch bald balsamischen Trost in meine Seele herabträuffen, möchte deine Gotteskraft mich erst stark genug die Anfälle der Sünde abzuhalten machen!

D. 29. Merz.

Morgen werde ich diesen Ort verlassen und auf das Land [1]) reissen; den Kleist und Virgil werde ich zu mir steken um dort recht die Scenen zu fühlen worin die Herlichen uns führen!

Jedes Blümchen auf der Flur
Jede Schönheit der Natur!
Sei dort meinen Bliken heilig!
Alles scheint mir zuzuruffen — siehe!
Gott der ists durch den ich blühe —
Und ihm weiht mein Dank sich nur! [2])

[137 b] D. 30. Merz.

Heiter wie meine Seele ist heute der Frühlingshimmel; — Gestern bin ich hier angelangt; ich geniesse nun aller ländlichen Freuden, wo-

1) Den Ort dieses Landaufenthalts zu bestimmen, ist mir nicht geglückt.

2) Wahrscheinlich von M. selbst.

durch Gott ein gefühlvolles Herz beglükt, mit einer Seele voll zärtlicher Gefühle voll süsser Ruh! Die angenehme Stille, das reizende Gemisch so vieler Gegenstände, wiegt meine Phantasie in angenehme Träume der Zukunft. Und ganz vest ist der Gedanke in meiner Seele geworden, einmahl auf dem Lande meine Tage zu durchleben. Hier nur fühlt man die wahren Vorzüge der Menschheit, hier nur predigt die ganze herliche Natur, die in all ihren Schönheiten vor uns daliegt, uns die Weisheit Gottes —

Gott wie selig, wie froh machst du den Sterblichen
Jedes Blümchen der Flur bietet ihm Freuden dar
Alles athmet Entzüken
Alles ermuntert zur Fröhlichkeit ihn [1]).

[138 a] D. 31. Merz.

Der heutige [2]) floh unter unschuldigen Vergnügen und unter Scherzen dahin; wir wurden zum Prediger dieses Orts gebeten; ein aufrichtiger Mann, ohne die geringste Ader von Falschheit — der ehrliche Mann feyrte den Geburtstag seiner Frau, die er ausserordentlich liebt; ich seh mit stillem Entzükken ihr gegenseitiges Vergnügen — und mehr als einmahl stieg der Wunsch in mir auf auch einst so glüklich zu werden — Ich werde immer heiterer und meine Seele lebt immer mehr in den manigfaltigen Schönheiten der Natur auf.

[138 b] D. 1. April.

Was heute mein Herz empfand das kan ich nicht schreiben; So still und wonnereich sah ich hier meine Tage entschlüpfen und jetzt? —

Würde mein heisser Seelenwunsch Erfüllung,
Brächt ein gütig Geschik mich Ihr entgegen
Eine flügelschnelle Minut in ihrem
Himmel zu athmen;

---

1) Sicher von M. selbst; die Verse sind eine Nachahmung der ersten Strophe von Höltys Gedicht: das Landleben (1775):

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.

2) Vgl. S. 98 Anm. 2.

Seeliger wär ich dann als Staubbewohner
O! dann würd ich den Frühling besser fühlen
Besser meinen Schöpfer in jeder Blume
Schauen und lieben! [1]).

Was ists was du empfindest mein Herz? Ist es schmelzende Wehmuth? — Was ists was mir den Busen so hoch hebt? — Kanst [2]) dus fassen Herz? — Klopfe ruhiger! du stürmst wie draussen der saussende Nord der an dem schönen Himmel die Wolken umhertreibt — du bist trübe meine Seele, wie draussen der lenzische Him-[139a]mel den der böse Nord in dunkeln Wolken hüllt — Mein Herz schwimt zwischen Wehmuth und Zärtlichkeit; Gott von welcher Regung wallet mein gepresster Busen so hoch? — Mir wirds besser denn eine balsamische Thräne macht meinem gepressten Herzen Luft — Heilig! tausendmahl heilig! sei mir dieser Tag! —

Hoffende Liebe verschönert das Leben
Ohne sie sind alle Herzen todt!
Von den goldnen Tagen die um Engel schweben
Mahlt die Liebe schon das Morgenroth!
Erhaben ging die Huldin aller Herzen
Durch die blüthenbewölkte Luft
Wie der Glaube geht zwischen geweihten Kerzen
Durch den blauen Tempelduft!
Schöner als alles; neu wie des Lenzen Gestalten
Reiner als der Thau in seine Nächte fleusst,
Werth dem Himmel zu dienen und die Erde zu verwalten
Ist Daphnes Geist [3]).

---

1) Gedicht von Hölty: die Geliebte, gedichtet 1774.

2) vor *kanst* in der Hs. ein durchgestrichenes *ist*.

3) Sicher von Matthisson selbst. Darunter eine Zeichnung: eine schief stehende Urne darstellend, der Asche entfällt; daneben eine Blume. Es ist durchaus die Vorstellung, die auch die vierte Strophe der weit später, wohl 1789 (vgl. Hosäus in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1876 Nr. 246) gedichteten, Adelaide, wiedergiebt. Bei dieser Gelegenheit mag darauf hingewiesen sein, dass eben diese Schlussstrophe der Adelaide eine zweifellose Reminiscenz ist an die vierte Strophe von Hölty's Ode an die Apfelbäume (1775):

Ein Blümchen sprosse, wann wir gestorben sind,
aus jedem Rasen, welchen ihr Fuss berührt,
und trag auf jedem seiner Blätter
meines verherrlichten Mädchens Namen.

Eine eingehendere Untersuchung dürfte wohl noch weitere Berührungen zwischen Hölty's und Matthisson's Lyrik zu Tage fördern.

[139 b] D. 2. April.

Der Himmel war heute stürmisch und trübe. Ich aber muste demohngeachtet hinaus denn mein Herz war so voll und ich dachte in der freien Luft sollte mirs besser werden. Ich wolte zu einem meiner Freunde der sich auf einem nahgelegenen Dorfe[1]) aufhielt. Ich gieng schnell, achtete die Natur nicht um mich her; meine Seele war ausser meinem Cörper; Ich sah zur Linken neben mich hin, sah den Kirchthurm wie er hinter dem Hügel hervorblikte; dort dort wohnt die Auserwählte! — Ich blikte wehmüthig hin und eine Thräne schoss mir ins Auge! — Auf einmahl ward mir das wieder so lebhaft, ich sah den Engel vor mir mit all seinen Reizen, und er füllte wieder meine ganze Seele — Oft rief ich aus:

Meine Seele lebt nicht hier
Sie ist hingewandelt zu der Trauten
die bald ewig mein ist.
Sag o! Hauch des Abends mir
du umwehest sie mit deinen Schwingen
Wo sie jezo wandelt![2])

Unter diesen Gedanken kam ich unvermerkt an das Dorf, frug nach meinem Freunde und erfuhr dass er mit seiner Schwester zu mir [140 a] gegangen sei; ich muste also des Wegs verfehlt haben; ich achtete nicht und kehrte ohngeachtet ich heftig schwizte sogleich wieder um, kam eben so schnell und noch schneller fast, wieder zurück, denn meine Seele war so angenehm beschäftigt; Meinen Freund traf ich mit seiner Schwester an, zwei gute wahre teutsche Seelen! — Der Nachmittag gieng mir vergnügt genug hin! — beim Zurückgehn begleitete ich sie — die Sonne war schon gesunken da ich umkehrte und der Abendstern war aufgegangen — Das ist der Stern der Liebe dacht ich, ein herliches Gestirn — Er sei das Merkzeichen meiner Liebe, wenn ich zu ihm hinaufblikke will ich immer denken an die glüklichen Stunden! —

Ich denke jetzt nichts als das schöne Mädchen. Zuweilen sizze ich und kan mich ihr Gesicht nicht mehr deutlich vorstellen, es schwebt nur blos noch sein Umriss vor mir herum und dan werd ich auf mich selbst böse und gebe mir alle mögliche Mühe das ganze Bild wieder zurükzuruffen! — Morgen werde ich sie sehen! — Alles verschlingt sich in dieser Aussicht!

1) Nicht näher zu bestimmen; vgl. Einl. S. 83.
2) Aus Siegwart, Teil II. Strophe 1 und 2 von Siegwarts Gedicht an den Mond.

[140 b] D. 3. April.

Ich habe diesen Tag bei guten Freunden vergnügt zugebracht — Mancherlei Gespräche machten dass ich ganz heiter und froh ward; — Gott lass meine Seele standhaft sein, ich kenne mich selbst nicht mehr! Was will ich was fehlt mir? Warum denke ich immer an den Engel. Wenn es Sünde ist o! Gott so vergieb mir! Ach wo mag sie sein die Heilige wo mag sie sein?

D. 4. April.

Ich soll sie heute sehen! — Ein ganzer Himmel liegt in diesen Gedanken! — Aber graue Regenwolken ziehen über das Thal herauf und der Sturm braußt. — Tausendmal habe ich Gott schon gebeten, dass er dem Sturm zu schweigen gebiete. — O! Hoffnung wie selig machst du mich — Ich soll ihn sehn den Engel Gottes!

Von der süssesten Hoffnung bin ich zur tiefsten Traurigkeit herabgesunken. Denn ach! sie kam nicht! — Mein Seelenwunsch ward nicht Erfüllung! — Engel! der Hauch des Abends [141 a] lispele dir mein Seufzen zu, ich grüsse dich Geliebte und umarme dich mit meiner Seele. — Mir würde wohl sein wenn ich noch einmahl dich gesehen hätte; ich habe dich heute gesucht mit Thränen und habe dich nicht gefunden, nun ist meine Seele trüb' und sucht die Stille. Dein gedenk ich wenn der Tag anfängt, wenn der Mond durch die Bäume herabscheint gedenk ich noch dein und der ersten Stunden der Liebe und weine. — Stets will ich zum Mond hinauf blikken so oft er scheint; immer soll meine Seele an ihm hangen und mein Aug an ihm verweilen, vielleicht dass du auch zu ihm aufblikst und mein gedenkst! —

Noch einmahl muss ich heute hinaus; der Sturm wüthet hefftiger, vielleicht finde ich Trost für mein sinkendes Herz; ich will Ihren Nahmen in Buchen einschneiden und dabei den Wohnplaz der stillen Ruhe das kleine Dorf anblikken, das den Engel einschliesst. —

O! ich muss sie sehen! — Eher wird keine Ruhe wieder in meiner Seele wohnen!

[141 b] D. 5. April.

Ich hab' ihr geschrieben und sie wird morgen kommen! — O! kein Wölkchen müsse den Frühlingshimmel trüben! — der West müsse sie umsäuseln und den ersten Wohlgeruch des Lenzen zu ihr hintragen!

Spriesse Blumen o! Frühling; lass früher Aurikeln und Primeln dem Beete entblühen! Einen Busch Schneeflökchen habe ich für sie bewahret; sie gleichen ihr! -- auch so das weisse Gewand der Unschuld — o! käme sie, Ruh und Seelenfrieden würde mit ihr wieder in meiner Brust wohnen! — Aber ach wie lange?

D. 6. April.

Ich hab' ihn gesehn! — Ich hab' ihn gesehn den Engel Gottes! — Kanst dus fassen Herz? — Brich nur! Schmelz hin in Thränen! — Denn ich habe sie gesehn die Auserwählte Gottes! — Tausend Leben gäb ich für diesen Tag! — Ich kann nicht mehr schreiben sie füllt meine ganze Seele.

[142a] D. 7. April.

Es begegnete mir heute nichts woran ich wahren Herzensantheil genommen hätte. — Nimmer verlässt mich das geliebte Bild, wachend und träumend füllt es meine ganze Seele! —

D. 8. April.

O! der seligste Tag meines ganzen Lebens! — So glücklich bin ich in ihrem Anschaun noch nie gewesen, alles alles verging um mich her, nur sie füllte meine ganze Seele! — Es war der schönste Frühlingstag: ich gieng zu ihr und fand ihren Blick heute himlischer als jemahls. Mein Arm hatte an dem ihrigen gebebt, meine Hand in der ihrigen gezittert, mein Auge Wonne des Himmels aus den ihrigen getrunken. —

Liebe! Liebe welche Freuden
Giebst du mit der Holden mir
Engel müssen mich beneiden
Geh ich an den Armen ihr![1])

All mein Wesen hat sich umgewandelt, die ganze Natur lächelt mir fröhlicher; denn sie ist mein die Auserwählte! — Muss mein sein! Es ewig sein! — Denk ich aber der Scheidestunde -- o! dann nezt der Wehmuth Zähre mir die Wange!

[142b] D. 9. April.

So leb denn wohl du Theure, die ich wie mein eigenes Leben liebe — doch nicht auf ewig. — Bald sehen wir uns wieder und vielleicht

1) Wahrscheinlich von Matthisson selbst.

freudiger! — Vereinigt uns Gott nicht hier im Leben wird er es thun im Tode! — Die Abschiedsthräne ist geweint; ich habe sie verlassen, die Auserwählte, den Engel Gottes, der mich zur Tugend leitet! — Gottes Segen umschwebe dich wo du auch wandelst! — Denk' dass oft meine Seele im Hauch des Abends zu dir hin wandelt; wenn du den Mond anblikst, so denk dass mein Auge auch an ihm verweilt und ich an die seligen Stunden denke und weine! — Leb wohl! — Leb wohl du Engel Gottes, Ich umarme dich mit meiner Seele! —

D. 10. April.

Der Tag des Scheidens ist da! ich verlasse sie die Gefilde des Friedens und der stillen Ruhe, wo ich wie Gessners Schäffer meine Tage der Unschuld heiligte, wo ich glüklich war wie Gessners Schäffer! Denn stark und feurig hat mein Herz geliebt. — Gott! Gott! lass es dem Engel wohl gehn! Allen Segen des Himmels über die Auserwählte! Gottes Segen geleite mich!

D. F. A. B.[1]).

1) Diese vier Buchstaben finden sich auch am Rande neben dem Datum des 9. Aprils. Ihr Sinn ist dunkel, es ist nur zu vermuten, dass sie irgend eine Schlussformel enthalten.

Joseph von Görres' Briefe an Achim von Arnim.

Erste Hälfte: Bis zu den Freiheitskriegen.

Von

Reinhold Steig.

In der Bearbeitung der zwischen Achim von Arnim und den Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm gepflogenen Korrespondenz begriffen, empfand ich es als einen Mangel der mich hemmte, dass in der wichtigen Sammlung Briefe, die von Franz Binder den Gesammelten Schriften Görres' angehängt worden sind, Görres' Briefe an Arnim sämtlich fehlen. Denn in Arnim's und Görres' Freundschaft und Ideengemeinschaft wuchsen auch die Brüder Grimm hinein, erst als junge Gelehrte freundlich gefördert von ihnen, dann ebenbürtig an ihre Seite tretend, und zuletzt Erwartungen erregend, die Alles, was sie selber leisten könnten, überflügeln würden. Der Gedankenaustausch dieser vier in freundschaftlichem Vertrauen sich erschliessenden Männer ist dicht verflochten in einander, so dass, wenn uns ein ganzer Teil ihrer Briefe und Gedanken fehlt, wir in der historischen Gesamtauffassung ihres geistigen Emporstrebens gehindert werden.

Es müssen, als Marie Görres und Franz Binder an die Sammlung gingen, die Briefe Görres' im Nachlass Arnim's nicht auffindbar gewesen sein. Ich hatte mich auch für meine Arbeiten vergeblich in Wiepersdorf nach ihnen umgesehen. Nur zwei Briefe, unter fremde Blätter geraten, fand ich dort; ein paar andere, die einst an Varnhagen's Fingern hängen blieben, sind auf die Königliche Bibliothek zu Berlin gekommen. All das Bruchstücke nur, aus denen sich nichts Ganzes machen liess. Da kam jetzt plötzlich die Hauptmasse an unvermuteter Stelle hervor: die verehrungswürdige Hand, die sie reichte, nehme die nachfolgende Arbeit gütig als Dank dafür entgegen.

Der Rhein ist die goldene Ader, die durch Arnim's Dichtung zieht. Arnim war ein Märker von Geburt und hing mit seinem ganzen Dasein an der märkischen Scholle Landes fest, die er sein eigen nennen durfte. Keine Macht der Welt hätte ihn bestimmen können, sein Glück wo anders in der Fremde anzubauen. Seine Gedanken aber, die dichterischen, zogen in die weite Welt hinaus und nirgends mochten sie lieber weilen, als am Rhein, am Main und Neckar, wo er Diejenigen fand, die ihm im Leben die nächsten wurden, und wo sich seine Dichtung für immer heimisch machte. Wenn Arnim die Mark verliess: seine Reisen strebten am liebsten dem Rheine zu.

Durch Clemens Brentano war der Rhein sein eigen geworden, seit beide Freunde in schwärmenden Jugendjahren sich gefunden hatten. An Clemens' Seite fuhr Arnim zuerst den Rhein hinab. Um Clemens' Willen kehrte er zum Rhein zurück. Durch Clemens gewann er Freunde dort am Rhein: als einen der liebsten unter ihnen Joseph Görres.

Görres trat Arnim zuerst persönlich nahe, als dieser, im Januar 1808, zur Fortsetzung des Wunderhorns in Heidelberg erschien. Arnim wusste von ihm durch Clemens und hatte sein Buch, die teutschen Volksbücher, gelesen, worin er ein dem seinigen verwandtes Streben nicht verkennen konnte, obgleich er mit dem Buche unzufrieden war. Eine Würdigung der Volksbücher schien ihm unnütz, solange nicht die Volksbücher selbst durch neuen Druck wieder zugänglich wären. Aber im persönlichen Verkehre verstanden sich die beiden Männer bald. Arnim hegte die grösste Achtung für Görres' Studien und Person. Er betrachtete es wie ein Wunderwerk, dass sich Görres durch das Revolutionswesen, dem er in jungen Jahren zugethan gewesen war, durchgearbeitet hatte zu nationaler Erfassung des deutschen Lebens in Wissenschaft und Kunst. Er erkannte rasch, dass die Freundschaft mit Görres seinem zweiten Aufenthalte in Heidelberg einen eignen Wert verleihen werde.

Görres betrieb litterarisch-historische und naturwissenschaftliche Studien neben und durcheinander, und begegnete sich auf beiden Gebieten mit Arnim gleichen Weges. Görres hielt in Heidelberg, wohin er 1806 von Koblenz gekommen war, Vorlesungen an der Universität und schloss sich der Gruppe Derer an, die der Vossischen Partei als antiklassische Romantiker gegenübertraten. Voss mit seinem Anhang gebot über das Morgenblatt. Die Gegenpartei, voran Creuzer, begründete 1808 wissenschaftlich die Heidelberger Jahrbücher, Achim von Arnim im selben Jahre litterarisch die Zeitung für Einsiedler, in der das Morgenblatt bekämpft werden sollte, wozu (wie Creuzer meinte) jeder Ehrenmann

seinen Beifall geben müsste. Creuzer, Görres, Arnim, neben ihnen noch Böckh, Marheineke u. A., hielten fest zusammen. Clemens Brentano kam von Kassel herüber, und Ludwig Grimm, Jacob und Wilhelm's jüngerer Bruder, begann für Wunderhorn und Einsiedlerzeitung zu radieren. Auf ihren Verleger Zimmer konnten sich die Freunde verlassen. Und so ging es lustig auf die „Vösse" los.

Das Spiel dauerte nur das Jahr 1808 hindurch. Das Wunderhorn wurde fertig, die Einsiedlerzeitung hörte zu Michaelis auf, und die Jahrbücher begannen, unter dem Einflusse der „unparteiischen" Redaktionsmitglieder, sich von der Alleinherrschaft der Romantiker frei zu machen und sich der Gegenseite zuzuneigen. Entscheidend für diese Umbildung war, dass Graf Benzel-Sternau, der damalige badische (in heutiger Art zu sprechen:) Kultusminister, als eingefleischter Humanitäts- und Franzosenfreund, die national gesinnten Romantiker amtlich in Heidelberg nicht aufkommen lassen wollte und die Vossische Partei begünstigte. Darin lag es, dass für Görres alle Aussicht schwand, in ein festes Verhältnis zur Universität eingesetzt zu werden. Er konnte nicht aufs Ungewisse in Heidelberg dozieren. Er war verheiratet und Vater dreier Kinder, für die er sorgen musste: das jüngste war erst kürzlich hinzugekommen, und Arnim und Creuzer hatten bei der Taufe, 3. Juli 1808, Gevatter gestanden. Zum Wintersemester 1808 kehrte Görres also in sein früheres Schulamt nach Koblenz zurück. Einer nach dem Andern verliess Heidelberg, und der Freundeskreis löste sich auf.

Zum Abschied schrieb Görres sich mit Frau und Kindern in Arnim's Stammbuch ein, lauter Scherze, die das lustige Leben in Heidelberg betrafen, in ungeniertestem Schelmufsky-Tone, und schloss:

Lieber Einsiedler, lass Dir die Flügel an Kopf und Füssen nicht stutzen, werde kein Herrnhuther und behalte mich lieb.

Gevatter Görres.

Heidelberg am 3. October 1808.

Er nahm bei seiner Abreise die Hoffnung mit, dass Arnim ihn in Koblenz noch besuchen werde. Aus Koblenz kam dann, den gleichen Ton noch festhaltend, der erste Brief von Görres an Arnim nach Heidelberg:

Koblenz am 14ten Oktober 1808.

Ich hatte gefürchtet, mein Brief mögte nass werden unter Wegs bey dem gar zu schlechten Wetter, darum habe ich mich gescheut bis her zu schreiben, jetzt wo's etwas säuberlicher geworden ist, setze ich mich

hin und schicke Boten zur Einsiedeley zuerst mit der Gratulation zum zweyten Fieber, das nicht ausgeblieben seyn wird, wenn noch fernerhin in dem niedlichsten aller Siechhäuser gewohnt worden ist. Die Haare jedoch müssen sehr schön kraus werden der hygrometischen Eigenschaft der Luft wegen, und die darinn gebohrnen Mädchen sehr weiss, weil sie es an Flüssen schon bekanntlich sind der Nebel wegen.

Ihr werdet schon selbst oben euere Bemerkungen darüber gemacht haben, wie uns der Himmel angelacht hat auf der ganzen Reisse, das Rheingau hatte recht sein hochzeitlich Kleid an, jetzt aber hat's wie ich hier sehe, sich schon kommod gemacht und die Pracht abgelegt und verschlossen bis zum nächsten Jahre. Wir haben ihr zu Ehre auch recht geschwitzt auf dem Verdecke. Darauf sind wir hier angekommen, am Ufer warteten die Douaniers und wollten den 7ten Theil von Allem haben, von Manchem den vierten, ich habe ihn aber von nichts gegeben, als von meiner Ersparniss und dazu haben sie sehr saure Gesichter gemacht. Zwölf Freyexemplare von den Schriftproben, und Eines vom Einsiedler habe ich ihnen auch angeboten, sie haben aber das present nicht einen Pfifferling geachtet. Schmuggelnd bin ich darauf eingezogen bis in den Kern meiner guten Stadt, und habe all den alten Dreck, den ich von früherem Frassè von mir gegeben, wieder gefunden wohl konservirt und angenehm riechend. Es ist mir merkwürdig, wie eine Stadt so lange unverändert gleichen Charakter behalten kann, ich finde beynahe noch für jede Kerbe den einpassenden Stutz. Alles gut und schön, ich habe sie gebeten zum Mahlen zu sitzen der künftigen Vergleichung wegen. In der hiessigen Loge habe ich auch Brüder und Freunde gefunden, und wir mauern fort, wo oben nachgelassen, wir sind beym grossen Orient, und haben den grösten Einfluss in die spanischen Angelegenheiten. Einige Kinder sind unterdessen gross geworden, einige Grosse Kinder, ich habe nichts dagegen eingewendet, weil das so Brauch zu seyn pflegt. Wir selbst sind Alle wohlbehalten, nur dass mein Kleines seit einigen Tagen die Gewohnheit angenommen hat und es alsdann gewechselt in vielen kleinen Summen hinten wieder von sich zu geben, ein lästiges Gewerbe das aber seit einiger Zeit als Influenza hier herrscht. Das macht uns denn viele Arbeit mitten in den Ferien.

Ich wäre glückselig, wenn nun noch ein Gruss bestellt würde an Zimmer, an Grimm und die Leute in Landshut und was sonst grüssbar ist, dann wenn die laufenden Neuigkeiten mir gefälligst kommunizirt würden. Zum Durchsaufen wird wohl bald Anstalt getroffen werden müssen, weil das Getränke sonst mit soviel Wasser temperirt wird, dass

alles Feuer darinn ausgeht, und nicht mehr angeblassen werden kann durch den Posaunenengel. Wünsche wohl zu leben.

Görres.[1]

Arnim antwortete aus Heidelberg am 22. Oktober 1808; der Brief ist in Görres' Schriften (8, 34) gedruckt. Arnim dankte für die Teilnahme an seiner Gesundheit, die seit seiner schweren Erkrankung in England immer noch nicht sicher war. Er habe von Jung Stilling's Geisterkunde eine Recension für die Heidelberger Jahrbücher (die aber erst 1817 in Gubitz' Berliner Gesellschafter erschien) zu schreiben begonnen. Ludwig Grimm komme zum Maler und Kupferstecher Hess nach München in die Lehre. Görres erwiderte:

Koblenz am 10ten November 1808.

Wir haben gestern St. Martinsabend auf dem Berge meines Schwiegervaters gefeyert. Seit vielen Tagen war Feuerfutter zusammengeschleppt und gefahren worden, und wir hatten eine respektable Haushohe Flamme dem Heiligen zum Besten gegeben. Es war wirklich bey dem vielen Feuer ein Schimmer guter Zeit, die schöne grosse, krausse Funken werfende Flamme, die nächste Beleuchtung unter den Hügeln in der Tiefe auf allerley umgehende Figuren, rund um auf allen Bergen gleiche Feuer, das Geschrey der Buben in der Ebene, das schöne Wetter und die Sterne am Himmel, die man immer mit den ausfahrenden Funken verwechselte, alles sang und jauchzte recht gut zusammen, die Sterne hinunter, die Feuer und die Buben hinauf. Ich hätte die ganze Pfaffenstrasse so hinunter[2]) durch den Fackelzug fahren mögen. Wären Sie gekommen, da Sie die Weinflammen versäumt, an diesen hätten Sie wenigstens noch sich wärmen können. Ich war sehr andächtig vor der grosen Flamme und ihrem Ungestümm, und dem Leben und dem Zorne, und dasmal in Zoroasters Kirche, und obgleich im Wasser getauft, hätte ich mich im Feuer wiedertaufen lassen. Könnte das Fleisch eine solche Gluth fassen, Gott sey uns gnädig, wenn die Creatur ungehalten auf uns arme Kühlgefässe würde. Aber auch zum vierten Elemente hätten Sie zurecht kommen können, da Sie nämlich so gern in der Erde arbeiten, so hätten wir Ihnen auch damit ein Fest bereiten können, weil ich meinen Garten so verwildert angetroffen habe, dass es einige Tage Zeit erfoderte, ehe ich meinen wenigen Tulpen ihr Unterkommen verschaffen konnte. In-

1) Ich merke an, dass ich das Mundartliche, die Orthographie und die Interpunktion der Urschriften nach der Möglichkeit wahre, auch Sätze, die einmal formell nicht geraten sind, unberührt stehen lasse; nur die Schreibung der Anrede habe ich normiert.

2) d. h. den ganzen Rhein so hinunter.

dessen spreche ich noch immer im Optativus, und denke wohl noch Sie Schlittschuhe den Rhein hinunter zu uns laufen zu sehen.

Die Rezension des Wunderhorns hab ich vollendet, und damit wieder einen kleinen Denkstein unserem Zusammenseyn gesetzt, da wir keine Münzen darauf schlagen lassen können. Es hat mich Mühe genug gekostet den Ameisenhaufen in Reih und Glied zu ordnen, und über der Arbeit ist manchmal mit der Geduld der Geist von hinnen gegangen. Indessen bin ich zuletzt doch über das Gewimmel Herr geworden, und Sie werden im Ganzen wohl damit zufrieden seyn. Abei die Revision, wenn Sie noch oben sind, würden Sie sich entschliessen müssen, darüber zu machen, und darum wünschte ich dass es vor ihrer Abreisse wo möglich noch abgedruckt würde.

Ich war eben an Jungs Geistertheorie als ich ihren Brief ⟨empfing⟩, und habe nicht gern meine Arbeit aufgegeben, und auch wieder gern, weil ich mich darauf freue die Ihrige zu sehen. Ich finde das Buch bis auf Kleinigkeiten, die aber für sein eigentliches Publikum gehören, sehr gescheidt, verständig, scharfsinnig, ja stellenweisse sogar genial. Es ist mir merkwürdig wegen der Erfahrungen die er aus seinem Umgange mit Menschen anführt, die allein noch dergleichen machen können, die aber darüber keinem Andern als eben ihm Rede stehen. Ich gebe auf die Ehrlichkeit die zwischen ihm und seinen Anhängern besteht, und auf den Glauben in dem Einer für den Andern sich verbürgen kann, unendlich mehr als auf die Wahrhaftigkeit unserer experimentirenden Physiker, die Unmöglichkeit der Correktion durch Nachexperimentiren hat der Gegenstand schon mit der Medizin gemein. Ich habe hier schon viel Streit und Zank über das Buch gehabt.

Dass Grimm nach München kömmt freut mich für ihn, er ist dort recht gut aufgehoben, und wird gerade die nöthige Wärme finden, um vollends ausgebrütet zu werden. Schreiben Sie mir doch ob er noch bey Ihnen ist, ich mögte ihm gern einen Brief von einem der Freunde von Hess mit einigen Zusätzen von mir selbst mitgeben. Schreiben Sie mir weiter, was Brentano seither geschrieben hat von dem bayerischen Wesen. Ich überzeuge mich mit jedem Tage mehr, dass meines Bleibens in diesem Lande nicht ist, das Wesen wird mir immer klarer und immer unverständlicher. Aber während ich so überlege, rückt Teutschland auch so in seinem kleinen Trappe immer weiter vorwärts in derselben Gesinnung. Das ist die Verdammniss dieser Generation, dass sie nicht auf einem Strome sondern auf stürmischen Wellen getragen, nicht weis wo

sie ihr Haupt hinlegen soll, weil alles noch schneller wechselt als das Fleisch, und jeder Gedanken jeden Augenblick einen neuen Herren bekömmt.

Das ist Alles was ich für den Augenblick weiss, wenn ich Ihnen nun noch erzähle, wie einige Spasvögel neulich Lärm gemacht, es brenne in einem H—haus, wie alle Leute hingelaufen, und nachdem sie mit Gewalt die Thüren erbrochen und das Haus voll Wasser gegossen, eine Menge geistlicher Herren aus der Ueberschwemmung sich geflüchtet haben zum grossen Ergötzen aller Zuschauer, dann sind Sie vollkommen au fait der hiessigen Begebenheiten.

Die Parabel mit dem Bienenvater in meiner Rezension habe ich gestern auch schon in ihrer Nachrede gefunden, wie das uns schon mehrmal begegnet ist. Wenn Sie wirklich die Revision machen, dann dürfen Sie nur hinzusetzen „wie auch der Nachredner bemerkt". Wir sind fortdauernd Alle wohl, ihr Pathchen wird mit jedem Tage lieber und freundlicher.

Leben Sie wohl und behalten Sie uns lieb.

Görres.

Um die nämliche Zeit aber, wo Görres den Freund in Koblenz noch erwartete, rüstete sich dieser auf die Nachrichten, die er von Hause erhielt, zur raschen Heimkehr in die Mark. In sein Stammbuch haben sich zum Abschied die Heidelberger Freunde eingezeichnet. Creuzer schrieb:

Res severa verum gaudium

Seneca.

Hac philosophi sententia sui memoriam commendare voluit

Fridericus Creuzer.

Heidelbergae
d. XIV Novembr.
MDCCCVIII

während, aus seinen Pindar-Studien heraus, Böckh sich mit den Worten

Ἄεναου πυρος· είδεί δ'ἀνα σκαπτῷ Διος αἰετος
ὠκειάν πτερυγ' ἀμφοτέρωθέν χαλαξαις

Pind. Pyth. I, str. 7 zu Ende.

Denken Sie so lang an mich, als verhältnissmässig dieser Vers ist

Heidelberg d. 11 November 1808

Aug. Böckh.

von Arnim verabschiedete. Aus Pindar nahm auch Wilken seine Inschrift, damals Mitredakteur der Jahrbücher und bestrebt, parteilos zwischen den gegnerischen Parteien seine Stellung zu behaupten; er schrieb:

Σοφος ὁ πολλα εἰδως φυᾳ
Pindar.

Erinnern Sie sich hiebey zuweilen der angenehmen Abende
Heidelberg, den 15. November 1808
Fr. Wilken.

und seine Frau, eine geborene Tischbein, die ein Portrait Arnim's aus der Heidelberger Zeit gemalt hat (das noch vorhanden ist, heute aber von Wenigen gekannt wird), zeichnete ihm einen wunderschönen Frauenkopf in Kreide ein „Zum Andenken an Caroline Wilken".

Am gleichen Tage, so dass die Briefe sich kreuzten, wandte sich Arnim auch an Görres (8, 38). In ein paar Tagen reise er über Kassel, zu Grimm's und Reichardt's, von Heidelberg ab. Clemens mache Görres für Landshut und München schlechte Aussichten. Er, Arnim, hoffe noch etwas von Johannes von Müller, damals in Kassel, und von Goethe, den er zu besuchen Willens war: „Es wäre doch schändlich, wenn Sie lange Zeit bei Ihren Schulbuben verschwenden müssten". Man könne künftig an Berlin, gegenwärtig wenigstens an Göttingen denken. In Baden herrschten heillose Zustände. An Görres' neuem Buche, der „Mythengeschichte der asiatischen Welt", drucke Zimmer; so und so viel Bogen seien fertig.

Arnim ging über Frankfurt nach Kassel, wo ihn eine Beinverletzung, die er sich unterwegs durch einen Unfall zugezogen hatte, zu längerem Verbleiben nötigte. Er war täglich mit Jacob und Wilhelm Grimm zusammen. Im Einvernehmen mit ihnen erliess er von dort an Voss ein Schreiben auf dessen Angriffe auf das Wunderhorn in dem Morgenblatt. Eine Kopie von der Hand Wilhelm Grimm's sandte Arnim mit seiner eigenen Unterschrift und der Datierung „Cassel, 8. Dezember 1808" an Görres ab (8, 40). Dies Schreiben und die Entgegnung von Voss erschien in den Intelligenz-Blättern der Jenaischen Litteratur-Zeitung und noch an andren Stellen. Görres hatte auch von Creuzer (8, 46) einige Aufschlüsse erhalten. Er schrieb an Arnim nach Berlin:

Koblenz am 1ten Februar 1809.

Dann habe ich Ihnen die traurige Nachricht mitzutheilen, dass unser Arnim neulich im Zweykampfe mit Voss geblieben ist, todtgeschlagen und im Morgenblatte begraben: Have Anima pia. Wirklich niedergefallen ohne ein Zeichen von sich zu geben. Da Sie der nächste

Angehörige des Verblichenen sind, so will ich die Korrespondenz mit Ihnen fortsetzen, als ob nichts vorgefallen wäre. Das Inventarium des Tisches auf dem ich gegenwärtiges niederschreibe ist ein Kapuziner auf einem Esel meinem Buben angehörig, den ich so eben mit Siegellak reparirt. Eine Lichtputze, die das Maul schandlich weit aufsperrt, wenn man sie nur berührt, wenigstens so weit wie der Knabe der alle Tage das Brod brachte, ein Wassergefäss mit einem schwimmenden Gänsefuss oder dergleichen, etwas Reisbley zum Tiegel, und ein Leuchter von Heidenköpfen. Nun mögte ich gern einen Roman anspinnen zwischen den Allotrien, aber es ist keine Eintracht und Herzlichkeit in ihnen, und kein Liebeshandel einzufädeln, weil die einzige Dame darunter nur Schnuppenfresserin ist, und der stattliche Kavalier leider den Cölibat halten muss. Vor dem Fenster indessen hält schon seit mehreren Tagen eine Maske, und giebt sich für den Frühling aus, hat auch alle faux airs davon, Gang und Schritt und den leisen Tritt, und das freundliche Gesicht, die dummen Bäume glaubens auch, und legen sich weit heraus, hat er sie, klaps wird ers Netz zuziehen. Das stelle ich ihnen beweglich genug für, und wie ich noch Schnee haben müsse zu meinen Experimenten, hilft alles nichts, die unbesonnene Jugend lässt sich nicht zurückhalten. Einstweilen habe ich Rittersporen gesäet, wenn zufällig an die Sporen auch Ritter anwachsen, dann will ich sie den Spaniern zu Hilfe schicken.

Gross Wasser haben wir gesehen, der Rhein hat allen Schnee getrunken, und berauscht davon ist er über seine Ufer hinübergetaumelt, da und dort hat er viel zertreten und sonst Schaden angerichtet. Alles Wasser liegt schon im Meer und wird dort eingepökelt für die kleine häusliche Oekonomie der Natur. Darauf ist ein Sturm über uns gegangen, hätten die Häusser Segel zum Aufspannen, die Stadt hätte in der Nacht ein gut Stück Weg zurücklegen können, und hätte sie sich nun mit ihrem Weichbild auf irgend eine fremde Mark aufgesetzt, nach dem römischen Rechte wäre ihr nichts an ihrem Besitze verkümmert worden, und der Unterliegende hätte auch vor Gerichte untergelegen. Sie sehen, dass ich unterdessen schöne juristische Kenntnisse eingesammelt habe. Ich lese Naturrecht an der hiessigen hohen aber weder weiten noch tiefen Schule. Sonst bin ich gegenwärtig meines eigentlichen Handwerks ein Cyklope, ein halb Fuder Kohlen habe ich schon verbrannt, mein Tint verdirbt sich ganz jämmerlich, die Metalle, zwey ausgenommen, sind mir dienstbar, ich suche den Karfunkel. Nun habe ich auch seine Mutter und die Sippschaft, Hangendes und Liegendes gefunden,

ich warte nur auf eine recht dunkle Nacht und ein Gewitter darin, um die Königsschlange mit den Jungen in dem Neste zu überraschen. Meiner Mythologie gehts jämmerlich, Zimmer hat von Natur ein zu eng gebautes Becken, die gesammte Hausgenossenschaft zieht und reisst mit Zangen und Brecheisen, und Alles will nicht gedeihen. Ich habe hundertmal gewünscht, dass die Druckerpressen Keltern wären, die Schriftsteller schütteten ihr Gewächs dahin auf, und das Publikum käme und füllte sich die Krüge mit dem Safte und nicht die Papiertütten. Oder noch lieber wie bey der Transfusion des Blutes, eine Röhre aus einer Ader in die Andre, etwas warm gehalten, dann ist alles gethan. Jetzt gehts jämmerlich besonders in Streitsachen, erst der Blitz, nach einem halben Jahre der Donner, in andern sechs Monathen die Kugel.

Das sehe ich jetzt recht im Vossischen Streite. Ihre Mitraille hätte ich noch nicht aufschlagen hören, wenn mir Kreuzer nicht Extrabericht darüber abgelegt hätte. Das Geschütz war gut bedient. So geht eine Zeit vorüber, zwey Zeiten und eine halbe Zeit, endlich wird zu Gericht gegangen mit denen, die dem Thiere und der Hure dienen. Lächerlich war mir, dass sie den Verdruss gegen den Einsiedler sogar in den Kartenallmanach [1]) hineingeschleppt haben, er hat ein Bild und eine Erklärung dazu, wo auch wieder der Hund sammt Zubehör paradiert, was wir doch alles zuerst in Besitz genommen haben. Der lächerliche Graf, der immerfort die Schrauben ohne Ende wie Jason dreht, hat wie Sie gesehen haben werden, sich auch hineingelegt, natürlich wo der Dreck am dicksten war. Ein Narr in subjektiver und objektiver Hinsicht, aber ein Fabriknarr, kein gebohrner, vor denen ich Respekt habe. Wenn Sie haben wollen, dass ich mehr weiss von den Begebenheiten, dann müssen Sie mirs selbst schreiben. Zugbrücken sind vor und hinter mir aufgezogen, und ich stehe auf dem Söller und blicke ins Land hinaus. Da ich überhaupt meinen Stuhl dahin zu stellen pflege, wo andre Leute nicht viel hinkommen, so lebe ich als eine Art von Robinson prinzlich und mir ists wenn ich ehrlich seyn will, so wohl als mirs nur bereitet werden kann. Wie im Mährchen ist mir der Mantel mit dem der Staat mich bekleiden könnte immer entweder zu lang oder zu kurz, niemal passend. Ihr guter Wille für mich in Ihrem letzten Briefe hat mich indessen gefreut, Sie sind aber doch auch selber in der nämlichen Schule krank. Ich muss lachen, wie Sie mit dem Philosophen im Kasten um-

1) Der Karten-Almanach erschien bei Cotta in Tübingen. Es ist mir, trotz vieler Bemühung, nicht gelungen, des Jahrganges für 1809 habhaft zu werden. Görres' Angabe wird das Thatsächliche über den Almanach und die Einsiedlerzeitung enthalten.
Nachträglich: man vergleiche jedoch die Ausführungen unten S. 172.

zogen, den in der Welt niemand brauchen kann, so ein altes astronomisches Instrument, dessen Nutzen niemand absehen, dessen Reparatur kein Uhrmacher übernehmen mag.

Meine Kinder gedeihen fröhlich, Ihr Pathchen muss sich Ihre Erzählung von zehnstündigen Spaziergängen in Schlangenbad gemerkt haben, es marschirt im rechten Trott und macht alle Pas des Kosakkentanzes dabey. Nachts aber führt sichs keineswegs exemplarisch auf. Meine Frau ist deswegen nicht allzuwohl.

Von Brentano habe ich die längste Zeit nichts gehört. Er schrieb mir einen salbungsvollen Brief über seine Bücher, um mir das Gewissen in Aufruhr zu bringen. Sie wissen selbst wie ganz zufällig ich sie mitgenommen habe. Ich habe sie eiligst zusammengepackt und abgeschickt. Seither habe ich nicht ein Wort von ihm vernommen. Man schreibt mir Sie seyen lange in Weimar gewesen, schreiben Sie mir etwas von Göthe. Schicken Sie mir auch ihre direkte Adresse, da ich die Mittelstationen nicht leiden mag. Da Sie doch nun wohl in Berlin sind, so sehen Sie sich doch einmal um, ob Sie mir nicht eine Spanne Silberfaden in mein Fernrohr auftreiben können. Von München hat mir Boisserée Nachrichten gebracht, die mich orientirt haben. Mir ist lieb, dass ich nicht nach Landshut gegangen. Die allerarmseligste und ungeschickteste Intrigue rumort an dieser Akademie. Jakobi ist durch seine Weiber und seine Schwäche ganz erbärmlich befangen. Mit Bettine sind sie gar übel daran, sie windet sich ihnen wie eine zahme Schlange um die Beine, sie fürchten aber die Giftzähne seyen nicht gehörig ausgebrochen und jeden Augenblick könne ein tödtlicher Biss folgen. Savigny trauen sie nicht mehr, so sehr auch seine Frau alles gleich zu streichen sucht. Clemens können sie natürlich gar nicht leiden, und haben den Schmerzensausruf bey der Gelegenheit sich entfahren lassen: der wird wohl auch noch den Arnim ins Land bringen. Leben Sie wohl und behalten Sie uns lieb. J. G.

Ein Brief Arnim's aus dieser Zeit, „seine Reisegeschichte und Unglücksfälle enthaltend", ist für uns verloren. Arnim wird dem Freunde berichtet haben, wie er bei Grimm's in Kassel war, einen Abstecher nach Göttingen machte, dann nach Weimar zu Goethe ging, und Neujahr 1809 in Berlin eintraf.

In diesem Winter vollendete Arnim seinen „Wintergarten". Eine vornehme Geselligkeit hat sich in einem Wintergarten zusammengefunden. Zur Erheiterung der langen Abende trägt man sich Gedichte und Erzählungen vor. Die Erzählungen, die Arnim für sein Buch auswählte, waren

meist aus alten Büchern gezogen, die die Einsiedler von Heidelberg der Vergessenheit zu entreissen wünschten. Daher war das Werk, als es erschien, Görres und Clemens Brentano so vertraut. Sie verstanden jede Beziehung in jedem Worte. Die „Zueignung“ galt Bettinen, die, als sie im Herbste 1808 mit Savigny's nach Landshut und München mitging, von Arnim bis Aschaffenburg begleitet worden war: wo an eines Orangengartens Pforte sie Abschied von einander nehmen. Der Gärtner pflückt die schöne Frucht in einen Helm von altem, rostigen Eisen; der Helm zerbricht, die Frucht fällt nieder:

> Da hört ich sie am Boden tönend schallen
> Und Schellen schmetterten mit leichtem Spiel;
> Ich fand das Tamburin mit Wohlgefallen,
> Das unten lag, worauf sie tönend fiel:
> Das Schöne ist auf Erden unverloren,
> Es klingt zur rechten Zeit, den rechten Ohren.

So drückte Arnim, als Dichter, seinen und seiner Heidelberger Freunde Glauben an die Unvergänglichkeit des Tüchtigen und Schönen in unserer Litteratur aus.

Während Arnim so in Gedanken an die Freunde fortarbeitete und ihnen gleichsam einen „grossen gedruckten Brief“ zuschrieb, hatte auch Görres nicht aufgehört, für die gemeinsamen Tendenzen thätig zu sein. Seine Rezension des Wunderhorns, die der Vossischen Partei das Gegengewicht halten sollte, lag fertig auf der Redaktion in Heidelberg, traf aber auf die verzögernde Meinungsverschiedenheit der Redaktoren der Jahrbücher. In der breit angelegten Einleitung setzte sich Görres als „Romantiker“ sehr lebhaft mit den „Klassikern“ auseinander, verfocht das Recht der Naturpoesie gegen das der Kunstpoesie und klopfte lustig auf den alten Voss; die eigentliche Hauptmasse der Rezension bestand aus einer gruppenweisen Vorführung und Charakterisierung der gesammelten Lieder. Creuzer, der Redakteur des historisch-litterarischen Teiles, fand die Rezension zwar sehr gelehrt, aber zu weitläuftig und der Amputation bedürftig: „Das thäten Sie nun am besten selbst, wenn Sie hier in loco wären. So aber werde ich mich daran machen müssen. Da gedenke ich denn etwas zu warmes Blut der Einleitung abzuzapfen. Böckh, der mit mir las, meinte auch, es fange etwas zu jubilirend an, welches dann der guten Sache Schaden thun möchte.“ Es ist nicht bezeugt, ob und wie Creuzer amputiert hat; immerhin erscheint jetzt noch die Einleitung warm und weitläufig genug. Auch Arnim muss noch Görres' Manuskript in Händen gehabt haben, in das er, wahrscheinlich zum Bilde

vom Bienenvater, die von Görres gewünschte Notiz, und zwar auf Creuzer's Stube, mit eigener Hand eintrug: ein Vorgang, der, an sich ganz unschuldiger Natur, die nicht eingeweihten Mitredakteure stutzig machen konnte. Ja, sogar nach Landshut war das Manuskript an Savigny und Brentano geschickt worden, und der letztere hatte ein paar Notizen, die Görres nicht gewusst, mit eigener Hand eingetragen, ein Verfahren, das Arnim selbst nicht billigte (8, 105; Zimmer 190). Arnim's Zusatz ist jedoch in den Heidelberger Jahrbüchern (1809, S. 231) nicht mit abgedruckt. „Wie Bienenväter (heisst es da) haben die Herausgeber durch Spruch und Klang und Gesang die Fliegenden um sich her gesammelt"; man bemerke Görres' geistreiches Spiel mit den fliegenden Bienen und den fliegenden Blättern. Die erste Hälfte der Rezension hat offenbar in Heidelberg viel böses Blut gemacht: es ist ein Zeichen des zunehmenden Vossischen Einflusses auf die Jahrbücher, dass, nachdem Creuzer seinen Redaktionsanteil, beim Abgang nach Leyden 1809, an Böckh abgetreten hatte, die zweite Hälfte der Rezension erst viel später, im Jahrgang 1810, erscheinen konnte.

Der erste Teil kam Arnim Ende April 1809 unter die Augen. Auch Wilhelm Grimm damals in Halle, dem Görres' Rezension so hell und anmutig gehalten schien, wie weniges sonst von ihm. Die Freude veranlasste Arnim sofort, am 28. April, an Görres zu schreiben und ihm für all die bethätigte gute Gesinnung zu danken (8, 55). Er sei, was das Historische anlange, mit Görres Einer Meinung gegen Brentano. Jetzt sende er ihm seinen Wintergarten. Auch hier habe das Ueberlieferte, in der Verwandlung zu abgesonderten Novellen, verwandelt werden müssen: so das Stück aus dem Schelmufsky und andere kuriose Geschichten. Er wohne jetzt, der Physik sehr nahe, bei seinem guten Freunde Pistor, der von Natur Geheimrat, aus Liebhaberei aber Mechaniker sei; dessen Instrumente könne er, wenn in Koblenz der Art etwas nötig sei, aufrichtig empfehlen; er sende von ihm Silberdraht mit. Dass auch Creuzer Heidelberg verlasse, um Meermann's Rufe nach Leyden zu folgen, thue ihm sehr leid. „Alle Gevattern (scherzt Arnim) reisen da fort, weil das Kind (Görres' jüngstes) nicht geblieben": ein Scherz, der natürlich die Beziehung auf die allgemeinen Verhältnisse in Heidelberg zulassen sollte. Es verstrich lange Zeit, endlich liess sich Görres hören:

Koblenz am 1ten September 1809.

Seit dem Frühjahr, lieber Arnim, habe ich die Hoffnung erhalten, die alte Reiselust würde Sie einmal wieder beschleichen, Sie durch-

führen die Diagonale von Teutschland, und wären etwa einmal mit einem tüchtigen Satze in meiner Stube, und schüttelten den Staub ab und die bösen Errinnerungen, und was sonst von Rost und Schmutze sich ansetzt in dem übeln Jahre. Sie konnten wissen, dass Hauss, Tisch und Bette so gut ichs habe Ihnen zu Gebote standen auch unangeboten. Aber der Summer der is kummen und hat den Herbst mitgebracht, aber keinen Arnim. Das kömmt wohl mit daher, weil es dem Menschen, wenn er noch lange Füsse hat, ein leichtes ist um die Welt zu spazieren, dann von Schottland nach Genua, dann von Pohlen an den Rhein, über die Berge hinüber, um die Stadtmauern durch die Stube, bis er endlich noch dreymal mit Clemens zu reden ums Hünerloch geht, und dann von einer Hand die herausfährt, eingefangen wird. Aber heutiges Tags, ehe man soweit gekommen ist, dass einem die Federn von selbst ausgefallen sind, an den Fussflügeln, wird man gerupft und gestutzt dass man herumgeht jämmerlich wie in der Mause und nicht überfliegen kann ins Nachbars Hauss, die Federn aber füllen sich Andere in die Eiderdunenbetten. Das ist übrigens ein Uebel, was noch niemal ausgegangen ist in der Welt und ich bin schon längst darüber getröstet, Sie werden sich auch damit abfinden. Werden Sie indessen wieder flügge, heute oder Morgen, oder über Winter, der alte Rhein fliesst noch hell und kühl, und die Berge kochen Feuer, und es ist doch noch ein wenig blauer Montag an ihm, weil die Natur noch geputzt ist. Der Weg zu ihm hin ist gut finden, er ist überall mit zerbrochenen Scherben bedeckt. Wenn ich vom Blatt aufsehe an den schönen Bergkranz vor meinem Fenster, dann muss mir doch anderst zu Muth seyn wie Ihnen wenn Sie zum Berliner Thor hinausgehen in das geplättete Land. Die Natur ist doch gut, und der Mensch passabel, wenn er satt ist, bey Ihnen aber sind viele Hungerige, und da lässt sich der Teufel gern häuslich nieder. Es ist ein Jammer, was drey Haupteinsiedler auf den Sand gerathen sind, der Eine sitzt auf bayerischem Sand in Wassers und Feuersnoth, der andere auf dem Brandenburger auch in schwerer Noth, der Dritte Creuzer auf Holländischem, mit stinkendem Wasser zur Salbe gemacht und aufgestrichen, er hat mir ganz klägliche Melodien schon aus dem Röhrig zugesungen, dabey ist indessen etwas viel kränkliche Weichlichkeit und Gewöhnung an die dicken Schuhe und warmen Mützen, die die Zeit doch durchaus abgeschafft haben will. Er ist übrigens den Holländern nur geliehen, so habe ichs gleich betrachtet, und sonst würde selbst ein Feldzug gegen die Engelländer bey guter warmer Witterung nicht schaden. In seinen

Finanzen hat er freylich Einiges verloren, das wird indessen die Frau schon wieder ins Gleiche bringen, ein Apparat für sein Studium und eine Armatur seiner Thätigkeit, wie er sie sonst nirgend findet, muss doch auch für etwas gerechnet werden. Brentano hat den Gebrauch der Sprache noch nicht wieder erlangt, ich weiss nichts von ihm. Ihnen aber habe ich für den grossen gedruckten Brief und einen geschriebnen obendrein zu danken.

Das Buch war mir gar angenehm und erfreulich, Ihr ganzes Wesen ruht auf den Worten, die doch alle aus der Allerweltsprache sind, wie ein angehauchter Schein, und wie eine Seele auf dem Staub und Wasser ruht, in dem sie wie zur Miethe wohnt. Ihr leichter Schlittschuhschritt, der bisweilen so tief einschneidet, dass das Grundwasser durchbricht und den Leuten in die Augen spritzt, der zierliche Wurf, das scherzhafte Tanzen, das gefällige Cantabile, das freundliche Lachen das wie Tageslicht durchs Ganze durchscheint, alles hat mich an Sie und das Heidelberger Leben errinnert. Das sind wahre Geistererscheinungen an hellem Tage, so lebendig kann mirs werden, als ob Sie vor mir stünden, nur kein Gespräch kann man auf diese Weisse, als in längeren Zwischenräumen etwa miteinander führen, es hat mich verdrossen, dass ich stumm da sitzen musste, und Ihnen nun nicht auch verständlich machen konnte, dass ich Sie sähe. Bannen kann ich, so oft ich will, diesen Geist, ob ich selbst bannbar bin, weiss ich nicht, es kann mich sehr erschrecken wenn ich in halbdunkler Mitternacht im Hemde am Fenster stehe, und etwa ein einzelner vorübergehender aufblickt, und mich für einen Geist halten mögte, das ist ein ganz entgegengesetztes Gefühl, als die gewöhnliche Geisterfurcht, man blickt aus dem Tod ins Leben, wie dort aus dem Leben in den Tod. Ich danke Ihnen für den Nachruf in der Zueignung, sind die Früchte aus dem alten Helm hinabgeronnen, dann mag das Tamburin, das sie klingend aufgenommen, leicht eine zerschlagene Trommel seyn, schwer wird sich der Helm, aber leicht kann sich die Trommel wieder zusammenfügen, jetzt sind die Töne mir lieb, sie kommen von Sirenen, die mitten im Sturme singen, und wenn das Donnern und Nothschiessen vorüber, hört man doch immer wieder gern auf das Singen. Wer so gut gemacht ist im Frieden wie dieser Gärtner, darf sich nicht entschuldigen, dass er den Krieg nicht mitgeschlagen, Nationen werden noch auf viel andere Weissen als mit Schwerdten geschlagen; jetzt vollends wo die Verwirrung so rathlos geworden ist, dass was die eine Hälfte mit Blut an Ehre mühsam gewinnt, die andere leichtsinnig und

verkehrt an Schimpf wieder zusetzt, ist mirs leid um alles gute Blut was fliesst und geflossen ist, und ich mögte kein Blutzeuge seyn im Kampfe der matten Tugend mit der kranken Sünde. Sonst habe ich mich bey der ganzen Sache überzeugt, dass der Himmel ohne Schuld ist, wie er gern Sieg gegeben hätte, wenn nur einer da gewesen wäre, der den Haushalt fortgesetzt hätte.

In Ihrer Schrift hat mir das Erste ganz unendlich wohl gefallen, wenn Sie das gemacht oder nur viel hinzugemacht haben, dann erstaune ich über ihre Kunstfertigkeit.[1]) Die Zigeunergeschichte in den Simplicissimus eingelegt hat mich auch ergötzt.[2]) In dem Fragmente von Schelmufsky habe ich durchaus nichts Störendes, aus dem Geiste des Ganzen Herausfallendes bemerkt, nur das Hundegebelle am Anfange hat etwas gewürgt, die reinen Verehrer werden nicht zu klagen haben, wenn man keine Näthe sieht, dann ists als hätte der Verfasser selbst eine zweyte vermehrte Ausgabe veranstaltet.[3]) Mehr Anstoss werden die reinen Verehrer Nelsons an der wunderlichen Weisse nehmen, wie Sie ihn in den vortrefflichen Romanzen durch die Meduse nicht aus Fleisch in Bein, sondern aus Bein in Fleisch verwandelt haben. 's ist ein unendlich spröder Gegenstand, dieser einäugigte, einarmigte, eben noch verwesende englische Seeheld, mitten in dem grossen algebraischen Formelwerk, seinem Schiffe und seiner Schlacht, und den nun in den heissen Feuerofen der Meduse hineingeworfen, wo er wie einer der Babylonischen Knaben aus den Flammen singt, die er als ein Salamander immer durch sein Element das Wasser wieder löscht. Sie haben englischen Rost beef mit einer Brühe von Pfeffer und Muskaten, und Areka und Palmwein übergossen, und es soll mich Wunder nehmen, was die Welt zu dem sonderbaren Gerichte sagen wird. In mich, bey der philosophischen Weite meines Geschmacks geht dergleichen leicht hinein, und ich habe mich gefreut an der Lust mit der Sie viele Reminiszensen aus dem Leben hineingeworfen in den feurigen Strudel, aber ich

1) Die Liebesgeschichte des Kanzler Schlick und der schönen Sienerin, nach Niclas von Wyle's Translation der lateinischen Erzählung des Aeneas Silvius.

2) betrifft den vierten Winterabend: an welchem Erzählungen aus Moscherosch' Gesichten vorgetragen werden, in die eine Zigeuner-Episode aus dem Simplicissimus eingelegt ist.

3) betrifft den siebenten Winterabend: Auszüge aus Weise's Drei Erznarren mit Teilen aus Reuter's Schelmufsky zusammengearbeitet. — Das Folgende geht auf die acht Romanzen „Nelson und die Meduse“ am fünften Winterabend, die einen unwirklich-phantatischen Liebesrausch des Seehelden Nelson zu seiner schönen Meduse besingen.

begreife auch leicht, wie viele zu eng seyn mögen ohne unmittelbare Versündigung. Das ganze Buch ist mir lieb und werth, wie's da liegt, und ich habe es unter meine andern Freunde aufgestellt.

Mit meinen eignen Arbeiten gehts nicht so rasch wie mit Ihrem Gartenbau, meine Sachen werden immer die gehörige Zeit lang im Packhofe zur Visitation zurückbehalten, ehe sie in die Welt hinunter ⟨dürf⟩en, mit meiner Mythologie sind wir glücklich am zehnten Bogen angekommen, da das Ganze nun 30 werden soll, so müssen Sie sich wohl noch vier Jahre gedulden. Meine physikalischen Untersuchungen ⟨. .⟩ Zweige schreiten auch langsam fort, weil ich eigensinnig auf mathematischer Schärfe und Ueberzeugung beharre, und da ich die mythologischen noch nicht beendigt habe, und mit der alten Liebe verfolge, so werde ich unbarmherzig zwischen den zwey Liebschaften herumgezerrt, deren keine ich lassen kann, so sehr immer die Eine die Andere kränkt. Eine dritte der Ihrigen näher liegende halte ich mit Gewalt noch von mir weg, damit die drey mich nicht vollends aus dem Hause treiben. Danken Sie Ihrem Freunde Pistor für den Silberfaden, ich habe ihn schon verwendet. Es mögte vielleicht möglich sein, dass ich für seine Arbeiten in einiger Zeit Auskunft wüsste, da es in kurzer Zeit entschieden werden soll, ob eine Akademie hierher kömmt, und diese doch einer Instrumentensammlung bedarf. — Ich bin am Rande und habe nicht viel geschrieben, und habe doch solange gezögert mit Schreiben, weil ich recht viel schreiben wollte und immer nicht recht viel Zeit für das viele Schreiben finden konnte. Drum wärs besser wenn Sie selbst kämen, und sich Alles erzählen liessen. Sie würden mich und Alle wohl treffen, ihr Pathchen gross und gesund und herumlaufend auf allen Wegen, und krazbürstig und eigensinnig und lieb, dazu mit einem zollbreiten Loch im Kopf, das es sich vor acht Tagen gefallen, und wovon es die Narbe noch nach vielen Jahren wird vorzeigen können. Meine Frau grüsst Sie herzlich, und ich schliesse den Meinigen in den ihrigen ein.

Görres.

Ueber den Wintergarten brachten die Heidelberger Jahrbücher mit geschäftiger Eile, noch 1809 (2, 164), eine anonyme Kritik, die, wie ich einer Notiz in Wilhelm Grimm's Exemplare entnehme, von dem Philosophen Joh. Jak. Wagner stammte. Dieser Wagner, bis dahin Professor in Würzburg, hatte sich nach Görres' Abgange in Heidelberg als Privatdozent niedergelassen und verstärkte, als alter Feind und Gegner der Romantiker, die Macht der Gegenpartei. Görres lag mit ihm schon

lange in Fehde. Creuzer nannte ihn einen Erzcharlatan, der allem historischen Wissen Hohn spreche. Durch und durch rheinbündisch gesinnt, erfreute sich Wagner der Protektion des Grafen Benzel, dessen Zeitschrift „Jason" ihn herausstrich und Arnim schlecht machte. In Kleist's Abendblättern haben 1810 die Berliner Freunde den Geist des Jason gebrandmarkt (was ich in meinem Buche „Heinrich von Kleist's Berliner Kämpfe" näher ausführe). Wagner machte sich jetzt, wie sein gräflicher Protektor, an Arnim heran. Dieser hatte im Wintergarten sehr scharf den märkisch-brandenburgischen Patriotismus und die Wünsche der Berliner Kriegspartei durchblicken lassen. Daher kehrt Wagner in seiner Rezension nunmehr den rheinbündischen, antipreussischen Geist heraus. In die jetzige „norddeutsche Uebellaunigkeit", die im Wintergarten herrsche, könnten sich „süddeutsche, leichtblütigere und längst versöhnte Leser" schwerlich finden; Arnim's Standpunkt sei nur „provinziell"; er, der Rezensent, „prätendire wirklich deutsch zu fühlen". Man empfindet, wie das Litterarische gänzlich schon in das Politische sich verliert. Savigny äusserte sich ärgerlich über dieses Machwerk; ebenso empfanden die übrigen Freunde. Auch in der Jenaischen Litteratur-Zeitung (Nr. 276 von Ha. Ha.), unter Goethe's Augen, entlud ein anonymer Rezensent weniger seine sachliche Meinungsverschiedenheit, als persönliche Gehässigkeit gegen Arnim. Diese und andere, besonders auch des Dänen Baggesen, Angriffe hatte Görres wohl im Sinne, als er Arnim schrieb:

Koblenz am 1ten Jänner 1810.

Glück auf mein armer Kreuzbruder, mein lieber Wintergärtner, zum neuen Jahre glück auf! Im vorigen haben sie Dich übel zugedeckt, du liebreicher Kunstgärtner, Dir die dargebotnen Sträusser zerrissen, mit Prügeln die Blüthen von den Bäumen geworfen, die Nachtigallen ausgehoben und geblendet, und die Füchse in den Garten gejagt mit den brennenden Schwänzen. Und du . . . dunkler, zerstreuter, unverständlicher . . Ariel [1]), wie gehen die Weissagungen des Propheten Jesaias c. 29 an dir in Erfüllung! „Weh, Ariel, Ariel! ihr haltet Jahrszeiten und feyert Feste (den Königseinzug), aber ich will den Ariel ängstigen, dass er traurig und jämmerig sey, und soll mir ein rechter Ariel seyn. Alsdann sollt du geniedrigt seyn und aus der Erden reden (unverständlich Zeug) und aus dem Staube mit deiner Rede murmeln (scherzhafte Gemische), dass deine Stimme sey wie

1) unter welchem Namen Arnim sich selber auch im Wintergarten einführte; die folgenden Klammerzusätze rühren von Görres selbst her.

eines Zauberers aus der Erde (wie die Leute klagen) und deine Rede aus dem Staube wispele. Und die Menge, die dich zerstreuen, werden so viel seyn als ein dünner Staub (die Leser der Classiker) und die Menge der Feinde wie eine wehende Spreu, und das soll plötzlich bald geschehen. Wie ein Nachtgesicht im Traum, so soll seyn die Menge aller Heyden, so wieder Ariel streiten, sammt allem ihrem Heer und Bollwerk, und die ihn ängstigen. Denn gleich wie einem Hungerigen träumt, dass er esse, wenn er aber aufwachet, so ist seine Seele noch leer, und wie einem Durstigen träumet, dass er trinket, wenn er aber aufwacht, so ist er matt und durstig (also die Käufer Deiner Bücher), also sollen seyn die Menge aller Heyden, die wieder dich streiten. Erstarret und werdet verstürzt, verblendet euch und werdet trunken, doch nicht vom Wein (sondern vom Brenz) taumelt, doch nicht vom starken Getränke. All deiner Propheten (Einsiedler) Gesichte werden seyn wie ein versiegeltes Buch, welches so man es gebe Einem, der lesen kann, und spräche Lieber lis das! und er spräche, Ich kann nicht, denn es ist versiegelt. Oder gleich als wenn mans gebe dem, der nicht lesen kann, und spräche Lieber lies das! und er spräche Lieber ich kann nicht lesen." Gehst du in dich erschrecklicher Sünder, vor 2550 Jahren ist das geweissagt, und im vergangenen Jahre erst wahr geworden an dir, ich hätte wahrlich nicht so viel Hundert Jahre geduldig warten können, und viel früher drein geschlagen mit allen Fäusten an des Himmels Stelle. O Fauste, Fauste, wie hat dich der dänische Quirlstock gequirt, der idyllische Rührlöffel geschwungen, der Teufelsbesen gekehrt. Warum hat der WürgEngel nur die geheime Furcht, dass man die verborgene Sau in seinem Namen auswittern und verschneiden mögte. Ich habe recht applaudirt zu allen Schlägen, die auf Dich gefallen sind mein Seelenbruder, die waren mir Alle geschenkt, die Meinen waren versüsst mit dem süssen Honig socios habere etc. und hatten daher den Geschmack von Manna und Lebkuchen, ich dachte immer an den vielen Rheinwein den wir zusammen getrunken und tröstete mich, alles Leben müsse widerlebt seyn. — Eben heults Patchen, das süsse Dornröslein jämmerlich in die Prophezeyung hinein, und ruft mit weh über den gepritschten Pathen, dessen es sich nun und nimmer in der Welt rühmen darf, denn es ist die Enkeltochter des Jesaias und soll eine Jungfrau werden, wie sie seyn soll. — Nun aber habe ich mich sattsam an obigen Schlägen erbaut, wie schon gesagt, und mögte die Ruthe küssen, die solche Dinge gethan, der vorigjährige Komet war wie GeissenKnödel zur Weynachtsbescheerung daran aufgehängt. Ar-

nica montana, liebliche Blume, mit dir will ich meine Schlafstätte bestreuen, und alle Abend mir einen Kranz davon flechten um die heissen Schläfen zu kühlen. Es ist so gar tröstlich, dass während das Schicksal mit Siebenmeilenstiefeln in der Kelter herumstampft, und Blut keltert, oben auf dem Dache die Spatzen rammeln, und die Mäusse in den Büchern, und die Motten ihm wieder im Pelze schaben. Eben kömmt mir nun auch zum Ueberflusse die Rezension des Wintergartens in der Jenaer vor Augen, Erbarmen ruf ich den Schindern zu, aber sie schächten fort mit Gesichtern wie die Juden, die den Herren kreuzigten. Das hast du gut gemacht du geschundener Ariel, dass du ihnen gesagt hast, dass aller Tadel dich verletze, wissen sie erst den wunden Fleck, dann setzt alles Geschmeiss sich hin, wie die Mücken auf die Gipsnasen, und beizen dich mürb wie einen Hasen im Essig. Wie ein Hirschkäfer gepanzert muss man seyn, und lange Scheeren am Kopfe und einigen Gestank, um ihnen in die Augen zu pissen, und die heilsame innerliche Verachtung vor allem Aasgeruch. Meine Frau hat nicht üblen Vorschlag, künftig nur Manuskripte für Freunde durch Frohreich, ein Dutzend, zwey Dutzend zu drucken, dann kann man all das Volk aussperren nach Belieben, und bitten sie sich ein Exemplar zum Rezensiren aus, dann schlägt mans ihnen rund ab. Das gute Schaf allenfalls, das in den Jahrbüchern einiges Laub im Wintergarten abgebissen und gegessen hat, und prätendirt gut deutsch zu seyn, was es auch ist, kann allenfals über die Schulter hineinsehen. Die in Heidelberg müssen nach der Abreisse das scherzhafte Gemisch auch näher besehen haben und berochen und allerley darin gefunden von Hexenkram, Nadeln, Haare, Borsten, Nägel aus den Gedärmen eines unschuldigen Kindes, und mancherley aus ihrem Lebenslaufe womit sie schlecht gemacht werden sollten vor der Welt, ohnehin hat man sie mit der famösen noch einmal in der Literaturzeitung abgedruckten gleichenlosen Erklärung hintergangen und beschlichen[1]) und ihr gutmüthiges Herz damit gegen ihren Nebenmenschen verhärtet, genug sie scheinen ganz giftig und verbreit (sic!), meine Rezension des Wunderhorns lassen sie zwischen Thür und Angel, wie einen vorgefallenen Mastdarm im Steisse stecken. Ich habe ganz feyerlich mir eine Erklärung durch Zimmer bey der Redaktion darüber ausgebeten, kann aber nicht dazu gelangen. Denn unseliger Weisse ist mein mythologisches Werk nach und nach durch den Segen Gottes

1) ich weiss nicht, welche Erklärung Görres meint; von den die Fehde betreffenden Erklärungen der Jenaischen Litteratur-Zeitung des Jahres 1809 scheint mir keine recht zu passen.

um des frommen Bestrebens wegen bis zu etwa 40 Bogen angewachsen, und das Ende ist noch nicht sichtbar, das hat dem Verleger, der es seit kurzem erst entdeckt, den Athem versetzt, und der gutmüthige Man weis vor Schrecken keine Worte zu finden wie es scheint, um mir seinen Schrecken auszudrücken über die ewig lange Perspektive vom 22ten Bogen bis zum 40ten, und schweigt nun ganz stille, und giebt nicht an Tag was die Redakzion ihm aufgetragen. Creuzer aber ist eine Schlafmüze, und sitzt wie ich mir vorstelle, wieder voller Verdruss oben, und nakelicher Unruhe und Unzufriedenheit, und wagt nicht mir sie zu klagen, weil ich ihn über seine Holländische Geschichte einen Kindskopf gescholten habe. So stehen die Freunde alle mit langen Gesichtern im Kreise und nehmen Prisen, die verbitterten Feinde aber sind guter Dinge und quäken. Ihre Sünden stinken zum Himmel, es ist Zeit dass die Peitsche wieder knalle, nicht um das Ebenbild Gottes zu schimpfiren, sondern nur damit die Lust nicht ausgehe. Es gewährt mir unverwundbaren ein reines menschenfreundliches Vergnügen diesem Lumpenkram zuzusehen, der durch die inwohnenden Lause lebendig wird, die grosse Made die sezirt wieder kleine Maden und die wieder Mädchen geben, wie alles tanzt nach einer schlechten Fidel und dabey in guten Büchern liesst und in ausgeworfenem Speichel sich besäuft, und „Freude schöner Götterfunken“ dazu singt, dass einem die Haare zu Berge stehen, wenn man hört, auch die Todten sollen leben, und man alle Augenblicke meint, die kämen nun auch dazu und machten Gemeinschaft mit der Bettlerhochzeit ohne Braut. Mich verlangt sehr, ihnen wieder einen Verdruss anzuthun, ein Skrupel ist dabey wegen des Zeitverderbs, den ich gern durch einige Ueberredung weggeschafft hätte, man wird nach und nach so ernsthaft, dass man die Lust gar nicht mehr für ein Geschäfft hält und das Lachen für faullenzen. Es ist eine gar zu schöne Bosheit den Leuten inwendig ein klein Mäusslein zu zerquetschen und sie nun entspringen zu lassen mit dem Leibschaden, dass sie hingehen und emsig an ihrer Geschichte fortbauen aber alles nun etwas schief überhängt und grimassirt, und die Geschnittenen laufen und weissagen närrisch Zeug all ihr Leben lang ohne weiter unser Zuthun. Es ist freylich eine Art Todschlag, indessen habe ich auch die ersten Kuhpocken hier ins Land hineingebracht, und mit den geretteten Seelen will ich mich abkaufen. Der Plätscherkreis wird immer grösser, ich mogte auch die hineinziehen, die bisher klüglich still geschwiegen haben. Böttiger ist unter andern ein solcher Kandidat, wegen seiner politischen Niederträchtigkeit habe ich grosse Bosheit auf ihn während

dem Kriege eingefressen, Adam Müller muss gut von ihm zu sprechen wissen. Aber mein Gott, lieber Ariel, was haben wir nicht eine Menge unschuldiger Leute ins Verderben hineingerissen, es ist ein Zug zusammengeknebelter wie ehmals jener der Klubisten, als sie hier auf die Festung geführt wurden. Meinem Schwager, der immer mit gestäupt wird, habe ich schon einen grünen seidnen Beutel zur Satisfakzion stricken lassen, ich mögte den Andern Allen etwas Gutes und Liebes erzeigen, wenn ich nur an sie kommen könnte. Hier bey meinen etwas unkundigen Landsleuten muss ich dagegen wieder Alles verantworten, was die Romantik nur hervorgebracht, die Niobe, dass sie immer Gä statt Erde sagen,[1]) die Sprache erschweren, sich nicht an der Mythologie des Ovid genau halten u. s. w., was mir denn sehr empfindlich fällt. Ich habe gut sagen, ich hätte nicht dabey gesessen, und nichts gemacht, man behält mich als Geisel für Alle und lässt mich nicht aus der Haft entspringen, und ich muss geduldig harren, wenn der Witz überall von mir herabträufelt, den sie auf die neue Schule giessen. Das sind Sachen, die mir das Herz abfressen. Sonst glaube ich dass Wilken auf bestem Wege ist ein Klassiker zu werden, er hat wie mir Creuzer schreibt, in der Rezension des Wunderhorns eine Landesverderbliche Conspiration zwischen Verfasser, Verleger und Rezensent entdeckt, und darauf hat ihn als erste Spur eine eigenhändige Note des Autors unter das Konzept gebracht. So weiss ich doch nun, dass er die spitze Nase nicht umsonst hat, Böckh aber hat das entsetzlichste Hauskreutz, da eine neugenommene Frau nicht zu ihm ins Bett will, ich weiss nicht ob wegen allzugrossem Platonism oder allzugeringem Realism (vgl. 8, 76). So ist der gute Mann mitten im Drucke der neuen Ausgabe von sich selbst, die füglich noch zur Messe hätte kommen können, aufgehalten, und es ist zu befahren dass ihm noch andere vorspringen, und manke fehlerhafte Sachen geben, die ihm Papa rufen. Ich habe Maschinen in meinem Sinne dafür ausgedacht, die Kaltbrüchigkeit dieser Ehe zu heilen mit Schinen wie eine Beinbrüchigkeit, die mangelnde Verwandschaft wird am Ende durch ein drittes Aneignendes noch vermittelt werden müssen, allein dann ist die obige Gefahr zu befahren.

Das bringt natürlich auf Göthes Wahlverwandschaften. Ich habe mich gefreut über das Kunstwerk, wie man aus Stückchen Jugend die ins Alter hineinscheinen, ein Ganzes zusammensetzen kann, das aus

1) In der Niobe von Schütz, Berlin 1807, gleich auf der ersten Textseite: „als ird'scher Wechsel war die Frucht der Gä", und: „in dem Bett der Gä vom Uranus gezeugt."

einem Stücke nach purer Jugend aussieht. Das ist noch eine starkschlagende Ader, die Ottilien herausgeblutet hat, die verspricht hundert Jahre Leben, ein warmer Blutstrom treibt wundersame Werke und Kunstgestänge, und es quillt wie rother Wein oben für alles Volk, Eduard aber ist gleichsam der Ochs der zur Krönung der schönen Gestalt gebraten wird. Einiges mir fatale Beywerk ist auch dabey wie bei Wilhelm Meister, gefrorne Fensterblumen und wohl ausgesprizte Präparate. Ich kann mich gar nicht gewöhnen ans gemeine Leben in der Poesie, weit eher an die Poesie im Leben, es kömmt mir Manches blos wie gebohnt und nicht geschnizt vor. Gar sauber ist aufgeräumt, und jedes an seinem Ort, es sind keine Kinder in der Haushaltung die Alles durcheinanderwürfen, und kleine Tümpelchen hineinpissten, alles wie bey einem alten Junggesellen, wo eine gleichfals etwas bejahrte Jungfer Ordnung hält. Die allzu grosse Absichtlichkeit in allen Anlagen hat mich auch gestört. Kurz ich schneide nur Ottilie heraus und fasse sie in einen goldnen Rahmen, den Rest verehre ich Mad. Creuzer zum Christgeschenk, habe aber doch den grösten Respekt dafür, und weiss dass ich nichts dergleichen machen kann, gehe aber wieder im Wintergarten lieber mit meinen Stiefeln herum als auf diesem glatten Spiegel in Winterschuhen. Und er hat nichtsdestoweniger Recht, der Regenbogen kann mit seinen Füssen auf zwey Häuserdächern stehen, wo in einem Thee genommen wird, im andern eine Laxirung nebst Zwetschen und dem zugehörigen Kostüme, ich habs aber lieber auf einem blühenden Baum und einem grünen Berge. Es ist gar nicht wunderlich dass bey den Alten so was ohne Gefahr auf dem Leben stehen konnte und immer stand, weil das Leben da selbst, wenn auch von schlechtem Stein, gefällige Form hatte, bey uns aber hats aufs höchste Reichthum und Behaglichkeit, und darin haben die niederländischen Maler Alles rein ausgeschöpft.

Man hat hier versichern wollen, Clemens würde Professor der Kameralwissenschaft an Sukkows Stelle bey der jetzigen neuen Organisation, und wolle nebenbey Privatissima über die Heraldik lesen, ich mögte gern einige Auskunft darüber haben, da er selbst taubstumm geworden ist. An Zimmer habe ich geschrieben seinen Schreibkasten wegzurücken, es müssen sich dahinter mehrere Briefschaften finden, die ich ihm zu besorgen zugeschickt. Ich wähle daher jetzt den direkten Weg nach der Adresse die ich mir ehmals aus dem Freymüthigen gemerkt. Gott zum Gruss, die Meinigen sind Alle wohl und schlagen mit ein. G.

Zugleich schrieb Görres, wie er es in den Schlussworten andeutet, einen zweiten Brief an Clemens, der uns aber fehlt. Clemens' Antwortbrief liegt vor (8, 72). Er schlägt einen ausgelassen-humoristischen Ton an. Zwei grosse historisch-biographische Schreiben, die er inzwischen an Görres erlassen, seien demnach verloren. Er erzählt ihm von seinem Aufenthalt in Landshut und München. Wie er dann, auf der Reise zu Arnim, in Nürnberg bei Hegel, Schubert und Kanne gewesen, in Jena Goethe getroffen, in Halle Reichardt's und Steffens besucht, und von dort Wilhelm Grimm mit nach Berlin genommen habe, woselbst er seit August weile und zu bleiben gedenke. Er schildert Görres das litterarische Treiben Berlins, in das soeben Kleist eingetreten sei. Savigny werde auch kommen. Arnim und er sammelten jetzt Selbstbiographien aller Art, und schrieben ihre eigenen auf: „Ihr sollt das auch . . schreibt sie, lieber Görres!"

Diese Mahnung muss Arnim, in dem gleichzeitigen, verlorenen Briefe, noch dringlicher an Görres gerichtet haben. Er muss ihm, ausführlicher als Clemens (8, 78), über die „Gräfin Dolores" und über „Halle und Jerusalem", an denen er schrieb und druckte, berichtet, ihm auch die Zueignung von Halle und Jerusalem angetragen haben, die, als das Buch am Ende des Jahres 1810 erschien, lautete: „Seinen Freunden und Gevattern C. Brentano und J. Görres widmet dieses Trauerspiel in zwei Lustspielen zur Erinnerung guter und böser Tage in Heidelberg der Verfasser."

Inzwischen war nun auch bei Zimmer in Heidelberg Görres' „Mythengeschichte der asiatischen Welt" in zwei Bänden fertig geworden, über deren unaufhörliches Anwachsen Görres selber Scherze genug gemacht hat. Das Werk war aus Vorlesungen in Heidelberg hervorgegangen. Die Idee, die Görres leitete, war, die Urpoesie der Menschheit an der Quelle zu schöpfen und ihren Fortstrom durch die Geschichte der Menschheit zu verfolgen. Er war von der Einheit aller mythischen Grundanschauungen bei allen Völkern überzeugt. Indem er in seinem Buche zuerst die hinterasiatischen, dann die vorderasiatischen Mythen behandelte, schuf er sich die Grundlage und die Vorstufen zu der Erfassung der germanischen und deutschen Mythenwelt, auf die als sein letztes Ziel er es abgesehen hatte. Von der deutschen Sage und Poesie nahm er eine Vorexistenz in asiatischer Urzeit an. In seiner Sprache ausgedrückt: Der Scheiterhaufen der Brynhild werde einst auf dem Caucasus gebrannt haben. Görres setzte aber das Deutsche nicht ohne Weiteres mit dem Asiatischen gleich. Es sollte vielmehr die Auf-

gabe einer neuen Arbeit sein, von der grossen allgemeinen Einheit aus nun erst das jeder Zeit und jedem Volke Eigentümliche, die Mannichfaltigkeit der Einheit gegenüber, zu erkennen und zur Darstellung zu bringen. So mündete seine Mythengeschichte in den Altnordischen und Altgermanischen Mythenvorrat aus. Wie waren doch diese Ideen, ohne dass es jetzt von ihm ausgesprochen würde, von Herder vorbereitet worden! Mit Creuzer's Symbolik und Mythologie der alten Völker, die gleichzeitig erschien, berührten sich Görres' Studien. Daher lautet Görres' Widmung seines Werkes: „Herrn Professor Creuzer und meinen ehmaligen Zuhörern in Heidelberg zugeeignet.“ All diese Dinge liegen dem Briefe vorauf, den Görres an Arnim sandte:

Koblenz am 11ten May 1810.

Just von Berlin her, Ostnordost kömmt der Wind geweht, meine Gedanken müssen stromaufwärts gehen, wollen sie zu Dir, lieber Ariel hingelangen, was denn, da der kontraire Wind schon so lange gedauert, im Vorbeygehen gesagt, auch ihre Abreisse so lange aufgehalten hat. Meine Nachtigallen werden stutzig ob diesem Zephyr, mein Citronenbaum betet zum Heiligen Servatius, dass er sein verschone; wir senden euch guten fruchtbaren Südwest, den Favonius, Gottes Athem, undankbar gebt ihr uns Gefrornes und ungebetene Refraichissemens zurück. Es muss doch was daran seyn an dem Geschrey über das norddeutsche Unwesen; geht meine Orangerie verloren, dann schlage ich mich auch zu den Appelsinen gegen die Teltauer Rüben, und schlage vor eine Mauer zu ziehen quer durch ganz Teutschland, und die Zinnen zu besetzen mit Landshuther Studenten, und alle Classiker zu euch herüberzudeportiren mit Weib und Kind und aller fahrenden Habe. Die besten Früherbsen und Pfirschen und Sonetten und sonstige gute Sachen könnten wir ziehen an der Sonnenseite der Wand, ihr an der schattigen nichts als Champignons; die Zephire die zu euch durch wollten, müssten verzollen am Thore, von Nachtigallen wäre alle Ausfuhr prohibirt, sentimentale Reisende passirten ohne zu repassiren, die Poesie sässe oben auf dem Höchsten der Mauer und kehrte euch die posteriora zu, aber angemahlt von Kopf bis zu Füssen just als wärens die Anteriora, nur dass man an der tiefen Bauchsprache bemerkte, dass es nicht mit rechten Dingen zugehe. Das Alles jedoch für euch sauf le recours an Dänen, Schweden, Norweger, Isländer, die euch wieder gute Worte geben müssen, um ein wenig warmen Wind und Leben und poetische Herzstärkung, wir aber verdankens niemand, sondern produziren Alles im Lande.

Meinem Briefe lege ich bey einen kleinen abgekürzten Anhang von zwey Alphabeten in zwey Bänden ein scherzhaftes Gemisch vom Heiligen, worin ich gesagt habe, was nicht wohl in diesen halben Bogen gehen will.[1]) Es handelt von Gott und seinem Gebot und lauter erbaulichen Dingen. Besonders ein schönes Magazin von wohlklingenden gutgesetzten Tauf und Zunamen ist darin angelegt, woraus eine ganze Kindbetternde Nazion sich versorgen könnte mit Wohllaut und guten Benennungen, was besonders Clemens sehr erfreuen wird, der an dergleichen sein besonderes Wohlgefallen hat. Ich selbst muss dem Himmel vor Allem danken, dass er mich das Ende hat finden lassen, denn die Sache war so intrikat, dass eine lange Zeit hindurch billig gezweyfelt werden musste, ob überhaupt auch nur eines auszufinden wäre, da man eben so gut Bücher wie Schrauben ohne Ende haben könnte. Der Faden läuft immer wie in römischen oder ägyptischen Katakomben fort, man steigt ein, der grosse Gang führt in kleinere, die in Nebengänge und und und, auf und nieder von einem Stockwerk zum andern Inschriften, Bilder, Krüge, Mumien alles durcheinander, dass das Inventarium in keines Menschen Leben geht, Licht und Salz muss man sich dabey selber auf eigene Kosten stellen. Nun habe ich mancherley Verschüttetes herausgegraben, ein freylich etwas schadhaft gewordenes Bild der alten Welt im Zustande wie jenes Basrelief des alten Rom oder wie die Mondlandschaften bey Schröter, oder wie Cuviers Skelette, manchmal auch wie die Rollen in Pompeji, ich habe wahrhaftig Bergmannslieder dabey gesungen, die indischen Palmenstämme und Betelblätter und Arekanüsse liegen wie überall bis in den nordischen Torf hinein, so auch aller Orten in der Geschichte zerstreut.

Nun trete ich damit vor Fräulein Dolores, und bitte die Gnädige damit vorlieb zu nehmen und das kauderwelsche Ding mit ihren schönen Augen sich vorzulesen. Sie wird nun auch ihren Kirchgang halten, seit sie nach ihrer Niederkunft mit sich selbst von sich selbst in unverletzter Jungfrauschaft empfangen, wieder ausgesegnet, aber ich glaube ihre Herablassung gegen das grosse Publikum wird ihr nicht von sonderlichem Nutzen seyn, da ihr Name schon für eine Satire gehalten wird. Ich aber habe ihr schon Quartier bereitet, bey mir soll sie ihr Gefängniss finden, und wenn alles sie verstiesse, aus meinem Bücherschranke heraus hat sie, wenn ich die Thüre öffne, die reizendste Aussicht in die schöne Natur, und bey übelm Wetter um sich her die gewählteste Gesellschaft von Romantikern und schöner Welt. Ich werde

1) „Bogen“ d. h. Brief-Bogen; Görres legt seine Mythengeschichte bei.

mir alle ihre Drangsale zu Herzen nehmen, und bitte mir dafür Reciproca aus; so können wir zuletzt, wenn Alles mislingt, uns zusammen in unsere breite Schwerdter stürzen. Wir wollen uns auch immer einander dediziren, und uns einander immer zu Pathen nehmen, und rezensiren, und der Längstlebende soll den Andern im Nekrolog begraben.[1]) An der vorigen Dedikazion[2]) geb ich mein bescheiden Theil nicht heraus, so viel ich mir gleich damal schon davon genommen nämlich; den Grundton habe ich nie auf mich gedeutet, aber den Nachklang, den der Zufall mir zugewendet, habe ich sogleich in Besitz genommen und ich lasse ihn mir nicht wieder aus den Händen winden. Meine Raben flogen zur Rechten, es sind Othins Raben die am Himmel stehen, der Becher daneben ist der Helm, der Altar dabey das Kreuz, folglich ist die Szene am Himmel, und an Viele ausser uns Beyden ist das Wort gerichtet. Mein Buch habe ich Creuzern zugeschrieben, dem ältesten solid aussehenden Kindskopf den ich kenne, dann meinen Zuhörern, worunter auch, als Hospitant wenigstens, der Einsiedlerguardian, er mag sich also sein bescheiden Theil davon wiedernehmen. Halle und Jerusalem, Kochsalz und Asphalt nehme ich mit Danke an, und werde, wie gesagt, wieder meine Erkenntlichkeit bezeugen. Nur sage mir, wie Du mit den entsetzlichen Buchstaben so viele Bogen zusammenschriebst.[3]) Der alte Rolfink in Jena schrieb, wie ich lese, daumesdick, eine kleine Dissertation musste zur Druckerey gefahren werden, 40 Bogen Deiner Hand müssen auch Manneslast seyn. Bey mir war gerade die kontraire Klage, ich schickte Bogen wie Tapeten grandios mit der kleinsten Miniaturschrift beschrieben, so dass einer 5 gedruckte gab, und vier Setzer, wie Zimmer mir schriftlich jammerte, darüber das Weite suchten. Der Druck ist ein wahres miserables Duodez gegen dies Riesenabcbuch, woher es denn auch leider so fatal ausgefallen ist, dass ich in den zwey Bänden kaum zu Wort gekommen bin, und das Beste gar nicht vorbringen konnte. Sonst habe ich auch das Pikante dabey, dass ich um das Buch ansichtig zu werden, es herein schmuggeln muss, wie ein Verbotenes.

Für meine Lebensbeschreibung, von der Du sprichst, mag wohl Rath werden, nur noch nicht. Ich habe mit Astronomie angefangen, dann machte ich Entdeckungsreisen in Afrika, dann setzte ich das Land

---

1) Was Görres wirklich, nach Arnim's Tode, gethan hat.

2) Des Wintergartens (oben S. 126).

3) Dies und das Folgende scherzhafte Bemerkungen über Arnim's sehr grosse und Görres' sehr kleine Schriftzüge.

in Aufruhr, dann bin ich Professor geworden, und dann habe ich Kinder bekommen, dann bau ich mein Haus, schreibe mein Leben, mache mein Testament und gehe ab. Man hat allerley von sich zu geben, die ganze Welt die man verschluckt hat, wie die Kinder die Winde die sie plagen, ehe man zu dem kleinen Persönchen kömmt, das in der Mitte emsig sitzt und spinnt. Hätte ich Buch gehalten wie ein Kaufmann fleisig und ordentlich über Alles von Tage zu Tage, das wäre ein sehr wichtiges Buch für mich und die Welt, wohl auch beynahe Alles was zu erleben ist habe ich so ziemlich mit erlebt, Alles ist mir durch Kopf und Leib und Leben gezogen, und ich habe es auf meine Weisse aufgenommen. Könnte ichs wieder geben, das wäre etwas, aber liederlich wie ich bin, und gar nicht geizig auf Geld wie auf Geldeswerth habe ich Alles nur im Resultat behalten, das Meiste vom Erlebten und Erdachten habe ich vergessen, Vieles kann ich nicht sagen aus innerlicher Scheu, Vieles ist noch Fragment und muss erst in der andern Hälfte meines Lebens ergänzt werden, Alles was ich jedoch weiss gäbe ein ganz angenehmes und interessantes Buch, weil ich das ernsthafteste wohl verschwiege, was doch so nothwendig ergänzender Theil des Ganzen ist, dass ich nicht weiss wie daran vorbey zu kommen, wenn ich eine würklich lyrische und nicht blos epische Biographie schreiben wollte. Ich werde daran denken, wenns letzte Drittheil anfängt. Für jetzt bin ich recht wohl, alle meine Crisen habe ich durchgelaufen, die letzte war in Heidelberg eine periodische täglich zwey Stunden nach der Kulmination der Sonne wie Ebbe und Fluth wiederkehrende leichte Verfinsterung oder vielmehr Verneblung die gegen Abend aufzog und nicht niederfiel, und darum am folgenden Tage immer wiederkehrte. Das habe ich nun herausgearbeitet, und geschwitzt und gekakt, und nun ist mir vollkommen wohl, geh nun hin und thu desgleichen. Meine Frau ist wohl, so gut es bey der fortdauernden Nachtunruhe von Patchen möglich ist. Die kleine braune Hexe kömmt eben herauf mir ihre neue braune Schürze zeigen, und trägt mir in aller Geschwindigkeit ein halb Dutzend Gläschen mit chemischen Spezereyen fort. Sie soll Dir selbst eigenhändig schreiben. [1]*Guten Morgen, lieber Pathe in Preussenland, besuch mich bald, ich bin recht perfekt geworden, strecke die Zunge nicht mehr heraus, zische statt zu reden, trinke Wein und Brantewein, kann schreyen wie ein Bär, und heisse wie die Kayserin*

Marie Louise.

---

1) Das cursiv Gedruckte ist von des Kindes Hand, die Görres führt, hingeschrieben.

Die andern Kinder sind gleichfals wohl und schiessen auf wie jung Strauchwerk, und fressen in der theueren Zeit, dass es Gott erbarmen möge. Sie reden noch öfters von Dir und würden Dich wiederkennen. Wir grüssen Dich Alle herzlich, gehabe Dich wohl!

Görres.

Mit diesem Schreiben kreuzte sich Arnim's Sendung vom 28. Mai 1810 (8, 103): „Lieber Görres! Anbei mein Roman. Nimm ihn aus alter Freundschaft auf; er enthält manches, ich wünsche, dass es Dir gefalle." Es war dies in dem politischen Sinne gemeint, in welchem auch Adam Müller und die übrigen Berliner Romantiker die Gräfin Dolores willkommen hiessen. Das Emporsteigen, Sündigwerden und Sichreinigen der vom Zeitgeist vernichteten Gräfin Dolores ist in christlichromantische Lebensluft gestellt, und insofern, wie Halle und Jerusalem, ein bewusster Gegensatz zu den „classischen" Romanen, selbst denen Goethe's. Arnim schrieb an Görres kurz und abspringend; er stehe im Begriff, mit Brentano, Savigny entgegen, nach Böhmen zu reisen. Im Juni sah er dort Bettina mit den Ihrigen wieder.

Nach Berlin zurückgekehrt, empfing Arnim folgenden Brief von Görres:

Koblenz am 2ten July 1810.

Ich habe, lieber Arnim, Dein Buch jetzt von der Messe erhalten, und danke Dir dafür. Noch habe ichs nicht gelesen, ich habe es aber in den acht Tagen herumgegeben in meiner Bekanntschaft, um Dich loben zu hören, und würklich musst Dus diesmal getroffen haben, Alle preisen Dich und das junge Kälbchen einstimmig, ich streiche das Lob ein als Dein Cassirer, und werde was ich en detail eingenommen, Dir en gros versiren, zuletzt aber erst mit meiner Schuldigkeit mich einstellen. Wo Du vorbeygehst im Leben fangen die dürren Bäume an zu grünen und die grünen zu blühen und Dir nachzuwachsen, die Vögel singen und fliegen Dir nach, selbst die brünstigen Katzen mauen melodisch und ziehen hinterdrein, am Ende machst Du einen grossen Strauss aus dem ganzen, in dem all das musikalische Gethier sich einnistelt, und die Realschulbuchhandlung[1]) wird das Sträussermädchen, das die Einsiedlergärtchen feil bietet. Ich musste lachen, wenn ich in einzelnen Fragmenten, die ich hörte, gewahr wurde, wie Du Anekdoten und Begegnisse am Wege alle aufhebst, wie der Herr Jesus das Hufeisen, und sie wie Steine hinter Dich wirfst, und dann Menschen daraus werden, die sich wie ein Negersclaventransport alle mit Stricken und

1) wo, bei Reimer in Berlin, die Dolores erschienen war.

Gabeln aneinanderknebeln, und sich Dir wie ein Drachenschweif anhängen, mit dem Du dann immer höher ad astra steigst. Das ist die wahre Selbstbiographie, ein verhextes verzaubertes Leben, ein Schlittschuhlaufen mit solcher Geschwindigkeit, dass der Fluss unter den Füssen schmilzt und die Wiesen am Ufer grünen, die Bretter und die Balken in den Wänden errinnern sich dabey dass sie einmal grün gewesen sind, und solltest Du einmal ins Fegfeuer hinein zum Braten verurtheilt werden, ich glaube die Flammen legten sich Dir auch als zahme Bestien zu Füssen und liessen sich in Vogelkörbe einsperren. Clemens hat diese poetische Schlangenbeschwörung auch, nur auf etwas andere Weisse, er übt sie mehr mündlich und im Leben aus, und hat immer alle Taschen voll Eyer, NachtigallenEyer und Basilisken, Kröten, Grasmücken, Rothkehlchen, Heher und Sperber, und wo er irgend eine Glucke brütend sitzen findet, da schiebt er sie unter, den zahmen die Wilden und den Wilden die zahmen, und wenn die ausgebrannt haben, und mit Schrecken die wunderliche Kreaturen, doch von ihrem eigenen Fleisch und Blute erblicken, dann kommen sie sich selbst als Fabelhanse vor, und mögten sich im Aerger selbst auffressen. Dabey stochert er sich mit dem Zahnstocher ganz ruhig die Zähne, und sieht verwundert der Jagd zu, oder niest sein Lied dazu. So seyd Ihr zusammen Kastor und Pollux, wo die Leute Euch auf ihrer Segelstange erblicken, ahnden sie ein bevorstehendes Ungewitter und legen bey mit eingezogenen Segeln, und darum sagte auch Jacobi in München zu Boisserée „ist da der Brentano gekommen, und der wird auch noch den Arnim ins Land bringen, und dann haben wir die Bescheerung". Von mir sprach er nichts, ein Beweis in welchem guten Credite ich im Auslande stehe. Von Bettine, die sich ihm wie eine Schlange um die Füsse gewickelt, hatte der alte Mann auch grosse Ungemächlichkeit, weil er gar nicht versichert war, ob gleich wie die Vögelweibchen nicht zu singen pflegen, so auch die Weibchen in dieser Familie keine Giftzähne führen. Drum legt Euch auf ein besseres Gott gefälliges Leben, Du insbesondere schreibe einmal ein ernsthaftes Traktätlein für Dein Pathchen, worin Du ihr die Unanständigkeit des Kneipens und Kratzens, des Barfusslaufens, und des Hinlegens mit blossem Hintern und aufgerichteten strampelnden Beinen recht einleuchtend und herzerschütternd und dabey populär und begreiflich für ihre zarte Jugend, also ohne Einmischung aller philosophischen Kunstworte zeigst, das wird Dich bey verständigen Menschen mehr fördern als zehn Bände Roman, die doch nichts sind als ein Pakt tausend Ellen langer Schneidermase, die man an allerley Leute ange-

legt, und mit denen man ihre Proportionen genommen, über Buckel und krumme und gerade Beine herüber, um sie in Marmor darnach auszuführen, in dem kostbaren Steine, wies die Natur aus Dreck und feuchtem Schlamm gemacht. Dann ists gottlos mit Gott selbst in solchen Büchern in Wettkampf sich einzulassen, und die Sachen besser machen zu wollen wie er, Ihr werdet darum noch geschunden werden, und die Bälge werden als blauer Fuchspelz an die Höfe verkauft. Ich merke eben dass ich gar viele Schreibfehler in diesem Briefe mache, woraus ich sehr betrübt auf ein höchlich geschwächtes Gedächtniss meiner Faust schliesse, lasse ihr doch von Hufeland, den Ihr ja bey Euch habt, etwas restaurirendes verschreiben. Zum Danke für das gefälligst besorgte Rezept, will ich mit der geheilten Faust sogleich eine Rezension schreiben:

Armuth, Reichthum, Schuld und Busse der Gräfin Dolores, ein Roman von A. v. Arnim.

In der bekannten mystischen Haarkräuslermanier des Verfassers erhalten wir hier einen neuen Roman in zwey Bänden. Alles was wir schon gähnend einmal in der verschollenen Einsiedlerzeitung gelesen haben, der Dichtergarten, Ring, das scherzhafte Gemisch, die Briefe der Mohrin, werden hier von neuem aufgewärmt, nur dass die dort vermissten musikalischen Kompositionen hier mit obeneingegeben werden. Die Dornenkrone auf der Titelvignette ist wahrscheinlich seinen Lesern bestimmt, der Rosenkranz seinem Verleger, der Verf. hätte noch den bitteren Leidenskelch hinzufügen sollen und den Schwamm mit Essig und Galle getränkt, den wir hier ergänzend und berichtigend ihm hinreichen wollen. Der päpstliche Kammerhusar, der eine so grosse Rolle in dem Buche spielt, soll wie wir vernehmen ein abgedankter Bedienter des Verfassers von phlegmatischem Temperamente seyn. Die Geschichte eines sehr achtungswerthen Mannes und bekannten Psychologen hat er gleichfalls auf eine sehr undelikate Weisse hineingebracht. Seine besten Freunde hat er mit allerley boshaften Anspielungen blos gegeben. Wir warnen jedermann vor dem Ankaufe des theueren Buches, und rathen dem Verfasser, vom Romanschreiben abzustehen, und lieber wieder das Reisebarometer, die Elektrisirmaschine, die galvanische Batterie, und den magnetischen Stahl vorzunehmen. —

So weit das Morgenblatt. Ich will nun für jetzt ablassen von Dir und Deinem Buche, und zu andern Dingen übergehen. Fürs erste will ich Dir ankündigen, dass Du zusammt den Landsmanschaften nahe von

Heidelberg relegirt worden wärest. Wilken und Thibaut in grosser Kostüm sind mit dem förmlichen Antrage bey der Redaktion der Jahrbücher vorträglich eingekommen, Dich auszuschliessen, wie ich glaube wegen Blödsinn und um des Mangels an natürlichem Talente willen, womit Du ihr Blatt verunziertest. Die Veranlassung war Euere Erklärung um meine inhaftirte Rezension des Wunderhornes zu befreyen.[1]) Der Vorschlag ist indessen nicht durchgegangen, da auch Böckh Deiner sich annahm, und Du bist mithin in Gnaden beybehalten. Ich werde daraus sehen, ob Du Dich über dergleichen noch ärgerst, wenn Du aufhörst, die Leute mit Deinen Beyträgen zu ängstigen, mich kann dergleichen erst recht hitzig machen, ich thue doch beynahe mehr dem Teufel zum Spott[2]) als Gott zu Liebe. Der Arrest der Rezension hängt daher auch weit tiefer zusammen als Du meynst, es ist die eiserne Maske, ein Staatsgefangener, man darf nicht wohl davon sprechen. Du magst mit Deinem Patriotism sagen was Du willst, ich kann mir Teutschland unter keinem passendern Bilde dänken, als dem alten des Schafkäses von den Maden halbzerfressen, und auf das Bajonett eines Franzosen aufgespiesst. Ueber jeden Zeitungsartikel der aus euerem Lande kömmt, ärgere ich mich von neuem, es ist als wenn die Gesindestube aufgienge, und Qualm und Biergesang einem entgegendampfte. Ich komme nicht zu euch lesen, bis ihr euch besser aufführt. All das bischen guter Wille geht gleich in der Mattigkeit bis an die Knie unter, und bekömmt denn auch wie Seume das böse Wesen in die Därme, woran es bald stirbt, und in der Sulze gleich auch sein Grabmal findet. Aus eurer Universität kann leicht einiges werden, aber so blos wie sie da steht in dem Flugsande, gehalten von nichts rund um, ist sie auch nur so ein Almanach mit glatten Bildern und gutem saubern

---

1) Arnim und Brentano hatten von Berlin aus, unter dem 1. März 1810, im Intelligenzblatt der Jenaischen Litteratur-Zeitung Nr. 21 und der Heidelberger Jahrbücher Nr. 11 die Fortführung des Wunderhorns angekündigt und bei einer Musterung der bisher erschienenen Rezensionen bemerkt: „eine andere (Rezension) in den heidelberger Jahrbüchern, die uns vollkommen zu verstehen schien und manches Lehrreiche hoffen liess, ist mit der Einleitung abgebrochen worden und unbeendigt geblieben.“ Und weiter zur Jenaer Rezension, von welcher im Folgenden die Rede ist: „das ernstliche Bemühen des Rezensenten, sich in das Litterarische hineinzuarbeiten, verdient alles Lob, ein paar Nachweisungen über den früheren Abdruck von Liedern sind uns lieb; wenn er sich noch ein paar Jahre fleissig mit dem Gegenstande beschäftigt, wird er vielleicht anders darüber urtheilen; zu einer Sammlung in unserer Gesinnung gehört überhaupt mehr, als er zu ahnden scheint.“

2) In der Handschrift steht etwa „Spritz“, die mittleren Buchstaben des Wortes unsicher und nicht bestimmbar: wohl einer der von Görres selbst bemerkten Schreibfehler.

Drucke, aber nur geltend für ein Jahr. Dabey wird die Sache in Teutschland, durch allerley Niederträchtigkeit immer verzauster. So sehe ich aus dem letzten Hefte des Jasons das ich einmal wieder gelesen habe, wie der Streit zwischen Romantikern und Klassikern jetzt politisch geworden, Adam Müller und ihr Preussen alle und was sonst Gallizismen nicht liebt, sind die Karfunkler, der rheinische Bund aber klassisch. Es ist eine klägliche Misere um diese teutschen Oppositionsmänner. Müllers Staatsbuch habe ich noch nicht gesehen, es muss wohl etwas daran seyn, da es schon ziemlich angefeindet wird. Glöckle ist noch immer in Rom, er ist sehr fleissig gewesen, aber sein Vater will nicht länger Geld hergeben. Ich habe schon bey vielen Buchhändlern um Römermonate und Kammerzieler für ihn gebettelt, aber ohne grossen Erfolg. Ich lasse indessen den Lohengrin hier drucken, 8000 Verse recht zierlich und geschickt von Wolfram von Eschilbach ausgearbeitet, dabey wie ein klarer Hohlspiegel den Geist der fernen Zeit wieder herbeyziehend, überhaupt ein recht sehr interessantes Gedicht. Dieterichs Flucht zu den Hunnen an poetischem Verdienst nicht damit zu vergleichen, aber nicht ohne Historisches habe ich an von der Hagen für sein Museum abgegeben.[1] Die Entdeckung des Alphart interessirt mich, ich mögte gern etwas Näheres davon wissen, v. d. Hagen habe übersetzt ein Fragment erhalten (8, 104), was heisst das? ist es denn welsch geschrieben? Die Rezension des Wunderhorns soll nun auch endlich gedruckt werden, ich habe ihr noch einige vatikanische Lieder beygefügt. Ich habe wohl aus Eurer Erklärung vermuthet, v. d. Hagen habe die Rezension des Wunderhorns in der Jenaer gemacht, die ich übrigens so wenig wie die meiner Volksbücher gesehen habe. Creuzern habe ich geschrieben, dass er durch Böckh Deine Dolores Jeanpaul zur Rezension zuweisse, damit das dumme Schaf, das Deinen Wintergarten abgefressen, nicht wieder hineingeräth. Seyd Ihr auf Eurer Reisse durch Weimar gekommen[2], dann habt Ihr wohl den Dom der Kölner bey Göthe gesehen, es ist recht brav und fleissig ausgeführt, es hat mir aber doch beym Anblick geschienen, als sey der ganze gothische Kunstgeschmack vor seiner völligen Durchbildung von der Zeit überrascht und vernichtet worden. Somit gehabe Dich wohl und behalte mich lieb.

Görres.

Die Einlage für Brentano hatte ich meinem vorigen Briefe zur Messe nachgeschickt, sie kommt aber zufällig zurück, darum schliesse ich sie hier ein.

1) nicht dort mehr erschienen.

2) was nicht geschah.

Es kamen jetzt für Arnim Monate angeregter politischer und litterarischer Bethätigung. Hardenberg ging mit seinen Reformgesetzen vor, gegen die Arnim, Schulter an Schulter mit Heinrich von Kleist, Adam Müller und anderen Freunden, Stellung nahm. Ihr publicistisches Organ waren die Berliner Abendblätter, die vom 1. Oktober 1810 ab erschienen. An diesen arbeitete Arnim eifrig mit. Daneben förderte er seine begonnenen grösseren Werke. Am 4. December 1810 — wenn dieses Datum richtig ist — sandte er Halle und Jerusalem (8, 158) mit einem kurzen Billet an Görres ab. Alles Politische gehe in Berlin schlecht, aber der Universität gehe es gut. Görres möge kommen. Alle Freundschaft könne in einem Moment Zögerung so kalt werden, wie das wärmste Essen in einer Stunde. Er wolle ihn daher nicht mit solchen Versicherungen bewirten, die ganz ausdrückten, was er in diesem Augenblicke für ihn und die Seinigen fühle.

Für „Halle und Jerusalem" hatte Arnim eine alte, von Andreas Gryphius schon behandelte italienische Novelle wieder verwendet. Aber die Tendenz, in der es Arnim that, war eine ganz moderne, romantische. Er schildert Halle, wie er aus eigner studentischer Erfahrung und Erinnerung es vermochte. Aber auch anderswo erlebte Züge hat er in dies Zeitbild eingetragen. Wir finden ihn, seine Freunde, selbst Goethe darin gezeichnet; Professoren und Studenten, Bürger und Philister, Juden und Wucherer; fröhlichen Jugendmut und sittliches Elend. Auch in Halle lässt Arnim die handelnden Personen schuldig werden. Welche Erhebung giebt es aus der Sünde aber? Nur die, die in Jerusalem einst für die Christenheit verkündigt worden war. Dahin reisen in romantisch-phantastischem Pilgerzuge die Reuigen, in Leid und Schmerzen sich bewährend. Darum nannte Arnim diese Dichtung: Halle und Jerusalem. Empfangen wir nun den Reflex der Dichtung aus Görres' Seele, der nicht in Allem einverstanden war und Arnim auch das ihm oft vorgeworfene allzu freie Schalten mit den historischen Thatsachen verargte. Arnim's Billet ging vielleicht zunächst an Zimmer nach Heidelberg (8, 163), und von da mit dem Werke zu Görres nach Koblenz. Görres schrieb:

Koblenz am 25ten April 1811.

Sehr wohl gemacht, sehr gut gemacht, fahr er nur weiter fort Herr Urian! Ich habe mir Halle und Jerusalem eben vorlesen lassen, weil so all das Deinige sich am besten ausnimmt, und habe mich gewundert, was des Menschen Geist eine reiche Schatzkammer ist, und wie der Herr Dich sehr gesegnet mit Heerden und Kamelen und Gold

und Silber, und Wildpret und hellem Himmel und Sonnenschein. Du bist wie in dem Kupferstich in der Bibel, ich weiss nicht bey welcher Parabel, der Mann der in der Mütze da steht, unter lauter Geldsäkken, während an der Wand Schüsseln und schöne Gefässe und Becher bis an die Decke aufgeschichtet stehen, Du wirfst Deine Worte aus wie Blumensamen, und der steigt in die Höhe und geht über den Wolken auf, und da hast Du Dein Carthausergärtchen neben den besten der Congregation des Heiligen Bruno angelegt, und ziehst rare Sachen, die die Sterne auskochen und destilliren. Kocht etwas über und fällt auf die Erde, dann haben wir andere Menschenkinder Frühling wie jetzt eben. In der That freut michs täglich mehr wie das transzendentale überfliegerische Teutschland über dem andern mit jedem Tage mehr fertig gezimmert wird und ausmöblirt, dass man darin wohnen kann und sich darin aufhalten all sein Lebenlang. Es ist einem sehr tröstlich, dass man eine solche Zuflucht hat und ein sicheres Stipendium, wenn die Sohlen durchgegangen sind, und man das eindringende Wasser verspüren thut. Ists einmal fertig, kein Huisser kann mehr eine contrainte par corps exequiren, stehen sie da und passen auf, um den Insolventen zu greifen, dann thut er nur einen Satz auf den Fersen, und gleich ist er oben mitten drinne, zum Erstaunen der ungeflügelten Justiziare, die nicht einmal einen Steckbrief nachschicken können. In der That, Du hast ein sehr gutes Buch gemacht, und hast mich sehr geehrt, dass Du mir es zugeeignet, ich bin verzagt geworden beym Lesen, ob ich Dir es wiedervergelten kann, das Beste was ich in Jahr und Tag mache, soll dafür Dir angehören, wenn Dus magst. Den zweyten Deiner Zwillinge, den Blonden, Frommen will ich für mich behalten, und ihn vertreten gegen jedermänniglich, das andere Angesicht, das gottlose Weltkind der Erstgebohrne soll Clemens heissen, da er ein so guter Schläger ist, so wirds nicht Noth mit ihm haben in der Welt. Er gefällt allgemein, hiessige Studenten, obgleich nur von der apanagirten Nebenbranche, haben sich in der kurzen Zeit schon sehr an ihm ergötzt, nach dem heiligen Grabe aber hat noch keiner mitzuziehen Lust bezeigt. In der That ist gegen dieses Halle auch gar nichts einzuwenden, es ist der Tabor der Studenten, die Frau Gevatterinn sitzt unten und hat Fastenbretzel feil, oben glorifizirt Cardenio, allüberall Bursche und Göthe und Schläger. Olympie hast Du besonders sehr schön und gut gezeichnet, eine kleine (drey Fauste kleiner als ihr Name) schöne, ruhige, sehr liebliche Gestalt, ihr Wesen wie dreymal durchlautert Gold, ihre Seele wie ein heller Wassertropfen in klarem durchsichtigen Cristall, alles an

ihr in zarter Linie eingebogen, alles schön wie der Mund geschlossen, sie hat mich gar sehr gefreut, Du hast Dich gut bey ihr zusammengenommen, dass alle Farben in dem Bilde statt zu brilliren wie bey Cardenio sich vielmehr zusammendrängen, und Wohlgefallen die Beschauer wieder zu dem Bilde drängt. Cardenio ist dagegen aus gutem Stahl zum blanken Schwerdt geschmiedet, das zuletzt vom Blitz getroffen in Flammen aufgeht und sich verzehrt. Mit dem Philosophen bist Du übel umgesprungen, Friess und Wagner werden jeder für sich Dir darüber erbossen und sich gemeint glauben, obgleich der erste keinen kurzen dicken Hals hat, und der andere die Offenbarungen nicht wegdisputirt [1]). In allem Lumpenvolk bist Du kapital, die Judenszene ist ganz vortrefflich, nur hat michs verdrossen, dass Du nicht geschrieben Räiss nit Mutter, ich räiss u. s. w. statt reiss. Das Schreizweh, und die sechse, und das Gespäs und viel desgleichen sind mindestens des Juden Wechsel werth [2]). Der Spektakel vor Celindens Fenster ist wieder gut. Was soll ich aber Alles Stück vor Stück durchs Maul ziehen, ich sage Dir, es hat mir Alles wohlgefallen, ganz unbestochen, was Du auch wieder wissen musst, ich bin bey gar nichts angestossen, am Ende dünkte mich es könnte mit der Abreisse Cardenios und Celindens aus seyn, was man Dir wohl auch schon mehr als einmal gesagt haben wird. Das Eine und das Folgende ist mir dabey erstaunlich lang, ganz in perspektivischer Täuschung vorgekommen, weil die Begebenheiten sich so drängen, und so rasch einander folgen, das ist eine Art Langeweile, die Dir wohlgefallen muss.

Ueber Halle werden die Stimmen wenig getheilt seyn, Jerusalem aber wird mehr Widerspruch erwecken. Die Ernsten werden sagen, ein Altarblatt, das zu einem Kulissenstück gemahlt sey, wäre ungeziemend, die spielenden werden sich an dem Ernst ärgern der im Spiele liegt, und besonders in der Verdammniss der neupoetischen Religion liegt. Soviele die sich neu überredet, oder darin ergeben, Religion sey Poesie, werden wieder irre, sie haben schon die Stufen neue, neueste, allerneuste eingehauen, und sollen nun noch eine andere steigen, für die ihnen alle Namen ausgegangen und beynahe der Athem. Ich will gar nicht von

1) Fries und Wagner beide in Heidelberg, vom letzteren war vorhin die Rede; in Halle und Jerusalem erscheint „der Philosoph Wagner".

2) Die Juden-Scenen im 5. bis 9. Auftritt des zweiten Aufzuges von Halle und Jerusalem; die „Sechse" bezieht sich darauf, dass Nathan für ein Wechselchen 9 Procent verlangt und sich damit beruhigt, der liebe Gott sehe von oben die 9 blos für eine 6 an.

den neuen Heiden reden, die den Mittelpunkt der Welt, den ersten Meridian nicht nach Jerusalem oder Greenwich sondern nach Delphos setzen, und das Christenthum verachten, weil es die Liebe zum Weltprinzip gemacht, und die Reflexion gebracht mit den Hosen, gegen die Doktor Faust so sehr geeifert, und mehr Anderes, denen wirst Du nun vollends ein Greuel seyn, sie würden lieber mit Wagner am Teufelsdreck ersticken, als mit Cardenio in der Kutte sich begraben lassen. Rechne von dieser Seite auf keine Barmherzigkeit, derjenigen aber die all dergleichen nicht irrt, und die Gott anbeten unter allen Gestalten, sind nicht viele. Unsere Kunst ist wie ein botanischer Garten, unsere Kritiker wie Insekten in dem Garten, jede Pflanze hat ihre Eigenen die sich allein an ihr erlaben, Du wirst wohl auch Deine Läuse bekommen, wärst Du von Apuntienart, es wäre zu hoffen dass jene Scharrlach gäben. Deine Weisse, lebendigen umhergehenden Menschen noch einen ganzen blühenden poetischen Mandelbaum, wie jenem Spanier den Dorn in die Brust einzuimpfen und über den Kopf ihm seinen eignen Ferger, parsisch zu reden, schwebend anzubinden, die in Jerusalem wieder recht in ihrer Glorie ist, hat mich hier und dort geirrt. Es kann freylich dergleichen der Poesie nicht untersagt werden, kann der Mahler im Portrait idealisiren, dann auch der Dichter in ganzer Figur, aber die Kunst hat doch ihren guten Grund gehabt, warum sie bisher nur selten von diesem Rechte Gebrauch gemacht. Ein wirklicher lebender Mensch wiegt seine anderthalb Centner, denke Dir wie viel poetisches Gas Du aufwenden musst, bis er auf Deinen Morgen und Abendröthen herumspazieren kann, ein todter Schatten aber braucht so zu sagen nichts, Du kannst ihn mit einem Hauche bewegen. So liegt der lahme einäugige Nelson in Deinem Wintergarten immer noch wie Bley, ohngeachtet Du ein Dutzend Adler vorgespannt. Jeder öffentliche Charakter hat sich uns in die Seele geschnitten in einer ganz bestimmten Form, wir leidens nicht, dass diese uns aufgelöst werde im poetischen Alkahest, weil der Mensch durch sein Leben selbst wiederstrebt, und durch sein beharrliches Daseyn jede Täuschung die sich ansetzen mögte, zu nichte macht. Ich weiss wohl, Du willst eindringender werden in die Zeit, indem Du sie selbst umsetzest in Deine Poesie und aus ihrem Munde zu ihren Ohren sprichst, und Du gewinnst auch wieder unläugbar dadurch von manchen Seiten, andrerseits aber büsest Du das Gewonnene wieder ein, da die Würklichkeit, die Du so nahe gerückt, Deine Dichtung immer Lügen straft, und wie gut und schön und ernst Du auch gesprochen, Dein Ernst wird doch verdächtig, weil die Welt Dirs leicht nachweisen kann, dass Du das

Wahre und das Wahrscheinliche mit gleichem Ernst behandelt, und jenes diesem aufgeopfert hast. Es kömmt Dir gut zu statten, dass der Continent so eng geschlossen ist, die Douanenlinie macht schon eher so eine Art poetischer Illusion möglich, sonst mögte es wohl sich einmal fügen, dass Sidney Smith im römischen König da oder dort einmal abstiege und Wirth und Keller bey gehöriger Untersuchung und Du selber auch nicht eine Ader vom Poetischen fände. Unter meinen tausend Projekten, die ich wohl schon gemacht, und die alle Kind und Kindeskinder bis ins zwanzigste Glied nicht ausführen mögten, ist auch eines gewesen ganz nahe verwandt mit dem was Du hier, besser als ich gekonnt, dargestellt. Ich hatte mich geärgert am Titan, und (mit Deiner Erlaubniss seys gesagt) am Wilhelm Meister, dass sie so miserabel ausgehen, dass man den Ballon, den man über den Wolken gesehen, immer mehr und mehr sinken, und endlich durch den Koth rutschen sieht, wo ihn die Bauern mit den Mistgabeln und Dreschflegeln empfangen. Albano ist in diesem Augenblicke in Paris, und gratulirt zum jungen Prinzen, Meister hat freylich wieder frischen Gäscht entbunden, und wird nach Italien gehen, er hat aber auch seit zwanzig Jahren Zeit gehabt, die Wirthschaft zu bestellen, dass die darüber nicht untergeht. Wie gesagt ich ärgerte mich daran, und wollte lieber eine Himmelfahrt im Eliaswagen machen. Der Roman sollte in den mittleren Jahrhunderten spielen, ich wollte auch das Studentenwesen in Prag, Cöln, Paris und Bologna hereinbringen, die Mystiker der damaligen Zeit, eine Liebschaft mit der Heiligen Catharina von Siena, zuletzt sollte es auch durch die Mahlerey zum heiligen Lande gehen, wo die Kreutzzüge noch nachklangen, und die Kirche nicht verbrannt war, und die Pilger nicht rar, und nicht über Athen dahin zogen. Der Jude sollte auch dabey seyn, und die drey Könige wiederkehren, und ihr Stern das Kind wiederbringen, und der Stern am Ende auch die ganze Erscheinung mit hinauf zum Himmel nehmen. Ich glaube dass dieser Plan weniger nahe der Zeit, ihr doch näher gekommen wäre, und die Dichtung sich ihr glaublicher gemacht hätte, eben weil sie an so viel Stehendes, Historisches sich angelehnt, und was davon untergegangen ist, eben der Phantasie Freyheit gelassen hätte mit ihren Perspektiven auszufüllen. Es ist mir würklich als dürften wir das Poetische unserer Zeit den Urenkeln nicht vorwegnehmen, da uns so viele Jahrhunderte rückwärts geöffnet sind. Freylich was ganz von heute ist in Deinem Buche, und in dessen Behandlung Du grosse Meisterschaft und Liebe zeigst, liesse sich nicht in die andere Weisse legen, und darum auch ist mir Dein Buch lieb wie es da ist ohne Vor-

behalt, die Poesie hat Morgen, Kulmination und Abend. Jede Gegenwart als Endlichkeit zwischen zwey Unendlichkeiten ist beschränkt und arm und eng und darum unpoetisch, betrachtet aber als die blosse Gränze zweyer Unendlichkeiten wird sie selbst wieder in Beyde aufgenommen, und daher Gegenstand der Kunst, und so weisst Du immer sie zu nehmen. Das Komische in Jerusalem ist gut, wie das im Oktavianus, das Ernste würdig, in vielem hast Du die alte Legende erreicht. Nur bey der Haremsszene bin ich angestossen, sie hat europäischen Kümmelgeschmack, und hat mich an den mir aus Grund der Seele fatalen goldnen Spiegel Wielands und ähnliche feiste Orientalismen von Anton Wall errinnert. Was Du von Göthe in dem Buche sagst, muss ihn wohl erfreuen, er hat Keinen in Teutschland, ders treuer mit ihm meynt. Was hat er denn zu Jerusalem gesagt, seine Liebhaberey ists doch wohl schwerlich? Du hattest sonst wohl recht als Du schriebest, die Schüssel die du mir dampfend hinstellest, mögte geronnen und erkaltet seyn, ehe sie nur zu mir gelangte. Vor Wintersanfang hast Du das Buch abgeschickt, und nach Frühlingsanfang ist es erst zu mir gekommen. Daran ist wohl zum Theil Zimmer schuld, mit dem ich in dergleichen Besorgungen sehr unzufrieden bin. Inzwischen ist mir unter andern auch das lieb, dass man bey Dir sicher sein kann, dass Du trotz so langer Verzögerung nicht auf arge Gedanken kömmst. Was sie sonst über Deine Arbeiten salbadern, davon erfahre ich wenig, da mir ausser den Jahrbüchern, und die spät genug, sonst beynahe nichts vorkömmt.

Ueber Deine Dolores, von der ich Dir noch besondere Rechenschaft schuldig bin, die ich Dir geben werde, wenn ich sie nächstens noch einmal gelesen habe, habe ich eine Rezension darin gelesen, die Dich gefreut haben wird; ich habe sie in manchem meine eigene Arbeit, etwa im Schlafe niedergeschrieben geglaubt, bis mich einzelne kleine Minenzüge doch errinnert, dass es ein Anderer sey.[1]) Sie haben übrigens die Rezension noch ins nachgelieferte Heft des vorigen Jahrgangs hineingethan, um ja den angefangnen neuen miserabeln nicht damit zu verderben.

Man schreibt mir eben, dass Du am eilften vorigen Monaths Hochzeit gemacht, Du kannst glauben, dass ich sicher an dem Tage wenigstens einmal an Dich gedacht habe. Nimm meine besten Wünsche in Dein neues Leben über, soviele Blüthen als der gegenwärtige Frühling zeigt, soviel Früchte als er verspricht. Du hast in der That eine

1) Von Bettina und Wilhelm Grimm, über deren Anteilschaft ich 1899 in Bd. 31 der Zeitschrift für deutsche Philologie berichtet habe.

schöne Zeit zum Werk getroffen, und das ist zuverlässig nicht ohne Vorbedeutung. Aber zwey Gewitter schon sind seit jenem Tag über uns vorbeygezogen, hast Du deren auch gehabt, dann hast Du doch wohl aufgepasst, sie kommen nach der alten Hausregel alle aus demselben Striche. Wunsch und Gruss für Deine Frau musst Du ihr selber überbringen, und ihr dabey Stand und Herkunft expliziren, da sie mich gar nicht kennt.

Was sonst die Meinigen betrifft, so sind wir Alle wohl, Dein Pathchen ist ziemlich gross geworden, macht sich aber nur wenig aus mir, es sagt sein Vater sey verloren, im Wasssr ersoffen, und es brauche keinen Anderen mehr. Meine Familie hat sich übrigens um zwölf Vögel zwey Distelfinken, zwei Zeisige, zwey Dompfaffen, zwei Canarienvögel, zwey Stockfinken und zwey Buchfinken vermehrt, die mir nun zusammen nebst den Kindern ein mörderlich Geschrey um den Kopf machen. In all dem Lärm habe ich in Jahr und Tag Persisch gelernt, und das so ernsthaft, dass ich alle Tage den Schah Nameh des Ferdusi erwarte, und mit seinen 60 000 Versen bis gegen den Winter zu Stande zu seyn gedenke. Weiter habe ich die Zeit meine Mathematik, Differenzialrechnung inclusive wieder aufgefrischt, in der Mechanik viel gethan, viel über das Licht experimentirt, die Studien zu meinem Mythenbuche fortgesetzt, über Naturrecht gelesen, und sonst meine Stunden gegeben, meinen grossen Garten selbst und allein umgearbeitet, also wie Du siehst nicht auf der Bärenhaut gelegen, und doch fürchte ich wachsen die Sachen mir alle über den Kopf zusammen, ich muss siebenzig Jahre bey gutem Verstande alt werden, wenns was werden soll. Nächsten Winter denke ich nach Göttingen zu gehen, wenn ich das Geld dazu auftreibe, um mich einmal einer guten Bibliothek zu nähern. Dann mache ich wohl auch einen Sprung zu euch hinüber, mich freuts dass eure Universität so wohl gedeiht, wäre die Armuth nicht, bey dem jetzigen guten Willen und der Bescheidenheit könnte was Vortreffliches werden, Alles gefällt mir darinn wohl, weil so wenig Lärm damit gemacht wird. Das Inaugurationsgedicht von Clemens[1]) hat mir wohl gefallen, ob er sich gleich dabey mehr als gewöhnlich besonnen zu haben scheint. Ohne Göthes Nachahmer zu seyn, kömmt er ihm doch in der Art und Weisse unter allen am nächsten. Was treibt er denn,

1) Die Cantate auf die feierliche Eröffnung der Berliner Universität am 15. Oktober 1810, die aber in Wirklichkeit nicht stattgefunden hat: sieh Heinrich von Kleist's Berliner Kämpfe S. 301 f.

ich höre nichts von ihm, und Du schreibst mir nichts, er selber gar nichts, meinen Dir eingeschlossenen Brief hat er doch wohl erhalten? ist er denn wirklich Professor, oder hats ihm Zschokke nur so angehängt, niemand wills glauben. Grüsse mir ihn viel und gut, er soll mir schreiben, sonst lass ich ihn auch laden.[1])

Zum Schlusse muss ich Dir noch sagen, wie ich in Halle und Jerusalem Dich gleich auf den ersten Blick mit vielem Vergnügen darin wieder erkannt, dass vorn unter den spielenden Personen Lysander gänzlich fehlt.[2]) Druckfehler waren sonst leider nicht viele aufzutreiben.

Und so lebe denn wohl, und mache Dirs wohl, und behalte mich lieb wie ich Dich lieb behalte von ganzem Herzen.

Görres.

Es war ein sonderbares Spiel des Zufalls, dass sich auch mit diesem Schreiben ein Brief Arnim's, vom 14. April 1811, kreuzte (8, 195). Er erzählte Görres, wie er sich mit Bettina verheiratet habe; lud ihn abermals auf ein halbes Jahr, um Vorlesungen zu halten, zu sich nach Berlin ein; und kündigte ihm an, er gedenke, nun Bettina sein sei, noch diesen Sommer mit ihr alle geliebten Wege und Höhen des Rheins wieder zu besuchen.

Die Reise wurde im August 1811 angetreten. In Weimar feierten sie Goethe's Geburtstag mit und schieden in Unmut und Verdruss mit Goethe's Frau. Es war schon tief in den September hinein, als sie in Frankfurt eintrafen, und wenn sie den herrlichen Herbst dieses Jahres am Rheine geniessen wollten, dann war es Zeit, in Eile dahin aufzubrechen. Die Familie Brentano besass ein Weingut zu Winkel unterm Johannesberg. Wie im Sommer 1808, bestieg jetzt wieder Arnim an Bettinens Seite den kleinen Tempel auf dem Niederwald. Alles so vertraut, und doch ganz anders geworden. Zum ersten Male trennte sich hier Arnim auf ein paar Tage von seiner jungen Frau und fuhr lustig nach Koblenz zu Görres hinunter. Er traf nun leider Görres' Frau und die Kinder an der Ruhr erkrankt, so dass die Unterhaltung beider Freunde nach so langer Trennung, insbesondere die Gänge ins Freie sehr gehindert wurden. „Aber es mehrte“ — ich entnehme dies einem ungedruckten Briefe Arnim's an Grimm's — „meine Achtung gegen den herrlichen

1) In Zschokke's Miscellen für die neueste Weltkunde (1811, S. 138) war in einer Berliner Correspondenz von Clemens als dem „Professor Brentano“ fälschlich die Rede gewesen.

2) Dies stimmt, ist auch im Neudruck der Sämtlichen Werke so verblieben.

Menschen, der sich mitten unter solchen Störungen, von niemand begleitet, so entfernten Studien ergeben kann, und die Niederträchtigkeit der Literatoren gegen ihn fiel mir bitter in den Geschmack; auch hätte ich gewünscht, Göthe nicht über Görres gehört zu haben, was ich aber natürlich dem Görres verschwieg und ihn vielmehr so fröhlich wie möglich mit allem bekannt zu machen suchte, wo ich ihn anerkannt gefunden hatte. Die Heidelberger Jahrbücher hatten sich vor kurzem wieder an ihn gewendet (8, 219) und er hatte eine Rezension von Jean Pauls sämtlichen Schriften verfasst. Noch arbeitet er an einem Werk über die christlichen Mythen, er sprach sehr genügend über die Berührung zwischen den christlichen Mythen und Indien, über die verschiedenen Evangelisten u. s. w.“ Görres war damals also mit einer Fortführung seiner Mythengeschichte beschäftigt. Es stimmt dies Alles zu dem, was Arnim über Görres auch an Clemens Brentano (S. 290) schrieb. So wohnte Arnim ein paar Tage in Görres' Nähe. Der Komet leuchtete hell hernieder, wenn Arnim Nachts, weil die Brücke nicht mehr abging, auf einem Nachen über den schwarzen Rhein nach Thal Ehrenbreitstein hinüberfuhr, wo er aus Mangel an Pässen sein Nachtquartier genommen hatte. Mit herzlicher Ungeduld kehrte Arnim am 12. Oktober 1811 zu seiner Frau nach Frankfurt zurück; und ein kurzes Empfehlungsschreiben, das er Tags darauf einem jungen Bekannten mitgab (8, 254), war das erste, rasche Lebenszeichen seit der Trennung von dem Freunde.

Görres' Jean Paul-Rezension erschien im Jahrgang 1811 der Heidelberger Jahrbücher. Wie sie im Ganzen die Neigung der Heidelberger Romantiker für Jean Paul zum Ausdruck brachte, so liess sie auch Görres' eigene Stimmungen aus jenen Tagen deutlich durchblicken. Görres empfand Goethe gegenüber, dessen Ueberlegenheit er keinen Augenblick in Zweifel zog, doch das Trennende mehr als Arnim. Bei Goethe war es ebenso. Es stimmte zwischen ihm und Görres nie. In der Jean Paul-Rezension (S. 1237) spricht Görres von dem sicheren inneren Takt, von dem zarten berührsamen Nervengeist, dem sicheren unbetrüglichen Gefühl des Rechten und Schönen, kurz des ästhetischen Gewissens, und fährt fort: „Von dieser Seite darf Jean Paul sich mit jedem, auch dem besten Dichter messen, und keiner übertrifft ihn in jener schönen hohen und genialen Lebensgrazie, in jenem reinen Ebenmasse, in jener Zartheit aller Laute des Gefühls“ — das ging natürlich gegen Goethe! Weiter heisst es (S. 1239): „Es ist uns erquicklich, hier im Hause eines guten Geistes zu seyn, dem wir vertrauen können, dass er nicht mit Trug umgeht, und mit schönen Empfindungen uns belügt,

eine freudige Sicherheit, die uns auch in den Werken eines andern in allem Guten diesem Geiste verwandten werthen Freundes, immer so wohlthuend und tröstlich gewesen ist.“ Wer empfände nicht, dass Achim von Arnim hier von Görres gemeint sei.

Im November machte Arnim einen neuen Ausflug: eine Woche in Heidelberg, fünf Tage in Strassburg, dann noch einen Tag wieder in Heidelberg, und zurück nach Frankfurt. In Strassburg hatte er litterarische Absichten, die sich nicht erfüllten. Görres erfuhr dies zunächst von Zimmer und Creuzer (8, 257). Dann aber, in näherer Ausführung von Arnim selber, durch einen Brief, der aus Görres' Nachlass nicht wieder aufgetaucht ist, über dessen Inhalt Görres' Antwort uns aber Aufschlüsse gewährt.

Das Wichtige sind Görres' politische Selbstbekenntnisse. Man bedenke, wie die preussischen Patrioten in Berlin, zu denen Arnim gehörte, damals ihre politische Stellung nahmen. Als Kriegspartei forderten sie den Entscheidungskampf gegen Napoleon; als alte konservativ-feudale Grundbesitzerpartei suchten sie dem Eindringen revolutionär-französischer Ideen in die innere Verwaltung Preussens zu wehren. Es war nicht anders möglich, als dass diese Dinge jetzt zwischen den beiden Freunden zur Sprache kamen. Görres wurde, so oft es seinen Gegnern bequem war, als Jakobiner ausgegeben und verdächtigt. Die publizistischen Schriften seiner Jünglingsjahre: das „Rothe Blatt“ und der „Rübezahl“, auch noch die „Resultate meiner Sendung nach Paris“, die kaum mehr als ein Jahrzehnt zurücklagen, konnten jeden Augenblick als Beweis dafür hervorgelangt werden. In glühendem Freiheitstaumel hatte Görres damals die Pfaffen- und Herrenwirtschaft in den Rheinlanden mit beseitigen helfen, und als sittlicher Idealist in der Erklärung der Menschenrechte, der Aufrichtung der Republik, der Lostrennung des linken Rheinufers vom abgestorbenen Reichskörper das künftige Heil erblickt, bis ihm die Augen darüber aufgingen, was der aus solchen Idealen thatsächlich herausentwickelte Imperialismus eines Bonaparte zu bedeuten habe. Görres war jetzt der schärfste Gegner Napoleon's und seiner Machtgelüste, in Deutschland wie in Spanien. Er stand jetzt genau so wie die Berliner Patrioten und wie Arnim. Und trotzdem beschäftigte sich Görres mit der Möglichkeit, der Fortsetzung seiner Studien wegen überhaupt nach Paris zu gehen, ein Plan, aus dem in der Folge doch nichts wurde. Den Gang der politischen Entwickelung bei Görres zu beobachten, mochte für Arnim etwas höchst Anziehendes und Reizvolles haben. Er nahm — wahrscheinlich in Strassburg — die Gelegenheit

wahr, Görres' Jugendschriften durchzulesen. Was er darüber an Görres schrieb, gab die Anregung zu der Rückäusserung des nachfolgenden Briefes; es ist vielleicht das früheste, aber nicht das einzige Mal, dass Görres zu Selbsterklärungen über sein erstes politisches Auftreten sich genötigt sah:

Koblenz am 18ten Jänner 1812.

Ich schreibe Dir schnell, lieber Arnim, auf Deinen Brief, weil ich hoffe, dass der Meinige Dich noch in Frankfurt antrifft, gerade die Ungewissheit, ob dahin oder nach Berlin, hat mich abgehalten, früher Dir einen Brief nachzuschicken. Ich hätte wohl gewollt, dass Du bis zum Frühjahr oben geblieben, und mich dann noch einmal besucht hättest zusammt Deinem Buben, den ich wohl eben so gern wie den König von Rom sehen mögte. Wenns aber nun ein Mädchen wird, dann wärs freylich besser gewesen dass es statt guten Weines reichliches Oel gegeben hätte. Du musst es jetzt beynahe wissen können, ich weiss nicht ob ich Dir meine physiologischen Zeichen, woraus schon im vierten Monath zu sehen ist, gesagt habe. Schreibe mirs doch gleich, wenns ans Tageslicht kömmt, bey jedem Glase neuen Wein denk ich daran, der Jahrgang ist gar zu gut, und der Boden auch, es kann nichts Schlechtes gewachsen seyn.

Dass Du meinen Rübezahl gelesen, ist mir lieb. Ich hätte Dir ihn recht wohl geben können, wenn ich ihn gehabt hätte, aber nicht vielen Andern. Wozu Du und ich in aller Gutmüthigkeit lachen, weil Du in Deiner allgemeinen Billigkeit, und ich in meiner Ueberzeugung wissen, dass der Grund gut ist, das würden die meisten mit hochmüthiger Ironie ansehen und sich gescheidt dünken dass manches Thörigte von ihnen nicht gedruckt ist. Ich kenne noch ganz genau meine damalige Stimmung, und weiss dass sie gerade so viel werth war wie meine gegenwärtige, ohne alle Welterfahrung, ohne Geschichte, wusste ich recht gut was ich wollte, in meiner Gesinnung war kein Makel, ich habe mich über gar nichts zu schämen, mir gar nichts vorzuwerfen, ich würde jetzt in ähnlichen Fällen Manches gescheidter anfangen, aber redlicher und wohlmeynender niemal. Allerley Unbeholfenes, Ungeschicktes und Beschränktes ist in dem ganzen Wesen, aber tüchtig wars in seiner Art, und hätten alle so gearbeitet, Teutschland wäre nicht in der Erniedrigung wie jetzt; das Ganze war eigentlich ein bürgerlicher Krieg mit den Franzosen in ihrer eigenen Taktik, und vom Äussern ausser dem Umfang hauptsächlich dadurch verschieden, dass ich nie geschlagen wurde. Ich will Dir nun auch mein politisches Testa-

ment nach meiner Rückkunft von Paris mit dem nächsten Postwagen schicken. Bis auf einige Blätter könnte ichs wohl jetzt noch schreiben, wie ich beym Durchlesen vor einiger Zeit gefunden habe. Lass Dirs nachschicken, wenn Du weg bist. Was meine damaligen Mitarbeiter betrifft, so waren gerade nur die schwächsten, die sich mit diesem gewissermassen Literärischen abgeben konnten, es war sonst viel Tüchtiges dabey, meine Stimmung war die herrschende, und niemal wäre es zu solchen Dingen, wie bey den Franzosen gekommen. Ich kenne nicht das Strassburger Buch, aber ich muss Dich doch warnen, nicht zu unbedingt darauf zu vertrauen. Diese Sachen sind von den sogenannten Moderantisten, diesem lauen Fischfleischgeschlechte, das immer bey jeder heftigen Anstrengung der menschlichen Natur zusammenläuft, wie Schleimsäfte bey Verwundungen, was denn freylich eine gute Naturveranstaltung ist, weil alle Extreme einmal nicht für unsere Erde sind. Diese Jakobinergreuel sind doch nichts als einmal ein akuter Anfall in das ewige chronische Uebel der Welt, diese zahmen Sünden sind doch unter allen die widerwärtigsten. Die bessern Jakobiner wie Danton und Andere hatte keine andere Sünde, als dass sie etwas ernsthaft wollten, die schlechtern waren nichts als leichtsinnige Franzosen, der Haufen schwamm nach, und ersoff zum Theil. Jene Gemäsigten sind gerade die Schreyer auch in der teutschen Literatur, Du weisst wie viel Glauben eine Geschichte von diesem Packe geschrieben, verdienen würde. Jetzt in Spanien lassen sie sich ohne Murren zu Tausenden hinmetzeln zu ganz gemeinen Zwecken [1]), wenn die Idee aber von ein paar Berauschten gehandhabt in der Guillotine ein paar Dutzende frass, dann erheben sie gross Geschrey. Wer nicht mitgespielt, kann kaum ein sicheres Urtheil gewinnen, weil die Leidenschaft alles verdreht hat. Dass Deine Prophezeyung [2]) übrigens auf gutem Grunde ruht, kann ich am besten wissen, denn ich sehe gar nicht ein wie ich mitten unter Franzosen je einer ihres gleichen im Guten wie im Bösen werden kann, sie müssten mich erst verkuppeln und durch ein halb Dutzend Generationen durchlaufen lassen. Aber das kann ich schon wieder nicht leiden, dass meine Mädchen Franzosen heyrathen sollten, und das liesse sich doch gleich z. B. beym

1) Es klingt dies an eine Stelle des Rothen Blattes (19. Februar 1798) an, wo Görres sarkastisch als zu verkaufen anbietet: „12 000 Stück Menschenvieh, vortrefflich dressirt, können hauen, schiessen, stechen, rechts- und linksum machen. Ein zwölfjähriges Abrichten mit Stock und Prügel hat es endlich dahin gebracht, dass sie sich für ihren Herrn todtschiessen lassen, ohne nur dabei zu murren."

2) Offenbar: Görres werde sich in Paris nie heimisch fühlen.

Leben in Frankreich nicht vermeiden. Doch habe ich mich nach langem Streite nach Abwägung aller für und wieder, doch schon seit geraumer Zeit für Paris entschieden. Meine Zeit ist gemessen, soll etwas geschehen, dann muss ich mich der Werkzeuge bemeistern, die Bänder von vielen sind dort, und man muss den Franzosen schon als Zugabe schlucken. Höflich sind sie ja auch, und man braucht sich eben nicht mit ihnen kopuliren zu lassen. Wie den Teutschen der politische Apparat der Franzosen Noth thäte, wenn sie es zu etwas bringen sollten, so müssen sie auch ihren wissenschaftlichen Apparat haben, wenn die Freyheit der Gesinnung etwas Lebendiges werden soll. So fehlts an meinem Willen nicht mehr, wies bisher der Fall war, ob aber die Umstände sich fügen werden, ist eine andere Frage. In diesem Lande ist das Interesse so viel, und ⟨. . . . . . , dass es⟩ kaum im äussersten Winkel Platz hat. Die Teutschen ohnehin sind ⟨. . . nichts⟩ als eine Art von Buschbritten, und bloss dass ihre Sachen so wenig praktisch, ⟨. . sicher . .⟩ vor Verfolgung. Sonst sind die Leute dort im Einzelnen billiger und neidloser als die Teutschen, und gefälliger vor Allem. Ich denke nächster Tage an Humbold zu schreiben, er ist ja auch aus dem tollen Lande, und muss mit seinen Landsleuten halten. Wenn Du jemand in Berlin kennst, der mit ihm in genaueren Verhältnissen steht, dann lass ihm doch wegen mir ein paar gute Worte schreiben.

Dass Dir meine Rezensionen nicht misfallen, ist mir lieb gewesen. Bey Dalberg hat die Eine (über dessen Meteor-Cultus) ihren Zweck erreicht, er ist in heilsames Feuer gerathen, und will kein Geld und keine Mühe sparen zum Zwecke, wie ich schriftlich von ihm gesehen habe (8, 276). Bey Jean Paul dachte ich an die lange Herabwürdigung die er erfahren, an seine Ehrlichkeit, und an den elenden Botenlohn, der den Besten gereicht wird, und den kalten, faden Rezensionsschleim, mit dem Alles bekrochen wird. Dass Dir die Rezension nicht ganz zusagt, ist theils ihre Schuld, der Anfang z. B. hat mir selbst durchaus misfallen, indessen hatte ich doch zu viel Zeit schon an die Sache gewendet, als dass ich sie noch einmal hätte umschreiben können. Dann aber hast Du auch Einiges gegen Jean Paul, über das ich Dich zu fragen schon mehrmal vergessen habe. In der That lass Dich nicht durch Aeusserlichkeiten stören, die mir nun nie etwas sind, und lies einmal seine Schriften, mitten unter dem Schutte einer eingestürzten Bibliothek hat er Schloss und Garten und wohnt wie ein Sylphe und die schweinsledernen Bücher kommen einem am Ende wie helle Sterne vor. Ich kanns gar nicht leiden, dass Du auch unter denen bist, die ihn nicht gelesen.

Deine Nachrichten über Heidelberg habe ich gerne gelesen, schreibe mir auch wie Du Berlin wiederfindest. Obgleich ich auch an Creuzer das fatale unstäte Zucken und die ewige Nakeley nicht leiden kann, so halte ich doch Wilken für falsch, ob je was rechtes aus ihm herauskömmt, daran kann man wohl nur aus allgemeiner Menschenliebe glauben, er ist zu eingebildet. Aber was er in der Bibliothek gethan, daran glaube ich gern, das und viel Aehnliches ist sein Fach, und von der Seite ist Heidelberg zu enge für ihn. Dass unter den Studenten einiges ist, kann einen wohl auch erfreuen, immer wird die wahre Zeit doch wie mit Chronometern von Einigen erhalten, dass man weiss, wo man in der Welt daran ist.

In meinem Hausse hättest Du, wärst Du diesmal gekommen alles besser in Ordnung gefunden, die bösen Geister sind vertrieben, meine Frau ist wieder wohl und grüsst Dich. Die Kinder haben sich auch wieder herausgefressen, Dein Pathchen bringt mir mit langer Schnauze ein Kussmaul für Dich wies sagt. Seinen Tyrolern hats bald alle Köpfe abgeschlagen, es will sie aber tagtäglich geleimt haben. Sonst zeigt es sich als einen treuen Anhänger von seinem Pathen, weils die Hälfte der Lieder im Anhange vom Wunderhorn beynahe auswendig kann. So reisse nun wohl und glücklich, zum neuen Jahre will ich Dir nur die Fortsetzung des alten wünschen, behalte mich lieb, und schreibe mir bald.

Görres.

Arnim nahm seinen Heimweg über Kassel zu Grimm's und traf im Februar 1812 wieder in Berlin ein. Hier bereiteten sich schon die grossen Ereignisse des russisch-französischen Krieges vor. Die Patrioten von der preussischen Kriegspartei traten trauernd zur Seite, oder wer von ihnen Offizier war und seinen preussischen Degen für keinen Napoleon ziehen wollte, nahm den Abschied, um in den russischen Regimentern gegen den gemeinsamen Feind zu kämpfen. Arnim hielt sich still zurück. Den Umgang seiner nächsten Berliner Freunde, Kleist, Adam Müller, Brentano, die nicht mehr da waren, musste er entbehren. In dem stillen Gartenhause, das er mit seiner jungen Frau bewohnte, baute er sich sein eignes, der Welt entferntes Lebens- und Arbeitsheim. Und hier vollendete er seine Ausgabe der Vier Novellen, die, am Rhein und Main entstanden, er den Freunden Görres und Grimm schon in Koblenz und Kassel vorgelesen hatte: den Brüdern Grimm sind sie daher auch zugeeignet.

Diese Vier Novellen werden heute noch gelesen, so dass sie als bekannt vorausgesetzt werden dürfen. Nur wenige Bemerkungen sind im Hinblick auf das Folgende nötig. In die erste Novelle, Isabella oder Karl's des Fünften Jugendliebe, hat Arnim die Romantik des Zigeunerlebens mit Spuck und Wurzelmännchen hineingearbeitet. In der zweiten beruht das Geheimnisvolle auf der wunderbaren Aufopferung der Araberin Melük Maria Blainville für ihre Freunde. Im glücklichen Färber Golno und der prächtigen Lehne gab er, in der dritten Novelle, die wohlgelungenen Personen eines thätig-bürgerlichen Sittengemäldes. Die vierte Novelle, Angelika die Genueserin und Cosmus der Seilspringer, behandelt das Sichwiederfinden von Sohn und Mutter, die getrennt waren.

Die Novellen gelangten an Grimm's nach Kassel und von ihnen in Arnim's Auftrage ein Exemplar zu Görres. Wilhelm schrieb dazu an Görres (8, 315): „Die lebendige Begeisterung, die wahrhaft treue Poesie, sein reiner Styl wird nicht leicht von einem Aufrichtigen verkannt werden, mir ist auch das individuelle darin recht eigentlich lieb und zusagend, und darum kehr ich immer gern zu Arnim's Dichtungen zurück. Der ersten Erzählung gönn ich auch den ersten Platz, er hat sie uns schon vorgelesen, und viele recht herrlich erfundene ganz originelle Situationen stehen mir lebendig vor dem Herzen. Oft fängt er mit einem charakteristischen ganz heimlichen Leben im Walde, in Felsen an, und in dieser schönen Begrenzung tritt alles nah, klar und ergreifend vor uns hin; dieses führt er bis zu einem gewissen Punkt, dann aber thun sich alle verborgenen Thüren auf und wir treten in die ganze Welt, in welche sich die Geschichte nach allen Gegenden verbreitet und ihr Resultat als ein allgemeines und grosses an jene knüpft“. Freilich erliege Arnim der aus einem gewissen Reichtum springenden Gefahr, den Strom seiner Poesie, an dessen Ufer man behaglich hingehe, unbeschränkt zu einem Weltmeer werden zu lassen, dem man nicht folgen könne: „So hätte ich gewettet, die Geschichte der Isabella wäre zu Ende, wo sie Nachts herabspringt aus dem Fenster und zu den Ihrigen zurückkehrt“. So könne er sich den Färber Golno kaum vor den Augen behalten, bei dem das Ueberspringen in neue Verhältnisse am meisten auffalle, wohl aber die drei liebreichen Schwestern, vor allen Lehnchen, die wieder vortrefflich sei. Lauter feine Bemerkungen, mit denen Görres sich in seiner Antwort an Wilhelm Grimm (8, 329) grösstenteils einverstanden erklären konnte. Arnim achte allerdings zu wenig die Regeln der Perspektive in seiner Komposition:

„Sonst ist Alles in dem Buche wohl gemacht, und es steht da wie ein herrlicher blühender und fruchtbarer Baum, den die Vögel weit über Meer hin kennen, und zu dem sie hingezogen kommen". Zu Arnim selber sprach sich Görres in dem folgendem Briefe aus:

Koblenz am 10ten Juny 1812.

Ich habe lange nichts gehört von Dir und Deinem Kinde, die paar Worte in Deinen Erzählungen

Und ein Jahr ist so vergangen
Und ein Kind, von Dir empfangen,
Zeigt des Jahres liebreich Bild:
Grosser Gott, wie bist Du mild!

hast Du im Herbste niedergeschrieben, ich kann also nichts daraus nehmen [1]). Sonst bist Du so vergnügt darin, wäre Uebermuth dabey, dann könnte man Böses fürchten, das ist aber auch nicht, die Zeit aber ist vorüber, und so bin ich nur in unbestimmter Sorge, und weiss nicht was ich denken soll, darum schreibe mir wies steht. Sonst wirst Du wohl gar angenehmen Zeitvertreib haben mit Kanonen und Bajonetten und Trommeln und Allem was man so in die Trophäen zusammenbindet, und die Zerstreuung ist Dir wohl zu gönnen bey Deinem gegenwärtigen sitzenden Leben in Vergleich mit früheren Wandeljahren. Ich glaube würklich, dass meine werthen Landsleute mit dem, was sie hiessigem Boden vertragen, am Ende noch euern Sand fruchtbar machen werden. Auch lese ich die drey Prozente eben in den Zeitungen, schöne Dividenden aus dem Kompagniehandel mit dem Vaterland in französischer Waare gezogen: mich würden sie freylich nicht sehr drücken, was ich ohne Hochmuth sagen kann.

Deine Erzählungen habe ich, wie Du aus dem Anfange schon sehen kannst erhalten, und wie Du denken magst mit viel Lust und Ergözlichkeit gelesen. Ein sehr angenehmes Männchen hast Du unter dem Galgen hervorgescharrt, man muss sagen, dass noch kein Klassiker an diesem Orte nach Poesie gegraben, obgleich der Galgen mit den drey Füssen ein prächtiger Molossus ist. Die Erzählung ist bis auf einige kleine Astlöcher über die Maassen wohl gemacht, meist lauter erlogenes Volk geht darin herum, und doch spricht man mit ihnen, und erkundigt sich, und sieht sie an und nimmt Theil an ihnen, als wärs etwas. Ich glaube würklich dass auch einmal eine Zeit gewesen ist, wo die Natur

1) Die Verse, die gemeint sind, habe ich aus Arnim's Erzählungen oben in den Brief eingesetzt.

solchen Muthwillen getrieben hat, und dass unter irgend einem Bergzug eine ganze Rumpelkammer solcher komischen Masken, und Capita der Hanswurstphilosophie vergraben liegt, die einmal zur Verzweyflung der Systematiker aufgegraben wird, es wird sehr schön seyn wenn wir so die Puppen der ernsten Matrone einmal zu sehen bekommen. All das verzweifelte Volk hat also in der Lederhose beysammengelegen, und wird zu jetziger Zeit herausgelassen, ich wundere mich nur immer dass sich nicht irgend einmal jemand darauf gesetzt, und etwa vor dem schönen vielstimmigen Gequicke erschrocken aufgefahren ist wie vom musikalischen Stuhl, und wies so lange gut gethan in dem engen Behälter, und wie so mancherley sehr honette Leute der Graf, Olympie und einige andere mit vielen Landstreichern zurecht gekommen sind. Ich muss sagen, dass wenn alle Deine Leute mit Dir einst heulend zur Leiche gehen, kein ärger Spektakel je erhört seyn wird, auf das die Leute weit und breit wie zur Krönung zusammenlaufen. Sitzest Du aber unter ihnen, dann ists die Versuchung des heiligen Antonius[1]), und Du musst nicht beten können, ja nicht einmal recht fluchen. Unterdessen fahren immer wieder neue Krüglein mit aparten Bäuchen und Henkeln von der Töpferscheibe, und tanzen fort um die Scheibe, wie Du im machen sie gelehrt. Ich muss dabey lachen, wenn ich denke wie Du lachend sitzest, und die schwarzen Fäden spinnst, und wie Dein Lachen in die paar Tropfen Tinte fährt, und sie in die allerliebsten Klexe auseinanderschlägt. Im Ernsthaften machst Du aber auch ein ehrenvest Gesicht, da kömmts Dir wohl zu statten, dass Du nahe an die sechs Füsse missest.

Die Araberin ist sehr gut, nur in der Erzählung der Einschlag von anderer Materie als der Aufzug, und es ist in alten Gesetzbüchern schon verboten, zweyerley zu einem Zeug zu wählen, weil eins das Andere aufreibt.

Auch Cosmus, der am Anfang sich meisterlich anzukündigen weiss, schlägt gegen das Ende etwas um, der berühmte Mann in Heidelberg wird Dir übrigens seinen Dank zu bezeugen wissen auf die schon bekannte Weisse[2]).

---

1) Auch in der Einsiedlerzeitung benutzt.

2) Der „berühmte Mann in Heidelberg" ist Voss, und Görres bezieht sich auf die folgende Stelle bei Arnim (Werke 1, 398), wo „ein berühmter Mann, den sie (die aus Heidelberg Fliehenden) kennen gelernt hatten, ihnen (als sie vor dem schönen Kreuze am Thore dankbar beteten) in den Weg trat, und Vorwürfe machte, wie sie Götzenbilder aus Steinen anbeten könnten; auch war es dem Manne nicht recht, dass sie dem Hannes eine Livree mit Tressen gegeben hätten, weil er das für aristokratische Auszeichnung hielt". „Auf die schon bekannte Weise" bedeutet: im Morgenblatt.

Im Färber hat der heilige Geist einige Tage zu kurz gebrütet, und zuletzt aus Ungeduld das Ey in etwas aufgepickt. Der Stoff mag für Deine Natur etwas widerbellend seyn, doch hast Du ihn recht wohl bezwungen, und die Lehne besonders ist recht gut gelungen, und kann Deinem andern poetischen Volke die Hausshaltung führen. Alles zusammen ist ein sehr guter Wurf, denn Du wirfst ganz eigentlich, und mich verlangt nur wieder, wo Du jetzt mit trächtig gehst. Könntest Du soviel schaffen, als ich im Jahre lese, ich stellte wahrhaftig meine Arbeit ein, und hörte immer nur Deinen Narrenteudungen zu. Winkelmann beschenkst Du (Werke 1, 371) nach gewohnter Weisse wieder im Grabe mit einem Söhnchen, ein altes Orakel sagte bey ähnlicher Gelegenheit, der Nehmer habe Brod in den kalten Ofen geschoben, Du aber bringst es gar vollkommen gebacken heraus. Deine geheimen Denkwürdigkeiten von Karl dem Fünften ergänzen auch recht schön Schlegels Vorlesungen über ihn, nur durch das verfluchte Männlein hast Du Deiner Glaubwürdigkeit etwas weniges Abbruch gethan.

Du rühmst in dem Buche die Trauben vom vorigen Jahre so sehr, dass sie verschämt unter dem grünen Laube hervorgesehen ist ein recht gutes Bild, dass Du sie aber hernach aufgefressen doch auch sehr kannibalisch. Aber hast Du denn auch von dem Weine daraus in Deinem fatalen Land getrunken? Du kannst glauben, sämmtliche Rheinländer haben Ehre davon und ich trage solchen ungeheuchelten Respekt davor, dass ich, wo er mir vorkömmt, mich so in ihn vertiefe, dass er selbst bey all seinem grossen Geiste doch ganz seicht wird, ich wünsche mir keinen Keller voll, weil man sich daran zu schanden trinken könnte. Nahe an 1000 Fuder sind schon in hiessiger Stadt verzehrt, und dabey lesen die Leute keine Literaturzeitung, nicht einmal das Morgenblatt. Wüsstest Du nur Wege anzugeben in die Streusandbüchse, ich wollte Dir einige Tröpfchen zum Danke für Deine Erzählungen senden so gut wie sie. Habt ihr auch ganze Fuder oben, ists nicht Johannisberger, dann reichen sie weit nicht an den Engenhöller, den jetzigen Gegenstand meiner Andacht. Wirst Du dann den Herbst wieder zu uns herauskommen? Du solltest das niemal unterlassen, so lange Du noch beweglich bist. Mich wirst Du dasmal auch hoffentlich in besserer Fassung treffen, Frau und Kinder sind längst wieder wohl. Eben stehen die Trauben wieder in der Blüthe, so reichlich an den Stock geregnet, wie man es lange nicht mehr gesehen, einige Tage über war nicht sonderliches Wetter zum Durchblühen, jetzt aber hat sichs zum Vortrefflichen gewendet, und es mag wieder einen lustigen Herbst geben. Hast Du

den Krieg und die Einquartirung Dir wieder aus dem Leib gedampft, dann gehst Du wieder heim.

Ich lebe in meinem gewohnten Gleichmuth fort, den langen Perser habe ich jetzt rein abgethan, Du kannst Dir denken, welch ein Nest voll Sachen mit den Hacken wieder hinuntergelassen ist. Es ist mir als sey ich mit in der Verfolgung Mosi gewesen, und über das rothe Meer geschwommen, doch kann ichs zu keinem ordentlichen Respekte vor mir selber bringen, ich meine nun die Sprache sey ein Filial meiner Muttersprache, und das Buch das mir vorher wie das Buch des Lammes mit den sieben Siegeln erschienen, ein kleines Taschenbüchlein zur Unterhaltung. Sonst läuft ein Strom von Poesie darin, gross wie der Euphrat, viele berühmte Männer unter uns rinnen als winzig kleine Bächlein darneben, es steigt kein Lachs hinein, um darin zu laichen. Einen Auszug habe ich daraus gemacht, nach Art der alten Prosaromane, wage aber doch nicht recht, ihn drucken zu lassen, aus Furcht zu blasphemiren, denn es ist unbarmherzig wie man zusammenziehen muss, will man nicht auch wieder einen Folianten füllen. Sonst liest sichs gut weg.

Was treibt ihr sonst wohl in den langen Strassen unter den 80 000, oder wieviel sind eurer; ich meyne immer, stiege ich nur drüben auf die Berge, ich müsste euch sehen können und winken, aber aus Furcht vor dem Auslachen versuche ichs doch niemal, denn die Optik giebts schon, dass es nicht möglich ist. Dafür sehe ich Dich trotz Optik desto öfter in meiner Stube, beym Lesen Deines Buches bist Du mir nicht von der Seite gewichen, es war als ob Du selbst es vorläsest. Was macht Savigny? in dem Rektorate wird er viel angenehme Zerstreuung finden, grüsse ihn mir. Clemens wird wohl noch in Prag auf dem alten Flecke sitzen, und an den jetzigen Feyerlichkeiten sich wohl erbauen, ihn desgleichen. Dann auch Böckh und Marheineke, wenn Du ihnen begegnest. Eure Universität wird nun auch böse Zeit haben. Zuletzt sey Du selbst gegrüsst und Deine Frau, da ich sie nicht kenne, so kann ich ihr nur gut seyn, dass sie Dirs so wohl macht in der Welt.

Görres.

Ehe Görres diesen Brief abschickte, empfing er von Arnim die Nachricht, dass ihm, im Mai, ein Söhnchen geboren sei. Mutter und Kind hatten in der äussersten Gefahr geschwebt. Die Anzeige wird ähnlich, wie die an Brentano (S. 302), gelautet haben, welche mit den Worten schloss: „Was ich gelitten, gebetet, und dass ich mich nach all der Noth des Kindes erst nur wenig erfreuen konnte, das weiss

Gott und wirds mir nicht anrechnen." Arnim's Sohn empfing die Namen Johannes Freimund. Die Zuschrift, aus dem Mai 1812, war unter Görres' Briefen nicht mehr vorhanden; sie muss ausser der Geburtsanzeige noch andere Nachrichten enthalten haben. Görres legte sofort noch ein neues Blatt zu seinem Briefe an:

„Ich erhalte, da ich meinen Brief schliessen will, den Deinen von der Geburt Deines Johannes Freymund her datirt, wozu ich Dir, besonders Deiner Frau, meinen wohlgemeynten Glückwunsch voran sende. Das sind wohl freylich schwere Tage, und ich kann noch nicht recht begreifen, warum der Mensch unter Schmerzen muss geboren werden, die vorhin habens auch nicht begriffen, und darum dem Sündenfalle zugeschrieben. Geht die Frau sonst auch auf weiten Flügeln, da wird sie gar zu unsanft an irdische Abkunft gemahnt. (Folgen sehr ausführliche und lustig gehaltene Anweisungen über Pflege und Wartung kleiner Kinder.) Was Humbold betrifft, so hat mir Dorow von Paris geschrieben [1]), er sieht ihn, wie er sagt, alle Tage, und so ist das wohl die beste Gelegenheit mit ihm in Verkehr zu kommen. Bey den zwey Trauerspielen von Clemens wird wohl das Eine, was in Wahrheit besteht, die Erzählung von ihrem Vorkommen seyn, ist die Geschichte so unglaublich, dann ist sie wohl auch nicht wahr." Zum Schluss reklamiert Görres den kleinen Freymund launig als Rheinländer und Landsmann.

Die letzten Bemerkungen über Brentano können nur auf den Mitteilungen beruhen, die Clemens (S. 300) Arnim gemacht, und dieser nun Görres weiter gegeben hatte. Es war für Varnhagen nutzlos, dass er die Stelle in Brentano's Originalbrief weggeschnitten hat. Denn die Wahrheit ist doch herausgekommen. Clemens, seit Juni 1811 in Prag und Bukowan weilend, hatte zwei dramatische Arbeiten zu Stande gebracht: Libussa und Comingo, von denen die letztere ihm von Varnhagen „auf eine verfluchte Art in der ersten Bearbeitung gestohlen worden war". Die Libussa las Clemens im Sommer 1812 seinen Geschwistern Savigny und Arnim in Teplitz vor, wohin sie sich alle zum Kurgebrauch begeben hatten. Von hier schrieb Arnim, am 8. September 1812, an Görres (8, 352). Er dankte ihm allen guten Rat für seinen Freimund, dem aber die Kuhblattern schon eingeimpft gewesen seien, ehe Görres' Brief angekommen und davor gewarnt habe. Arnim berichtete über Clemens' Lage und Arbeiten. Die im Bade anwesende höchst merkwürdige Gesellschaft mit Kaiserinnen die Komödien schrieben, mit Feldmarschällen von

1) Der Brief fehlt bei Görres: der 8, 255 abgedruckte aber ist ein Vorläufer desselben.

80 Jahren die Komödie spielten, mit Königen Incognito (Graf Leu), und mit Goethe der Napoleon besinge, gedenke er künftig einmal in einem Buche unter dem Titel Badegesellschaft recht lustig zu schildern. Sehr wichtig sind die kurzen, nur andeutenden Bemerkungen Arnim's über Goethe. Die Spannung, die seit dem vorjährigen Auftritte zwischen Goethe und Arnim bestand, wurde beiden Teilen jetzt in persönlicher Nähe nur um so fühlbarer und schmerzhafter. Ich besitze das ungedruckte Konzept des Briefes, den Arnim nach der Affaire 1811 an Goethe schrieb (den dieser also, da er aus Goethe's Nachlass nicht zum Vorschein gekommen ist, doch wohl vernichtet haben wird): danach lässt sich das Schmerzhafte der Entzweiung auf Goethe's wie auf Arnim's Seite, woran sich für den Augenblick nichts ändern liess, wohl nachempfinden. Goethe schrieb jetzt, 1812, aus Teplitz an seine im nahen Karlsbad weilende Frau Christiane, offenbar um sie, die noch gereizt war, zu beruhigen, die bösen Worte (23, 51): „Von Arnim's nehme ich nicht die mindeste Notiz, ich bin sehr froh dass ich die Tollhäusler los bin" — deren ungewöhnlich erregte Diktion, meinem Empfinden nach, uns heute das Gegenteil von dem verrät, was sie zu besagen scheinen. Arnim schrieb gleichermassen Görres: „Ich habe Goethe nicht gesprochen, ich fühle mich von ihm getrennt"; man empfindet auch hier, wie schwer und gepresst das Wort herauskommt. Arnim motiviert diese „Trennung" nicht blos persönlich, wie Goethe gegen Christiane, sondern er spielt sie auf das Allgemein-Politische hinüber. Schon 1811 glaubte er in Goethe eine Stimmung herrschend gefunden zu haben, die derjenigen nicht günstig war, welche die Berliner Patrioten, Arnim selbst mit seinen Freunden Kleist und Adam Müller, in den Berliner Abendblättern zur Geltung gebracht hatten. Sie forderten da den militärischen, politischen und geistigen Kampf gegen dasjenige System, das Napoleon's Namen trug, bis zum Untergang. Wie hätten sie gewünscht, dass Goethe Eines Weges mit ihnen vorgegangen wäre! Goethe aber wollte sich von Niemanden zum Parteichef erklären lassen. Er teilte nicht den Standpunkt der Berliner Patrioten, deren geheimstes Empfinden er nicht begriff und nicht begreifen konnte. Die Art, wie Goethe das ihm Fremde in den Berliner Bestrebungen 1811 Arnim gegenüber abwehrte, fasste dieser damals wie eine Ablehnung des patriotischen Gedankens überhaupt auf. An seine Freunde Grimm in Kassel hat Arnim in dem Sinne geschrieben, Görres in Koblenz gewiss mündlich so berichtet. Görres hegte ohnehin schon ein gewisses Missbehagen gegen Goethe, wie es, im Grunde genommen, bei all den jüngeren Talenten vorhanden war, die sich, in Kunst, Litteratur und Wissenschaft,

mit Ausschliesslichkeit den deutschen und den christlichen Stoffen zuwandten. So stellte sich auch bei Görres die in die Jean Paul-Rezension eingeflossene Animosität gegen Goethe ganz natürlich ein, gleichwie Goethe zu Arnim unzufrieden über Görres geurteilt hatte. Nun, 1812, dichtete Goethe gar „Ihro der Kaiserin von Frankreich Majestät" zu ihrer Ankunft in Karlsbad den Willkommensgruss, mit Wendungen, die selbst einem Napoleon als etwas bisher nicht Genossenes schmeicheln durften. Bitter schreibt dazu Arnim an Görres: „Goethe hat das Continentalsystem besungen und zwar im Namen der Carlsbader, die nichts davon wissen mögen. Was wird die Zukunft von den grossen Männern unsrer Zeit denken!" All diese Stimmungen und Verstimmungen muss man sich vergegenwärtigen, um namentlich auch, in Görres' Antwortbriefe das über Goethe Gesagte, dem Tone und der Bedeutung nach, richtig, und nicht einseitig dem Wortsinne nach, zu verstehen; man bemerke auch, wie in dem wunderschönen Worte über die damals noch so jungen Brüder Jacob und Wilhelm Grimm schon eine gegensätzliche Anwendung des Arnim'schen Urteils über Goethe hervordringt:

Koblenz am 3ten Februar 1813.

Ich habe Dir, lieber Arnim, lange nicht geschrieben, von Heidelberg berichtet man mir indessen, wie Du einen ganz muntern, lustigen Brief dahingesendet (an Creuzer, nach 8, 381), und das beweisst mir, dass Du noch auf die alte Weisse vergnügt bist, was mir denn sehr lieb gewesen. Jetzt brechen wieder die verdrüslichen Kriegshändel über euch herein, indessen bin ich ruhig, weil ich euch in einer grossen Stadt weiss, wo immer weniger zu besorgen, überdem steht ihr auf breiterem Fusse als viel tausend Andere, und könnt ja immer, wenns euch gut dünkt, an den Rhein oder nach Böhmen gehen. Darum ists mir leider um euer Land als um euch, zur Verdrüslichkeit hast Du eben wenig Anlage, und magst darum leicht den Sturm an Deinem wohl versorgten Hausse vorbeyfahren lassen. Du wirst mir wohl einmal schreiben wie Dirs zu Muthe ist. Ich selbst lebe in grosser Gemüthsstille meine Zeit so fort, sehr ruhig und behaglich, einzig nur in meinen Arbeiten von Zeit zu Zeit durch Abgang der Hülfsmittel unangenehm gestört, da helfe ich mir dann in dem weiten Felde, was ich beherrsche und lasse liegen, was ich nicht bezwingen kann, und gehe zum Andern, was mir gestattet ist. So schreite ich denn freylich intensiv immer fort, nur zum Ende kann nichts kommen, was denn wieder recht gut in die Zeitumstände eingreift, da man ohnehin

nichts mehr gedruckt bekömmt. In den Journalen [1]) wirst Du Einiges von mir lesen, eine Abhandlung über die Vedas sollte Zimmer drucken, hats aber aufgegeben, mein Auszug aus dem Schah Nameh liegt zum Drucke fertig, die Bibliotheca Vaticana (8, 326) hat hier herum 40 drüben 20 Abonnenten gefunden, das Alles ist nicht zu verwundern, macht mir auch weiter nicht sonderlichen Verdruss. Darüber ist denn der Lohengrin endlich fertig geworden, [2]) ich habe an Grimm zwey Exemplare eben abgesendet, er wird sie Dir zuschicken, sobald ein kleiner Riss auf dem Titelblatt in Heidelberg radirt seyn wird. Eines ist für Dich, ein Anderes gieb an Fouque und auch den eingeschlossenen Brief. Ich mögte dass er mir seine Sachen sendete, die gar nicht hierher kommen, und ihm dafür in sein Journal von Zeit zu Zeit Einiges geben. [3]) Du wirst am Lohengrin ein ziemlich gutes, mitunter auch etwas langweiliges Gedicht finden; weil mirs nicht ganz recht und auch nicht meine Arbeit ist, habe ich Dirs nicht zueignen wollen. An die etwas gross gerathne Einleitung wirst Du wohl einmal eine Stunde wenden, sie hat Manches was Dir wohl recht seyn wird, obgleich freylich Alles nur Stückwerk ist, weil man in der Geschichte wie die Todten am jüngsten Tage, die Glieder in der ganzen Welt zusammensuchen müsste, wenn Alles wie ein ganzer Mensch umhergehen sollte. Deiner angekündigten wunderlichen Badgesellschaft sehe ich mit Verlangen entgegen, da Du Alles das in der besten und freudigsten Stimmung schreibst, so dient mirs immer als ein Attestat, dass Du während all der Zeit wieder ein Stück Leben in Fröhligkeit heruntergelebt hast. Das Volk fängt an Dich zu loben, die Mattherzigkeit dabey ist so verdrüslich wie die feindselige Widerbellerey vorhin, dass sie sichs so spät erpressen lassen, nimmt vollends das wenige Verdienst. Glorreich herrscht der Unverstand in diesem Lande, und darum glaube ich auch kaum, dass etwas Erspriessliches aus den jetzt geänderten öffentlichen Verhältnissen hervorgehen wird, sie werden die Dupe von beyden Theilen werden.

Die Grimms haben mir ihr gar angenehmes Mährchenbuch gesendet, es hat uns, besonders den Kindern vielen Spass gemacht. Es ergänzt sehr wohl das Wunderhorn, ich hätte würklich nicht gedacht,

---

1) z. B. in Perthes' Vaterländischem Museum, in den Heidelberger Jahrbüchern, in Schlegel's Deutschem Museum; über die Vedas vgl. Briefe 8, 347; der Schah Nameh erschien erst 1820, dem Freiherrn vom Stein zugeeignet.

2) Den Brüdern Grimm in Kassel zugeeignet.

3) Hier der skizzierte Inhalt des bisher nicht aufgetauchten Briefes an Fouqué, auf den der von Fouqué (bei Görres 8,408) die Antwort ist. Görres hat in Fouqué's Journal Die Musen keinen Beitrag geliefert.

dass die Poesie bey ihrem Durchzuge so viel Goldflittern und Glitzersand den Kindern hätte fallen lassen, als diese hier zusammengelesen haben. Beyde werden mir immer lieber in ihrem Wesen, was sie machen ist tüchtig und gut gemacht; es ist alles bester Weizen, und der böse Feind hat kein Unkraut hineingesäet. Von ihnen und ihresgleichen wird die Zukunft einmal ein viel zu gutes Urtheil von unserer Zeit sich abziehen, wenn diese nicht dafür sorgte, dass auch ihre Erbärmlichkeiten bis zu ihr gelangen.

Ich habe nun Göthes beyde Bände gelesen, der erste hat mir durchhin sehr wohlgefallen, der zweyte ist mir stellenweisse angenehm, anderwärts unangenehm und langweilig gewesen. Verdrüslich ist mir vor Allem, dass der Jüngling gar nicht heraus darf, weil der alte Geheimerath ihn in so strenger Zucht zu Hausse hält. Dem Knaben wurde wohl noch etwas durchgesehen, wie er aber zur Universität gezogen, beginnt die Disziplin, und nun hört man nichts als den verständigen Mann, der immer corrigirt und zurechtweisst, schätzbare Reflexionen aber kaum mehr ein rechter Naturlaut, vielerley verschwiegen und auch wohl bemäntelt, und alles gar altklug und gezirkelt. Darum will sichs auch gar nicht in ein rechtes Bild zusammenfügen, alle seine Bestrebungen liegen zerstückt und auseinandergeworfen da, denn der alte gereifte Geist, der da wohnt, weiss sich in all den Plunder nicht zu finden, und der junge der ihn zusammenband ist verdampft und vergessen. Darum kömmt auch selbst bey den Liebschaften nichts rechts heraus, es weht oft einem an wie grosse verputzte Laulichkeit, denn wenn es auch zu einem Kind gekommen, so wirds verschwiegen und verläugnet, und nun muss ein kleiner ausgebalgter Schelm unterschoben werden. Mich soll Wunder nehmen, was aus der dritten Liebschaft ⟨wird⟩. Das Ganze ist eine sehr anmuthige Auseinandersetzung der Gedanken die der Herr Geheimerath jetzt über sein Leben hat, aber nicht recht dies Leben selbst. Auch auf die Zeit passt die grosse Redseligkeit nicht, diese die viel tausend verlorne Leben in ein beyläufig gesprochnes gleichgültiges Wort zusammenfasst, verträgts nicht ohne Misbehagen, wenn von einem gewonnenen so gar viel Worte gemacht werden. Wills Gott, so kömmt wieder eine Zeit, wo die Menschen drey Stunden beym Morgenthee und eben so viele beym nachmittaglichen sitzen können, und eine blühende Aloe in allen Zeitungen steht. Wenn er das Wesen der Gleimischen so gerecht tadelt, so hat er vergessen einen Theil dieses Tadels auch auf sich zu nehmen; haben jene mehr gesündigt, so hatten sie

auch nicht das Correktiv der Zeit. Die Ehrenerklärung an die gothische Baukunst will mir auch keineswegs gefallen.

Dein Freymund wird sich ohne Zweifel wohl befinden, und jetzt Anstalten zum Fortlaufen machen. Da Du mit ihm in die Welt gezogen, so hast Du wohl gethan ihn vorher mit den Kuhpocken zu taufen. Grüsse mir ihn und seine Mutter, und behalte mich lieb

Görres.

Dies war der letzte Brief vor den Freiheitskriegen, denen Arnim und Görres, der Märker und der Rheinländer, der Protestant und der Katholik, in gleicher Treue gegen die höchsten Güter ihres Volkes sich entgegen gesehnt hatten. Der Rhein und die Mark waren nun, da die feindlichen Heere dazwischen standen, unerreichbar weit getrennt von einander. Arnim in Berlin und Görres am Rhein hatten Anderes jetzt zu thun, als sich zu schreiben. Kein Blatt wäre durchgekommen. Endlich führte Blücher seine Truppen über den Rhein. Die Mark und der Rhein gehörten von nun an zusammen. Und die Freundschaft Arnim's und Görres' blühte in guten und bösen Tagen von Neuem wieder auf.

Der Karten-Almanach.

(Nachträglich zu S. 124.)

Es war mir, wie ich oben anmerken musste, nicht gelungen, des Karten-Almanaches, von dem Görres zu Arnim spricht, zu rechter Zeit habhaft zu werden. Endlich hatte eine Anfrage bei der Cotta'schen Buchhandlung, in der der Karten-Almanach von 1805 bis 1811 erschien, einigen Erfolg. Herr Dr. Otto Rommel hatte die Güte, mir die im Cotta'schen Archive vorhandenen Bände 1807. 1808. 1810. 1811 zur Benutzung zuzusenden. Ich bin daher im Stande, mir und Anderen eine Vorstellung von dieser merkwürdigen, beinahe verschollenen Erscheinung auf dem Gebiete des Almanachwesens eine Vorstellung zu machen.

Nicht um Welt- oder Landkarten handelt es sich bei diesem Almanach, sondern um — Spielkarten mit Coeur, Carreau, Treffel und Pik! Jedes Bändchen enthält ein volles Spiel Karten. In die Karten sind allerlei Figuren, kleine Scenen und sonstige Darstellungen hineingezeich-

net. Jedes Blatt ist eine Spielkarte für sich, von der Grösse derer, die wir heute noch gebrauchen. Eine besonders gedruckte Vorrede von gleicher Grösse giebt dem Benutzer einige Anleitung zum Verständnis der eingezeichneten Bilder. Die Gesamtheit steckt in fester Papphülse und bildet einen Karten-Almanach. Das Bändchen kostete den für damalige Zeit erstaunlichen Preis von drei Thalern. Die Vorreden rühmen immer die günstige Aufnahme seitens des Publikums, und die Thatsache, dass der Almanach sich die Reihe von Jahren hielt, darf uns wohl als Bestätigung gelten.

Derartige Unternehmungen mit Spielkarten müssen doch beliebt und lukrativ gewesen sein. Auch in Norddeutschland wurde Aehnliches versucht. Selbst ein Künstler, wie Philipp Otto Runge, lieferte einer Hamburger Kartenfabrik zu den Königen, Damen und Buben wunderbare Zeichnungen, von denen Gubitz in Berlin die Stempel schnitt. „Ich habe (urteilt Clemens Brentano 1810) nie etwas Phantastischeres, Geistreicheres gesehen, als den weisen, begeisterten, romantisch königlichen Ausdruck dieser Königsköpfe, die bizarre, galante, reizende Koketterie der Damenbilder, und die abentheuerliche, kecke, treue und glücksritterliche Haltung der Buben, und doch schienen es nur Karten, doch waren es nur leichte lose Zeichen eines spielenden Glücks." Man sieht, wie die litterarische oder künstlerische Ausnutzung der Spielkartenfläche dem damaligen Geschmacke zusagte oder ihm entsprach. Das Gegenteil ist heute der Fall, wo die einfache Uebersichtlichkeit der sog. französischen Karten die umständlichere, aber gemütvollere Flächen-Behandlung der sog. deutschen Karten fast bereits verdrängt hat.

Natürlich nimmt die Kartenfläche, wenn sie anders als rein spielmässig behandelt wird, die Gesinnung dessen an, der das Interesse an der Herstellung hat. In dem Tübingischen Karten-Almanach steckt im Allgemeinen der Rheinbundsgeist. Die Unterschrift unter den Karten ist zu grossem Teil französisch. Aber auch das Litterarische beginnt schon früh sich einzumischen. Der Almanach für 1807 entnimmt zahlreiche Illustrationen Schillers Wallenstein. Herzkönig ist Wallenstein selbst, Herzkönigin die Herzogin, Herzbube Seni. In Carreau ebenso: Max Piccolomini, Thekla, Rosenberg. In Pik: Illo, Gräfin Terzky, Neumann. In Treff: Octavio Piccolomini, Fräulein Neubrunn, Deveroux. Die übrigen Blätter sind nicht litterarisch behandelt. Der Almanach für 1808 wählt für König, Dame, Bube arabische Volkstypen aus und bildet weiter Neger oder sonstige Afrikaner ab. Der für 1811 versieht die Hauptkarten mit ritterlichen Gestalten. Im übrigen behaupten Witz,

Humor, Satire, Rührseligkeit und Empfindelei bunt durcheinander für die geringeren Karten ihr Recht.

Gänzlich verschieden ist von diesen Bänden der Jahrgang für 1810. Die Vorreden der früheren sind G. oder Adolf G. unterzeichnet. Die sinnreichen Ideen der Kartenbilder habe, verrät das Intelligenz-Blatt Nr. 25 des Morgenblattes von 1809, bis dahin eine zarte weibliche Hand hingescherzt. Den Band für 1810 besorgte dagegen Georg Reinbeck. Es ist jetzt ein wirklicher Almanach geworden. Nicht mehr die Spielkarte, in die Etwas hineingezeichnet ist, sondern eine bildliche Darstellung, auf der dann auch eine Spielkarte vermerkt wird, bildet den Grund der neuen Unternehmung. Aus den losen Spielkarten sind fest miteingebundene Kupfer geworden, zu denen erklärende Texte in Poesie oder Prosa hinzutreten. Z. B. auf einem ungeschickten Gaule galoppiert ein karrikierter Kerl einher. Die Oeffnung des Rockes lässt unten ein Stück Weste sichtbar werden, das als die Form eines Herzes behandelt ist. Dies herzförmige Stück Weste ist auf dem schwarzen Kupfer rot illuminiert. Und das Ganze erhält dadurch den Wert und Charakter von Coeur-Ass. Über die Entstehung von Bild und Erklärung sagt Reinbeck in der Vorrede: „Was der Zeichner, Hr. Osiander in Tübingen, aus den einfachen Kartenzeichen mit reicher, oft muthwilliger Phantasie schuf, unternahm der Dichter, auf seine Weise anschaulich zu machen. Zeichner und Dichter arbeiteten übrigens ganz unabhängig von einander." Es leuchtet ein, dass mit dieser Aenderung, die 1811 wieder schwand, die Möglichkeit satirischer, polemischer oder kritischer Ausnutzung des Almanachs in viel höherem Grade, als früher, gegeben war. Und nun sei daran erinnert, dass Reinbeck, als geborener Berliner und Anhänger der Berliner Aufklärung, in den Heidelberger Kämpfen zwischen den „Klassikern" und „Romantikern" natürlich auf die Vossische Seite trat. Derselbe Geist, der damals das Morgenblatt leitete, ging nunmehr in den Karten-Almanach über.

Es scheint, dass der Jahrgang für 1809 noch nicht in dieser neuen Manier hergestellt war. Trotzdem war schon, wie Görres oben an Arnim schreibt, der auf der Vossischen Seite angesammelte Verdruss über die Einsiedlerzeitung in den Karten-Almanach hineingeschleppt worden. Es ist mir leid, dass ich, da der Band für 1809 im Cotta'schen Archive fehlt, Görres' Andeutungen nicht ins Einzelne verfolgen kann. Aber es hat mit ihnen gewiss seine Richtigkeit. In Nr. 314 des Morgenblattes von 1808 findet sich eine Anzeige des Karten-Almanachs für 1809, aus welcher sich die gleiche Vorstellung gewinnen lässt. „Zieht nun in alle Welt

(heisst es da), ihr sinnvollen lithographischen Blätter, mit dem lehr- und spottreichen Kommentar, und gewinnt mit euerm anmuthigen Fabelwesen und idealischen Gestalten den Beyfall, welchen Jung mit seinen Phantasmen (oben S. 119—120) bey dem Publikum niemals hätte erringen sollen . . . Bewahrt die glücklichen Impromptü's der lustwandelnden Dichter, und wie könntet ihr dem gewaltigen Romantiker widerstehen? Fügt euch in Geduld, wenn er euch Plunderhorn-Schnickschnack aufbürdet etc." Die Polemik gegen die Heidelberger Romantiker tritt denn auch in dem Almanach für 1810 hervor.

Zunächst wird anspielungsweise in den Erklärungen mit dem „Karfunkelstein" (Baggesen), den „Kindermythen" (Görres), den „mythologischen Briefen" (Voss) herumgeplänkelt. Dann aber erscheint auf Seite 59 ein Kupfer zu Pik VII, das angeblich „die lustigste Gesellschaft von der Welt" darstellt. Vor einer Mauer tanzt ein Paar im Freien, und ein Narr tritt mit dem Fusse auf dem Rücken eines Kindes den Takt dazu. Ein anderer Tänzer fordert eine sitzende Tänzerin zum Tanze auf. Diese erhebt die Rechte wie zur Zusage für den Tänzer. Ganz anders aber, als es der Zeichner meinte, deutet Reinbeck die Sitzende aus: „Jene, welche den Blick voll Weihe zum Himmel erhebt, kann ihr neuestes Sonnett noch nicht zu Stande bringen. Es ist das Kind des göttlichsten Wahnsinns, voll der herrlichsten Assonanzen; nur das letzte Terzet will ihr nicht gelingen . . . Vielleicht ist einer unsrer wahnsinnbegabten Romantiker so gut, ihr auszuhelfen. Das Stichwort ist klangvoll (bangvoll, zwangvoll sind ihr natürlich zu klassisch). Oben gibt es einen Walzer, wie es scheint, mit Figuren. — Nicht übel! — Was will denn der Störenfried da? Er wird sie wahrhaftig ganz aus dem Takte bringen." Und damit der Ausfall noch etwas gepfeffert werde, hängt Reinbeck an das Stichwort „klangvoll" die folgende Bemerkung unter dem Texte an: „Soeben finden wir in dem Klinklingelalmanach, dem Noth- und Hülfsbüchlein aller mystischen Romantiker, oder romantischen Mystiker den ausdrucksvollen Reim gesangtoll, welcher eine herrliche Assonanz in sich schliesst. Wir hoffen, dass jedes Narrenhospital ein Exemplar dieses Noth- und Hülfsbüchleins sich anschaffen wird, da dies Produkt eigentlich für dergleichen Anstalten verfasst ist." Es erübrigt sich, auf Baggesen's Karfunkel oder Klingklingel-Almanach, der gemeint ist, hier näher einzugehen. Die Stellung dieser Parteischrift in dem Streite ist bekannt.

Sieht man die Bilder und Erklärungen des Karten-Almanaches sämtlich durch, so kann man sich des Gefühls nicht erwehren, dass die

Widersacher der Heidelberger Romantiker doch recht minderwertige Ingenien waren. Was für eine Summe von platten, bedenklichen und zweideutigen Witzen findet sich auf diesen Blättern zusammen. Arnim und Görres verfügten in der Einsiedlerzeitung über andere Waffen. Und nun das Seltsame: während Reinbeck im Almanach einen ganz schönen Napoleon-Cultus treibt, ist das Bändchen doch von ihm „Ihrer Majestät Louisen Königinn von Preussen, seiner erhabenen Landesmutter, in tiefster Ehrfurcht gewidmet.“ Man zweifelt, ob wirkliche oder absichtliche Verkennung der Zeitverhältnisse hinter dieser Widmung steckt. Denn Napoleon und Luise waren Namen damals, zwischen denen es keine Verständigung gab, namentlich nicht in der politischen Auffassung Arnims und seiner Gesinnungsgenossen, gegen die der Ausfall Reinbecks gerichtet war.

Reinhold Steig.

Der Zeus des Phidias.

Vortrag, gehalten zum Besten des Frauenvereins in der Aula der Universität am 12. Februar 1901

von

F. von Duhn.

Wir denken an die himmlische Mutter mit dem Kinde — unwillkürlich tritt vor unser geistiges Auge das liebliche Bild der Madonna della Sedia oder die erhabene Gestalt der Sixtina; wollen wir uns Moses in Gedanken vergegenwärtigen, so schauen wir ihn, wir mögen wollen oder nicht, im Bilde von Michelangelo's gewaltiger Statue. Ebenso gebunden stand die gesamte antike Welt der Vorstellung vom Vater der Götter gegenüber: es war das thronende Bild des Zeus in seinem Tempel zu Olympia, von Phidias geschaffen, die Krone aller Werke dieses unbestritten ersten Bildhauers des Altertums, welches für alle Zeiten die Phantasie band, das klassische Ideal, wie wir sagen würden: von allen Götterbildern auf Erden das schönste und gottgefälligste, nennt es ein 600 Jahre nach seiner Schaffung schreibender feinsinniger griechischer Schriftsteller; derselbe spricht es aus, dass wer dies Bildwerk gesehen habe, nicht mehr im Stande sei, sich den höchsten Gott jemals in anderer Gestalt vorzustellen; ein Epigramm formuliert diese Wirkung in pointierter Weise so, dass es sagt, entweder kam Gott aus dem Himmel auf die Erde, um Dir, o Phidias, sein Bild zu zeigen, oder aber Du hast den Olymp selber erklommen, um den Gott zu schauen. Frommer Glaube zeigte im Fussboden des Tempels vor der Statue eine Stelle, in welche der Blitz niedergefahren sei, um das Wohlgefallen des himmlischen Herrschers an dem Werk des grossen Künstlers zu bezeugen. Über kein anderes Werk der alten Kunst besitzen wir so viele Lobpreisungen, oder Äusserungen, die in ähnlicher Weise seinen allgemeingiltigen Charakter betonen.

Tiefe Furchen zieht die grosse Schöpfung auch in der späteren künstlerischen Überlieferung des Altertums. In gleicher Weise thronen zahllose Kultusstatuen des höchsten Gottes, die sich fortan in den Tempeln der immer weiter werdenden griechischen, asiatischen, römischen Welt erhoben; Attribute und Haltung sind meist die gleichen und der Charakter der Gottheit wird nur leicht abgewandelt, entsprechend der veränderten Auffassung vom antiken Gottvater, die in dieser oder jener späteren Zeit obwaltete. Aber von all diesen späteren Bildungen, die uns zahlreich teils im Marmororiginal, teils in Relief oder Malerei oder auf langen Reihen von Silbermünzen entgegentreten, ist keine, von der nicht auch uns noch greifbare Linien zur grossen Schöpfung des Phidias hinaufführten und bei ihr endeten. Die christliche Kirche verzichtete lieber auf Darstellungen des Gott Vater, als dass sie sich der Gefahr aussetzte, dem Jehova die Züge des heidnischen Juppiter geliehen zu sehen. Als sogar Jesus Christus, den das Mittelalter meistens an Stelle des Vaters rückte, nämlich als das uranfängliche Wort, einmal in Gestalt des Iuppiter gemalt wurde, verdorrten, so erzählt die byzantinische Legende, dem Künstler beide Hände ob solcher Missethat; erst die Fürbitte des Erzbischofs Gennadios von Konstantinopel gab ihm die Gesundheit zurück.

So gewaltig, so nachhaltig war die Wirkung des 1000 Jahre früher geschaffenen Meisterwerks des Phidias: er hatte in seinem Zeus den höchsten Fürsten Himmels und der Erde, den Allgewaltigen und gleichzeitig Allgütigen mit so überzeugender Tiefe und Wahrheit dargestellt, dass keine Veränderung religiöser, ästhetischer, kultureller Anschauungen im Stande war, eine andere Vorstellung als richtiger zu erweisen. Die um Hilfe und Gnade flehenden, die ihren Dank aussprechenden Menschen langer Generationen bis tief in die christliche Zeit hinein, ja bis zu manchen Gottvaterschöpfungen der Renaissance erkannten in diesem Bilde und seinen Abwandlungen wieder, was ihr Herz im Innersten bewegte: fürwahr ein wunderthätiges Gebilde, noch lebendig wirksam, auch nachdem es selbst lange untergegangen war!

Unter ging es im fünften Jahrhundert, als das Christentum schon ziemlich lange herrschende Religion war. Die hohe Achtung vor dem weltberühmten Kunstwerk, einem der sog. sieben Weltwunder, hatte es bis dahin gerettet. Ein Brand vernichtete Tempel und Statue zur Regierungszeit des oströmischen Kaisers Theodosios II. Die gänzliche Zerstörung erklärt sich durch die Beschaffenheit des Werkes: sein Inneres bestand aus einem Holzgerüst, um das wahrscheinlich ein Holzmantel

gelegt war; dieser Holzmantel diente als Unterlage für die Elfenbeinplatten, welche die nackten Teile der Statue darstellten, während die Bekleidung durch reich emaillierte Goldplattierung gebildet wurde. Diese sonderbare und schwierige, aber nach einstimmigem Zeugnis der Alten äusserst wirkungsvolle Technik ist nicht auf griechischem Boden erwachsen. Sie weist nach Ländern, welche kein edles Steinmaterial für Ausführung grosser oder überlebensgrosser Bildwerke besassen. Die Erzählungen, welche genau um die Zeit, wo die grossen Elfenbeinbildwerke des Phidias und Polyklet entstanden, Herodot heimbrachte von Babylon, wo er von goldenen Kolossalstatuen in den dortigen Tempeln zu berichten weiss, lenken unsere Blicke dorthin. Und so ist denn auch neuerdings durch allerlei Kleinkunstwerke erwiesen, dass in Chaldaea und Babylonien eine ähnliche, auf dem Inkrustationsprinzip beruhende Kunstfertigkeit schon Jahrtausende lang in Übung war, ehe sie, wohl um die Wende vom 7. zum 6. Jahrhundert, in die griechische Welt verpflanzt wurde.

Was wir sonst über die Statue wissen, beruht auf Beschreibungen, auf Schilderungen des Eindrucks, den sie auf empfängliche Gemüter machte, und schliesslich auf dem Wiederhall, den sie in der späteren Kunst gefunden hat, namentlich aber auf Nachbildungen, welche die Einwohner der Landschaft Elis in der Zeit des Kaisers Hadrian auf einige ihrer Kupfermünzen prägten. Schliesslich hat uns die Wiederaufdeckung des Tempels durch die deutsche Olympiaexpedition wichtige Anhaltspunkte gegeben, um Grösse und Aufstellungsart der Statue zu bestimmen.

Zunächst über dies Letzte einige Worte. Der Zeustempel innerhalb des heiligen Hains von Olympia, des geweihten Festplatzes, wurde vor der Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr. errichtet und war um 456 im Wesentlichen fertig. Das Tempelinnere war durch eine Säulenstellung in ein breiteres Mittelschiff und schmalere Seitenschiffe zerlegt. Diese innere Säulenstellung trug noch eine zweite, wodurch ein emporenartiger Umgang über den Seitenschiffen mit Vereinigung der Emporen am Schluss des Mittelschiffs ermöglicht war. Ueber dem ganzen Innern war eine flache Holzdecke gespannt. Licht trat ein durch die grosse, weite und hohe Thüröffnung im Osten; ob noch in der westlichen Abschlusswand der Cella oder im oberen Teil der Seitenmauern für jedenfalls bescheidene anderweitige Lichtzufuhr gesorgt war, wissen wir nicht; doch macht die Verteilung des bildnerischen Schmucks an der Statue das wahrscheinlich. Das Mittelschiff war in seiner ganzen Breite von der thronenden Statue eingenommen; ein volles Drittel seiner Länge, das letzte, war der Statue

vorbehalten. Den Platz ihrer Basis vermögen wir noch genau zu erkennen. Wie der grosse Tempel mit Ausnahme seines marmornen Skulpturenschmucks aus bescheidenem einheimischen Kalkstein erbaut war, dessen Unscheinbarkeit und Ungleichmässigkeit durch einen Stucküberzug verdeckt werden musste, so war ursprünglich auch im Innern der Fussboden mit jenen rauhen gelblich-weissen Platten belegt. Der Bau stand schon einige Zeit, als eine Änderung der Ausstattung beliebt wurde: das mittlere Drittel des Mittelschiffs, also der Raum unmittelbar vor der Statue, wurde vom übrigen Tempel durch ein Metallgitter abgeschlossen und mit schwarzen Steinplatten belegt, die man aus Eleusis im fernen Attika gewiss mühsam herbeischaffte; aus demselben schwarzen Stein bestand das Fussgestell der Statue. Der ringsum aufsteigende Rand dieses schwarzen Quadrats wurde durch weissen Marmor hergestellt, den man ebenfalls aus Attika, vom Pentelikon, holte. Da diese Änderungen nach Massgabe des Befundes an Ort und Stelle nachträglich gemacht wurden, da der gleiche schwarze Stein für das Fussgestell der Statue Verwendung fand, liegt die Vermutung nahe, dass diese Änderungen mit der Aufstellung der Statue zusammen hingen, dass der athenische Bildhauer seine ästhetischen Gründe hatte, die ihn zu dieser Forderung bewogen. Ist dem so, so dürfen wir weiter folgern, dass zwischen Fertigstellung des Tempels und Errichtung der Statue einige Zeit verflossen war, und dass die Statue des Phidias an die Stelle eines andern bescheideneren Kultbildes getreten ist, welches schon aufgestellt war oder aufgestellt werden sollte. Ganz ausserordentliche Verhältnisse müssen eingetreten sein, um die Eleer zu bestimmen, für das Kultusbild den grossen Athener zu gewinnen, während am ganzen Tempel nur aus dem Peloponnes oder von den ägaeischen Inseln stammende Künstler bis dahin beschäftigt waren, Athens Mitwirkung geradezu ausgeschlossen erschien: verkündete doch seit Vollendung des Tempels ein an dem Giebelfirst angebrachter goldener Schild triumphierend die Niederlage der Athener bei Tanagra, den Sieg der Böoter und vereinigten Peloponnesier. Und auch für Phidias müssen ausserordentliche Dinge bestimmend geworden sein, seine glänzende, vielbewunderte Thätigkeit in Athen aufzugeben, um die Arbeit im stillen Olympia zu übernehmen, wo jahrelange Thätigkeit seine Anwesenheit forderte, wo ihm eine besonders grosse Werkstatt geboten werden musste, die noch späten Geschlechtern gezeigt wurde. Wir glauben unterrichtet zu sein über die Vorgänge, welche den Eleern das ganz unerwartete Geschenk in den Schooss warfen, einen Mann wie Phidias für ihren Zeus zu gewinnen. Im Jahre 438

wurde im Parthenon zu Athen das grosse Goldelfenbeinbild der Stadtgöttin Athens, der Bundesgöttin des attischen Reiches, enthüllt. Der ganze Prachtbau war errichtet mit Rücksicht auf diese Statue, welche bestimmt war, des attischen Reiches Macht und Herrlichkeit Athenern und Bundesgenossen in stolzem Bilde vor Augen zu halten. Das schönste bis dahin auf Erden gebaute Gotteshaus sollte das schönste bis dahin geschaffene Bild umschliessen. Schon bald nach den Perserkriegen war der Bau des neuen grossen Burgtempels in Angriff genommen. Ereignisse innerer oder äusserer Politik, vielleicht beides, brachten dem Bau langen Stillstand. Als man ihn wieder aufnehmen wollte — es war um dieselbe Zeit, als der Tempel in Olympia gerade fertig gestellt wurde —, war inzwischen Phidias erstanden: er hatte sich bereit erklärt, ein Götterbild so majestätisch, huldvoll und schön zugleich zu schaffen, wie bis dahin die Welt noch keins besass, aber er knüpfte an seine Zusage für den Architekten sehr erschwerende Bedingungen. Fast alles, was vom Tempel schon über der Erde stand, wurde abgetragen und nach ganz neuen breiten, lichten Verhältnissen musste die Tempelcella errichtet werden. Das Kolossalbild der Göttin sollte nicht hineingezwängt erscheinen in den Bau, sondern frei und würdevoll in ihm sich erheben: genau ein Drittel der 100′ langen Cella wurde für das Götterbild reserviert, ein Drittel davor blieb, eingehegt durch ein Gitter, vor dem Bilde frei, um es für die optische Wirkung zu isolieren, nur das letzte Drittel blieb für die Andächtigen zur Benutzung offen, ausserdem die Seitenschiffe und die über denselben sich herumziehenden Emporen. Man sieht, die Übereinstimmung mit der in Olympia wiedergefundenen Einrichtung des Tempelinnern ist vollkommen; der Unterschied ist nur der, dass im Parthenon Alles von vornherein so vorgesehen war, im olympischen Tempel erst nachträglich eingerichtet werden musste, und zwar mit athenischem Material; dass im Parthenon das Grössenverhältnis der Statue zum Tempel ein völlig harmonisches war, während in Olympia das grosse Tempelbild das enge Mittelschiff überknapp ausfüllte, und der Gott für das Tempelinnere trotz aller Anpassungsversuche zu gross erschien: erhöbe er sich von seinem Thron, so würde er das ganze Tempeldach abheben, meint ein antiker Beschauer. Der Schluss liegt auf der Hand: durch die Parthenos in ihrem Tempel auf der Akropolis war eine schwierige künstlerische Aufgabe in glänzender Weise gelöst worden; die Bewunderung für Werk und Künstler war allgemein. Man sah fortan in ihm den einzig begnadeten Götterbildner, Olympia wünschte nicht zurückzustehen hinter der Akropolis Athens, und als besondere Verhältnisse den

Gedanken möglich erscheinen liessen, Phidias für Ausführung des olympischen Zeus zu gewinnen, da konnte man zwar nicht den längst stehenden olympischen Tempel wieder einreissen, aber man erklärte sich dem Künstler gegenüber zu jeder Änderung, zu jeder Konzession bereit, welche dem Zeus eine annähernd ähnliche Wirkung in Aussicht stellen konnte, wie sie die vielbewunderte Parthenos ausübte; ja man führte nicht nur diese z. T. gewiss recht schwierigen Änderungen des Tempelinnern durch, sondern man zog augenscheinlich noch Nutzen aus in Athen gemachten optischen Erfahrungen und brachte durch die schwarze Pflasterung des Raums vor der Statue eine Verbesserung an, die in Athen fehlte. Und dass die Eleer so glücklich waren, einen Phidias zu erhalten, das erklärt sich durch ein Ereignis in des Phidias Leben, das wohl geeignet war, ihm Aufenthalt und Thätigkeit in Athen zu verleiden. Er wurde, wahrscheinlich doch bald nach Vollendung der Statue der Parthenos, unter Anklage gestellt. Angeber behaupteten, er habe von dem für die Statue benötigten Elfenbein und Gold gewisse Mengen unterschlagen. Er wurde verurteilt, ob mit Recht oder Unrecht, vermögen wir nicht mehr zu entscheiden. Sein grosser Freund und Gönner Perikles vermochte ihm nicht zu helfen, musste vielmehr diesen Prozess als gegen sich selbst gerichtet empfinden. Phidias ging dann nach Elis, so wird uns überliefert, und schuf dort den Zeus in Olympia. Er starb dann in Elis im Jahre 432 oder 431. Dass Phidias etwa in einer früheren Epoche seines Lebens den Zeus gearbeitet habe, wie man vielfach angenommen hat, ist nicht mehr glaubhaft, nach Allem, was wir jetzt wissen über den Gang der Bauthätigkeit in Athen, insbesondere auf der Burg, mit der sein Name und seine Thätigkeit so eng verbunden ist, dass eine jahrelange Abwesenheit in Elis nirgends mehr einzuschalten ist. Phidias war schon bei Schaffung der Parthenos ein bejahrter Mann mit kahlem Haupte: so hat er sich selbst dargestellt auf dem Relief des Amazonenkampfes, das die Aussenseite des grossen Schildes der Gottheit schmückte, so zeigen ihn uns noch erhaltene Nachbildungen jenes Schildes. Die letzten Jahre also seines langen, arbeitsreichen, schon vor der Zeit der grossen Freiheitskämpfe mit den Persern begonnenen Künstlerlebens, die Jahre, in denen Phidias zurückschaute auf viel Hohes und Ernstes, viel Wirres und Herbes, das er erlebt hatte, sie waren dem reifsten und am meisten abgeklärten Gottesbilde geweiht: vergegenwärtigen wir uns jenes edelste Bild Mensch gewordener Göttlichkeit, machen wir uns namentlich die Züge klar, die Phidias dem überlieferten Zeusbilde neu hinzugethan hat, so mögen wir uns schwer entschliessen, in diesem Werk die Arbeit eines

mit Recht verurteilten Verbrechers, eines gemeinen Diebes an göttlichem Eigentum, zu erkennen. Hätten ihn die Eleer für einen solchen gehalten, so hätten sie ihn schwerlich zu einer Aufgabe berufen, die abermals eine grosse Vertrauensprobe darstellen musste auf seine Ehrlichkeit gegenüber all den edlen Materialien, die ihm anvertraut werden mussten, und schwerlich hätten sie nach Vollendung des Werks ihrem Dank in der eigenartigen Weise Ausdruck gegeben, dass den Nachkommen des Phidias das Ehrenamt zugesprochen wurde, die technische Aufsicht über die Statue zu führen, ihre jährliche Reinigung und Neuinstandsetzung vorzunehmen, eine heilige Handlung, durch feierliches Opfer eingeleitet, die wir noch 600 Jahre später, zu Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr., als Privileg der Familie des Phidias bezeugt finden.

Wie sah nun der Zeus des Phidias aus? Er sass auf einem Thron, die Füsse, den linken etwas vor, den rechten etwas zurückgesetzt, auf einem Schemel; Thron und Schemel ruhten auf einem Fussgestell aus schwarzem Stein. Die rechte Hand des Gottes war vorgestreckt und trug ein Bild der Siegesgöttin, ebenfalls aus Gold und Elfenbein; sie war gekränzt und trug in beiden Händen die Siegerbinde, ein Abbild derjenigen, welche dem Sieger in einem der grossen nationalen Wettspiele winkte, wenn er, um den Siegerpreis zu empfangen, in dem Tempel vor den Gott hintreten durfte und seiner Dankbarkeit für den ihm vom Gott verliehenen Sieg Ausdruck geben. Denn der Gott gibt den Sieg, wem er will, im Ernst des männermordenden Kampfes wie im Spiel der Rennbahn; darum hat sich Nike, die beflügelte Göttin des Sieges, auf seine Rechte niedergelassen, und kehrt, wohin der Flug sie auch trägt, immer wieder zu ihm zurück. Die linke Hand des Gottes umfasste das Scepter, einen langen, auf den Boden aufgestützten Stab, reich mit metallischer Ornamentik umsponnen und gekrönt durch den königlichen Vogel des Zeus, den Adler, beides, Scepter wie Adler, bis heute gebräuchlich gebliebene Sinnbilder der Königswürde.

Ruhig und majestätisch, mit senkrecht aufgerichtetem Oberkörper, thronte der Gott; nichts von jener Aufregung, jenem Streben nach äusserer Kraftentwicklung, das in späteren Zeusbildungen sich oft verrät, war hier bemerkbar. Während spätere Bildwerke den Oberkörper meist nackt zeigen, um das gewaltige, alles irdische übersteigende Mass der Formen, die Kraft der Muskeln zu zeigen, verhüllt Phidias den Oberleib und die Arme bis etwas oberhalb der Ellbogen mit einem Untergewand, einem sog. ionischen Chiton, über das ein um den Hals geknüpfter Mantel, der den Rücken herabfiel, so gebreitet war, dass er an den Hüften vor-

genommen, sich über Schoss und Beine legte, jedoch so kräftig angezogen, dass die Körperformen nicht versteckt, sondern in völlig klarer Modellierung herausgehoben wurden; ein reiches Spiel tiefer Falten legte sich zwischen die Schenkel sowie zwischen Thron und Unterschenkel: soweit die kleinen aber sorgfältigen Wiederholungen auf den Hadrianischen Münzen von Elis zu sehen erlauben, haben Körper und Gewand im gleichen Verhältnis gestanden, wie auf den Statuen aus den Giebeln des Parthenon; für Anlage und Einzelbehandlung der Fältelung scheinen ebenfalls jene herrlichen Gestalten die nächsten Vergleichspunkte zu bieten. Die Goldflächen der Gewandung waren auf das reichste belebt durch in farbigem Email eingelegte Dekoration — laufende Tiere und Palmettenstreifen werden uns besonders genannt — erhaltene Marmorwerke und zahlreiche Nachbildungen solcher Stoffe auf bemalten Vasen geben uns eine lebhafte Vorstellung von derartigen kostbaren Gewändern, in welche die reichsten Musterungen eingewebt waren: im Südwesten Kleinasiens, namentlich in der reichen Handels- und Fabrikstadt Milet war ihre Herstellung zu Hause. In denselben Gegenden war die Kunst, das Elfenbein zu färben, ihm einen warmen Ton zu geben, ebenfalls früh geübt worden: in Ägypten und Phönizien konnte man das schon länger. Auch Phidias hat selbstverständlich die blendende harte Weisse des Elfenbeins gemildert, und auf diese Weise jeden harten Kontrast vermieden, in den sonst Füsse und Arme zu den bekleideten Körperteilen getreten wären. — Das Haupt war nur ganz unmerklich geneigt, sicherlich nicht mehr als nötig war, um die Augen des durch die grosse Tempelthür Eintretenden mit seinem Gottesblick zu treffen. Eine wundersame Milde und Sanftmut muss den Zügen eigen gewesen sein: das sagen uns einstimmig die Berichte der Alten, das bestätigen diejenigen elischen Münzen, welche den Kopf allein zur Darstellung bringen. Die weit aber ruhig geöffneten Augen blickten fest und still gerade aus; sie lagen beschattet unter der rund und ebenfalls völlig ruhig sich vorwölbenden Stirn. Diese geht, mit ganz unmerklicher Einsenkung am Nasenbeinansatz so in die Nase über, dass die Linie fast eine grade zu nennen ist. Die Lippen liegen leicht und lose aufeinander, weder gepresst, noch zum Sprechen geöffnet. Weich wird der Mund umrahmt durch den Schnurrbart, der an beiden Seiten herabfliesst auf den majestätisch niederwallenden Wangen- und Kinnbart: auch hier nur ruhige weiche Fülle, nirgends der Versuch, durch Aufbäumung, Individualisierung der Locken, Mittelteilung des Bartes irgend energische Effekte zu erzielen! Und wie der Bart, so das Haupthaar selbst. Die bisherigen

Götterbildungen offenbarten sich auch darin als Kinder ihrer und nur ihrer Zeit, dass sie dem jedesmaligen Zeitkostüm in ihrer Haarbildung Rechnung zu tragen suchten. Phidias verallgemeinert und streift das zeitlich und persönlich Gebundene ab, um an dessen Stelle eine edle, aber für alle Zeiten wahre Natur zu setzen. Gleichmässig verteilten sich die vom Wirbel ausgehenden Haarmassen nach allen Seiten; während sie aber über der Stirn in zusammengenommenen, aber nicht etwa gebundenen oder geflochtenen Wellen wieder rückwärts geführt sind und nur vor den Ohren unterhalb den Schläfen ein paar freie aber durchaus natürliche Löckchen herabsenden, fliessen sie vom Hinterhaupt in weicher, ungeteilter und völlig offner Masse auf die Schultern nieder, auf denen sich ihre Spitzen zu Löckchen brechen wie die plätschernden Wellen am Uferrand. Somit trat im ganzen obern Teil des göttlichen Hauptes die gewaltige Schädelform klar und völlig rein hervor, und wurde abgegrenzt durch einen nur ganz leicht einschneidenden Kranz von wildem Oelzweig; im wirkungsvollen Gegensatz zu diesem unbewegten Teil des Hauptes wurde die Empfindung der Beweglichkeit im Beschauer erweckt, wenn er zu beiden Seite des Halses die gewaltigen Lockenmassen in natürlicher Fülle und Weichheit herabwallen sah:

> Sprach's der Kronide und winkte Gewähr mit den dunkelen Brauen.
> Und die umkränzten Locken des Herrschers walleten vorwärts
> Von dem unsterblichen Haupt. Es erbebt' der gewalt'ge Olympos.

Diese titanenhafte Vorstellung, dass der Olymp erbebt, wenn Zeus nur leise mit dem Haupte Gewährung winkt, sie trat dem an homerischen Bildern grossgezogenen Hellenen vor die Seele, wenn er sich der Majestät der Phidiasschöpfung gegenüber sah. Gerade je unmerklicher die Vorneigung des Hauptes, je weniger augenfällig das Vorwallen der Locken, um so grossartiger ist das homerische Bild, um so bezeichnender für den Eindruck der Statue musste es dem Beschauer erscheinen. Spätere Bildhauer, welchen die Meinung vertraut war, dem Phidias hätten jene homerischen Verse vorgeschwebt, als er das Haupt seines Zeus bildete, waren nicht mehr so feinfühlig, einzusehen, dass gerade durch die Zurückhaltung in der Bewegung die innere Wahrheit jener Verse begründet, durch sie in ihrer Wirkung bestärkt wird; ihrer Ansicht nach hätte Phidias den Homertext besser illustrieren müssen, sie versuchten das dann auf ihre Weise und gelangten so zu Übertreibungen, die sie von ihrem eigenen Vorbild bedenklich entfernten: eine solche Übertreibung oder rohe Verdeutlichung der klassischen Verse zeigt z. B. der bekannte schöne Kopf von Otricoli im vatikanischen Museum.

Je einfacher das Bild des Gottes selbst, um so reicher seine unmittelbare Umgebung, zweifellos ein vom Künstler gewollter und ungemein wirkungsvoller Gegensatz. Der Gott selbst sollte nichts vom unnahbaren Übermenschen an sich haben, er sollte in der Seele des andächtigen Beschauers Zutrauen, ja Liebe erwecken, wie sie ein Kind dem Vater gegenüber empfinden mag, ohne Furcht und Schrecken sollte der Mensch dem allgütigen Gottvater nahen und durch den Anblick der mit Majestät gepaarten Sanftmut und Milde sich emporheben lassen zu herzlichem Vertrauen in ihn. Der Thron dagegen zeigte die ganze Pracht, wie sie dem Herrscher des Olymp an seiner vornehmsten Kultusstätte zustand, ein Thron, wie ihn selbst der Perserkönig, der grösste weltliche Fürst jener Zeit, nicht schöner haben konnte. Ebenholz und Elfenbein, Gold und Edelgestein, dazu eine Fülle plastischen Schmuckes, war über ihn verteilt, Armlehnen, Rücklehne, Schwingen, die Füsse des Thrones, sogar der Raum unter den Armlehnen, der Schemel, alles war auf's Reichste geschmückt mit sinnvollen statuenreichen Gruppen und Reliefdarstellungen; reich bemalte Schranken verbanden unten die Füsse des Throns, in goldenem Relief hoben vom schwarzen Sockel sich Bilder ab, die die Geburt der Aphrodite aus dem Meere im Beisein der olympischen und elementaren Götter zu reizvollster Darstellung brachten.

Von der optischen Wirkung des ganzen gewaltigen Werkes — der Gott hatte 7—8fache Lebensgrösse — ist es nicht ganz leicht, uns eine klare Vorstellung zu machen. Doch kann der Phantasie immerhin zu Hilfe kommen der Eindruck, den heute der Beschauer einer gewöhnlichen Kirche des griechisch-katholischen Ritus erhält. Tritt man aus dem hellen Licht des Südens durch die Hauptthür in eine derartige Kirche ein, so sieht man sich zunächst von starkem Dunkel umfangen. Je mehr das Auge sich an das gedämpfte Licht gewöhnt, das nur durch meist sehr kleine Fenster und die geöffnete Thür eindringt, um so intensiver wirkt auf die Phantasie die sog. schöne Wand, die dem Eintretenden gerade gegenüber das Allerheiligste, Altarplatz und Chornische, vom Schiff der Kirche abtrennt. Ihren Namen hat sie von ihrem typischen Schmuck, Heiligenbildern auf Goldgrund. Da die Hauptlichtquelle in ziemlicher Entfernung und gerade vor der Wand liegt, verschwinden die Lokalfarben, und dunkel, ernst heben sich die in den strengen, fast architektonisch gebundenen Formen der byzantinischen Tradition ausgeführten Heiligen ab von der das Licht intensiv zurückwerfenden Goldwand. Sind nun auch noch Teile der Chorwölbung, etwa die Apsis, mit ähnlich ausgeführten Gestalten bedeckt, so ist der Eindruck gewiss ein ähnlicher,

wie ihn die im Hintergrunde der Tempel in einsamer Grösse sich erhebenden Götterbilder, ähnlich reich an metallischen Reflexen, müssen hervorgerufen haben: nur wirkte das Elfenbein selbstverständlich gegenüber den dunkel-wachsfarbenen Fleischtönen der düsteren Byzantiner heiterer, lichter, fröhlicher, entsprechend dem Unterschied zwischen byzantinischen Heiligen und hellenischen olympischen Göttern, zwischen griechisch-katholischer in den Fesseln des starrsten Dogma eingespannter Orthodoxie und sonniger altgriechischer Frömmigkeit.

Hören wir, was uns empfängliche antike Beschauer über die Wirkung des Phidiassischen Zeus zu sagen haben! Einige charakteristische Äusserungen habe ich bereits vorher erwähnt. Ein wahrhaft beseligendes Bild wird er genannt; Zeus sei als erhabenster Friedensfürst dargestellt, gewissermassen der Wächter über ein von keinen Stürmen zerrissenes einheitlich empfindendes Griechenland. Er erscheine ehrwürdig, frei von jedem irdischen Kummer oder Erregung, als der Geber von allen Gaben, als gemeinsamer Vater, Heiland und Wächter der Menschheit. Als unglücklich sei zu beklagen, sagt ein liebenswürdiger Philosoph etwa 120 Jahre n. Chr., wer sterben müsse, ohne den Zeus des Phidias geschaut zu haben: daher macht Euch auf die Reise nach Olympia, damit Ihr ihn seht, mahnt er seine Hörer und Leser. Und dass er dies Unglück in tieferem Sinne gemeint hat, sagen Worte wie die des Quintilianus, der ein Menschenalter früher die Bemerkung machte, die Schönheit des olympischen Zeus scheine der überkommenen Religion ein neues Element hinzugefügt zu haben; in so hohem Grade habe die Würde des Werkes die Höhe des Gottes selbst erreicht. Und $2^1/_2$ Jahrhunderte früher trat der römische Sieger L. Aemilius Paullus vor den Zeus mit der Empfindung, dem Gotte selbst gegenüber zu stehen: nur Phidias, meinte der Römer, habe die Grösse des homerischen Zeus voll zum Ausdruck gebracht. Nur noch einer, wie ich meine besonders für die Art der Wirkung des Bildes bezeichnenden Äusserung des Dio Chrysostomos sei hier gedacht. Der feinsinnige Redner schreibt: „Und sollte ein Mensch ganz mühselig und beladen sein, viel Unglück und Kummer im Leben durchgemacht haben, keines ruhigen, süssen Schlafes mehr froh werden können — und ein solcher Mensch würde vor des Phidias Götterbild treten — gewiss, er würde vor diesem Bilde Alles vergessen, was im menschlichen Leben Hartes und Schweres auf ihm lastet: wie ein Trank aus dem Lethequell, der alles Leid vergessen mache, so würde dies Bild auf einen derartig vom Leben hart angefassten Menschen wirken."

Muten uns solche Töne nicht beinahe christlich an? Wer sie anschlägt, ist freilich ein Philosoph des zweiten Jahrhunderts nach Chr. Im fünften Jahrhundert vor Chr. dürfte die Ausdrucksform für solche Stimmung etwas anders gelautet haben: dass aber auch den empfänglichsten Gemütern jener Zeit angesichts der Statue nicht ähnlich um's Herz geworden sei, wer möchte wagen, das von vornherein in Abrede zu stellen?

Es ging ein eigenartiger Zug zum Monotheismus durch das fünfte Jahrhundert v. Chr. Im sechsten Jahrhundert vollzog sich die Wandlung, besonders durch den Einfluss Delphi's, dass Gott nicht bloss Macht, sondern Sittlichkeit sei, dass die Handlungen der Menschen nicht nur selbst nach sittlichen Grundsätzen sich regeln müssen, sondern dass die Befolgung solch sittlicher Grundsätze unter göttlicher Aufsicht stehe, dass die Götter selbst in ihrem Handeln und Denken durch sittliche Normen gebunden seien. Stellten die Götter nicht mehr nur verschiedenartige Mächte dar, die unter einander auch gelegentlich einmal in Konflikt geraten konnten, sondern war es ein sittliches Ideal, das auch sie regierte und nach dem sie die Menschheit regierten, so lag die weitere Folgerung sehr nahe, dies höchste sittliche Ideal auch verkörpert zu sehen in der von Alters her mächtigsten Göttergestalt, eben dem Götterherrscher selbst, dem Zeus. Ein grosser Schritt monotheistischer Auffassung entgegen war damit gethan, ein Schritt zur Allgemeingiltigkeit des Zeus bei allen griechischen Stämmen in höherem Sinne, als sie bisher üblich und geglaubt war.

Grosse starkbewegte Zeiten politischer Erregung und nationaler Erhebung lagen damals hinter den Hellenen. Der Herrschaft einer wenn auch mitunter gewiss recht heilsamen Einzelmacht war fast überall in griechischen Landen gegen Ausgang des sechsten Jahrhunderts ein Ende gemacht; an Stelle der Gewalt und Willkür waren Gleichberechtigung aller Bürger und neue Ordnungen auf sittlicher Grundlage errichtet. Nicht mehr ging Macht vor Recht. In grossartiger jedem zu Herzen gehender Weise hatten das die Götter erwiesen, dieselben Götter, welche nach damaliger griechischer Auffassung auch über die Perser herrschten, als sie in geradezu wunderbarer Weise die Freiheit und Kultur des kleinen Griechenvolkes in ihren Schutz genommen hatten gegen die schier unerschöpflich erscheinenden Kräfte des damals grössten Reichs der Welt. Schon lag die Axt an der Wurzel der nationalen Existenz der Hellenen, schon waren die Tempel auf Athens Akropolis in rauchende Trümmer gesunken, da erschütterten unerhört glückliche Schlachten die Angriffskraft der Gegner, da brach in Babylon ein für die ganze Existenz

der persischen Dynastie so gefährlicher Aufstand aus, dass Xerxes eiligst Heer und Flotte verlassen und ins ferne Innerasien heimkehren musste. Nicht nur ungläubig, sondern blind musste sein, wer hier nicht göttliche Fügung erkennen wollte, sich nicht beugen vor der Majestät göttlicher Weltregierung! Ein Gottesgericht schien hereingebrochen über die übermütigen und auf ihre ungemessenen Mittel an Gold und Menschenmaterial stolzen Asiaten: sichtlich hatte Zeus seine Hand über ganz Griechenland gehalten!

Das war die Stimmung nach den Perserkriegen, der zahlreiche neue Tempel, neue Götterbilder und religiöse Dankeshandlungen aller Art ihren Ursprung verdankten. Ihren stärksten litterarischen Ausdruck fand diese Stimmung bei Aischylos, dem ältesten der drei grossen tragischen Dichter Athens im fünften Jahrhundert. Nicht nur sein herrliches dramatisches Siegeslied, die Perser, sondern alle seine Dichtungen heben sich ab von einem ernsten tiefreligiösen Hintergrund, der die ganze Anschauung des Dichters innig beherrscht. Nichts erscheint ihm gross, umfassend genug, um die Allgegenwart und Allgewalt des himmlischen Vaters auszudrücken. Im Bruchstück einer verlorenen Dichtung heisst es: „Zeus ist der Aether, Zeus ist Erde, der Himmel ist Zeus, Zeus ist das All, und was noch höher, als dies All".

Im Agamemnon singt der Chor der greisen Ratsherren von Argos:

Zeus, Zeus
Mit diesem Namen ruf' ich ihn,
Mit jedem, den er hören mag.
Und ob ich Alles wäge,
Zu leicht befind' ich Alles.
Von Sorgen und von Sinnen
Und Zweifeln löst das Herze
Mir Zeus allein.
Hin, hin,
Vergessen ist, der einst geherrscht,
Der Urwelt ungeheurer Gott.
Titanenlist bezwang ihn.
Auch sie fand ihren Meister.
Doch aller Weisheit Ende
Ist andachtsvoll zu preisen
Des Zeus' Triumph.
Er wies den Weg zur Weisheit,
Uns zwingt die ew'ge Satzung,
Durch Leiden lernen.
Auf unser müdes Herze
Senkt quälend sich und ängstend

Statt Schlummers Reue.
Auch wider Willen kommt der Mensch zur Einsicht:
Gott lenkt das Weltenregiment gewaltsam,
Doch Gott ist gütig.

An andern Stellen wird die Gerechtigkeit Gottes gepriesen, welche nach sittlichen Grundsätzen die Welt regiert, z. B. in einem Chorlied, das die über Troia hereingebrochene göttliche Strafe besingt:

Zeus Gericht haben sie erfahren.
Seine Hand schlug sie. Wer verkennt es?
Er gebot. Ihr Geschick folgte dem Gebote.
Mancher glaubt, um die Menschen kümm're sich die Gottheit nicht,
Wenn sie frech brechen die verbotne Frucht.
Sündig ist solcher Glaube.

In Phidias' Jugendzeit brauste der schreckenbringende Perserstnrm hinein; er sah die Tempel der Götter auf der Burg Athens in Flammen aufgehen, er erlebte nach schwerem Ringen die Siegesfreude, sah wie die Sache von Recht und Freiheit siegreich emporstieg; seine ersten staatlichen Aufträge galten der Schaffung von Götterbildern in Delphi, Plataeae und auf der Akropolis Athens, welche, aus dem Zehnten der Beute errichtet, den feierlichen Dank für Hilfe in der Not den Göttern ausdrücken sollten. Er hiess geradezu „der Götterbildner", die hehre Schönheit, die erhabene Majestät seiner Götterstatuen wussten die Alten nicht genug zu preisen: gewiss hat er manchem jener gewaltigen religiösen Schauspiele des Aischylos selbst gelauscht, und in den hohen Dichterworten die Empfindungen ausgesprochen gefunden, die sein für alles Grosse empfängliche Herz bewegten und im Werk seiner Hände künstlerischen Ausdruck fanden. So wie Aischylos mit beschwingtem Worte der vornehmste Prophet der neuen durchgeistigten, sittlich getragenen Gottesauffassung wurde, so wurde es Phidias mit seiner Kunst. Und die Kunst war damals und in der Hand des Phidias ein Werkzeug geworden, das dem feinsten Wege des Verstandes, der zartesten Empfindung des Herzens gerecht zu werden wusste. Ueberwunden war die Zeit des Suchens, des Ringens mit der Form, welche ein Jahrhundert, etwa von 550—450 ausgefüllt hatte. Noch des Phidias' älterer Zeitgenosse Myron, der Donatello unter den Künstlern Athens, zeigte in seinen genial erdachten, reich bewegten Werken, welche Freude es ihm machte, die Lehrzeit hinter sich zu haben und die Natur meistern zu können. Phidias' Kunst verrät nichts mehr vom Schweiss der Arbeit: in höchster Vollendung standen seine Götterbilder, zu olympischer Ruhe abgeklärt

und selige Ruhe verbreitend, vor dem Beschauer: was wir verloren haben, vermögen wir zu ahnen angesichts des erhaltenen Skulpturenschmucks des Parthenon. Völlige Harmonie von Inhalt und Form war erreicht, so etwa wie bei den zwischen 1508—18 entstandenen Werken Raffaels: die Folgezeit brachte mit dem so viel zerrüttenden 30jährigen Krieg Griechenlands andere Zustände, andere Menschen, anderen Glauben, und immer mehr musste die Form ersetzen, was der Inhalt nicht mehr zu geben vermochte. Es war einer jener glücklichen Augenblicke der Weltgeschichte, denen die Zeitgenossen gewiss gern ein sehnendes Halt zugerufen hätten, als die Sonne des innern Glücks über einem in jeder Hinsicht frei gewordenen Hellas aufgegangen, die einzige grosse Staatsbildung Griechenlands, das attische Reich unter Athens Aegide erstanden war, geniale Männer die Geschicke des Landes leiteten, grosse Dichter dem höchsten Empfinden des dankbaren Menschen Ausdruck gaben und gleichzeitig die Kunst gerade auf der Höhe angelangt war, wo sie das Empfinden der Nation wie des einzelnen Menschen in der vollkommensten Weise zum Ausdruck bringen konnte, und zwar in allen ihren Zweigen, in Baukunst, Bildhauerei und Malerei. Erst die Kunst dieser Zeit war der Aufgabe gewachsen, den Herrscher der Himmlischen zu wirklich befriedigender greifbarer Darstellung zu bringen. Viele andere Götter hatten längst künstlerische Formen erhalten, als noch kein Bildhauer wagte, Zeus zu bilden. Und als die plastische Kunst damit begann, erst sehr spät, im letzten Jahrhundert vor Phidias, da war es zunächst die Aufzeigung äusserer Kraft und Macht, welche ihren Meissel lenkte: die ältesten, spärlichen, plastischen Darstellungen zeigen uns Zeus nackt, weit ausschreitend, den Blitz gegen die Gegner schwingend, „der Herr in den Höhen des Himmels, der Donnerer droben, Zeus“, wie Hesiodos ihn besingt als den Allgewaltigen. Eine grosse Kluft ist zwischen diesem Zeus und den Menschen, welche in der Dichtung schon des Homer ihn anrufen als „Vater Zeus“ in Verbindung mit Athene und Apollon: auch dieser homerische Zeus heisst zwar gelegentlich „Vater der Menschen und Götter“, aber als selbstherrlicher Gottvater, der Alles nach seinem souveränen Willen zu lenken weiss, steht er da. Vertrauensvoll naht sich das hilfsbedürftige Menschenherz nicht ihm, sondern andern Göttern, Fürsprechern und Helfern. Erst um die Zeit der Perserkriege beginnen in der Grosskunst ruhige Darstellungen des entweder nackt oder mit umgeworfenem Gewand dastehenden Zeus: aber seine Machtmittel, seinen Blitz, lässt er auch da noch nicht aus den Händen. Die erste ruhig thronende Statue des Zeus ist diejenige des Phidias. Erst jetzt bedarf es

nicht mehr des Aufzeigens der übermenschlichen Kraft und übernatürlicher Kampfmittel, um an die Allgewalt des Himmelsgottes zu glauben. An Stelle der blossen Furcht ist kindliche Liebe und dankbares Vertrauen eingezogen in die Herzen der durch ganz Hellas nunmehr einig empfindenden Menschen: an die Stelle eines schreckhaften Jehova erscheint fast ein christlicher Gottvater getreten.

Viele Faktoren mussten zusammenkommen, um diese höchste Vergeistigung der Gottheit, deren die vorchristliche Welt fähig geworden ist, herbeizuführen. Einige gerade für Phidias besonders wichtige habe ich schon genannt. Aber auch lokale Einflüsse mögen mitgewirkt haben, als die Eleer auf den glücklichen Gedanken kamen, gerade um ein Bild des thronenden Zeus den Phidias anzugehen. Olympia, immer mehr, je mehr die griechische Welt ihr Licht über das ganze Mittelmeergebiet, namentlich über Italien und Sicilien ausgebreitet hatte, Mittelpunkt der nationalen Agonistik geworden, begann als Kultusstätte der dem Thal des Alpheios, des grössten peloponnesischen Flusses, benachbarten Landschaften. Der Alpheios kommt aus Arkadien, an Arkadien's Schwelle liegt Olympia's heiliger Hain, vom Kronosberge überragt, auf dessen Gipfel der älteste Kultus seinen Sitz hatte. Je höher man einen Berg hinansteigt, um so näher glaubt man dem Firmament zu gelangen, um so mehr weitet sich der Ausblick über den die ganze sichtbare Erde umfassenden lichten Tageshimmel, in dem man die ursprüngliche Bedeutung des höchsten Himmelsgottes bei allen Völkern unseres Stammes zu erkennen glaubt. Was Wunder, dass gerade auf dem Gipfel der arkadischen Berge, der höchsten des Peloponnes, wo es, der Vorstellung nach keinen Schatten mehr gab, auf Bergen, deren einer z. B. direkt den Namen „Lichtberg“ führte, der höchste Himmelsgott ohne Bild, ohne Tempelhaus, lange in Andacht verehrt wurde. Auf solchen Bergeshöhen, die oft in die Wolken hineinragen und dann menschlichem Blick verschlossen sind, wohnten die Götter nach uralter Vorstellung, mochten die Berge nun Ida oder Olympos oder Lykeion oder Kronion heissen; sie thronten dort, und der Platz ihres Thronens wurde mitunter durch in den Fels gehauene Thronsessel kenntlich gemacht, Thronsessel oder Thronplätze, denen sich die religiöse Verehrung andachtsvoll zuwandte. Und gerade in Arkadien, und zwar in der unmittelbaren Nachbarschaft Olympia's wurde, dem Zeugnis alter arkadischer Münzen zufolge, schon Jahrzehnte vor der Schöpfung des Phidias Zeus thronend verehrt, den Körper völlig in ein Gewand gehüllt, ohne Waffen in Händen, aber den Adler, seinen Boten, vor sich, dessen enge natürliche Beziehung zum Zeus, der

auf den Bergen thront, jetzt klar liegen dürfte: aus dem Peloponnes nach Nordafrika, Kyrene, ausgewanderte Kolonisten nahmen diese Vorstellung sogar dorthin mit, wo uns eine wenigstens 100 Jahre vor Phidias' thronendem Zeusbild gemalte Schale als Innenbild den thronenden, ganz in sein Gewand gehüllten Zeus mit dem Adler, ebenso wie in Arkadien, zeigt.

Also auf heimischen Glauben, auf heimische Ueberlieferung stützten sich die Tempelbehörden von Olympia, als sie dem Phidias den kühnen Auftrag gaben, diese Vorstellung in Form eines grossen Tempelbildes sichtbar und greifbar zu fassen. Kühn war der Auftrag, weil er brach mit der alten Überlieferung des Peloponnes, in dessen entlegene Gebirgsfalten die plastisch hellen homerischen Götter so spät eingezogen sind, mit der Ueberlieferung des dort besonders zähen bildlosen Kultus. Schon Jahrhunderte lang hatte am Rand des heiligen Hains der Himmelskönigin, der Hera, ein Tempel gestanden, und in ihm der Göttin ehrwürdiges Bild; dem Weib fühlt sich der hilfebedürftige Mensch früher nah und vertraut und wagt es, sie durch ein Bild in seinen Gesichtskreis herabzuziehen — ich erinnere an die Erscheinungen des Madonnenkultus —, aber dem Zeus erhob sich nur ein Brandaltar, und mit dem Rauch der verbrannten Opfertiere hoben sich die Hände der Anbetenden frei zum hellen Tageshimmel, zum Zeus selbst empor. Der Tempel des Zeus hatte unseres Wissens keine Vorgänger, erst so spät, erst um 460, wurde er dort errichtet, während z. B. Athen schon seit bald einem Jahrhundert einen grossen Tempel des Zeus hatte gründen sehen. Und noch später fasste man den Entschluss, das Bild des Zeus in dem Tempel zur Aufstellung zu bringen. Es war eine grosse That des Phidias, als er die alte in den Gemütern der dortigen Menschen schlummernde Vorstellung, die nie an ein Bild gebunden und daher doppelt gross und mächtig war, zum ersten Mal fixierte; und als er das that, da verstand er es, in ein Bild, zu dessen Füssen die Blüte von ganz Hellas diesseits und jenseits der Meere, ja auch manche Nichtgriechen zu den regelmässig wiederkehrenden grossen nationalen Festfeiern sich vereinigen sollten, eine solche Majestät, eine solche Tiefe, und dabei eine solche Fülle Menschlichkeit und Väterlichkeit zu legen, dass das neue Ideal, kaum geschaffen, sofort allgemeingiltig wurde, und allgemeingiltig blieb, als reinster Ausdruck edelsten Griechentums, das ganze Altertum hindurch.

In Staub gesunken ist dies grösste und berühmteste Gottesbild des Altertums: aber die Empfindungen, die Anschauungen über das Verhältnis zwischen Mensch und Gott, denen Phidias durch dies Bild zum

ersten Mal Körperlichkeit verlieh, sie senkten sich derartig innig in das Herz Aller, die griechischer Bildung teilhaftig wurden, dass der vom Judentum losgelöste christliche Gottesglaube den Boden bereitet fand, auf dem allein er festwurzeln und gedeihen konnte.

Zur Erläuterung des Vortrages dienten während desselben vorgeführte Projektionsbilder: die Altis, der Tempel, das Rekonstruktionsmaterial für den Zeus, namentlich die in der bedeutend vergrösserten Gestalt sehr monumental wirkenden Darstellungen auf den elischen Münzen, eine Auswahl von plastischen und gemalten Zeus- und Asklepiosbildungen aus den Zeiten vor und nach Phidias, das Vasenbild, welches Kroesos auf dem Scheiterhaufen thronend zeigt im Königskostüm der ionischen Kunst, mit dem gleichen ionischen Chiton, den Phidias dem Himmelskönig verlieh, u. a. m.

Die Entstehung von „Werthers Leiden“.

Von

Walther Arnsperger.

Es ist immer interessant, den Spuren des Genius nachzugehen und die Entstehung eines seiner Werke aufmerksam zu belauschen. Dieses Interesse steigert sich aber noch erheblich, wenn es sich nicht um eine rein der dichterischen Phantasie entstammende Schöpfung handelt, sondern um eine solche, die Erlebnisse des Dichters selbst darstellt oder poetisch umkleidet. Eine solche Verknüpfung von Leben und Dichtung ist bei Wenigen so vielfach zu sehen, wie bei Goethe und keines seiner Werke bietet für dieselbe ein so klassisches Beispiel, wie der Jugendroman: Die Leiden des jungen Werthers.

Das merkwürdige, aber poetisch wie wirklich schöne Seelenbündnis zwischen den zwei so verschiedenartigen Freunden und dem von Beiden geliebten und verehrten Mädchen, welches im ersten Teile des Romans geschildert und dichterisch verklärt wird, ist ein so unmittelbares und naturgetreues Abbild der Erlebnisse des jungen Goethe in Wetzlar, dass kaum ein Wort der Erklärung dazu nötig ist; so dass schon der gealterte Goethe in seiner Selbstbiographie in Verlegenheit kommt, wenn er von seinen verdüsterten Seelenkräften fordern sollte, dass sie jene lieblichen Verhältnisse von neuem vergegenwärtigen möchten, welche ihm den Aufenthalt im Lahnthale so hoch verschönten. „Glücklicherweise“, fährt er fort, „hatte der Genius schon früher dafür gesorgt und ihn angetrieben, in vermögender Jugendzeit das nächst Vergangene festzuhalten, zu schildern und kühn genug zur günstigen Stunde öffentlich aufzustellen“.

Einen schönen Beweis der Naturwahrheit und zugleich eine reizvolle Ergänzung jenes Bildes bietet die Briefsammlung, welche Lottens Sohn, der hannöversche Legationsrat Kestner im Jahre 1854 veröffentlicht hat und die neben den jetzt bevorzugten Gesamtausgaben der Goethischen

Briefe ebenso wie der Briefwechsel mit Schiller und der mit Frau von Stein stets einen selbständigen Wert behaupten wird.

Wir sehen daraus, dass — eines ausgenommen — alle wichtigeren Einzelheiten, die Ereignisse selbst mit den Daten genau, beibehalten sind:

Die erste Begegnung mit Lotte auf dem Tanzvergnügen in Volpertshausen am 9. Juni,

die Schilderung der Buffschen Familie, mit der hausmütterlichen Schwester — deren Bild ja auch eine andere Kunst in glücklicher Weise verewigt hat — während

„Mit dreckigten Händen und Honigschnitten,
Mit Löchern im Kopf nach deutschen Sitten,
Die Buben jauchzen mit hellem Hauf
Thür ein, Thür aus, Hof ab, Hof auf".

Endlich die plötzliche Abreise am 11. September und das den Dichter tieferregende Gespräch am Vorabend der Flucht „von dem Zustande nach diesem Leben, vom Weggehen und Wiederkommen etc., welches nicht er, sondern Lottchen anfing", wie Kestner in seinem Tagebuch getreulich berichtet.

Aber nicht nur die Thatsachen, auch die Stimmung des ersten Teiles ist ein genaues Abbild der Wetzlarer Zeit. Das innige, von krankhafter Empfindelei noch unberührte Freundschaftsverhältnis zu der Natur; das Versenken in ihre kleinsten, naheliegendsten und darum meist übersehenen Wunderwerke.

„Wenn [1]) das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniss meines Waldes ruht und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligtum stehlen, und ich dann im hohen Grase am fallenden Bach liege, und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräsgen mir merkwürdig werden. Wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten, all der Würmgen, der Mückgen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wesen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält. Mein Freund, wenns denn um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Gestalt einer Geliebten; dann sehne ich mich oft und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest du dem Papier das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, dass es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes".

1) S. 10.

Daneben die begeisterte, echt künstlerisch nachempfindende und nachgestaltende Lektüre Homers und Pindars, die ihn an seinem Lieblingsbrunnen beim Bilde der Wasser holenden Mädchen die patriarchalischen Zeiten hervorzaubern lässt: „Das harmloseste Geschäft und das nötigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten“.

Kurz alles atmet in so hohem Grade Unmittelbarkeit und Lebenswahrheit, dass man die Vermutung schon ausgesprochen hat, dass dem Dichter bei der Ausarbeitung des ersten Teils seine eigenen Wetzlarer Briefe etwa an Merk oder an seine Schwester Kornelia vorgelegen haben. Dass diese Korrespondenzen gerade für diese Zeit ganz fehlen — es ist aus Wetzlar neben Billets an Kestner und Lotte nur ein einziger Brief an Herder vorhanden — das hat man dann stets als eine Bestärkung in dieser Annahme angeführt, da sie dem Dichter zurückgegeben und von ihm eben seines Werkes wegen vernichtet worden seien.

Wir begnügen uns hier damit, diese Ansicht kennen zu lernen und ihre Voraussetzung zu konstatieren, vor allem aber die einer solchen Erklärung entgegenkommende Verschiedenheit in der Bearbeitung, in den Personen und in der Grundstimmung des zweiten Teiles hervorzuheben, die denselben innerlich viel schärfer von dem ersten trennen, als es in der äusseren Fassung schon geschehen ist. Wenn in Letzterem noch das Leben überwiegt, so haben wir es dort mit wirklicher Dichtung zu thun. Ihm gilt daher vor allem unsere Betrachtung.

II.

Den äusseren Anstoss zu einer poetischen Beschäftigung mit den Wetzlarer Erlebnissen hat Goethe, wie bekannt, der am 30. Oktober 1772 — sieben Wochen nach seinem Abschied — erfolgte Selbstmord des jungen Gesandtschaftssekretärs Jerusalem gegeben. Schon die von dem Dichter in einem Briefe vom 20. November erbetene, am 29. d. M. erhaltene und am 19. Januar des folgenden Jahres zurückgeschickte Nachricht Kestners über die Katastrophe trägt auf dem Foliobogen des aktenartig behandelten Originals die Überschrift[1]: „Stoff zur Erzählung den unglücklichen Tod Jerusalems betreffend“. Dann hat ja Goethe später auch in seiner Selbstbiographie die Entstehung seiner Dichtung ganz eng mit diesem Ereignis und dem erwähnten Berichte verknüpft. Wie weit das richtig ist, wird das Folgende zeigen; jeden-

1) Herbst: Goethe in Wetzlar 1772. Vier Monate aus des Dichters Jugendleben. Gotha 1881 S. 73.

falls genügt dies, um eine genauere Orientierung über diese merkwürdige Persönlichkeit, über dieses „Urbild des Werther", wie man ihn gern nennt, zu rechtfertigen [1]).

Zwei der grössten unter seinen Zeitgenossen haben dem unglücklichen Jüngling, jeder in seiner Art einer den andern ergänzend, ein schönes Denkmal errichtet, denn zwei Jahre nach dem Erscheinen des Werther hat kein Geringerer als Gotthold Ephraim Lessing, was er noch an Aufsätzen des Verstorbenen in Händen hatte, unter dem Titel von „philosophischen Aufsätzen" herausgegeben und mit einer bei dem kalten Verstandesmenschen seltenen Wärme eingeleitet. Es war seine ausgesprochene Absicht, durch die Bekanntmachung dieser „Ueberbleibsel seines hellen Verstandes" das Bild des einstigen Freundes „völlig zu ründen". Doch hören wir ihn selbst [2]).

„Der Verfasser dieser Aufsätze war der einzige Sohn des würdigen Mannes, den alle, welchen die Religion eine Angelegenheit ist, so verehren und lieben. Seine Laufbahn war kurz; sein Lauf schnell. Doch lange leben, ist nicht viel leben. Und wenn viel denken allein, viel leben ist: so waren seiner Jahre nur für uns zu wenig .... Der junge Mann, als er hier in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoss sie nicht viel über Jahr und Tag; aber gleichwohl wüsste ich nicht, dass ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn. Und dazu lernte ich ihn eigentlich nur von einer Seite kennen.

Allerdings zwar war das gleich diejenige Seite, von der sich, meines Bedünkens, so viel auf alle übrige schliessen lässt. Es war die Neigung, das Talent, mit der sich alle gute Neigungen so wohl vertragen, welche kein einziges Talent ausschliesst; nur dass man bei ihm so viele andere

---

1) Nachdem Herbst a. a. O. das bis dahin bekannte und wissenswerte Material zusammengestellt hatte, wurde dasselbe noch im gleichen Jahre erheblich vermehrt durch einen von Koldewey im braunschweigischen Ortsverein für Geschichte und Altertumskunde gehaltenen Vortrag, den er in seinen Lebens- und Charakterbildern als Nr. 6 unter dem Titel: Werthers Urbild hat abdrucken lassen. Derselbe ist wichtig, weil er sich auf aktenmässige Vorlagen aus dem wolfenbüttelschen Archiv stützt.

Zu den im „Neuen Reich" 1874 von Heinemann veröffentlichten elf Briefen J.'s an Eschenburg hat Eugen Wolf neun an den Vater wenigstens auszugsweise bekannt gemacht in der Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte 1889; ebenso andere „Blätter aus dem Wertherkreise" (Bruchstücke aus Kestners Tagebuch etc.) in Nord und Süd 1893. Ausserdem hat mich Herr Dr. Löwe zwei im Königl. Staatsarchiv zu Hannover aufgefundene Schreiben des Abtes über seinen Sohn an den Grafen Wallmoden, hannoverschen Gesandten in Wien, die er im „Euphorion" veröffentlichen wird, freundlichst einsehen lassen.

2) Philosophische Aufsätze von Karl Wilhelm Jerusalem, herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing. Braunschweig 1776.

Talente lieber nicht haben mag, und wenn man sie hat, vernachlässiget. Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntnis; das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist kalter Betrachtung. Aber ein warmer Geist, und so viel schätzbarer ...... Wie empfindbar, wie warm, wie thätig, sich dieser junge Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Mensch er unter den Menschen war: das wissen seine übrigen Freunde noch besser als ich. Ich glaube ihnen alles, was sie davon sagen .... Aber warum wollen einige von ihnen mir nicht glauben? Dass dieser feurige Geist nicht immer sprühete und loderte, sondern unter ruhiger und lauer Asche auch wieder Nahrung an sich zog; dass dieses immer beschäftigte Herz nicht zum Nachteil seiner höheren Kräfte beschäftiget war; und dass diesen Kopf eben so wenig Licht ohne Wärme, als Wärme ohne Licht befriedigten“.

Der junge Mann, dem dieser warme Nachruf des grossen Menschenkenners galt, Karl Wilhelm Jerusalem — so genannt als Patensohn des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand, welcher bei seiner Taufe zugegen war — ist geboren am 21. März 1747, war also 2 Jahre älter als Goethe. Sein Vater war der bekannte Theologe Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, Hofprediger in Braunschweig, Erzieher des Erbprinzen, Freund und Vertrauter der Herzogin Philippine Charlotte — der Schwester Friedrichs des Grossen —, Gründer und erster Leiter des Collegium Carolinum in Braunschweig, seit 1752 Abt von Riddagshausen und Direktor des dortigen Predigerseminars, zuletzt — im Todesjahre des Sohnes — als Vizepräsident des Konsistoriums höchster geistlicher Würdenträger des Staates.

Diese Stellungen und Würden des Vaters sind nicht ohne Einfluss auf die Entwickelung des Jünglings geblieben, um so mehr als jener, wie aus den erhaltenen Briefen hervorgeht, den frühreifen Sohn schon als Studenten mit mehr als väterlichem Vertrauen behandelte: „Ach“, klagt er einem Freunde, „er war mehr als Sohn, er war mein zärtlichster, mein vertrautester Freund“ [1]). Dazu kommt das verwandtschaftliche Verhältnis zu dem damals schon vielgenannten Vetter Justus von Möser, bei dem er sich eine Zeit lang in Osnabrück aufhielt, die fördernde Freundschaft seiner braunschweigischen Lehrer am Carolinum, Eschenburg, Ebert, Schmidt u. a., endlich der vertraute Umgang mit Lessing, von dem schon die Rede war; das alles zusammen reichte hin, um den seines Eifers und seiner Pflichttreue wegen allgemein be-

1) Viertelj. f. Lit. G. II 1889 S. 539.

liebten Jüngling frühreifer und geistig anspruchsvoller zu machen, als ihm gut war.

Da mit einem Male wurde er aus dieser glücklichen Umgebung herausgerissen, und von Wolfenbüttel, wo er ein Jahr lang Assessor am obersten Gerichtshof (der Justizkanzlei) gewesen war, nach Wetzlar versetzt, wo er als Sekretär bei der zur Visitation des dortigen Reichskammergerichts deputierten braunschweigischen Gesandtschaft fungieren sollte. Sein Vorgesetzter hier war der Hofrat von Höfler, ein vorzüglicher Jurist, aber — nicht nur nach Jerusalems Bericht — ein verknöcherter Bureaukrat und eitler Streber und — wie der sonst so sanfte Abt sich schon vor dem Tod des Sohnes ausdrückt — der niederträchtigste und boshafteste Charakter[1]), als welcher er übrigens auch in Wetzlar bekannt und von seinen Kollegen gemieden war.

Die Versetzung war an sich ein Beweis des Wohlwollens der Vorgesetzten; er sollte dort, wie üblich, das Reichsjustizwesen kennen lernen um dann einen Posten in Braunschweig zu erhalten, der ihm nach einer Äusserung des Vaters schon mit Sicherheit zugesagt war. Wie ungeeignet er aber für sein neues Amt war, zeigen zwei Vorgänge, die sich gleich anfangs ereignen, auf seine Denkungsart ein interessantes Licht werfen und seine Stellung nach zwei Fronten sofort gefährden oder unhaltbar machen. Sie sind von Koldewey aus den Akten des wolfenbüttelschen Archivs mitgeteilt worden[2]):

Sein Vorgänger war entlassen worden infolge von Nachlässigkeit im Dienste und tollen Streichen; es ist August Siegfried von Goué, der aus Goethes Charakteristik bekannt ist als Gründer und eifriger Teilnehmer jener „Rittertafel“ im Kronprinzen, an der sich die jüngeren Assessoren ihre reichlichen Mussestunden verkürzten. Auf seine Führung hin war in Jerusalems Instruktion der Passus aufgenommen worden, „dass derselbe überflüssige Gesellschaften und solche Gelegenheiten, die den Zweck seiner Bestimmung hindern, die nötige Aufmerksamkeit unterbrechen oder wohl gar Verdriesslichkeiten und schädliche Folgen nach sich ziehen können, äusserst zu vermeiden und seinem Stande und caractère gemässen Wohlstand allenthalben sorgfältigst zu beobachten habe.“ Der junge Mann bat nun um Weglassung dieses Passus, da er fürchtete, dass dadurch „gar widrige Begriffe von seinem caractère gefasset werden“ könnten. Das Gesuch ward vom Ministerium befürwortet,

1) an Graf Wallmoden 31. August 1772.

2) a. a. O. S. 178 f. und 187.

auch genehmigt, kam aber zurück mit der eigenhändigen Randbemerkung des Herzogs: „Es ist etwas naseweis von dem jungen Menschen, dass man seinetwegen meine Instruktion ändern soll, jedoch aus consideration seines Vaters kanns geändert werden, wie vorgeschlagen.“

Die zweite an sich ebenso unbedeutende Affäre zog ihm von Anfang an die Missgunst seines neuen Vorgesetzten zu. Die Mitglieder der Visitationskommission hatten den Rang von Subdelegaten, spielten sich aber allgemein wie die Mitglieder des Gerichts als wirkliche Gesandten auf, woran in Wetzlar schon alles gewöhnt war. Jerusalem hat nun bei der ersten Begegnung mit Herrn von Höfler diesen nicht: Herr Gesandter, sondern — was er wirklich war — Herr Hofrat angeredet, „worauf ihm denn Herr von Höfler selbst gesaget, dass er sich dieses Prädikat von ihm, so wie er es von allen Anderen bekäme, ausbitten wolle“. Diese Vorkommnisse sind deshalb erwähnenswert, weil sie in sich bereits den Keim tragen, dieses der unhaltbaren Stellung zu seinem Chef, jenes der nicht mehr allzu wohlwollenden Behandlung von Seiten des Hofes, wenigstens der offiziellen Stellen. Dieser wird nämlich gleich von Anfang an von Höfler mit Beschwerden über seinen neuen Sekretär voll unberechtigter und unglaublicher Behauptungen bestürmt, während Jerusalem Verteidigung auf Verteidigung absendet erst an die Minister, dann an den Herzog selbst. Sowohl der Sekretär als der Hofrat erhalten dann — da der gleichfalls stets gehörte braunschweigische Gesandte beim Gericht meist für den Ersteren eintritt — Ermahnungen, Jerusalem weiterhin officiell eine scharfe Rüge, während er unter der Hand mehrfach, einmal vom Erbprinzen persönlich, zur Geduld ermahnt wird. Auf seine Unschuld pochend, sieht er trotzdem die auf seine Verteidigung hin nicht zurückgenommene scharfe Rüge als Kränkung seiner Ehre an, die ihm ein Verbleiben im Dienste seines Vaterlands unmöglich mache. Dazu kommen sonstige Chikanen Höflers, auch eine Kränkung von ganz anderer Seite, die ihn um so schwerer traf, als sein Chef nicht unterliess, sie in seinem Sinne auszubeuten. Die aristokratische Gesellschaft des Wetzlarer Gerichts hat im Bewusstsein ihrer numerischen Stärke und wegen ihrer engen Verbindung mit dem umwohnenden Adel eine gesellschaftliche Exklusivität aufrecht erhalten, wie man sie an den Höfen — besonders den norddeutschen — schon längst nicht mehr kannte. Nun war Jerusalem durch die Bekanntschaften seines Vaters in einem dieser aristokratischen Häuser eingeführt, bei dem Präsidenten Graf Bassenheim und dort passierte ihm jene im Werther ausführlich geschilderte Scene: er musste eine Gesellschaft, in die er auf eine Auf-

forderung des Grafen gekommen war, verlassen, um einen drohenden Skandal zu verhüten.

Diese beiden Motive: Die unerquicklichen dienstlichen Verhältnisse und die gesellschaftliche Kränkung sind wichtig im Leben, nicht in der Dichtung, wo sie nur in der ersten Bearbeitung und auch da nur als Nebenmotive weitere Verwendung finden. All diese verschiedenen Missgeschicke haben eine krankhaft melancholische Stimmung in dem jungen Manne nur genährt, nicht erst geweckt. Denn dass eine solche von früh an vorlag, zeigt gleich der erste uns erhaltene Brief des achtzehnjährigen Studenten an seinen Vater[1]: „Mein letzter Brief an Sie", so beginnt er, „muss mehr Hypochondrie verraten haben, als ich wirklich selber besitze. Ich schliesse es wenigstens aus Ihrer gütigen Antwort, worin sie meine vielleicht zuweilen zu finstern Gedanken mit so vieler Gründlichkeit wiederlegen". Seine nach Kestners Bericht unermüdliche Lektüre aller erreichbaren Romane, aller Tragödien, besonders der grässlichsten, auch philosophischer, besonders psychologischer Schriften trug nicht zur Verminderung, sondern nur zur Stärkung dieses Zuges bei und wenn Lessing in der erwähnten Vorrede sagt: „Das Ermattende, Abzehrende, Entnervende, womit kränkelnde oder um ihre Gesundheit allzu besorgte Geister diese Art von Untersuchung, diese Entwickelung unserer Gefühle, diese Zergliederung des Schönen, so gern verschreien, war ihm nicht im mindesten fürchterlich", so hat er diese gefährliche Wirkung treffender geschildert als selbst erkannt. Ein solcher kränkelnder Geist ist eben sein Freund nur allzusehr gewesen, und das Forschen und Grübeln, das er in Gemeinschaft mit dem grossen Kritiker einst den Objekten gegenüber so trefflich gebraucht hatte, ward zur Gefahr, als er es in einsamen Stunden auf seine eigenen Gefühle anwandte.

In der geschilderten Weise haben auch die beiden Männer, welche, der eine in Braunschweig, der andere in Wetzlar, ihm zuletzt noch am nächsten gestanden haben, sein Schicksal erklärt: der schon erwähnte Eschenburg, mit dem er bis an sein Ende korrespondiert hat, schreibt nach seinem Tode an einen seiner Verwandten[2]: „Ich glaube es gern, dass die ganze Lage, worin er sich dort befand, zu seinem Missvergnügen viel beigetragen, dass der Mangel eines vertrauten Freundes ihm das Leben gleichgültiger gemacht hat; aber in seinem Temperamente, das wirklich, wie Sie selbst bemerkt haben müssen, viel melancholische Mischung hatte,

---

1) V. f. L. G. II 1889 S. 533.

2) ebd. S. 544.

in seiner unglücklichen Fertigkeit, eine schwarze Idee unverrückt zu verfolgen, sich ihr Widriges eher zu vergrössern, als zu zerstreuen, und alles nur von der unangenehmen Seite anzusehen, und nicht anders ansehen zu wollen, dann in seiner oft übertriebenen Delikatesse und einem vielleicht zu wenig gemässigten, wiewohl auf strenge Rechtschaffenheit gegründeten Ehrgeiz, endlich in einem Hange zu gewissen verliebten Schwärmereien, die ihm so manche Stunde verbitterten, und von denen er, wie ich gewiss weiss, auch in der letzten Zeit nicht frei gewesen, in allen diesen Umständen, glaube ich, Keime zu finden, woraus wahrscheinlicher Weise vielleicht aus einem mehr als dem andern der Entschluss zu jener schrecklichen That nach und nach erwachsen ist“.

Und der andere, der Mecklenburgische Freiherr von Kielmannsegg, der zur Beschleunigung eines Prozesses in Wetzlar sich aufhielt und einer der wenigen war, die dem jungen Sonderling näher standen, sagte zu Goethe[1]: „Das was mir wenige glauben werden, was ich Ihnen wohl sagen kann, das ängstliche Bestreben nach Wahrheit und moralischer Güte hat sein Herz so untergraben, dass misslungene Versuche des Lebens und Leidenschaft ihn zu dem traurigen Entschluss hindrängten“.

In beiden Aussprüchen ist neben dieser geistigen Selbstzernichtung noch eines anderen Grundes gedacht, den wir jetzt noch näher ins Auge fassen müssen.

III.

Die gefährliche Charakteranlage und deren Stärkung durch die fortwährende Selbstquälerei ebenso die unerquicklichen dienstlichen Verhältnisse hatten eben jene Katastrophe nur vorbereitet; zum wirklichen Ausbruch kam es erst durch eine unglückliche Leidenschaft. So lange er vor seinem Gewissen gerechtfertigt dastand, hatte er sich wie die Briefe zeigen an diese seine Unschuld angeklammert; erst als dieser letzte Halt ihm entzogen war, griff er zur Waffe.

Schon Lessing hatte von seinem „immer beschäftigten Herzen“ gewusst, und auch in Wetzlar ruhte dasselbe nicht trotz oder vielleicht gerade wegen des von allen Seiten auf ihn eindringenden Missgeschickes. Der Gegenstand dieser Leidenschaft aber war nicht ein heiteres Naturkind, wie Lotte Buff, sondern die glänzendste und verführerischste Erscheinung der dortigen Welt, die Frau seines churpfälzischen Kollegen, Elisabeth Heerdt, eine Mannheimerin von Geburt, Tochter des dortigen Hofbildhauers Egell.

---

1) G.'s Briefe (W. A.) Bd. II S. 40.

„Sie ist eine Schönheit", sagt der sicher verlässliche Kestner [1]) in seinem Tagebuch am 25. Januar 1772, nachdem er die übrigen jung verheirateten Gesandschaftssecretäre teilweise mit sehr sarkastischen Bemerkungen aufgezählt hatte, „und ohne Frage die schönste Frau aller hiesigen Kreise. Ausserdem hat sie fast alle Eigenschaften einer vollendeten Weltdame, auch Talent für die Wissenschaften, sie spricht unter anderem französisch und italienisch; sie hat Geist, ein sehr gutes Herz, einen edeln Charakter und um das Mass vollzumachen ist sie so schön sie ist, von untadeliger Sittsamkeit. Ihr Gatte ist ausserordentlich eifersüchtig, obgleich sie ihm nicht den geringsten Anlass bietet."

Trotz dieser Eifersucht hatte Heerdt den jungen Kollegen in seinem Hause eingeführt, in dem der gesellschaftsscheue Sonderling viel verkehrte; er selbst war mehrfach dessen Gast an den Festtafeln der Ritter im Kronprinzen. Eine derartige Gelegenheit bot denn auch den Anlass zur Katastrophe, die wir in Kestners nüchterner aber zuverlässiger Schilderung kennen lernen wollen, um dem Ausgang des Romans die fast noch romanhaftere Wirklichkeit gegenüberzustellen.

Niemand, auch nicht den ihm am nächsten stehenden Kielmannsegg hatte Jerusalem zum Vertrauten seines Herzensgeheimnisses gemacht; nur Goethe will es schon damals dem einsamen Nachtwandler angesehen haben. „Der arme Junge", schreibt er nach seinem Tode. „Wenn ich zurückkam vom Spaziergang und er mir begegnete hinaus im Mondschein, sagt ich er ist verliebt. Lotte muss sich noch erinnern, dass ich darüber lächelte." Übrigens ein Beweis, wie weit er selbst vom wirklichen Verliebtsein entfernt war!

Wir lassen nun Kestner erzählen:

„Vergangenen [2]) Dienstag kommt er zum kranken Kielmannsegg, mit einem missvergnügten Gesichte. Dieser fragt ihn, wie er sich befände? Er: Besser als mir lieb ist. Er hat auch den Tag viel von der Liebe gesprochen, welches er sonst nie gethan; . . . Nachmittags (Dienstag) ist er bei Secretär H . . . gewesen. Bis Abends 8 Uhr spielten sie Tarok zusammen. Annchen Brandt war auch da; Jerusalem begleitet diese nach Haus. Im Gehen schlug Jerusalem oft unmutsvoll vor die

1) Nord und Süd 1893 S. 306.

2) Goethe und Werther, Briefe Goethe's meistens aus seiner Jugendzeit mit erläuternden Dokumenten herausgegeben von A. Kestner. 2. Aufl. Stuttgart und Augsburg 1855. S. 91 ff.

Stirne und sagt wiederholt: Wer doch erst todt — wer doch erst im Himmel wäre! — Annchen spasst darüber ... Am Mittwochen, da im Kronprinz gross Fest war und jeder jemanden zu Gaste hatte, ging er, ob er gleich sonst zu Hause ass, zu Tisch und brachte den Secretär H... mit sich. Er hat sich da nicht anders als sonst, vielmehr muntrer betragen. Nach dem Essen nimmt ihn Secretär H ... mit nach Haus zu seiner Frau. Sie trinken Kaffee. Jerusalem sagt zu der H. . . .: Liebe Frau Secretärin, das ist der letzte Kaffee, den ich mit Ihnen trinke. Sie hält es für Spass und antwortet in diesem Tone. Diesen Nachmittag (Mittwoch) ist Jerusalem allein bei H. . . .s gewesen, was da vorgefallen, weiss man nicht“ ... und als Ergänzung dieses Berichtes[1]: „Man will geheime Nachrichten aus dem Munde des Secretär H . . . haben, dass am Mittwochen vor Jerusalems Tode, da dieser beim H . . . und seiner Frau zum Kaffee war, der Mann zum Gesandten gehen müssen. Nachdem der Mann wiederkömmt, bemerkt er an seiner Frau eine ausserordentliche Ernsthaftigkeit und bei Jerusalem eine Stille, welche beide ihm sonderbar und bedenklich geschienen, zumal da er sie nach seiner Zurückkunft so sehr verändert findet. — Jerusalem geht weg. Secretär H ... macht über obiges seine Betrachtungen; er fasst Argwohn, ob etwa in seiner Abwesenheit etwas ihm nachteiliges vorgegangen sein möchte, denn er ist sehr argwöhnisch und eifersüchtig. Er stellte sich jedoch ruhig und lustig; und will seine Frau auf die Probe stellen. Er sagt: Jerusalem habe ihn doch oft zum Essen gehabt, was sie meinte, ob sie Jerusalem nicht auch einmal zum Essen bei sich haben wollten? — Sie, die Frau, antwortet: Nein; und sie müssten den Umgang mit Jerusalem ganz abbrechen; er finge an sich so zu betragen, dass sie seinen Umgang ganz vermeiden müsste. Und sie hielte sich verbunden ihm, dem Manne, zu erzählen, was in seiner Abwesenheit vorgegangen sei. Jerusalem habe sich vor ihr auf die Knie geworfen und ihr eine förmliche Liebeserklärung thun wollen. Sie sei natürlicher Weise darüber aufgebracht worden und hätte ihm viele Vorwürfe gemacht etc. Sie verlange nun, dass ihr Mann ihm, dem Jerusalem, das Haus verbieten solle, denn sie könne und wolle nichts weiter von ihm hören noch sehen“.

In der Nacht vom Donnerstag auf Freitag hat er sich dann erschossen, bekanntlich mit den Pistolen Kestners, die er sich am Tage vorher unter dem Vorgeben einer Reise geliehen hatte.

---

1) ebd. S. 101 f.

Elisabeth Heerdt hat sich nach dem Erscheinen der Goethischen Dichtung durch eine gemeinschaftliche Freundin — die im Berichte erwähnte auch bei Goethe vielfach genannte Nachbarin Annchen Brandt — an Charlotte Kestner gewendet und um deren Gedanken über den Roman gebeten aber von diesem Meinungsaustausch der beiden weiblichen „Urbilder" des Romans ist leider nur der Brief der Vermittlerin erhalten geblieben.

IV.

Wir haben die dem Hauptereignisse des Romans zu Grunde liegende historische Thatsache und Persönlichkeit möglichst eingehend kennen gelernt, weil Goethe dieselben bei der Ausarbeitung genau kannte; — nicht nur durch Kestners Bericht, denn eine Woche nach Jerusalems Tode, war er mit seinem späteren Schwager Schlosser, der dort Geschäfte hatte, für einige Tage — vom 6.—10. November — nach Wetzlar gewandert und hatte an verschiedenen Stellen — sicher bei dem Freiherrn von Kielmannsegg — Erkundigungen eingezogen. Dass aber gerade die letzten Ereignisse dort recht bekannt geworden waren, dafür hatte — nach Kestners Mitteilung — der Herr von Höfler gesorgt, der sich damit etwas zu entlasten dachte, dem die Sache indessen, wie seine weitere Karriere zeigt, von seinem Hofe doch nicht ganz vergeben worden ist.

Kehren wir nun aber zum Dichter selbst zurück: In der sonst, wie wir betont haben, so genau seinen eigenen Erlebnissen nachgebildeten Erzählung des ersten Teils hatte Goethe nur e i n e n Vorgang g a n z unerwähnt gelassen:

Am 13. August[1]) — während Kestner in Giessen war — hatte er, wohl mehr in jugendlichem Uebermut, als im Verlaufe eines leidenschaftlichen Geständnisses die Braut des Freundes geküsst. Diese selbst hat dem Vorfall keine weitere Bedeutung beigemessen und beide waren noch mit einer Freundin dem Heimkehrenden entgegengegangen. Bei der Beichte am Abend hatte es — wie Kestner sich ausdrückt — eine „kleine Brouillerie" gegeben; Goethe war an den nächsten Tagen „gleichgültig traktiert" worden und erst eine Aussprache mit dem Freund in der Nacht vom 15. zum 16. und eine Abkanzlung durch Lotte am folgenden Tag hatte die kleine Verstimmung wieder beseitigt, worauf dann der Besuch Mercks, die gemeinsame Wanderung nach Giessen am

1) Nord und Süd 1893 S. 301.

19. August, endlich die Feier des gemeinsamen Geburtstags Goethes und Kestners am 28. ds. Mts. das alte Verhältnis wiederherstellte. Wie rückhaltlos und ernst die vorangegangenen Auseinandersetzungen waren, das spiegelt der dazu gehörige, erst vor kurzem vollständig bekannt gewordene Brief Kestners an Lotte wieder, der für seinen Charakter, wie für seine Liebe eines der schönsten Zeugnisse ist.

In dem Liebesspiel Goethes mit Lotte war dieser Kuss eine Episode, in dem Roman wird er — und deshalb mussten wir auf ihn zurückgreifen — verbunden mit jenen Nachrichten von Jerusalems letztem Besuch bei der Gattin des Freundes — auch mit weiteren Zuthaten — zum Höhepunkt der Entwicklung, zur direkten Veranlassung der Katastrophe.

Hier verknüpfen sich die beiden Erlebnisse, das harmlos heitere Liebesgetändel und das tragisch-düstere Hervorbrechen elementarer unbezwinglicher Leidenschaft. Die Verbindung aber herzustellen zwischen beiden, das war die Aufgabe des zweiten Teils der Dichtung, ja wir können sagen der eigentlichen Dichtung.

Dass dazu die Charaktere der Personen, wie die ganze sie beherrschende Grundstimmung eine wesentlich andere werden musste, ist leicht erklärlich und wir werden gleich sehen, wie ihm auch die äusseren Verhältnisse darin zu Hilfe kamen.

Zunächst aber noch ein Anderes!

V.

Ein genauer Kenner Goethes hat dessen „Art zu arbeiten“ in einem diesem Thema gewidmeten Aufsatze[1]) einmal in zwar etwas pedantischer Einkleidung etwa doch im Ganzen zutreffend gerade am Werther so charakterisiert: „Wir dürfen sagen: Das Aperçu verleiht dem noch unbestimmten Stoffe seine innere Form . . . Gegeben sind die Empfindungen, die Goethe selbst durchstürmten, die ganze sentimentale Naturliebe, der Hass gegen die Konvention, das Gefühl der Isolierung, die Liebe zu Lotte. Nun erfährt der Dichter Jerusalems Schicksal — und das Aperçu ist da: *sein* individueller Fall wird durch die Analogie eines zweiten Einzelfalles ihm zum typischen Fall. Goethes Erlebnisse in Wetzlar erhalten die *innere Form*, die den Werther zu einem einheitlichen Kunstwerk macht, indem sie auf die typischen Gefühle eines Jünglings dieser Zeit zurückgeführt werden ohne ihre Individualität zu

1) Richard M. Meyer: G. J. XIV S. 175.

verlieren". Wir können noch weiter gehen: Goethe oder wenigstens der junge Goethe wählte diesen zweiten Einzelfall stets so aus, dass er gewissermassen die Steigerung, die Potenzierung seines eigenen Erlebnisses bildet und ihn selbst daran erinnert, an welchen Klippen ihn sein guter Genius vorbeigeführt hat, der ihn nur innerlich durchleben liess, was ihn äusserlich vernichtet hätte.

So wird der gute redliche Mensch, der allein auf diese seine Redlichkeit vertrauend allem Kleinkram von Rechten und Herkommen die Stirn zu bieten wagt, zum Ritter Götz, der mit dem besten Willen zum Recht, in Unrecht, Unglück und Unehre untergeht.

So wird der eigene faustische Erkenntnisdrang in der Person des sagenhaften Vorbilds zum kühnen Trotze des himmelstürmenden Magus, der im Bund mit der Hölle unglücklich macht und unglücklich wird — denn von einer Rettung Fausts ist in dieser ältesten Form der Dichtung noch keine Rede.

So wird die Figur der plötzlich verlassenen Jugendfreundin, der er nur hoffnungslose Liebe erweckt und damit das Herz gebrochen hat, an der Hand kriminalistischer Beispiele zum Urbild einer grausigen Verführungstragödie, deren ganzen Jammer er in seinem Helden selbst durchkostet.

So wird auch der harmlose jugendliche Anbeter der Braut seines Freundes zum Werther zum dämonischen Opfer seiner unerlaubten aber unbezwinglichen Leidenschaft.

Solche dämonische Naturen sind selbst stets stumm; sie beweisen durch Thaten, nicht durch Reden und Dichten; und nur ein grosser Künstler kann nachstammelnd annähernd verdollmetschen, welche Kämpfe in ihnen vorgehen, denn er fühlt Blut von ihrem Blute, das ihm sein Genius glücklich gezügelt hat. Und wenn nach dem Ausspruch eines grossen Psychologen die Tugenden und die Fehler nicht nur eines Volkes sondern auch eines Zeitalters im Laufe der Geschichte zu Menschen werden, so gilt das besonders von solchen Naturen und der Dichter, der hier fähig ist, in seinem Vorwurf nicht nur den dämonischen Charakter an sich, sondern auch das Opfer des Zeitgeistes zu schildern, wird den höchsten Preis erringen. Das aber hat Goethe mit Bewusstsein gethan in seinem Werther. Er hat nicht nur die Züge in den Vordergrund gerückt, in denen er sich dem Unglücklichen verwandt fühlte, sondern vor allem die, in welchen ihm die gesamte Geistesrichtung der Zeit an seinem Schicksal mitschuldig zu sein schien. Darum wuchs ihm auch

in seinen Gedanken die Dichtung weit hinaus über den kleinen Kreis, in dem sie begonnen; er verlor ganz das Gefühl für die ungeheure Taktlosigkeit, die er mit der Publizierung seinen Freunden gegenüber begangen hat; ja als ihm dieselbe durch Kestners ungehaltenen Brief zum Bewusstsein kam, da schrieb er — noch ehe er eine Nachricht haben konnte von der Wirkung seines Werkes — mit prophetischer Siegeszuversicht: „Ich wollt um meines eigenen Lebens Gefahr willen Werthern nicht zurückrufen, und glaub mir, glaub an mich, deine Besorgnisse, deine Gravamina schwinden, wie Gespenster der Nacht, wenn du Geduld hast ... Werther muss — muss sein — Ihr fühlt ihn nicht, ihr fühlt nur mich und euch, und was ihr angeklebt heisst — trutz euch und andern — eingewoben ist[1]).

Um aber der Sprecher einer solchen Zeitstimmung zu werden und sich selbst dazu berufen zu fühlen, musste er einmal diese selbst in sich oder um sich völlig — bis zur Karrikatur — erleben und erblicken. Dann aber der grosse Dichter sein, der das Recht und die Pflicht fühlt, für sein Volk und zu seinem Volke zu reden. Das erste konnte er nicht in der gesunden und heiter-klaren geistigen Atmosphäre seines Wetzlarer Kreises. Das andere war er noch nicht in der Lahnstadt, wo Jerusalem nichts von ihm zu melden weiss, als dass er, der schon in Leipzig ein Geck war, nun auch noch frankfurter Zeitungsschreiber geworden sei, sondern erst als der von seinem Vaterlande bereits anerkannte und gefeierte Dichter des Götz.

VI.

Es war wohl vor allem das Drängen Mercks, welches Goethe endlich bewogen hat, Wetzlar in der schon angedeuteten Weise plötzlich zu verlassen. — Übrigens hatte er auch die gewöhnliche Ausbildungszeit der Praktikanten am dortigen Gerichtshof — 3 Monate — schon längst beendet. Nach seiner Rückkehr schloss er sich dann wieder mit Feuereifer jenem Kreise des Darmstädter Freundes an, in dessen empfindsamer Atmosphäre er schon vor der Wetzlarer Zeit mehrfach und gerne geweilt hatte: der „Darmstädter Gemeinschaft der Heiligen“ wie sie sich selbst nannten[2]).

1) Briefe II S. 207 f.

2) Die Charakteristik des Darmstädter Kreises schliesst sich vielfach wörtlich der trefflichen Schilderung in Heinemann: Goethe, I. Band. Leipzig 1895 S. 182 ff. an.

Auch der sonst so scharfe Kritiker und Verstandesmensch Merck spielte hier den „sentimentalen Gefühlsmenschen, der verliebte, empfindsame Gedichte schmiedete"; ja er war der Mittelpunkt des Kreises, von dem ausser ihm noch das gefühlsseelige weibliche Kleeblatt, das Goethe unter den Namen Psyche, Urania und Lila im Tone der Zeit und des Kreises angesungen hat, erwähnt werden sollen. (Karoline Flachsland, Herders Braut und die Hofdamen von Roussillon und von Ziegler). Hier war Herz und Gefühl Trumpf; Freundschaft und Liebe Losung. Man kannte nur Liebe und Hass; massvolle Empfindung galt für Gefühllosigkeit. Lieber wollte man Empfindung heucheln, als für gefühllos gelten. In diesem Freundeskreise, der gewissermassen die Empfindsamkeit verkörperte, sehen wir ein ewiges Wogen der Gefühle, von Hass, Liebe und Eifersucht; zehnmal beschworene Freundschaft, die doch wieder angezweifelt wird; durch Eide versicherte Überzeugung von der Treue und dem Seelenadel des Freundes und bald darauf einen Bruch um einer Kleinigkeit, eines der unendlichen „Missverständnisse" willen. In diesem Meere von auf- und absteigenden Gefühlen, von Ebbe und Fluth ohne Übergang verrücken sich auch die Grenzen von Freundschaft und Liebe. Hinter der Freundschaft verbergen sich heisse Empfindungen, Kuss, Umarmung wurde etwas Gewöhnliches zwischen Freund und Freundin, und nicht ohne Grund murrte der Bräutigam Herder, wenn er die begeisterten Berichte seiner Braut von den Zusammenkünften der Freunde erhält. Hier konnte man die à la mode Liebe und Eifersucht an der Quelle studieren. Und als dann in jenen Kreis noch der in Gefühlsseeligkeit schwimmende, aber, wie sich bald zeigte, scheinheilige und im Trüben fischende Leuchsenring — damals Erzieher des Erbprinzen — trat, da fehlte unter den Originalen auch die Karrikatur nicht mehr. Das war die Atmosphäre, in welcher der junge Dichter Trost suchte und fand für die wirklichen und eingebildeten Wunden seines Herzchens. „Denken Sie nur", schreibt seine Schwester am Samstag den 21. November an Kestner „er ist schon seit Montag weg und hat noch kein Wort von sich hören lassen, ist das nicht zu arg — aber so macht ers", ja wie sie 8 Tage später mitteilt, hat er zwar geschrieben aber „denkt nicht ans Wiederkommen." Thatsächlich ist er vier Wochen dort geblieben und „es hat mir viel Wohl durch meine Glieder gegossen der Aufenthalt hier", schreibt er selbst in einem ganz neuen Tone dem Wetzlarer Freunde. Ein neuer Besuch dort im April des folgenden Jahres traf eine womöglich noch aufgewühltere Gefühlswelt: der Tod der einen Freundin, der bevorstehende Abschied der andern, vor allem die durch

Leuchsenrings Minirarbeit hervorgerufenen Verstimmungen hatten die Empfindsamkeit einen solchen Kulminationspunkt erreichen lassen, dass nur das baldige Auseinandergehen die „Heiligen“ vor einem sehr unheiligen Aufeinanderplatzen bewahrte.

Das ist die krankhafte Stimmung, welche den zweiten Teil durchweht, und in der Art des Naturgenusses, wie in der Lektüre des Helden ihren Ausdruck findet.

„Ossian [1]) hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der herrliche mich führt. Zu wandern über die Haide, umsausst vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln, die Geister der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt. Zu hören vom Gebirge her, im Gebrülle des Waldstroms, halb verwehtes Ächzen der Geister aus ihren Höhlen, und die Wehklagen des zu Tode gejammerten Mädgens, um die vier moosbedeckten, grasbewachsenen Steine des edelgefallenen ihres Geliebten. Wenn ich ihn dann finde den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Haide die Fussstapfen seiner Väter sucht und ach! ihre Grabsteine findet. Und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der sich ins rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Stral den Gefahren der Tapferen leuchtete, und der Mond ihr bekränztes, siegrückkehrendes Schiff beschien. Wenn ich so den tiefen Kummer auf seiner Stirne lese, so den letzten verlassenen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zu wanken sehe, wie er immer neue schmerzlich glühende Freuden in der kraftlosen Gegenwart der Schatten seiner Abgeschiedenen einsaugt, und nach der kalten Erde dem hohen wachsenden Grase niedersieht und ausruft: Der Wanderer wird kommen, kommen, der mich kannte in meiner Schönheit und Fragen, wo ist der Sänger, Fingals trefflicher Sohn? Sein Fusstritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde.

O Freund! ich möchte gleich einem edlen Waffenträger das Schwert ziehen und meinen Fürsten von der zückenden Qual des langsam absterbenden Lebens auf einmal befreien, und dem befreiten Halbgott meine Seele nachsenden.“

Und nicht ohne Grund ist es am Schlusse die Lektüre des Ossian, die den Liebenden die Fassung raubt und zum Ausbruch der beherrschten Leidenschaft führt!

Welch' andere Töne als die vorher citierten des ersten Teiles.

---

1) S. 202.

Nirgends aber springt diese Verschiedenheit deutlicher hervor als bei dem Gedanken, der beiden Gefühlswelten gemeinsam ist und doch so unendlich verschieden gefasst wird:

Beim Gedanken des Todes vor allem des Todes durch eigene Hand.

Der Selbstmordgedanke ist nicht etwa, wie man vielfach liest, durch den Werther in Deutschland so verbreitet worden; er war vielmehr schon vorher der damaligen Generation besonders der Jugend vertraut und ein Gegenstand der philosophischen Betrachtung, wie der praktischen Bethätigung. Von dem Helden der jungen Generation, dem grossen Friedrich wusste man, dass er fest entschlossen war, eine unverbesserliche Wendung des Krieges nicht zu überleben und diese Stimmung hat unter den Heroen des Altertums — Goethes Lieblingsbeispiel ist der Kaiser Otho — noch viele andere Vorbilder gefunden und auch in kleineren Kreisen an Boden gewonnen. Auch Mendelssohns Polemik im „Phädon" hat derselben wenig Abbruch thun können und Jerusalem, sonst ein getreuer Anhänger der Berliner Philosophen hat ihr gegenüber eine ausführliche Verteidigung des freiwilligen Todes in einem seiner Aufsätze geschrieben. Auch am Wetzlarer Juristentisch hatte, wie wir nicht nur von Goethe wissen, diese Streitfrage häufig das Thema der Gespräche gebildet; besonders einmal, als — allerdings fälschlich — das Gerücht ging, ein Mitglied der Tafelrunde — eben der früher genannte Goué — habe auf diese Weise geendet. Wie lebendig aber die damaligen Eindrücke und Gedanken darüber noch in dem gealterten Goethe fortlebten, das zeigt der breite Raum, den er ihnen in seiner Selbstbiographie an dieser Stelle noch gewidmet hat.

In allen solchen Betrachtungen und Gesprächen aber handelt es sich um jene der stoischen Philosophie entstammende Todesverachtung, die das Leben von sich wirft, wie ein abgetragenes Kleid, die wie Faust sagt, auch zu jenem Schritt heiter sich entschliesst, oder wie der Werther des ersten Teiles es ausdrückt: „das süsse Gefühl von Freiheit des Geistes, dass er diesen Kerker verlassen kann, wann er will". So — kalt und besonnen — war Jerusalem aus der Welt gegangen, als er nicht mehr leben zu dürfen glaubte; nachdem er bis ins Einzelne hinein seine Angelegenheiten geordnet hatte; auf dem Tische vor sich die ebenfalls jene Stimmung atmende Emilia Galotti des grossen Freundes und seinen eigenen Aufsatz „über die Freiheit". Wie ganz anders die Stimmung Werthers am Schlusse des Romans: Jenes Wühlen in der Todesstimmung, die Wollust im Ausmalen der erschütterndsten Vorstellungen, das Koquettieren mit dem Furchtbaren im Abschiedsbrief an Lotte und

dazu dann die verhängnisvolle Verbindung mit einer Teilnahme der Geliebten, welche dem Diener die Pistolen übergeben hat, durch die der Werther so vielen überspannten Seelen gefährlich geworden ist: „Sie sind durch deine Hände gegangen. Du hast den Staub davon geputzt, ich küsse sie tausendmal, Du hast sie berührt. Und Du Geist des Himmels begünstigest meinen Entschluss! Und Du, Lotte, reichst mir das Werkzeug, Du, von deren Händen ich den Tod zu empfangen wünschte und auch nun empfange“.

Nicht in dem Selbstmord an sich, in dieser sentimentalen Verknüpfung mit der Liebe und in der gefühlsseligen Vorbereitung durch Ausmalung des Todes lag das neue Element, das so packend, aber auch teilweise so verderblich auf die Geister besonders der damaligen Jugend gewirkt hat.

VII.

Wir sehen, die Stimmungen, die er schildern und erwecken wollte, hatte der Dichter erlebt und geschaut, er hatte eine grosse Reihe von Vorbildern, um seine Gestalten mit lebendigen Zügen auszustatten und zu individualisieren. Die Fabel war in einem einfachen und erschütternden Ereignis lange zur Hand und doch dauerte es noch ein volles Jahr, ehe aus diesen, wie er selbst sich ausdrückt, „so langen und vielen geheimen Vorbereitungen“ das Werk selbst hervorging.

Inzwischen war im Juni 1773 der „Götz von Berlichingen“ erschienen und hatte seinen Autor mit einem Schlage zum berühmten Dramatiker gemacht, zum anerkannten Haupte des jungen Deutschland, oder, wie sie sich selbst nannten, der Stürmer und Dränger, weil sie einen Sturmlauf gegen alle bestehenden Autoritäten organisieren zu können glaubten.

„Der grosse Erfolg seines Dramas ist ihm ein wenig in den Kopf gestiegen“, schreibt Merck seiner Gattin. Er war sich eben der Macht bewusst geworden, die ihm sein Genius gab; der Gewalt seines Wortes über das hörende und lesende Publikum. „Ich habe an dem Herzen des Volkes angefragt, ohne erst am Stapel der Kritik anzufahren“, schrieb er selbst, und an das Herz des Volkes gedachte er sich von neuem zu wenden. Wenn er bis jetzt die Schwächen seines Freundeskreises in seinen erst viel später gedruckten Fastnachtsspielen schonungslos und teilweise überderb gegeisselt hatte, wollte er nun noch einmal aus dem eigenen Leben und aus der nächsten Umgebung schöpfen, aber nicht scheltend und spottend, sondern rührend und verklärend. Darum wandte

er sich auch von einer anfangs in Aussicht genommenen dramatischen Bearbeitung ab — der Wechsel in der Grundstimmung hätte ihm eine solche ganz unmöglich gemacht — und wählte den Roman zuerst rein in Briefen, im zweiten Teile und gegen Ende mehr und mehr Briefe und Erzählung verknüpfend.

Immer merkbarer verblassten oder verfärbten sich dabei die Urbilder. Die Lotte des zweiten Teils ist nicht mehr das heitere Naturkind und sorgsame Hausmütterchen des früheren; sie wird reich ausgestattet mit Zügen des empfindsamen Darmstädter Kreises, wo eine Lektüre des Ossian zu seligem Vergessen aller Schranken und Pflichten führen konnte.

Albert war nicht mehr das dessen andere Vorzüge willig anerkennende, charakterfeste Gegenbild des charakterschwachen Freundes, sondern jener mürrige und pedantische Typus des eifersüchtigen Ehemannes, der Kestner so verstimmt und zu dem ein weiteres Erlebnis Goethe's, das wir gleich berühren werden, noch einige lebendige Züge geliefert hat.

Vor allem war aber Werther — der Werther des zweiten Teils — nicht mehr Goethe und noch weniger Jerusalem, denn von diesem seinem Urbild hatte er fast nur noch die gemeinsame Art des Endes beibehalten. Er wolle, schreibt der Dichter einem Freunde, dem Konsulatssekretär Schönborn in Algier, einen Menschen darstellen, „der mit einer tiefen, reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Spekulation untergräbt, bis er zuletzt durch seine dazutretenden Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schiesst“ [1]).

Er schildert damit treffend das Urbild, nicht seinen Werther, bei dem wir nach der „wahren Penetration“ wie nach der untergrabenden Spekulation vergeblich suchen würden.

Es ist dem Dichter hier gegangen, wie mit seiner frühesten Faustdichtung, in der er, ganz erfüllt von der erkenntnis- und thatendurstigen Gesinnung der Strassburger Studienzeit, es unternahm, den unbefriedigten Grübler, den rastlosen Forscher darzustellen, und wo ihm unvermerkt die Tragödie des strebenden Mannes sich unter seiner Hand verwandelte in die Leidensgeschichte des liebenden Weibes; wo Faust zurücktritt bis zum Verblassen und Gretchen zur Heldin des Dramas wird.

Weder der grübelnde Magus, noch der seine Schmerzen tief in sich verschliessende und an dieser Verschlossenheit zu Grunde gehende Jüng-

1) Briefe II S. 171.

ling waren Gestalten, denen der sonnige und mitteilsame junge Goethe seine eigenen Gefühle hätte leihen können.

Kurz, überall hat die Dichtung neue Figuren geschaffen und nur einesteils die naturgetreue Schilderung des ersten Teiles, andererseits die unglaubliche Nachspürerei und die Gefühlsrohheit, mit der sich der allgemeine Klatsch bald dieses Themas bemächtigte, hat das Auffinden der „Urbilder“ ermöglicht, das erst die Forschung in die notwendigen Grenzen wieder zurückgedämmt hat.

VIII.

Wir haben die inneren Bedingungen zur Entstehung der Dichtung alle kennen gelernt; unter den äusseren fehlt uns nur noch eine und zwar die, welche die direkte Veranlassung zur Vollendung des nach Goethe's eigenen Worten lange und geheim vorbereiteten Werkes geworden ist.

Nach seiner Abreise von Wetzlar war der Dichter nicht gleich nach Frankfurt gegangen, sondern hatte mit Merck eine zehntägige Rheinreise gemacht und auf dieser in Koblenz die geistreiche und empfindsame Gattin des kurtrierischen Geheimrats von La Roche und deren 16jährige Tochter Maximiliane kennen gelernt. Mit der letzteren schloss er seiner Gewohnheit gemäss eines jener geschwisterlichen Freundschaftsbündnisse, an denen Goethe's Jugend so reich ist; und ein reger Briefwechsel mit Mutter und Tochter, auch ein Besuch der La Roches in Frankfurt liessen diese Verbindung schnell zu einer engeren werden.

Als dann ein Jahr später die junge Maximiliane — oder wie Goethe sagt „Maxe“ — als Gattin des weit älteren Handelsherrn Peter Brentano nach Frankfurt kam, setzte er diesen vertrauten Verkehr fort und ward in ihrem Hause bald ebenso heimisch, wie einst in der Buff'schen Familie, um so mehr, als auch „die Bübchen“ hier nicht fehlten, da Brentano bereits Witwer mit fünf Kindern war. „Goethe“, spottet Merck, „hat die kleine Brentano über den Oel- und Käsegeruch und über die Manieren ihres Gatten zu trösten“. Dieser aber trat dem Dichter nun wirklich bald als jener eifersüchtige Ehemann entgegen, den er dann in seinem Albert verkörperte, wie ja auch Lotte jetzt Maxens schwarze Augen erhalten hat. Nach einer sehr heftigen Szene zwischen den beiden Männern verschwur sich Goethe, das Haus nicht wieder zu betreten und die Vermittlungsversuche der damals noch in Frankfurt anwesenden Frau von La Roche blieben ohne Erfolg. Dieses Wiederaufleben der alten

teils erlebten, teils erdichteten Situationen ward aber nun die äussere Veranlassung zur endgiltigen Aufzeichnung des Werther. Gleich am Tage nach Frau von La Roche's Abreise hat er die Dichtung begonnen und nach „so langen und vielen geheimen Vorbereitungen" jetzt in einem Zuge wie im Traume niedergeschrieben und vollendet.

Zur Herbstmesse 1774 sind „Die Leiden des jungen Werthers" erschienen.

Das Werk ist wohl eines der wirkungsvollsten in der ganzen Weltlitteratur gewesen und es wäre eine neue interessante und wichtige Aufgabe, dieser seiner Wirkung im Einzelnen nachzugehen und damit seine litterarische und kulturhistorische Bedeutung festzustellen.

Wir beschränken uns hier zum Schlusse darauf, noch einen anderen Teil dieser Bedeutung klarzustellen: die biographische, d. h. die Bedeutung, welche die Dichtung für Goethe's Leben gehabt hat:

Zunächst hat sie ihm, wie jede reine — von Nebenabsichten freie — poetische Beichte innerlich den gerade durch das letzterwähnte Ereignis von neuem gestörten Frieden wiedergegeben; dann hat sie den Ruhm des Dichters, der sich mit dem Götz bereits die erste Stelle unter dem damaligen „jungen Deutschland" erobert hatte, weit hinausgetragen über die Grenzen seines Vaterlandes.

Endlich aber stehen zwei Freundschaftsbündnisse, die für sein ganzes künftiges Leben bestimmend werden sollten, im engsten Zusammenhang mit dieser Schöpfung seines Geistes:

Dem Dichter des Werther galt in erster Linie der Besuch Karl Augusts und auf die Einladung nach Weimar mag das Vorbild jenes „Fürsten", der im zweiten Teil des Romans den jungen Werther aus seiner peinlichen Situation zeitweise herausreisst, nicht ohne Einfluss geblieben sein.

Sein Werther aber empfahl ihn, schon ehe sie ihn selbst gesehen hat, jener Frau, die dem männlicher Leitung und Führung entwachsenen Dichterjüngling nun für ein Jahrzehnt Muse und Mentor in einer Person werden sollte. Bei Charlotte von Stein sollte er auch die Liebesschmerzen Werthers durchkosten, gegen welche die Schwärmerei für die Wetzlarer Lotte nur ein tändelndes Vorspiel gewesen war.

„Hier, liebe Lotte", schreibt er bei Übersendung einer englischen Übersetzung, „endlich den Werther und die Lotte, die auf Dich vorspuckt".

Wie gegenwärtig und wie lebendig aber diese Kämpfe und dieser Jammer gerade damals in seinem Innern waren, das zeigen vor allem

einige aus tiefster Seele hervorquellenden Worte, die der zweiten Ausgabe des Werther von 1787 eingeschoben worden sind und von denen ich noch ein Beispiel anführen möchte:

„Ich kann nicht beten: Lass mir sie! Und doch kommt sie mir oft als die Meine vor. Ich kann nicht beten: Gieb mir sie! Denn sie ist eines andern. Ich witzle mich mit meinen Schmerzen herum; wenn ich mirs nachliesse, es gäbe eine ganze Litanei von Antithesen“ [1]).

Ich schliesse endlich mit noch einer solchen Zusatzstelle der späteren Auflage, die weniger nach einer Bemerkung Werthers aussieht, als nach einem tiefempfundenen Selbstbekenntnis des gereiften Dichters: [2])

„Mein Tagebuch, das ich seit einiger Zeit vernachlässiget, fiel mir heute wieder in Hände und ich bin erstaunt, wie ich so wissentlich in das alles, Schritt vor Schritt hineingegangen bin! Wie ich über meinen Zustand immer so klar gesehen, und doch gehandelt habe, wie ein Kind; jetzt noch so klar sehe, und es noch keinen Anschein zur Besserung hat“.

---

1) Goethe's Schriften I Leipzig 1787 S. 217.

2) ebd. S. 101.

Der Truppensold der Kaiserzeit.

Von

A. von Domaszewski.

Dem Solde des Legionars der Kaiserzeit liegt als Rechnungseinheit ein stipendium zu Grunde, dessen genauen Betrag wir aus der Solderhöhung Domitians kennen lernen.

Sueton Domit. 7 addidit et quartum stipendium militi, aureos ternos.

Zonaras 11, 19 (= Cassius Dio ed. Boiss. 3 p. 168): *καὶ τοῖς στρατιώταις ἐπηύξησε τὴν μισθοφοράν, τάχα διὰ τὴν νίκην· πέντε γὰρ καὶ ἑβδομήκοντα δραχμὰς ἑκάστου λαμβάνοντος ἑκατὸν ἐκέλευσε δίδοσθαι.* Demnach fand Domitian einen Jahressold der Legionare vor, der in drei Raten bezahlt wurde. Jede dieser drei Raten betrug 75 Denare = 3 aurei und ein solcher Betrag führte den Namen stipendium. Der Jahressold bestand aus drei stipendia und hatte die Höhe von 225 Denaren.

Dass dieser Jahressold von 225 Denaren oder drei stipendia zu 75 Denaren durch Augustus festgesetzt wurde, wissen wir aus Tacitus' Erzählung über die Revolten, welche nach Augustus' Tode in Pannonien und Germanien ausbrachen. Ann. 1, 17 denis in diem assibus animam et corpus aestimari; hinc vestem, arma, tentoria, hinc saevitiam centurionum et vacationes munerum redimi. — nec aliud levamentum, quam si certis sub legibus militia iniretur, ut singulos denarios mererent. Da die Soldaten eine Steigerung des Tagessoldes von 10 Assen auf einen Denar fordern, so liegt der Rechnung der Münzfuss zu Grunde, nach welchem der Denar in 16 Asse geteilt wird. Ein Tagessold von 10 Assen giebt als Jahressold 3650 Asse, während der wirkliche Jahressold 3600 Asse oder 225 Denare betrug. Der geringfügige Überschuss von 50 Assen ist natürlich nur durch die runde Summe von 10 Assen veranlasst und zwingt durchaus nicht ein Rechnungsjahr von 360 Tagen anzunehmen. Demnach erhielten die Legionare am Ende der Regierung des Kaisers Augustus drei stipendia von 75 Denaren als Jahressold.

Diese Einheit des Rechnungsstipendiums von 75 Denaren geht auf den Jahressold des Legionars am Ende der Republik zurück. Polybius 6, 39, 12 sagt vom Solde seiner Zeit *ὀψώνιον δ' οἱ μὲν πεζοὶ λαμβάνουσι τῆς ἡμέρας δύο ὀβολούς.* Da hier die attische Drachme von 6 Obolen dem Denar gleich gesetzt wird, betrug das stipendium 720 Obolen oder 120 Denare[1]). Auch diesem Satze liegt eine noch ältere Bemessung des stipendiums nach Assen zu Grunde und zwar jenes Münzfusses, nach welchem 10 Asse auf den Denar gerechnet werden. Denn Plinius sagt n. h. 33, 45 in militari stipendio semper[2]) denarius pro decem assibus datus est. Demnach betrug der älteste für uns erkennbare Sold 1200 Asse des schweren Fusses. Aber von diesem Solde wurden in polybianischer Zeit die Kosten für die Verpflegung und die Ausrüstung abgezogen *τοῖς δὲ Ῥωμαίοις τοῦ τε σίτου καὶ τῆς ἐσθῆτος, κἄν τινος ὅπλου προσδεηθῶσι, πάντων τούτων ὁ ταμίας τὴν τεταγμένην τιμὴν ἐκ τῶν ὀψωνίων ὑπολογίζεται.* Dagegen werden die Kosten der Verpflegung unter Augustus[3]) nicht mehr vom Solde bestritten, sondern der Staat liefert dem Soldaten die Verpflegung kostenlos.

Hierin ist die Erklärung zu suchen für die Differenz des stipendiums der Republik von 120 Denaren und dem daraus hervorgegangenen Rechnungsstipendium der Kaiserzeit von 75 Denaren. Man wird annehmen müssen, dass das stipendium bereits am Ende der Republik um den Betrag der Verpflegungskosten verkürzt war und dieser Betrag auf 45 Denare bemessen war[4]). Dieser Abzug ist so bemessen, dass die übrigbleibende Summe ebenfalls 1200 Asse, die alte Soldeinheit, beträgt; aber es sind Asse des seit langem geläufigen Fusses, von denen 16 auf den Denar gehen.

In dieser verminderten Grösse von 75 Denaren liegt das stipendium der Republik nicht nur dem Solde der Legionare in der Kaiserzeit, sondern auch den praemia militiae, d. h. den Versorgungsgeldern der Veteranen, sowie den donativa oder largitiones, d. h. den ausserordentlichen Geldgeschenken als Rechnungseinheit zu Grunde. Nach diesem Satze hatte Augustus das Donativ bemessen, welches er in seinem Testamente

1) Vgl. Marquardt St. V. II, 95.

2) Das ist nicht die Zeit des Plinius, sondern die Zeit seiner Quelle. Denn schon unter Augustus gilt die Rechnung nicht mehr.

3) Bei Tacit. ann. 1, 17, vgl. oben, nennen die Soldaten unter den Aufwendungen aus dem Solde nicht das frumentum. Die ägyptische Ordnung Hermes 35 S. 450 kann meines Erachtens gegen Tacitus nichts beweisen.

4) Demnach ist der von Marquardt (vgl. Anm. 1) berechnete und von ihm selbst als wahrscheinlich zu nieder bezeichnete Satz von 36 Denaren für die Kosten der Verpflegung thatsächlich um ein Fünftel (9 Denare) zu klein.

den Legionaren vermachte Sueton Aug. 101 legavit — praetorianis militibus singula milia nummorum, cohortibus urbanis quingenos, legionariis trecenos nummos = Tacit. ann. 1, 8 praetoriarum cohortium militibus singula nummum milia, ⟨urbanis quingenos⟩, legionariis ac cohortibus civium Romanorum trecenos nummos viritim dedit; ebenso Dio 56, 32. Das Donativ für den Legionar ist eben ein stipendium von 75 Denaren = 300 Sesterzen. Vgl. auch Dio 59, 2. Tacit. hist. 1, 66.

Diese Stellen lehren auch, dass die entsprechende Einheit des Prätorianersoldes 250 Denare beträgt; diese Summe ist also das Rechnungsstipendium des Prätorianersoldes. Die gleiche Höhe hatte deshalb das Legat, das Tiberius den Prätorianern hinterliess, und das Donativ, das Caligula bei seiner Thronbesteigung gab. Dio 59, 2 *τάς τε καταλειφθείσας σφίσι κατὰ πεντήκοντα καὶ διακοσίας δραχμὰς διένειμε καὶ ἑτέρας τοσαύτας προσεπέδωκε.* Das Vierfache gab Tiberius nach dem Sturze Seians, Sueton Tib. 48; das Zweifache Nero nach der Verschwörung Pisos, Tacit. ann. 15, 72.

Wie bei den Legionaren beträgt am Ende der Regierung des Kaisers Augustus der Jahressold des Praetorianers das Dreifache des Rechnungsstipendiums, also 750 Denare. Das zeigen die Klagen der Legionare bei Tacitus ann. 1, 17 an praetorias cohortes, quae binos denarios acceperint. Genau genommen, sind dies 730 Denare für den Jahressold. Aber niemand wird verlangen, dass Tacitus an dieser emphatischen Stelle des verschwindenden Bruchteiles gedacht haben soll, um den er den Tagessold zu klein angiebt.

Eben jene Stellen über das Legat des Augustus lehren, dass das Rechnungsstipendium der cohortes urbanae 125 Denare betrug, also die Hälfte des Rechnungsstipendiums der Prätorianer. Demnach betrug der Jahressold der cohortes urbanae am Ende der Regierung des Kaisers Augustus das Dreifache dieser Einheit, 375 Denare. Vgl. auch Dio 59, 2.

Zu dieser Höhe von 225 Denaren für den Legionar, 375 Denaren für die cohortes urbanae, 750 Denaren für die Praetorianer ist aber der Jahressold dieser Bürgertruppen nicht auf einmal emporgewachsen. Vielmehr bildet die Erhöhung des Soldes der Republik durch Cäsar eine Vorstufe. Sueton Caes. 26 Legionibus stipendium in perpetuum duplicavit. Es geschah diese Verdopplung des Soldes, wie die Rechnung der Kaiserzeit nach stipendia von 75 Denaren beweist, durch die Hinzufügung eines zweiten Stipendiums, so dass der Sold 2 × 75 Denare oder 150 Denare betrug. Diesen Satz hat Augustus vorgefunden und, wie später gezeigt werden soll, noch im Jahre 5 n. Chr. festgehalten. Erst

am Ende seiner langen Regierung ist der Jahressold des Legionars durch Hinzufügung eines dritten Stipendiums auf die Höhe von 225 Denaren gestiegen, die er bei seinem Tode erreicht hatte.

Demnach ist die gleiche Entwicklung auch für den Sold der Prätorianer anzunehmen und es hat auch dieser Sold in der älteren Periode des Principates aus zwei Rechnungsstipendien bestanden, oder aus 2 × 250 Denaren = 500 Denaren.

Auch dieser Sold hat sich aus dem stipendium der Prätorianer entwickelt, wie er in republikanischer Zeit bestand. Festus berichtet über die Entstehung der Prätorianer ep. p. 223: praetoria cohors est dicta quod a praetore non discedebat. Scipio enim Africanus primus fortissimum quemque delegit, qui ab eo in bello non discederent et cetero munere militiae vacarent et sesquiplex stipendium acciperent. Demnach betrug der Sold 180 Denare oder 1800 Asse des schweren Fusses. Es ist zwar nicht bezeugt, aber selbstverständlich, dass Cäsar den Sold der cohors praetoria[1]) in demselben Verhältnis gesteigert hat, wie den der Legionen. Hätte er den Satz der Republik ohne Abzug der Verpflegungskosten verdoppelt, so wäre der Sold der Prätorianer auf 360 Denare gestiegen. Wenn er dennoch unter Augustus zur Zeit, als für den Legionssold noch der cäsarische Satz galt, 500 Denare betrug, so muss Augustus den Prätorianersold einmal ohne Rücksicht auf den Legionssold gesteigert haben. Dies ist auch geschehen und zwar bei Begründung des Principates. Dio 53, 11 *τοῖς δορυφορήσουσιν αὐτὸν διπλάσιον τὸν μισθὸν τοῦ τοῖς ἄλλοις στρατιώταις διδομένου ψηφισθῆναι διεπράξαντο, ὅπως ἀκριβῆ τὴν φρουρὰν ἔχῃ· οὕτως ὡς ἀληθῶς καταθέσθαι τὴν μοναρχίαν ἐπεθύμησε.* Hier liegt ein offenkundiger Irrtum Dio's vor. Dio hat die Angabe seiner Quelle, praetorianis militibus duplex stipendium impetraverunt, so verstanden, dass der erhöhte Sold das Doppelte des Legionssoldes betrug, während die Quelle nur eine Verdopplung des Prätoriansoldes im Sinne hatte. Denn das Doppelte des Legionssoldes jener Zeit wären nur 300 Denare, also weniger als der Satz der Prätorianer zur Zeit Cäsars, immer vorausgesetzt, dass ihnen das Verpflegungsgeld nicht abgezogen wurde. Und doch hat Dio selbst, oder vielmehr seine Quelle auf das ausserordentliche Missverhältnis, das zwischen dem Solde der Prätorianer und dem Solde der Legionare bestand, hingewiesen, ein Missverhältnis,

---

1) Cäsar erwähnt seine cohors praetoria nie, weil sie unter einem Feldherrn seiner Art war, was sie hiess, eine blosse Stabswache. Doch ist ihre Existenz aus seinen eigenen Worten gesichert Bell. Gall. 1, 40, 15 tamen se cum sola decima legione iturum, de qua non dubitaret, sibique eam praetoriam cohortem futuram.

das am Ende der Regierung des Kaisers Augustus auch thatsächlich nachzuweisen ist. Versteht man dagegen die Nachricht so, dass der Prätorianersold verdoppelt wurde, so ist alles klar. Dann betrug bei Begründung des Principates der verdoppelte Sold der Prätorianer 500 Denare, der cäsarische Satz, den Augustus vorgefunden, 250 Denare. Dieser wieder bestand aus 2 stipendia der Republik von 125 Denaren. Demnach ist der ursprüngliche Satz der Republik von 180 Denaren um 55 Denare verkürzt. Es sind diese 55 Denare der Abzug der Verpflegungskosten, die entsprechend dem höheren Solde um 10 Denare grösser sind als bei den Legionaren.

Dass diese Konstruktion richtig ist, beweist das Rechnungsstipendium der cohortes urbanae; nach dem Legate des Augustus betrug es 125 Denare; das ist das ursprüngliche Rechnungsstipendium des Prätorianersoldes; als Augustus den Prätorianersold bei Begründung des Principates verdoppelte, geschah dies durch die Verdopplung dieses Rechnungsstipendiums auf 250 Denare, das nunmehr als Rechnungseinheit dem Prätorianersolde der Kaiserzeit zu Grunde liegt[1]).

Wie lange Augustus den von Cäsar festgestellten Sold beibehalten hat, zeigen die Angaben Dio's über die Regelung der praemia militae, die dann seit dem Jahre 6 n. Chr. aus dem neugeschaffenen aerarium militare[2]) bezahlt werden sollten. Dio 55, 23: *χαλεπῶς δὲ δὴ τῶν στρατιωτῶν πρὸς τὴν τῶν ἄθλων σμικρότητα διὰ τοὺς πολέμους τοὺς τότε*

1) Es ist ganz in Augustus Art, dass er Mittelsmänner vorschob (die Conjectur *διεπράξατο*, die Boissevain in den Text aufgenommen, zerstört die historische Feinheit des Berichtes), um die Solderhöhung für die Prätorianer zu beantragen. Auch hatten die Prätorianer die Kosten der Verpflegung wieder aus dem Solde zu bestreiten, aber auch das nur zum Scheine. Denn sie erhielten das Getreide nach dem Preise der annona, bis endlich Nero ihnen auch die Verpflegung kostenlos lieferte. Tacit. ann. 15, 72 addiditque sine pretio frumentum, quo ante ex modo annonae utebantur. Sueton Nero 10.

2) Es fehlt an jedem Anzeichen, dass die praemia militae und die donativa auch den peregrinen Truppen zu Teil wurden. Wenn die Batavi Tacit. hist. 4, 19 (vgl. unten S. 225) ein Donativ verlangen, so ist das nur ein Zeichen mehr, dass sie revoltieren. Schon deshalb ist eine Ressortteilung der drei praefecti aerarii militaris, wie sie Hirschfeld, Untersuchungen S. 2 Anm. 1 vorschlägt, nach Legiones, Auxilia, städtische Truppen und Flottenmannschaften, unmöglich. Sie widerspricht auch der organischen Gliederung des römischen Heeres, welche die auxilia ausserhalb des Verbandes der exercitus legionum streng genommen nicht kennt. Ebensowenig erhalten die peregrinen Truppen Land angewiesen. Jahresh. d. öst. Inst. 2 (1899) S. 182 Anm. 59. Bei den grundsätzlichen Regelungen des Dienstes der Bürgertruppen haben wenigstens Augustus und Tiberius den Senat befragt. Vgl. oben Dio 53, 11. 55, 23. Selbst für die Ergänzung der Legionen durch Aushebungen in den Senatsprovinzen wird die Zustimmung des Senates eingeholt. Tacit. ann. 4, 4 = Sueton Tib. 30. Tacit. ann. 16, 13. Weil diese Dinge in den Senatsakten standen, wurden sie in die Annalen aufgenommen.

ἐνεστηκότας οὐχ ἥκιστα ἐχόντων, καὶ μηδενὸς ἔξω τοῦ τεταγμένου τῆς στρατείας σφίσι χρόνου ὅπλα λαβεῖν ἐθέλοντος, ἐψηφίσθη τοῖς μὲν ἐκ τοῦ δορυφορικοῦ πενταχισχιλίας δραχμὰς, ἐπειδὰν ἑκκαίδεκα ἔτη, τοῖς δὲ ἑτέροις τρισχιλίας, ἐπειδὰν εἴκοσι στρατεύσωνται, δίδοσθαι. Die Höhe der praemia militiae ist sichtlich nach der Höhe des Jahressoldes bemessen. Denn das kann kein Zufall sein, dass die Legionare nach zwanzigjähriger Dienstzeit das zwanzigfache des Cäsarischen Jahressoldes (20 × 150 Denare = 3000 Denare) erhalten, also einen Betrag, der dem Solde ihrer ganzen zwanzigjährigen Dienstzeit gleichkommt. Und ebensowenig kann es Zufall sein, dass die praemia militiae der Prätorianer das Zehnfache ihres Jahressoldes (10 × 500 = 5000 Denare) betragen.

Die letzte Solderhöhung, die das stipendium der Republik verdreifachte, muss demnach in die letzte Regierungszeit des Kaisers fallen und wird eine Folge sein der verlustreichen Kriege, die seit dem Jahre 6 n. Chr. in die pannonischen und germanischen Heere so ungeheuere Lücken gerissen hatten[1]). Für diese Zeit liegen die Annalen des Dio nur mehr in Trümmern vor, so dass der Bericht über die Solderhöhung verloren gegangen sein wird. Auf die grundlegenden Regelungen des Jahres 5 n. Chr. gehen auch die Worte Sueton Aug. 49: quidquid autem ubique militum esset, ad certam stipendiorum praemiorumque formulam adstrinxit, definitis pro gradu cuiusque et temporibus militiae et commodis missionum.

Aber das mühsam gewonnene Gleichgewicht dieser neuen Dienstordnung wurde durch jene Kriege am Ende der Regierung des Kaisers wieder gestört; die Entlassung der Veteranen, wie die Auszahlung der praemia militiae unterblieb, bis endlich die Erbitterung der Soldaten nach dem Tode des Kaisers in Revolten zum Ausbruch kam. Die Forderung der Soldaten, deren Erfüllung sie für den Augenblick erzwingen, gehen auf die Wiederherstellung einer älteren Dienstordnung, die Augustus im Jahre 13 v. Chr. festgesetzt hatte[2]). Dio 54, 25 *διέταξε τά τε ἔτη ὅσα οἱ πολῖται στρατεύσοιντο, καὶ τὰ χρήματα ὅσα παυσάμενοι τῆς στρατείας, ἀντὶ τῆς χώρας ἣν ἀεὶ πότε ᾔτουν*[3]), *λήψοιντο· ὅπως ἐπὶ ῥητοῖς*

1) Die Verzweiflung des alten Kaisers Sueton Aug. 23, der sich vor die Notwendigkeit gestellt sah, die Varianischen Legionen neu zu bilden, erscheint wohlberechtigt.

2) Nachdem die Entlassungen seit der Begründung des Principates vollständig gestockt hatten, wurden im Jahre 14 v. Chr. durch Massenentlassungen die Heere von den altersschwachen Leuten gereinigt (Res Gestae) p. 63 und jetzt auf Grund der neuen Dienstordnung das Heer ergänzt, um es brauchbar zn machen für die geplanten Eroberungskriege am Rhein und der Donau.

3) Noch im Jahre 14 erhalten die Veteranen Landbesitz Res gestae p. 62.

ἐκεῖθεν ἤδη καταλεγόμενοι μηδὲν τούτων γε ἕνεκα νεωτερίζωσιν. ἦν δὲ ὅ τε ἀριθμὸς τῶν ἐτῶν τοῖς μὲν δορυφόροις δώδεκα, τοῖς δ' ἄλλοις ἑκκαίδεκα καὶ τὸ ἀργύριον τοῖς μὲν ἔλαττον τοῖς δὲ πλεῖον[1]). Mit dieser älteren Dienstordnung decken sich die Forderungen, welche die empörten Soldaten im Jahre 14 n. Chr. aufstellen. Tacit. ann. 1, 17 sextus decimus stipendii annus finem adferret; nec ultra sub vexillis tenerentur, set isdem in castris praemium pecunia solveretur. Ergänzend ann. 1, 36 missionem dari vicena stipendia meritis; exauctorari, qui sena dena fecissent, ac retineri sub vexillo ceterorum immunes nisi propulsandi hostis. Noch klarer werden die Bedingungen dieser älteren Dienstordnung durch zwei Inschriften, die eben der Zeit angehören, wo sie in Geltung stand.

C. I. L. V 5832 P. Tutilius P. f. O[uf.] veteranus signi[fer], aquilifer[2]) leg. V... curator veter[an|orum], accepit ab impe[rat(ore)] praemia duplicia; natus est A. Hirtio [C.] Vibio Pansa cos. (a. 43 a. Chr.) de[cessit] C. Fufio Gemino L. Ru[bellio] Gemino cos. (a. 29 p. Chr.).

Brambach 717 .... princeps II[3]) leg. XIII Gem. an. LXIIII stip. XLVI milit(aria) XVI curatoria veteran(orum) IIII evocativa III.

Der in der ersten Inschrift genannte Mann hat etwa mit 18 bis 20 Jahren seinen Dienst begonnen, also im Jahre 25—23 v. Chr.; seine Entlassung aus der Legion fällt demnach in die Zeit, wo die im Jahre 13 v. Chr. geschaffene Dienstordnung in Wirksamkeit war. Bei seinem Übertritt unter die Veteranen erhält er die praemia militiae zum ersten Male. Dann dient er als curator veteranorum in einer Stellung, die, wie das Avancement zum aquilifer beweist, dem Centurionate nahestand[4]). Bei seinem Austritt aus dem vexillum veteranorum erhält er abermals die praemia militiae. Also die Forderung, dass die praemia „isdem in castris" gezahlt werden sollen, ist damals erfüllt worden[5]).

---

1) Dio hat hier die Höhe der praemia militiae nicht genannt, weil sie keine Dauer hatten. Dagegen die im Jahre 5 n. Chr. festgesetzten, die er nennt, gelten noch in seiner Zeit. Vgl. unten S. 236.

2) Noch im ganzen ersten Jahrhundert nennen die Grabsteine der Soldaten nie die Charge, die der Todte bekleidet hat. Eine Ausnahme bilden nur signifer und aquilifer, weil zu dieser Stellung nur die Tapfersten berufen werden und ihr Dienst religiöse Bedeutung hat. Vgl. auch Religion d. r. H. S. 15 und Tacit. hist. 4, 25.

3) Die beiden Hasten von II sind oben beschädigt; aber es kann nur das Zahlzeichen gestanden haben.

4) Der aquilifer kann direkt zum Centurionat gelangen C. I. L. XII 2234; Brambach n. 1078. 1752.

5) Augustus selbst berichtet die Bezahlung der Praemia für die Jahre 7, 6, 4, 3, 2 v. Chr. Res gestae p. 65. Demnach ist dieser Veteran mit 20 Jahren eingetreten im Jahre 23 und nach 16jähriger Dienstzeit im Jahre 7 nach Auszahlung der praemia unter die Veteranen versetzt worden und hat im Jahre 3 bei der missio die praemia nochmals erhalten.

Die Bedingungen dieses Dienstes unter den Veteranen sind in der oben citierten Stelle des Tacitus beschränkt auf die Abwehr des Feindes. Ebenso entspricht in der zweiten Inschrift die Dienstdauer unter den Veteranen der Forderung der empörten Soldaten; sie beträgt vier Jahre. Und zwar galt dieser Dienst als effectiver Militärdienst, wie die empörten Soldaten auch einräumen, da die Dienstjahre unter den Veteranen als stipendia zählen. Dass die Inschrift der früheren Regierungszeit des Kaisers Augustus angehört, lässt auch die Bezeichnung des Centurio als princeps (secundus)[1]) erkennen. Denn diese Art der Benennung findet sich nur unter der Republik und in Zeugnissen der Triumviralzeit[2]). Später hätte die Benennung gelautet II pr. pr. = (in cohorte secunda) pr(inceps) pr(ior). Ebenso beweist für das hohe Alter der Inschrift der Übertritt des Legionars unter die evocati. Denn späterhin war die evocatio auf die Veteranen des praetoriums beschränkt[3]). Unter Augustus dagegen konnte die evocatio sogar Auxiliare treffen[4]).

Der Sold der Auxilia ist nur aus einer einzigen Stelle bekannt. Tacitus berichtet von den batavischen Cohorten hist. 4, 19: Intumuere statim superbia ferociaque et pretium itineris, donativum, duplex stipendium, augeri equitum numerum promissa sane a Vitellio postulabant. Ein Doppelsold nach Art der milites duplarii der Spätzeit[5]) kann hier nicht gemeint sein. Denn das ist erst eine Neuerung Caracalla's und ein Ersatz für die beseitigten dona militaria[6]). Deshalb erscheint es mir als gesichert, dass die auxilia den einfachen Sold der republikanischen Zeit erhielten, ein stipendium von 75 Denaren. Was die Bataver verlangen, ist eine Annäherung an den Sold der Legionare durch Bezahlung eines doppelten Stipendiums (duplex stipendium), also eines Jahressoldes von 2 × 75 Denaren. Die volle Gleichstellung erlangen auch die Auxilia durch die Verleihung der Civität an die ganze Truppe[7]). Denn

---

1) Die Erklärung Mommsens Ephem. epigr. IV p. 328 n. 1 „princeps bis fuit in duabus legionibus" ist mir unverständlich, da die zweite Legion nicht genannt ist und wenn sie in der Lücke vorher verloren gegangen sein sollte, der Titel mit dem Iterationszeichen nicht an zweiter Stelle stehen könnte.

2) Cicero ad Brut. 1, 9. C. J. L. IX 2770 princeps tertius.

3) Dass der Mann Prätorianer gewesen, wie Mommsen, Hermes 7 S. 317 Ephem. ep. IV p. 238 not. 1. V p. 152 not. 3 angenommen hat, ist im Wortlaute der Inschrift nicht begründet.

4) C. I. L. XIII 1041. Vgl. Mommsen, Hermes 22, 547.

5) Veget. 2. 7 duplares duas, sesquiplicares unam semis consequebantur annonam.

6) Westd. Korr.-Bl. 1900 S. 146 ff.

7) Truppen dieser Art können auch als Gesamtheit die dona militaria erhalten, für deren Verleihung die Civität des Empfängers Voraussetzung ist. Vgl. C. I. L. III

der Sold hängt von der Rechtstellung der Soldaten ab. Deshalb hat Augustus diesen cohortes civium Romanorum dasselbe Legat vermacht, wie den Legionen[1]).

Der niedere Sold der peregrinen Truppen und der Mangel eines Anspruches auf die praemia militiae und donativa ist der entscheidende Grund, warum sich die Heeresvermehrung der Kaiserzeit in immer steigendem Maasse auf die Neuaufstellung von auxilia beschränkt. Während in augusteischer Zeit das Rheinheer acht Legionen zählt, genügen seit Hadrian scheinbar vier Legionen zum Schutze der Grenze. Dass die Germanen des zweiten Jahrhunderts nicht minder kampflustig waren als die des ersten, zeigen die Befestigungen am Limes. Aber eben diese Befestigungen sind der überwiegenden Mehrzahl nach mit Auxilia zweiter Ordnung, mit numeri besetzt, die Legionen fehlen ganz am Limes selbst.

Die erste Steigerung des augusteischen Soldes der Legionare erfolgte durch Domitian, der ein viertes stipendium von 75 Denaren hinzufügte[2]), so dass er fortan 300 Denare betrug. Aber auch der Prätorianersold ist im gleichen Verhältnis durch Verleihung eines vierten stipendiums auf 1000 Denare gewachsen. Diese Entwicklung erkennt man an dem Wachsen der Donative, die den Prätorianern aus Anlass der Thronbesteigung verabreicht wurden. So sagt Sueton von Claudius, der den Thron im Prätorianerlager erkaufte, Claud. 10: promisit singulis quina dena sestertia, primus Caesarum fidem militis etiam praemio pigneratus. Claudius gab also 15 stipendia von 250 Denaren oder den fünffachen Jahressold. Dasselbe Donativ gab Nero bei seiner Thronbesteigung Dio 61, 3 ὑπέσχετο αὐτοῖς ὅσα Κλαύδιος ἐδεδώκει. Die Zufriedenheit der Söldner war aber für die innere und äussere Sicherheit des Principates

---

6748. 11931. 11932. VI 3538. VII 929. Der einzelne Auxiliar hat nie die dona erhalten. Denn die dona militaria werden ob honorem et virtutem verliehen, Eigenschaften, die nur der Römer besitzt. Vgl. Religion d. r. H. S. 43. Wissowa's Polemik in den Strena Helbigiana p. 335 ff. trifft mich gar nicht. Ich habe durchaus nicht behaupten wollen, dass die Salus und Felicitas, welche die equites singulares verehren, nicht die römischen Staatsgötter sind. Sie sind es, ebenso wie Iuppiter, Mars und Victoria. Aber dass sie an Stelle von Honos und Virtus im Kulte der Truppen peregriner Herkunft eintreten, hat einen tiefen Sinn. Honos et Virtus Romanorum wird zur Salus et Felicitas der Provinzialen, weil das Glück der Provinzen auf der Vorherrschaft des römischen Volkes beruht.

1) Die cohortes civium Romanorum sind immer peregrine Truppen, denen die Civität als Belohnung für die Tapferkeit verliehen wurde. Sie haben die Virtus et Honos Romanorum im Dienste des römischen Staates bewährt. Nur eine scheinbare Ausnahme bilden die aus Freigelassenen gebildeten cohortes voluntariorum, die ebenfalls die Civität erlangen. Vgl. Westd. Korr.-Bl. 1891 S. 62.

2) Vgl. oben S. 218.

so unerlässlich, dass auch alle späteren Kaiser dem Beispiele des Claudius folgen mussten [1]). Das Vorhandensein eines festen Satzes in späterer Zeit erkennt man aus den Worten der vita Hadriani 5, 7 militibus ob auspicia imperii duplicem largitionem dedit. Wenn Hadrian sich so genötigt sah, den herkömmlichen Satz sogar zu verdoppeln, so ist dies ein Beweis mehr, dass er keinen gesicherten Anspruch auf den Thron besass [2]). Jedoch ist thatsächlich der von Claudius aufgestellte Preis für die Prätorianer festgehalten worden. Es zeigen dies die Nachrichten über das Donativ, das Kaiser Marcus bei seiner Thronbesteigung gab. Denn auch er, der keine Menschenfurcht kannte und eine Auflehnung der Truppen weniger zu befürchten hatte als irgend einer der Herrscher, die sich Imperatoren genannt, musste das ungeheuere Geldopfer bringen, der tief eingewurzelten Sitte folgend [3]). Vita Marci 7, 9 castra praetoria petierunt et vicena milia nummum singulis ob participatum imperium militibus promiserunt et ceteris pro rata. Dio 73, 8 ἐψεύσατο μὲν ὁ

1) Sueton sagt es deutlich genug, der eben an die Einrichtungen seiner Zeit denkt.

2) Was Groag, Röm. Mitth. 1899 S. 269 gegen Dessau und mich vorbringt, ist haltlos. Wenn in der Scene des Beneventerbogens, die die Unterwerfung Mesopotamiens darstellt, der Mann neben dem Kaiser, wie Petersen und Hula sagen, eine Toga trägt, so ist es Abgarus von Osroene. Denn als Clientelfürst und Freund des Kaisers (Dio 68, 21) besass er den höchsten römischen Orden, die ornamenta consularia. Mommsen St. R. I S. 464.

3) Wie unmöglich es war, den Truppen ein einmal erlangtes Vorrecht zu entreissen, zeigt Tacitus' Angabe über die Vacationes hist. 1, 46: Flagitatum ut vacationes praestari centurionibus solitae remitterentur. Namque gregarius miles ut tributum annuum pendebat. Quarta pars manipuli sparsa per commeatus aut in ipsis castris vaga, dum mercedem centurionibus solveret: neque modum oneris quisquam neque genus quaestus pensi habebat: per latrocinia et raptus aut servilibus ministeriis militare otium redimebant. Tum locupletissimus quisque miles labore ac saevitia fatigari, donec vacationem emeret: ubi sumptibus exhaustus socordia insuper elanguerat, inops pro locuplete et iners pro strenuo in manipulum redibat: ac rursus alius atque alius eadem egestate ac licentia corrupti ad seditiones et discordias et ad extremum bella civilia ruebant. Sed Otho ne vulgi largitione centurionum animos averteret, fiscum suum largitiones annuas exsoluturum promisit, rem haud dubie utilem et a bonis postea principibus perpetuitate disciplinae firmatam. Die gleiche Klage kehrt in den Legionen wieder Tac. ann. 1, 17; vgl. oben S. 218. Diese ganze Einrichtung ist nur verständlich, wenn die Centurionen den Sold an die Soldaten auszahlten und berechtigt waren, den beurlaubten oder vom Dienst befreiten den Sold zu kürzen; dass sie diese Abzüge in die eigene Tasche stecken, kann nur ein Missbrauch sein. Und doch gab es im Interesse des Dienstes kein anderes Mittel, als diesen Missbrauch zu sanktionieren, indem dem Befreiten der volle Sold bezahlt wird und der Fiskus die gesetzlichen Abzüge den Centurionen überdies auszahlt. Man sieht, was für Zustände in diesem Söldnerheere herrschten. Daher die stete Klage über die corrupta disciplina und die auf die Dauer erfolglosen Versuche einzelner Feldherrn und Kaiser, dem Übel su steuern. So hat Hadrian, der am energischsten eingriff, die disciplina zur Heeresgöttin gemacht, Religion d. r. H. S. 44 und C. I. L. S. VIII 18058.

Περτίναξ, ὅτι ἐπ' ἴσης τῷ Λουκίῳ καὶ τῷ Μάρκῳ τοῖς στρατιώταις ἐδωρήσατο (οἱ μὲν γὰρ ἐς πενταχισχιλίας ὁ δὲ ἐς τρισχιλίας[1]) αὐτοῖς ἐδεδώκει). Marcus gab daher den Prätorianern den fünffachen Jahressold ihrer Zeit, 5000 Denare auf den Mann. Die Worte der vita Marci ceteris pro rata müssen sich auf andere Truppenkörper beziehen und das pro rata ist nach Analogie der Legate in Augustus' Testament zu interpretieren.

Dass diese ungeheuere Geldvergeudung regelmässig erfolgte, erfahren wir bei der Erhebung des L. Aelius Caesar, Vita Hadriani 23, 12 ob cuius adoptionem ludos circenses dedit et donativum populo ac militibus expendit — quem cum minus sanum videret, saepissime dictitavit. In caducum parietem nos inclinavimus et perdidimus quater milies sestertium, quod populo et militibus pro adoptione Commodi dedimus. Vita Helii 3, 3 datum etiam populo congiarium causa eius adoptionis conlatumque militibus sestertium ter[2]) milies. Für die Berechnung des Congiariums ist derjenige Satz zu Grunde zu legen, den Hadrian bei seiner eigenen Thronbesteigung gab, von 75 Denaren (Vita Hadriani c. 7) und der überhaupt der normale für die Congiaria ist. Das Congiarium betrug also 15 000 000 Denare. Die Soldaten erhielten 85 000 000 Denare. Davon entfallen allein auf die Garde 50 000 000 Denare (5000 × 10 000). Dann erhielten jedenfalls, wie die vita Marci im gleichen Falle andeutet, die cohortes urbanae ein Donativ „pro rata", d. h. nach Massgabe ihres Soldes. Da die cohortes urbanae in jener Zeit mit den cohortes praetoriae eine Einheit bilden[3]), so ist mit Sicherheit anzunehmen, dass ihnen wie den Legionaren und Prätorianern der Sold durch Domitian um ein viertes Stipendium von 125 Denaren erhöht wurde, also seither 500 Denare betrug. Die Stärke der cohors urbana ist gleich der der cohors praetoria auf 1000 Mann anzusetzen[4]). Es standen damals 4 Cohortes

1) In Wirklichkeit hat er auch das nicht gezahlt Vita Pertinacis 15 congiarium dedit populo denarios centenos. praetorianis promisit duodena milia nummum sed dedit sena, d. h. nur 1500 Denare.

2) Es ist dies einer der nicht zu seltenen Fälle, wo die Nebenviten, obwohl sie dem Wortlaute nach mit den Hauptviten übereinstimmen, doch den Schein eines selbständigen Zusatzes zeigen. Die stilistische Umbildung dieser Sätze in den Nebenviten hat nur den Zweck, den Schein hervorzurufen, als wäre für die Nebenviten eine selbständige Quelle benützt. Denn die Hypothese Dessau's, dass die Sammlung der scriptores historiae Augustae in der Gestalt, in der sie uns vorliegt, das Werk eines litterarischen Schwindlers ist, bleibt trotz Mommsen's zweimaligem Verdict Hermes 25 p. 228 und 30 p. 106 eine befreiende That. Die Ziffer ter milies hat also gar keine Glaubwürdigkeit.

3) Religion d. r. H. S. 70.

4) Tacit. hist. 2, 93. Dio 55, 24, der 1500 Mann nennt, denkt an seine eigene Zeit, wie er in einem Atem die equites singulares nennt, die erst Traian errichtet hat.

urbanae in Rom [1]). Demnach ist das Donativ für die cohortes urbanae auf (2500 × 1000) 2 500 000 Denare zu berechnen. Ausser dieser Truppe standen an donativberechtigten Soldaten in Rom nur noch die frumentarii und die statores, deren Zahl sich zwar nicht bestimmen lässt, die aber keineswegs gross gewesen sein kann. Hygin c. 30 rechnet im Normallager auf 4 Cohortes praetoriae, 2 centuriae statorum. Demnach dürfte es im ganzen 5 centuriae statorum gegeben haben. Nach den Überresten einer Liste, die Henzen C. J. L. VI n. 2409 wahrscheinlich mit Recht auf die frumentarii bezieht, scheint es, dass nur je drei dieser Principales aus jeder Legion nach Rom abkommandiert waren. Jedenfalls können die Donative dieser beiden Truppenkörper nicht die Höhe der Summe erreicht haben, welche nach Abzug der Donative für die Praetoriani und Urbaniciani noch ohne Verwendung bleiben. Der Betrag 32 500 000 ist so hoch, dass auch die Legionare, wie es ihrer Stellung als Bürgertruppen entspricht, bedacht worden sind. Die Stärke einer Legion ist für die Zeit Hadrians aus Sueton bekannt fr. ed. Reiffer. 278 legio dicitur virorum electio fortium vel certus militum numerus, id. est $\overline{\text{V}}$DC. Hadrian hatte aber am Ende seiner Regierung nur 28 Legionen [2]). Die Zahl der Legionare ist demnach 156 800 (5600 × 28). Diese Zahl in 32 500 000 dividiert, zeigt, dass das Donativ für die Legionare nicht weniger als 200 Denare betrug. 200 × 156 800 = 31 360 000 [3]). Aber da allen diesen Donativen das Rechnungsstipendium des Truppenkörpers zu Grunde liegt, so wird es richtiger sein, das Donativ für den Legionar auf 225 Denare oder drei Rechnungsstipendia anzusetzen [4]).

Im Allgemeinen ist ersichtlich, dass die Legionare bei diesem Donativ noch mehr zurückgesetzt sind, als zur Zeit des Augustus. Es entspricht dies nur der Umbildung der Legionen in eine rein provinziale

---

1) Marquardt, St. V. II S. 483.

2) Die Inschrift C. I. L. VI 3492 a. b. beweist dies sicher. Die ursprüngliche Liste ist unter Pius geschrieben.

3) Es ist dabei vorausgesetzt, dass die Legionen vollzählig waren, was gerade unter Hadrian im Wesentlichen richtig sein wird.

4) Die Summe wächst dadurch um 3 920 000 Denare, die aber bei der Gesamtsumme von 100 000 000 Denaren umsomehr vernachlässigt sein können, als bei der Summe für das Donativ von 200 Denaren ein Überschuss von 1 140 000 geblieben war. Jedenfalls ist die Differenz nicht gross genug, um die Rechnung nach stipendia aufzugeben.

Truppe, die den Charakter einer römischen Bürgertruppe immer mehr einbüsste[1]).

Noch unter Commodus ist der Sold abermals gestiegen. Man erkennt dies an dem Preis, um den Iulianus den Thron gekauft hat, Dio 73, 11 *ὅ τε Σουλπικιανὸς καὶ ὁ Ἰουλιανὸς ὑπερβάλλοντες ἀλλήλους — μέχρι γε πεντακισχιλίων δραχμῶν κατ' ἄνδρα κατὰ βραχὺ προστιθέντες προσῆλθον — Ἰουλιανὸς χιλίαις καὶ διακοσίαις καὶ πεντήκοντα ἅμα δραχμαῖς ὑπερέβαλε.* Der Entschluss Iulians, plötzlich um volle 1250 Denare, also ein Fünffaches des Rechnungsstipendiums der Prätorianer von 250 Denaren, mehr zu bieten, erklärt sich am Einfachsten, wenn dieser Betrag den Jahressold der Prätorianer jener Zeit repräsentiert. Es ist dies um so wahrscheinlicher, weil Iulianus bei der Auszahlung jenes Donativs den Satz der Auction, um dem ihm die Krone zugeschlagen wurde, wieder um 1250 Denare überbietet. Vita Iuliani 3, 2 sane cum vicena quina milia militibus promisisset, tricena dedit.

Stieg der Sold der Legionare in demselben Verhältnis, so wurde auch ihnen ein fünftes stipendium, also ein Jahressold von 375 Denaren verliehen. Auch dies erscheint glaubhaft, weil Commodus ganz am Ende seiner Regierung das Äusserste aufbot, die Provinzialheere an sich zu fesseln, wie dies in der Verleihung des Namens Commodiana an alle Legionen des Reiches hervortritt[2]). Auch wird damit ein Übergang gewonnen, der die Solderhöhung des Kaisers Septimius Severus wenigstens begreiflich erscheinen lässt.

Dass Septimius Severus den Sold über alles zulässige Mass gesteigert, bezeugen nicht nur die Schriftsteller[3]), sondern vor allem die Inschriften der Soldaten selbst, die seine largissima stipendia preisen[4]). Die entscheidende Angabe ist in der Überlieferung verstümmelt. Nach der Thronbesteigung in Carnuntum bemerkt die vita 5, 2: qui etiam sestertia quod nemo umquam principum militibus dedit. Dass hier nicht das Donativ der Thronbesteigung gemeint ist, zeigt der Zusammenhang der Erzählung selbst. Denn das Donativ fordern die Truppen erst nach

---

1) Deutlicher wird dies noch durch das Avancementsgesetz jener Zeit, welches den milites der Legionen das Emporsteigen zum Centurionat verschliesst.

2) Dio 72, 15. Es ist kein Zufall, sondern psychologisch bedingt, dass die drei Kaiser, welche allein ohne politische Notwendigkeit den Sold gesteigert haben: Domitian, Commodus und Caracalla, den Legionen ihren Namen verliehen, um das enge Band, das Kaiser und Heer vereinigte, zum Ausdruck zu bringen.

3) Herodiam 3, 8, 5 und die Stellen weiter im Texte.

4) Vgl. die Inschriften der scholae Religion d. r. H. S. 68—95; Neue Heidelb. Jahrb. IX (1899) p. 148—163.

dem Einzug in Rom; auch besass Septimius Severus im Augenblick seines Pronunciamentos gar nicht die Mittel, das Donativ zu bezahlen. Vielmehr hat die ausgezeichnete Quelle, die in einer letzten Verkürzung vorliegt, von der für die ganze Regierung des Kaisers entscheidenden Soldregulierung gesprochen. Das Regiment des Septimius Severus bezeichnet den Sieg des orientalischen Geistes, dem der Wertmesser[1]) auch militärischer Tüchtigkeit im Gelde liegt[2]) und so hat denn Septimius Severus gleich Antonius, der zuerst die römische Welt orientalisieren wollte, den Sold der Soldaten in Denaren auszahlen lassen, die mit dem Wappen der Legionen geprägt waren[3]). Wessen ist das Bild, fragt nicht ohne Grund die Schrift: Die Legionare sind die Herren der Welt[4]).

In der Stelle der vita Severi über die Solderhöhung ist das Zahlzeichen vor sestertia ausgefallen; es kann nichts anderes gewesen sein als bina[5]), also ein Jahressold von 500 Denaren. Denn jede höhere Zahl führt auf eine unmögliche Steigerung des Soldes. Die Emendation bina milia, also 500 Denare, sichern die Inschriften der scholae, die aus eben dem largissima stipendia erbaut, als stets wiederkehrende Einheit die Summe von 500 Denaren oder deren Hälfte nennen.

Religion d. r. H. S. 85 n. 180 schola der optiones nennt folgende Sätze: 8000 Sesterzen (= 2000 Denare); 6000 Sesterzen (= 1500 Denare).

n. 181 schola der tesserarii: ein Vielfaches von 1000 Sesterzen (= 250 Denaren), n. 182 schola der cornicines: 750. 200. 500. 500. 500. 500. 250 Denare.

---

1) Schon Plato Staat. 4 p. 195 ed. Bekk. sieht in dem φιλοχρήματον den Grundzug des orientalischen Charakters.

2) Septimius Severus sah den Nerv der Politik von Anfang an in der Bestechung. So liess er, der einzige aller Kaiser, der solches gethan, den Gesandten des Senates, die ihn zu seinem Siege beglückwünschen, 720 Aurei auf den Kopf verabreichen Vita 6, 1—4. Vgl. Rhein. Museum 54 p. 312. Man muss bedenken, dass unter dem Principat nicht einmal die Centurionen ein Donativ erhalten. Niemals werden bei den Donativen die Centurionen berücksichtigt, immer nur die milites. Vgl. oben S. 227 Anm. 3 den Umweg, den Otho einschlagen musste, um die Centurionen nicht zu beleidigen.

3) Die Fahnen S. 55.

4) Die Legionsmünzen beginnen wieder mit Gallienus und reichen bis Diocletian. Es ist die Zeit, in der die Herrschaft der Picke unbedingt gilt. Vgl. Religion d. r. H. S. 34 und S. 77 f. Anm. 322. Noch deutlicher wird dies durch das Avancementsgesetz dieser Periode. Die Legionsmünzen des Carausius sind ein Beweis für die Auflehnung der Picke gegen den neuen Staat Diocletians.

5) Wahrscheinlich war in der Handschrift sestertia mit SS abgekürzt, wie auf der Inschrift des dritten Jahrhunderts (vgl. z. B. C. J. L. XIV 1. 70 = Dessau 1433), also bina milia geschrieben II SS. Das wurde mit dem geläufigen H S verwechselt.

n. 184 schola des Spitalpersonales: ein Vielfaches von 1000 Sesterzen (= 250 Denare); 1000 Sesterzen (= 250 Denare). Neue Heidelb. Jahrb. IX p. 152 n. 6 tabularium: 1000. 800. 500 Denare.

n. 8 officium des praefectus castrorum: 4000 Sesterzen (= 1000 Denare), ein Vielfaches von 1000 Sesterzen (= 250 Denare).

Dieser Satz von 500 Denaren ist wieder beweisend für die Existenz eines Legionssoldes von 375 Denaren (= 5 stipendia von 75 Denaren) schon unter Commodus. Severus hat, wie ähnlich Domitian, jedem der fünf bestehenden stipendia einen aureus = 25 Denare zugelegt.

Was dem Ansturm der illyrischen Legionen eine so unwiderstehliche Gewalt gegeben, war der Schlachtruf, mit dem sie ins Feld zogen: Sturz des italisch-römischen Elementes im Heere. Nach dem Siege über Iulian erfüllt der Kaiser sein Versprechen. Das neue Prätorium wurde aus provinzialen Legionaren gebildet und damit standen ihnen die höchsten Ämter des Reiches offen.

So fordern denn die Legionare, die sich alle als die neue Garde des Kaisers fühlen, als Donativ den fünffachen Satz ihres Jahressoldes, d. h. 2500 Denare. Vita Severi 7, 6 Sed cum in senatu esset, milites per seditionem dena milia poposcerunt a senatu exemplo eorum qui Augustum Octavianum Romam deduxerant tantumque acceperant. et cum eos voluisset comprimere Severus nec potuisset, tamen mitigatos addita liberalitate demisit. Dio 46, 46 nach Augustus' Einzug in Rom: *παρακούσαντες δέ τινες τοῦτο, ἔδοξαν ἀεὶ πᾶσι ἁπλῶς τοῖς πολιτικοῖς στρατοπέδοις, ὅσα ἂν ἐς τὴν Ῥώμην μεθ' ὅπλων ἀφίκηται, τὰς δισχιλίας καὶ πεντακοσίας δραχμὰς ἀναγκαῖον εἶναι δίδοσθαι καὶ διὰ ταῦτα καὶ οἱ μετὰ τοῦ Σεβήρου ἐπὶ τῇ τοῦ Ἰουλιανοῦ καθαιρέσει ἐς τὸ ἄστυ ἐλθόντες φοβερώτατοι αὐτῷ τε ἐκείνῳ καὶ ἡμῖν ἐγένοντο ἀπαιτοῦντες αὐτάς· καὶ σφᾶς οὐδ' εἰδότων τῶν ἄλλων, ὅ τι ποτὲ ἠξίουν, ἐθεράπευσεν ὁ Σεβῆρος πεντήκοντα καὶ διακοσίαις δραχμαῖς.* Die Ursache, warum die Truppen gerade 2500 Denare forderten, ist eben aus dem herkömmlichen Donativ der Prätorianer bei der Thronbesteigung, das das Fünffache des jeweiligen Soldes betrug, erklärt worden. Unmöglich können sich die Provinzialsoldaten der Donauländer auf einen Vorgang berufen haben, der sich 250 Jahre früher zugetragen hatte und anders als in der gelehrten Erinnerung nicht fortlebte[1]). Vielmehr ist diese Bemerkung der Vita Severi einer Erörterung der Quelle entnommen über die Bedeutung dieses Donatives und seine Berechtigung nach Analogie des augusteischen. Dieser ausgezeichnete

1) Dio, der im Senate anwesend war, sagt ausdrücklich, dass man im Sitzungssaale nicht verstand, was die Truppen forderten.

Schriftsteller, dem das Wertvollste in der älteren Reihe der Kaiserviten entstammt, hat sein annalistisches Geschichtswerk[1]) mit dem Siege des Septimius Severus über seine drei Gegenkaiser geschlossen. Wenigstens fehlt in den Viten späterhin jede Spur seiner Benützung[2]). Er wird demnach noch unter Septimius Severus geschrieben haben. Dio dagegen hat seine Kaisergeschichte weit später verfasst. Schon die Einkleidung der Notiz[3]) zeigt, dass er gegen die Auffassung eines Zeitgenossen polemisiert, den Schriftsteller, der der Vita Severi zu Grunde liegt, kannte.

Der Vergleich mit Augustus in der Behandlung der Söldner, der in der Vita wiederklingt, ist vollkommen zutreffend. Severus wie Augustus als Staatsmänner hochbegabt, versagten völlig als Führer ihrer eigenen Heere[4]). Nicht sie, sondern ihre Feldherrn haben die entscheidenden Siege der Bürgerkriege gewonnen. Um so höher war der Preis, mit dem sie die Schwerter ihrer Söldner erkaufen mussten. Wie der Mord der Besitzenden in den Provinzen und ungeheuere Konfiskationen die Spur von Severus' Siegeslaufbahn bezeichnen, so ist Augustus durch das Blut der Proscriptionen dem Throne zugeschritten. Aber beide verachteten das Werkzeug, wie sie es fürchteten. Wie Augustus der Begehrlichkeit der Söldner Schranken[5]) setzt, als er im sicheren Besitze der Macht war, so auch Severus. Nur in der ersten Zeit seiner Regierung schwelgen die Soldateninschriften in der Erinnerung an die Donative, später verstummen sie gänzlich[6]). Und so hat Severus, als sein Thron gegen jeden Angriff sicher stand, das Donativ an die Prätorianer bei seinen Decennalien auf denselben Satz beschränkt, den Augustus ihnen im Testament hinterlassen hatte. Dio 76, 1 *Ὁ δὲ Σεβῆρος ἐπὶ τῆς δεκετηρίδος τῆς ἀρχῆς αὐτοῦ ἐδωρήσατο — τοῖς στρατιώταις τοῖς δορυφόροις ἰσαρίθμους τοῖς τῆς ἡγεμονίας ἔτεσι χρυσοῦς.* 10 Aurei = 250 Denare sind das einfache Rechnungsstipendium der Prätorianer.

---

1) Man muss seine Augen gewaltsam der Wahrheit verschliessen, wenn man die chronologische Erzählung der Viten von Pertinax bis Septimius Severus verkennen soll.

2) Schon in der Vita Severi geht nach der Besiegung des Clodius Albinus der chronologische Faden, der bis dahin die Erzählung geleitet, vollständig verloren.

3) *παρακούσαντες δέ τινες τοῦτο.* Wer hat das missverstanden?

4) Rhein. Mus. 53 S. 638.

5) In dem monumentum Ancyranum berichtet Augustus auf das Genaueste über seine Heeresauslagen; aber von den Donativen, die er als Triumvir gespendet, schweigt er.

6) Auch die Legionsmünzen wurden nur am Anfang seiner Regierung geprägt.

Aus den Konfiskationen des Severus ist der neue Zweig der kaiserlichen Finanzverwaltung, die ratio rei privatae, hervorgegangen. Vita 12 Interfectis innumeris Albini partium viris inter quos multi principes civitatis, multae feminae inlustres fuerunt, omnium bona publicata sunt aerariumque auxerunt[1]; tum et Hispanorum et Gallorum proceres occisi sunt. denique militibus tantum stipendiorum quantum nemo principum dedit. filiis etiam suis ex hac proscriptione tantum reliquit quantum nullus imperatorum cum magnam partem agri[2]) per Gallias, per Hispanias, per Italiam imperatoriam fecisset. tuncque primum privatarum rerum procuratio constituta est. Meines Erachtens war die ratio rei privatae vor Allem dazu bestimmt, die Heeresauslagen zu decken; das zeigt der Zusammenhang der Stelle mit der Erwähnung der stipendia — also des dauernden Jahressoldes — zwischen den Konfiskationen und der Errichtung der ratio rei privatae. Daraus erklärt sich dann auch der Name. Denn das Heer des Severus ist nicht mehr das Heer des populus Romanus[3]), sondern das Heer des Kaisers. Die Soldaten bezeichnen sich selbst gegenüber dem Kaiser als numini maiestatique eius devotissimi[4]) et dicatissimi und nehmen seit Caracalla dauernd den Namen der regierenden Kaiser an. Das Patrimonium war im Laufe der Entwicklung thatsächlich zum Staatsgut geworden; so sollten die neuen Erwerbungen, welche die res privata bilden, den rein persönlichen Zwecken des Kaisers dienend, eine isolierte Stellung in der Verwaltung erhalten, um über den Ertrag freier schalten zu können, während der Ertrag des Patrimoniums längst eine feste Zweckbestimmung im Staatshaushalte erhalten hatte.

Die laufenden Ausgaben für den Jahressold der Bürgertruppen werden unter dem älteren Principate aus dem aerarium Saturni bestritten worden sein. Deshalb auch die Verhandlungen mit dem Senate über Solderhöhung und Heeresergänzung[5]). Thatsächlich werden die Principes, wie Augustus das aerarium militare bei seiner Gründung unterstützte, durch Zuschüsse aus dem Patrimonium helfend eingegriffen haben[6]). Die

---

1) Aerarium ist diesem Vitenschreiber so viel wie fiscus. Vgl. Hirschfeld, Untersuchungen p. 47, wo jedoch diese Stelle fehlt.

2) Rhein. Museum 54 p. 312.

3) In dem Gebete der Saecularspiele heisst es legiones populi Romani Quiritium Saec. Aug. 95. 128 und so tralaticisch auch unter Severus Saec. Sev. IV 11.

4) Was devotus bedeutet, zeigt am Besten Lucan. Phars. 4, 532 und die ganze vorhergehende Schilderung.

5) Vgl. oben S. 222.

6) Vgl. Mommsen, St. R. 2. S. 1008.

Donativa fallen nicht unter diese Ausgaben; es sind Ehrengeschenke des Feldherrn. Dass das aerarium militare eine Kasse des populus Romanus ist, zeigt der Name, wie auch die Fundierung auf die Steuer der cives Romani und die Bestellung der praefecti durch das Loos. Gerade diese Einrichtung wird erst recht verständlich, wenn auch die laufenden Ausgaben, die stipendia für die Bürgertruppen aus dem aerarium Saturni dem Princeps überwiesen werden. Man versteht dann auch, warum der Princeps späterhin das aerarium seiner Verwaltung unterstellte.

Als auf den grossen Staatsmann Severus sein unwürdiger Sohn Caracalla folgte, da brach die wiedergewonnene Herrschaft über die Söldner rettungslos zusammen. Um Verzeihung für den Brudermord zu erlangen, füllte Caracalla die Hände der Söldner mit Gold und erstickte die Stimme ihres Gewissens Herodian 4, 4, 7 *ὑπισχνεῖται δὲ αὐτοῖς ὑπὲρ τῆς ἑαυτοῦ σωτηρίας καὶ μοναρχίας ἑκάστῳ μὲν στρατιώτῃ δισχιλίας καὶ πεντακοσίας δραχμὰς Ἀττικάς, προστίθησι δὲ τῷ σιτηρεσίῳ ἄλλο τοῦ τελουμένου ἥμισυ. κελεύει τὲ ἀπελθόντας αὐτοὺς ἤδη ὑποδέχεσθαι ἔκ τε τῶν ναῶν καὶ τῶν θησαυρῶν τὰ χρήματα, μιᾶς ἡμέρας ἀφειδῶς ἐκχέας πάντα ὅσα ἔτεσιν ὀκτωκαίδεκα ὁ Σεβῆρος ἤθροισέ τε καὶ κατέκλεισεν ἐξ ἀλλοτρίων συμφορῶν. οἱ δὲ στρατιῶται τοσοῦτον χρημάτων πλῆθος ἀκούσαντες, καὶ συνέντες τὸ πεπραγμένον ἤδη καὶ τοῦ φόνου διαβοήτου γενομένου ὑπὸ τῶν ἔνδοθεν φυγόντων, μόνον τε αὐτοκράτορα ἀναγορεύουσιν αὐτὸν καὶ τὸν Γέταν καλοῦσι πολέμιον* [1]).

Dass auch der Sold der Legionare in demselben Verhältnis erhöht wurde, zeigt die Gesamtsumme der Solderhöhung Caracalla's [2]). Demnach betrug der Sold des Legionars 750 Denare, das heist die Höhe des Prätorianersoldes unter Augustus. Dieser Satz ist auch noch erkennbar an dem Donativ, das Macrinus bei der Erhebung seines Sohnes Diadumenianus zum Cäsar geben musste. Dio 78, 19 *ἄλλας ἑπτακοσίας καὶ πεντήκοντα αὐτοῖς δραχμὰς προσυπόσχηται. ἄλλας* zeigt, dass Macrinus

---

1) Wenn etwas den Brudermörder rechtfertigen könnte, so ist es die Thatsache, dass er um seine Existenz kämpfte. Denn der Bruderzwist war so weit gediehen, dass einer oder der andere fallen musste. Die Massenexekution von 20000 Mann im Heere Dio 77, 3, 4 zeigt, wie stark der Anhang Geta's war. Wenn Mommsen in C. J. L. III 1464 mit Recht in dem eradierten Beinamen der Legio XIII Gemina den Namen Getica erkannt hat, so hatte sich Dacien bereits für Geta erhoben. Aber seit wir wissen, dass Plautian erst im Jahre 205 stürzte, ist die Zahl der Ämter, welche auf das Amt procuratur ad bona Plautiani folgen, für die Frist bis zur Ermordung Geta's im Frühjahre 212 zu gross. Vielmehr dürfte eben wegen dieses Zeitabstandes der Name des Macrinus oder des Elagabal eradiert sein.

2) Siehe unten S. 237.

bereits früher ein Donativ von dieser Höhe gespendet hatte[1]). Noch deutlicher tritt die Richtigkeit dieses Ansatzes hervor in der Wechselbeziehung zu den praemia militiae jener Zeit Dio 77, 24: *Ὁ δὲ αὐτὸς* (Caracalla) *τοῖς στρατιώταις ἆθλα τῆς στρατείας τοῖς μὲν ἐν τῷ δορυφορικῷ τεταγμένοις ἐς χιλίας διακοσίας πεντήκοντα, τοῖς δε πεντακισχιλίας λαμβάνειν.* Wie die Legionare Caracalla's den augusteischen Prätorianersold erhalten, so auch die augusteischen praemia militiae der Prätorianer. Der Satz Caracalla's für die praemia der Prätorianer ist verdorben und lässt sich durch keine Buchstabenconjectur herstellen. Dass auch den Prätorianern der Sold um die Hälfte erhöht wurde, ist aus Herodian sicher, denn gerade an die Prätorianer hatte Caracalla zuerst sein Angebot gerichtet. Da die Legionare den doppelten Sold der commodianischen Zeit erhielten, so muss dies auch für die Prätorianer gelten, die demnach 2500 Denare als Jahressold empfingen, d. h. die Höhe des Donativs, das ihnen Caracalla als erste Liebesgabe bietet. Dann war der Sold unter Septimius Severus um die Hälfte niederer, betrug also 1700 Denare. Es entspricht dies vollkommen der Erhöhung des Legionssoldes um ein Viertel. Zu dem ursprünglichen Satz von 1250 Denaren gewährt Septimius Severus seinen Prätorianern ein Aufgeld von 450 Denaren, d. h. 18 Aurei, also bei jeder der viermonatlichen Zahlungen des Soldes 6 Aurei mehr als früher. Die praemia militiae der Prätorianer und der Legionare stehen zur Zeit des Augustus im Verhältnis von 5 zu 3. Es hat deshalb grosse Wahrscheinlichkeit für sich, dass auch Caracalla dieses Verhältnis beibehalten hat und demnach in dem verdorbenen Texte des Dio *ὀκτακισχιλίας διακοσίας πεντήκοντα* herzustellen ist.

Die Richtigkeit dieser Berechnungen erhellt endlich aus dem verzweifelten Schreiben, das Kaisers Macrinus nach seiner Thronbesteigung an den Senat richtet. Dio 78, 36: *καὶ ἵνα γέ τις ἄλλα, ὅσα παρά τε τοῦ Σεβήρου, καὶ τοῦ υἱέος αὐτοῦ πρὸς διαφθορὰν τῆς ἀκριβοῦς στρατείας εὕρηντο παραλίπῃ, οὔτε δίδοσθαί σφισι τὴν μισθοφορὰν τὴν ἐντελῆ πρὸς ταῖς ἐπιφοραῖς, ἃς ἐλάμβανον, οἷόν τε εἶναι ἔφη· ἐς γὰρ ἑπτακισχιλίας μυριάδας ἐτησίους τὴν αὔξησιν αὐτῆς τὴν ὑπὸ τοῦ Ταράντου γενομένην τείνειν.*

Unter *μισθοφορά* ist nur das stipendium der milites zu verstehen; schon der Gehalt der evocati wird als salarium bezeichnet[2]) und die

1) Die Rede des Macrinus in der Vita Diadumeniani 2 habete igitur, commilitones, pro imperio aureos ternos, pro Antonini nomine aureos quinos et solitas promotiones sed geminatas. — Dabimus autem per cuncta quinquennia id quod hodie putavimus ist reiner Schwindel des Vitenschreibers.

2) Mommsen, Ephem. epigr. V p. 151.

Gehalte der Centurionen fallen nicht mehr unter den Begriff des Truppensoldes[1]). Diese ungeheuere Summe von 70 000 000 Denaren entspricht den nachgewiesenen Solderhöhungen[2]).

Die Stärke der Legion giebt Vegetius 2, 6 nach der antiqua ordinatio auf 6100 Mann an[3]), die Stärke der einfachen Cohorte auf 555 Mann. Gerade diese Zahl kehrt aber unter der Regierung des Septimius Severus in einem Zusammenhange wieder, wo sie wahrscheinlich eine Legionscohorte bezeichnet. Nach den vergeblichen Stürmen auf Atra, bei welchen die Wertlosigkeit der orientalischen Truppen wieder einmal hervortritt[4]), erbietet sich ein Offizier Dio 75, 12, 5 *ἐάν γε αὐτῷ δώσῃ πενταχοσίους καὶ πεντήκοντα μόνους τῶν Εὐρωπαίων στρατιωτῶν, ἄνευ τοῦ τῶν ἄλλων κινδύνου τὴν πόλιν ἐξαιρήσειν.* Dass diese Ziffer mit Absicht eine taktische Einheit umschreibt, ist klar. Deshalb halte ich die Angabe des Vegetius für richtig. Dann zählten die 33 Legionen[5]) des Septimius Severus rund 200 000 Mann und es giebt dies für die Steigerung des Soldes der Legionare allein 50 000 000 Denare (250 × 200 000). Die Stärke der prätorischen Cohorte wurde durch Septimius Severus wahrscheinlich auf 1500 Mann erhöht. Auf einem von Hülsen[6]) glänzend hergestellten Altare dieser Zeit nennen sich Mannschaften einer praetorischen Cohorte als Dedicanten und zwar aus jeder Cohorte 85 bis 90 Mann. Die Chargen der Liste entsprechen vollkommen den Chargen, die sich in den Entlassungslisten[7]) der Prätorianer finden. Ich halte deshalb diesen Altar für das Weihegeschenk[8]) der Prätorianer eines

---

1) In der Kaiserzeit hat sich der Centurionat vollständig losgelöst von dem Dienste unter den milites. Aber schon unter der Republik gilt nur der Sold der milites als aes militare. Varro bei Nonius p. 344 M: qui in ordine erat, is aes militare merebat, wo ordo im militärischen Sinne zu verstehen ist und wie das geläufige in ordine merere den Dienst als manipularis bezeichnet.

2) Die praemia militiae fallen nicht unter die Jahresausgabe, weil die Entlassungen jedes zweite Jahr erfolgten. Mommsen, Arch. epigr. Mitth. VII p. 189.

3) Die 730 Reiter seiner Legion lassen sich nicht kontrollieren und scheinen mir recht bedenklich.

4) Vgl. Tacit. ann. 13, 35. Fronto p. 200 ed. Nab.

5) Die Zahl ist sicher aus C. J. L. VI 3492 a. b.

6) Bull. comm. 1894 p. 109—125. Hülsen hat durch seine Restitution des Monuments auch bewiesen, dass die Cohortes praetoriae, gleich den Legionscohorten, 6 Centuriae zählten. Früher hatte ich dies bereits vermutet auf Grund der signa der Prätorianer. Die Fahnen S. 27 und 59 Anm. 1.

7) Es fehlen, wie dort, jene Chargen, welche nach der Dienstordnung bei der Entlassung zu evocati aufrücken. Vgl. Religion S. 91.

8) Das verstümmelte PA . . . AE, welches Hülsen mit Recht für den Beinamen einer weiblichen Göttin hält, würde ich zu pa[tern]ae ergänzen, weil die Prätorianer jener Zeit irgend eine wilde Gottheit der Donauländer verehren.

Jahrganges; da die Prätorianer 16 Jahre dienen, so ergiebt sich eine Stärke der Prätorianercohorte von 1500 Mann. Demnach beträgt die Erhöhung des Prätorianersoldes 12000000 Denare (800 × 15000).

Die cohortes urbanae werden gleichfalls auf je 1500 Mann anzusetzen sein [1]) und der Sold wird in dem gleichen Verhältnis gestiegen sein, wie der Sold der Prätorianer [2]); also unter Severus auf 850 Denare, unter Caracalla auf 1250 Denare. Dies giebt für Soldsteigerung der cohortes urbanae 2400000 Denare (400 × 6000). Ein unbestimmbarer Teil fällt auf die centuriae statorum und die milites frumentarii. Auch für die Vigiles wird eine Solderhöhung anzusetzen sein, da die bewaffneten Pompiers unter dieser Dynastie auch etwas bedeuten. Denn die Vigiles sind jedenfalls den Legionaren gleichgestellt worden; gleich diesen können sie in das Prätorium übertreten [3]).

Am deutlichsten war der Sieg der Provinzialen im Heere durch die Solderhöhung zum Ausdruck gekommen, die den Legionaren gleichen Begünstigungen gewährte, wie sie die Prätorianer italischer Herkunft durch Augustus erhalten hatten. Um die praemia militiae der bevorzugten Bürgertruppen bestreiten zu können, hatte Augustus der römischen Bürgerschaft die lästige Erbschaftssteuer aufgezwungen. So war es nur billig, dass Caracalla allen reichsanghörigen Peregrinen das Bürgerrecht verlieh, aber mit diesem Geschenk sie auch der Erbschaftssteuer unterwarf, um seine wahnsinnigen Heeresausgaben bestreiten zu können. Dio 77, 9 *τῶν τε τελῶν τῶν τε ἄλλων ἃ καινὰ προσκατέδειξεν, καὶ τοῦ τῆς δεκάτης ἣν ἀντὶ τῆς εἰκοστῆς ὑπὲρ τῶν ἀπελευθερουμένων καὶ ὑπὲρ τῶν καταλειπομένων τισὶ κλήρων καὶ δωρεᾶς ἐποίησε πάσης, τάς τε διαδοχὰς καὶ τὰς ἀτελείας τὰς ἐπὶ τούτοις τὰς δεδομένας τοῖς πάνυ προσήκουσι τῶν τελευτώντων καταλύσας· οὗ ἕνεκα καὶ Ῥωμαίους πάντας τοὺς ἐν τῇ ἀρχῇ αὐτοῦ, λόγῳ μὲν τιμῶν, ἔργῳ δὲ ὅπως πλείω αὐτῷ καὶ ἐκ τοιούτου προσίῃ, διὰ τὸ τοὺς ξένους τὰ πολλὰ αὐτῶν μὴ συντελεῖν, ἀπέδειξεν.* Mochte ihn auch die ganze römische Welt darum verfluchen, seine Soldaten liebten ihn doch, so pflegte er zu sagen. Wie das Heer sein Andenken hochgehalten, tritt in den Monumenten des Lagerheiligtums zu

---

1) Das ist die Ziffer, welche Dio bereits für die augusteische Zeit angiebt. Vgl. oben S. 228 Anm. 4.

2) Dass diese Truppe ihren Rang unter Septimius behielt, ersieht man aus der Zulassung der Veteranen unter die evocati. Vgl. Jahresb. d. öst. arch. Inst. IV Beibl. p. 7. Auf dem Rangunterschied beruht der Soldunterschied. Vgl. Sueton Aug. 49 oben S. 223.

3) C. I. L. VI 2780. Früher können sie nur unter die statores versetzt werden. Dessau 2160.

Carnuntum merkwürdig hervor. In diesem Heiligtum, das Iulian, der Apostat, neu geordnet[1]), hat sich nur eine Kaiserstatue gefunden und zwar die des Caracalla. Bezeichnender Weise ist sie errichtet von den cornicularii, commentarienses und speculatores, das heisst jenen Principales, die nach der neuen Dienstordnung zum Legionscenturionat gelangen[2]). Das thörichte Gerede der scriptores Historiae Augustae über die Bedeutung des Namens Antoninus spiegelt nur das Andenken wieder, das dieser Träger des Namens noch zwei Jahrhunderte später beim gemeinen Manne besass.

Für die Beurteilung der Solderhöhung der Centurionen besitzen wir nur das Zeugnis einer Inschrift. Sie nennt die Geldgeschenke, welche Caracalla ihnen an Stelle der alten dona militaria verliehen hat.

Westd. Korr.-Bl. 1900 S. 146: Ti Aurelio T. f. Papir. Flavino primipilari et principi ordinis col. Oes(censium) et buleutae civitatiu[m] Tyranorum, Dionysiopol. Marcianopol. Tungrorum et Aquincensium patrono collegi fabr. honorato a divo Magno Antonino Aug. (sestertium) quinquaginta milia n(ummum) et viginti quinque [et] gradum promotionis [ob] alacritatem virtu[tis] adversus hostes Ca[rpos] et res prospere et va[lide] gestas.

Es ist deutlich, dass hier zwei Stufen unterschieden werden, eine von 6250 Denaren und eine höhere von 12500 Denaren. Da die Soldaten an Stelle der dona einen doppelten Sold erhielten[3]), so sind auch in diesen Sätzen Soldstufen der Centurionen zu erkennen.

Zur Zeit des Polybius erhielten die Centurionen den doppelten Sold der Legionare 6, 39, 12 τοῖς ταξιάρχοις διπλοῦν. Demnach 240 Denare. Aber die Bedeutung der Centurionen von langer Dienstzeit war in der Periode der Bürgerkriege eine völlig andere geworden[4]). Ihr Sold muss in einem ganz anderen Verhältnis gewachsen sein, als der der Legionare. Wenn man bedenkt, dass die Severe sich wesentlich auf die milites gestützt haben, so halte ich es für wahrscheinlich, dass weder Severus

1) Religion d. r. H. S. 36 und 82.

2) Jahresb. d. österr. arch. Inst. IV Beiblatt p. 7.

3) Westd. Korr.-Bl. a. a. O. Bereits Septimius Severus hat die dona militaria an senatorische Offiziere nicht mehr verliehen. Denn die Ehreninschriften seiner grossen Generale schweigen von den dona. Aber den Centuriones und milites wagte er nicht den glänzendsten Teil ihrer Waffenrüstung zu rauben. Vgl. Tacit. hist. 2, 89 ceteri (centuriones) iuxta suam quisque centuriam, armis donisque fulgentes; et militum phalerae torquesque splendebant.

4) Jedermann kennt — um nur eine Stelle zu nennen — Horaz sat 1, 6, 73 sq. magni quo pueri magnis e centurionibus orti. Aber von einem Bettelstolz, wie Kiessling will, ist hier gewiss nicht die Rede. Die Centuriones waren grosse Herren; das zeigen die Inschriften, die sie als duoviri ihrer Städte nennen.

noch Caracalla den Sold der Centurionen erhöhte[1]). Die letzte Soldsteigerung wäre dann in die Zeit des Commodus zu setzen, der den Sold der Legionare um ein fünftes Stipendium erhöhte. Der mindere Satz der Inschriften besteht aus fünf Einheiten von 1250 Denaren. Deshalb glaube ich, dass der Sold der Centurionen schon am Ende der Republik 1250 Denare betrug und dass dieser Satz das Rechnungsstipendium der Kaiserzeit wurde. Entsprechend der Verleihung der späteren Stipendia an die Legionare stieg dann der Centurionensold immer um den Betrag dieses Rechnungsstipendiums. Der doppelte Satz entspricht der Scheidung der Centurionen in primi ordines et centuriones[2]), wobei die primi ordines das sind, was sie heissen, die Centurionen der ersten Cohorte.

Dagegen scheint der Gehalt der militia equestris und der Generale in der ganzen Kaiserzeit niemals gewechselt zu haben[3]). Das Verbrecherische der Solderhöhung für die milites wird dann erst recht klar. Und doch, das immerwährende Steigen der Militärlasten ist die unvermeidliche Folge des augusteischen Militärsystems, das die Bürgerschaft entwaffnete um der Sicherheit des Princeps willen. Dio, der die reifen Früchte dieses Systemes sah, spricht offen aus, was Augustus sich selbst verbarg, wenn er Maecenas sagen lässt 52, 27: *ἄν τε ἐπιτρέψωμεν πᾶσι τοῖς ἐν τῇ ἡλικίᾳ οὖσι καὶ τὰ ὅπλα κεκτῆσθαι καὶ τὰ ἐμπολέμια ἀσκεῖν, στάσεις καὶ πόλεμοι ἀπ' αὐτῶν ἐμφύλιοι ἀεὶ γενήσονται.*

So erwuchs das Heer allmählich zu einem Giftbanm, der das Mark des Staates aussog, und die ganze Regierungskunst des dritten Jahrhunderts gipfelt darin, Geld für die Gier der Söldner zu schaffen[4]).

Die moderne Civilisation hat dem Bürger das Recht und die Ehre, die Waffen zum Schutze des Vaterlandes zu führen, wiedergegeben. Nur das Heer des englischen Weltreiches ruht auf der gleichen, unsittlichen Grundlage wie das römische der Kaiserzeit, um denn auch im Greuel unmenschlicher Kriegführung mit den Söldnern des imperiums zu wetteifern

'solitudinem faciunt, pacem appellant'.

---

1) Severus, der ja nur aus politischen Gründen den Sold erhöhte, hatte keine Veranlassung, da er das römisch-italische Offiziercorps beseitigte und die Principales der Legion zu Centurionen beförderte. Jahresb. d. österr. arch. Inst. IV Beiblatt S. 7. Caracalla wollte, wie er immer wieder sagte, nichts anderes sein, als ein miles gregarius.

2) Marquardt, St. V. II S. 370. Die Zahl der primi ordines hat Severus erhöht. Unter Marcus sind es 7, C. I. L. Suppl. VIII, 18065, unter Severus 11, Brambach n. 1038. Vgl. Koerber, Cat. des Mainzer Museums n. 25.

3) Es lässt sich dies in diesem Zusammenhange nicht näher begründen.

4) Herodian 6, 1, 8; 6, 4; 8, 8; 9, 4. 7, 3, 3; 8, 8 fg. 8, 7, 7.

Übersicht der Soldsteigerung,
in Denaren.

	Praetoriani	Urbaniciani	Legiones	Auxilia
Republik . . .	125	—	75	—
Cäsar	250	—	150	—
Augustus . . .	500 750	250 375	150 225	— 75
Domitian . . .	1000	500	300	?
Commodus . . .	1250	625	375	?
Severus	1700	850	500	?
Caracalla . . .	2500	1250	750	?

Über den Orosius-Codex F. v. I. Nr. 9 in der Kaiserlichen Öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg.

Von

Albert Bäckström, Oberlehrer in St. Petersburg.

Eine Bitte des Herrn Professor Dr. Karl Zangemeister erfüllend, beabsichtige ich in nachstehendem Artikel auch die deutschen Leser mit einer bisher nicht beschriebenen Handschrift des Paulus Orosius bekannt zu machen. Der Beschreibung und Beurteilung dieser Handschrift habe ich in einer schon im August-November des vorigen Jahres (1900) in dem russischen Journal des Ministeriums der Volksaufklärung gedruckten Schrift „Orosius und seine Petersburger Abschriften“ die Seiten 63—100 gewidmet. Die Handschrift hat 161 Blätter grossen Formats, die mit einer karolingischen Minuskelschrift vom VIII., kaum IX. Jahrhundert bedeckt sind, und stammt aus der westfälischen Abtei Corvey, wie nicht nur drei verschiedenhändige Unterschriften, sondern auch einige in dem Codex sich befindende angelsächsische Glossen bezeugen. Die Unterschriften lauten: fol. 1 v S(an)c(t)i petri corbeie qui furatus fuerit anathema [hic?] sit (m. s. XIV); fol. 2 r corbeiensis monasterii (m. s. XVI); fol. 162 v (= 163 v) lib(er) s(an)c(t)i pe[tri co]rbeje (m. saec. X?). Die Glossen, welche sich von den in der Sammlung von Steinmeyer und Sievers [1]) stehenden unterscheiden, sind folgende: Ed. mai. p. 10 u. 1 ab oriente *hostan*, welches in der angelsächsischen Mundart gewöhnlich nur in den zusammengesetzten Wörtern Ôst-Gotan, Ôst-sâe (An anglo-saxon Dictionary etc. by T. Northcote Toller, Oxford, P. III, 1887, p. 768) vorkommt und im Ahd. eine Analogie in der Glosse oriens *ostân* (Steinmeyer und Sievers, l. c., Bd. III, 1895, S. 606, 23) findet; u. 2 ab euro *Subtost* (wahrscheinlich ‘sûtheást’ in einer ursprünglichen Form von ‘suthôst’); a meridie *Suth;* ab africo *Suthiu nest* (= sûthwest); u. 3 ab occasu *Westhan* (= westan) a circio Nort *uuest* (= northwest); u. 4 a septentrione *Northan;* u. 30 Galliam *ostifranca* (vgl. ‘Eást-

---

1) Steinmeyer und Sievers, Die althochdeutschen Glossen. Berlin, Bd. II, 1882, S. 356—359 (Nr. 739—742); Bd. IV, S. 340 f.

Francan' bei Northcote Toller P. I, 1882, p. 236, Steinmeyer und Sievers Bd. III S. 206, 50); Alpes cottias *coccias*.

Im XVII. und XVIII. Jahrhundert befand sich die Handschrift in der Pariser Nationalbibliothek, von wo sie während der grossen französischen Revolution von dem damaligen russischen Gesandten in Paris Peter Dubrowskij, dem die Kaiserliche Öffentliche Bibliothek in St. Petersburg auch viele andere nicht minder wertvolle Handschriften zu verdanken hat, nach Russland gebracht worden ist. Der Text ist von verschiedenen Händen, deren Zahl bis 7 oder 8 hinanreicht, an mehreren Stellen verbessert und enthält am Anfange der einzelnen Bücher, wie es auch in der Donaueschinger, St. Gallener, Berner und vielen späteren Handschriften vorkommt, Recapitulationen, die nur am Anfange des letzten siebenten Buches fehlen. Auf dem Papierblatte A ist die von Gennadius verfasste Biographie des Orosius, sowie eine andere mit Unrecht dem Isidorus Hispal. zugeschriebene[1]) zu lesen. Letztere findet der gelehrte Leser in meiner oben genannten russischen Schrift[2]). Später habe ich diese Biographie auch in einigen anderen Handschriften gefunden[3]).

Wenn wir die Petersburger mit den einzelnen Handschriften der beiden Klassen *L* und *P* vergleichen und von dem Standpunkte der in den beiden Klassen vorkommenden Lakunen über den Wert unserer Handschrift, die ich *Π* genannt habe, urteilen, sehen wir, dass *Π* nur fünf auch im Codex *L* befindliche Lakunen hat, wobei die Anzahl der Lakunen in *L*, die sozusagen einen individuellen Charakter haben, bis 101 hinreicht. Die Gruppe *DΠ* lässt sich mit der Anzahl von 18 Lakunen ausdrücken, während *D* allein 314 individueller Lakunen, mehr als irgend eine andere Handschrift, hat. Die vier Lakunen der Art *DL*, die fast überall, nur zwei Fälle ausgenommen, mit *Π* übereinstimmen, sind ohne Bedeutung.

Herr Professor Dr. Zangemeister vermutet, dass *D* aus einer und derselben Quelle mit *L* ausfliesse, aber in diesem Falle müssten wir auch zugeben, dass *Π* ebenfalls der ersten Klasse der Orosius-Handschriften angehöre. Dieses ist aber keineswegs der Fall, da in Bezug auf die Gruppe *PR* folgendes Schema sich zusammenstellen lässt:

ΠPR: 39, 8 in; 48, 9 peccatores — 10 qualiter; 121, 16 et; 184, 1 et; 289, 15 a (auch *L*); 350, 7 idem; 487, 2 et; 516, 11 e.

1) Migne, Patrol. lat. t. 81 col. 796.

2) S. 44—46.

3) Z. B. in einer Handschrift der Leipz. Stadtbibliothek Repert. I. fol. Nr. 15 s. XV. chart. foll. 140.

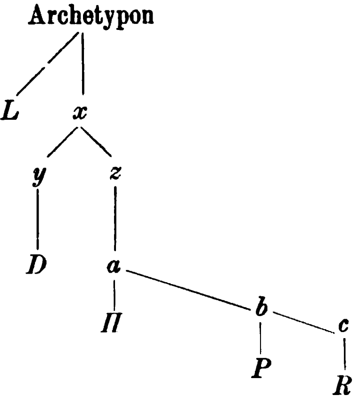
PR: 34, 6 et (*R* spatio relicto); 50, 12 ei; 314, 12 ut; 335, 9 in; 343, 2 ac; 352, 8 ut; 370, 5 ex; 378, 1 ac; 387, 13 Caesar; 387, 16 et; 404, 5 -que; 415, 4 -que; 415, 19 horam; 416, 9 ab; 417, 18 non; 432, 5 potens; 436, 20 nunc; 437, 15 et; 456, 18 et; 417, 11 apertissime; 482, 7 est; 492, 12 Galerio — cessit; 495, 12 et; 495, 17 suis; 499, 11 postea; 517, 13 et; 529, 12 mente; 533, 2 in; 535, 17 ac; 541, 10 pugna; 545, 1 prius; 545, 1 in; 547, 1 o sacra — 2 discretio; 556, 4 est.

R: 51, 4 supplenda — 5 malitia; 64, 16 se; 90, 9 uita; 95, 12 nunc; 100, 3 qui; 107, 12 primum; 123, 7 civitatem; 151, 11 est; 151, 15 in; 173, 12 non; 187, 15 caesa; 194, 13 amissis copiis; 208, 3 peditum; 227, 18 a; 229, 16 in (iniqualibet *Π*); 244, 1 bello; 244, 11 ab ascensu; 255, 9 ab; 257, 10 ad (cf. *Π* in); 266, 6 ad; 268, 16 erit; 274, 17 ex; 281, 22 -que; 288, 23 cum; 293, 4 ut; 307, 15 in; 309, 15 C.; 309, 18 tunc; 336, 14 circa; 339, 4 uictos; 342, 13 ad; 357, 1 post; 361, 12 poenas; 379, 9 consilio; 393, 15 ad extremos; 405, 20 uindicavit; 441, 11 de; 445, 1 est; 448, 11 in; 456, 6 sui; 473, 11 cunctis; 487, 7 quo; 511, 5 cum; 544, 1 et; 558, 8 et; 555, 14 ut; 560, 4 ille.

Von dem Standpunkte dieses Schema's aus ist die Sache ganz deutlich: *Π* ist das Original für *P*, wie auch *P* das Original für *R* war; aber dieses Ergebnis wird etwas vorzeitig sein, da auch *Π* und *P* eine gewisse Individualität besitzen. Die in *P* vorkommenden Lakunen sind: 2, 7 tantum; 28, 1 a meridie; 29, 7 ab — occurrentem; 47, 10 non; 59, 6 non (cf. *Π* nun); 61, 1 enim; 62, 5 de; 82, 6 mundi cardines quatuor; 86, 5 suo; 106, 9 se — traderentur; 109, 3 Leonida — Lacedaemoniorum; 127, 15 apparatibus magnis; 132, 2 en (cf. *Π* $\overset{n}{\text{et}}$ corr. m^{4}); 140, 8 sui; 141, 17 quidem; 153, 6 si; 153, 9 arma; 153, 10 suis; 153, 12 autem; 155, 15 rex; 162, 10 soli; (cf. *Π* oli); 167, 10 quis — esset; 172, 12 Alexandri; 183, 10 meas; 184, 8 pacem; 187, 8 Samnites; 189, 17 -norum — sunt (P^1 spatio relicto); 193, 6 cum; 197, 3 et; 198, 11 alterius — decipi se; 202, 6 tanta; 205, 9 gelu; 295, 18 cum; 297, 17 a quo istae; 315, 9 praedae — nihil; 372, 8 Menapi — X milia; 418, 9 penes; 428, 12 idem; 439, 16 sub; 440, 13 bella; 445, 7 cum; 454, 15 impietatis; 492, 8 Galerius et — 9 partes diuiserunt.

Dabei muss ich aber bemerken, dass diese Lakunen zum Teil von m^{2}, zum Teil auch schon von m^{1} (= m^{b}) verbessert sind. Die Gruppe *ΠR* ist nur in vier Fällen zu finden. Danach lässt sich vermuten, dass

von einem Codex x zwei Klassen der Handschriften, y und z, entstanden sind, von denen y dem Codex L sich annähert, von wo auch die Ähnlichkeit von D mit L zu erklären ist; von z stammen die Handschriften der zweiten Klasse a ab. Von der Handschrift a, die auch als Original für eine vermutliche Abschrift b diente, ist Π abgeschrieben, gleichwie von b und c die Handschriften P und R abstammen. Durch diese Vermutung lässt sich erklären einerseits die Verwandtschaft der Handschriften ΠPR, andererseits auch ihre individuellen Lakunen. Daraus können wir schliessen, dass c derselbe Codex Theodgrim's ist, der in dem Zwischenraume von den Jahren 827—840 geschrieben und später verloren gegangen ist. Graphisch wird dieses Schema folgendermassen dargestellt:



Meine Meinung über den Ursprung der Handschrift P, dass sie nämlich nicht unmittelbar von der Handschrift Π, sondern durch die verbindenden Mittelglieder a und b abstamme, wird auch dadurch bestärkt, dass wir keine Lakunen von der Art DP vorfinden. Theodgrim's Codex c, welcher später als P von b abgeschrieben worden, folgte den Lesarten der Hand b^2, wodurch die Verwandtschaft P^1R^2 und P^2R^1 sich erklären lässt. Durch diese Vermutung über die Abstammung der Hss. P und R von dem Originale der Handschrift Π können wir auch erklären, dass hinter dem Texte des Orosius ein Brief von Severus an den Bischof Paulinus in P und R steht, während Π diesen Brief nicht enthält. Augenscheinlich ist dieser Brief in den Codex b aus einer anderen Handschrift als a eingetragen und zwar nachdem b^1 mit einer Handschrift β ($= b^2$) verglichen worden. Aus diesem b^2 ist der Brief des Severus in die Handschriften c, P und R der Reihe nach übergegangen.

Herr Professor Dr. J. A. Fridericin in Kopenhagen teilte mir mit, dass sich auf dem dortigen Reichsarchiv Abschrift eines Briefes von Gabriel zur Nedden, der nicht Augenzeuge war, aber in Wolfenbüttel von den Entkommenen Nachricht erhalten hat, an Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg findet, datiert Wolfenbüttel am 18. August 1626, also Tags nach der Schlacht. Das Original ist im Grossherzoglichen Archive zu Schwerin nicht mehr. Der Brief berichtet kurz und nicht immer richtig über die Hergänge, die zur Schlacht führten, und bemerkt über diese nichts Neues, als dass im Beginn widersprechende Befehle gegeben worden seien und dass der Wind den Königlichen den Rauch der Geschütze Tillys entgegengetrieben habe.

18. Nov. 1900.

D. Schäfer.

Universitäts-Buchdruckerei J. Hörning, Heidelberg.

٢



